

B O H E M I A

J A H R B U C H des C O L L E G I U M C A R O L I N U M

BAND 9

Verlag Robert Lerche München, vormals Calve'sche Universitätsbuchhandlung Prag
München 1968

Die Jahrbücher des Collegium Carolinum / Forschungsstelle für die böhmischen Länder / erscheinen in zwangloser Reihenfolge in Fortsetzung der vom ehemaligen Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher. Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Herausgegeben im Auftrag des Collegium Carolinum von
Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl, München

Schriftleitung: Dr. Gerhard Hanke, 8 München 22, Thierschstraße 11—17/IV

Auslieferung November 1969

Satz, Druck und Einband:
Buchdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz

INHALT

	Seite
ABHANDLUNGEN	
Schwarz, Ernst: Beiträge zur mittelalterlichen deutschen Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens	9
Dorda-Ebert, Maria: Die Volkszugehörigkeit der Untertanen der Klosterherrschaften Chotieschau und Frauenthal sowie der weltlichen Herrschaft Netolitz in vorhussitischer Zeit	31
Dülmen, Richard van: Johann Amos Comenius und Johann Valentin Andreae. Ihre persönliche Verbindung und ihr Reformanliegen	73
Popp, Emil: Augsburger Künstler und Kunsthandwerker aus den Sudetenländern	88
Fischer, Karl: Die Uhrmacher in Böhmen und Mähren 1630—1850	105
Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche und germanische volkskundliche Wortgeographie	138
Herrmann, Erwin: Nikolaj J. Danilevskij und der tschechische Panslawismus	163
Bachmann, Harald: Staatsreform und Kriegspolitik. Existenzprobleme Österreichs vor Beginn und während des Ersten Weltkrieges	179
Wolfe, James H.: Roosevelt und die Sudetenfrage. Eine Untersuchung der amerikanischen Diplomatie	197
Hoensch, Jörg K.: Revision und Expansion. Überlegungen zur Zielsetzung, Methode und Planung der Tschechoslowakei-Politik Hitlers	208
Cysarz, Herbert: Deutsche Philosophie im Prager Raum seit Bernard Bolzano	229
THEMEN UND ASPEKTE DER MODERNEN FORSCHUNG	
Rubner, Heinrich: Leistungen und Aufgaben der böhmischen Forstgeschichte	265
Seibt, Ferdinand: Die Deutschen in der tschechischen Historiographie 1945—1965	288
Richter, Karl: Adel und Herrschaft im mittelalterlichen Böhmen in der Darstellung der tschechischen Historiographie	307
Heymann, Frederick G.: Das Temno in der neuen tschechischen Geschichtsauffassung	323
Prinz, Friedrich: Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 als historiographisches Problem. Ein Kongreßbericht	340
Brandes, Detlef: Widerstand und Revolution	352
MISZELLEN	
Werlin, Josef: Eine weitere Überlieferung der Prager Pestbelehrung für den Markgrafen von Mähren	373
Merten, Klaus: Drei Risse der Wallfahrtskirche in Altbunzlau von Nikodemus Tessin d. J. im Nationalmuseum in Stockholm	377
Wessely, Kurt: Die Wirtschaft der Tschechoslowakei im Jahre 1968 . . .	383

BERICHT

Bosl, Karl: Zehn Jahre Collegium Carolinum 1958—1968	394
--	-----

NACHRUF

Franz J. Beranek — † 11. August 1967 (Ernst Schwarz)	401
--	-----

BUCHBESPRECHUNGEN

Humanitas Ethnica. Menschenwürde, Recht und Gemeinschaft. Festschrift für Theodor Veiter (Harald Bachmann)	404
J. Svoboda: Tschechoslowakei — H. Pross-Weerth: Prag und die Tsche- choslowakei — Prag. Ein Bildband von G. Schindler und J. Seuss — G. Fehr / W. Neumeister: Prag (Friedrich Prinz)	406
B. Schier: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa (Torsten Gebhard)	408
Dolování v Jáchymově (Heribert Sturm)	410
E. Matthes: Das Häuserlehnbuch der sächsisch-böhmischen Bergstadt Platten im Erzgebirge 1535—1570 (Horst Pohl)	416
M. Weigel / J. Wopper / H. Ammon: Ambergisches Pfarrerbuch und Neu- burgisches Pfarrerbuch (Heribert Sturm)	418
J. Vlachovič: Slovenská med v 16. a 17. storočí (Hermann Kellenbenz)	420
S. Sieber: Studien zur Industriegeschichte des Erzgebirges (Gustav Otruba)	424
Die deutsche Schule in den Sudetenländern. Hrsg. v. T. Keil (Friedrich Prinz)	426
Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (Friedrich Prinz)	427
Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 (Friedrich Prinz)	429
B. Sutter: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. Bd. 2 (Harald Bachmann)	431
Dokumente zur sudetendeutschen Frage 1916—1967 (Ferdinand Seibt)	433
E. Spengler: Zur Frage des völkerrechtlich gültigen Zustandekommens der deutsch-tschechoslowakischen Grenzneuregelung 1938 (Otto Kimminich)	437
E. Goldstücker: Weltfreunde (Friedrich Prinz)	441
J. Mukařovský: Kapitel aus der Poetik (Friedrich Prinz)	443

ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN ENG- LISCHER SPRACHE	444
---	-----

ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN FRAN- ZÖSISCHER SPRACHE	459
--	-----

VERZEICHNIS DER IM JAHRBUCH VERWENDETEN SI- GEL	475
--	-----

PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MIS- ZELLEN	476
--	-----

STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MIS- ZELLEN	497
---	-----

MITARBEITER DES JAHRBUCHES

- Bachmann, Harald, Dr. phil., Studienprofessor, Fürth/Bay.
- Bosl, Karl, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. München.
- Brandes, Detlef, Dr. phil., Gräfelting.
- Cysarz, Herbert, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. München i. R.
- Dorda-Ebert, Maria, Dr. phil., Grettstadt.
- Dülmen, Richard van, Dr. phil., wissenschaftl. Mitarbeiter an der Bayer. Akademie der Wissenschaften, München.
- Fischer, Karl, Dr. phil., Prag.
- Gebhard, Torsten, Dr. rer. techn., Hon.-Prof. a. d. Univ. München, Generalkonservator d. Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege.
- Herrmann, Erwin, Dr. phil., Bayreuth.
- Heymann, Frederick G., Dr. phil., Prof. a. d. University of Calgary, Department of History, Alberta, Canada.
- Hoensch, Jörg K., Dr. phil., wissenschaftl. Mitarbeiter d. Instituts f. osteuropäische Geschichte und Landeskunde a. d. Univ. Tübingen.
- Kellenbenz, Hermann, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Köln.
- Kimminich, Otto, Dr. jur., o. Prof. a. d. Univ. Regensburg.
- Merten, Klaus, Dr. phil., Frankfurt/M.
- Otruba, Gustav, Dr. phil., ao. Prof. a. d. Hochschule f. Sozial- u. Wirtschaftswissenschaften Linz.
- Pohl, Horst, Dr. phil., wissensch. Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg.
- Popp, Emil, Dr. phil., Oberstudiendirektor i. R., Augsburg.
- Prinz, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Saarbrücken.
- Richter, Karl, Dr. phil., wissenschaftl. Sekretär d. Collegium Carolinum, München.
- Rubner, Heinrich, Dr. phil., Wissenschaftsrat a. d. Univ. Regensburg.
- Schwarz, Ernst, Dr. phil., o. em. Prof. d. Univ. Erlangen.
- Seibt, Ferdinand, Dr. phil., Doz. a. d. Univ. München.
- Sturm, Heribert, Dr. phil., Archivdirektor, Amberg/Opf.
- Werlin, Josef, Dr. phil., Mannheim.
- Wessely, Kurt, Dr. phil. et Dr. rer. pol., Prof., Ostwirtschaftsreferent d. Österr. Ost- u. Südosteuropainstituts, Wien.
- Wolfe, James H., Dr. phil., Prof. a. d. University of Maryland, Department of Government and Politics, College Park, USA.

BEITRÄGE ZUR MITTELALTERLICHEN DEUTSCHEN KANZLEISPRACHE SÜD- UND MITTELMÄHRENS

Von Ernst Schwarz

Den spätmittelalterlichen Kanzleisprachen wird heute erhöhte Anteilnahme zugewendet. Neuere Arbeiten beschäftigen sich besonders mit den Fragen, die mit der Ausbildung und Festigung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Verbindung stehen¹ und L. E. Schmitt plant eine Reihe von Bänden über die Entstehung und Struktur der „Neuhochdeutschen Schriftsprache“, von der der 1. Band erschienen ist². Er will die großen Kanzleien behandeln und ihren Schreibern nachgehen. Das Unternehmen ist langwierig und schwierig, denn auch wenn es gelingt, die Schreiber festzustellen, so ist damit noch wenig über die Höhe ihrer Ausbildung und den Zustand der Schreiber gesagt, d. h. über die Frage entschieden, worauf sich die Schreibgewohnheiten einer Kanzlei stützen, wie weit hier Tradition, Abhängigkeit von der gesprochenen Sprache, Einwirkung der Mundart im einzelnen mit-sprechen, ob der Schreiber bei seinem erlernten Schreibertypus bleibt oder sich den Traditionen einer Kanzlei einfügt.

Die Fragen der neuhochdeutschen Schriftsprache können bei Untersuchungen über die deutsche Kanzleisprache des hohen Mittelalters in den Sudentenländern zurückgestellt werden, seit die Ansicht aufgegeben werden mußte, daß die Kanzlei Karls IV. der Ausgangspunkt einer frühen Kanzleisprache gewissermaßen als Vorläufer Martin Luthers gewesen sei³. Von ihr führt kein Weg zum Reformator, denn als Folge der Hussitenkriege ist die deutsche Kanzleisprache Böhmens, die in dem Nebeneinander der neuhochdeutschen Diphthonge *ei*, *au*, *eu* für mhd. *ī*, *ū*, *iu* und der Monophthonge *ī*, *ū*, *ü* für mhd. *ie*, *uo*, *üe* (mein, Haus, heute, lieb, gut, müde) gewiß den auch bei Luther üblichen Stand erreicht hatte, in ihrer Bedeutung so zurückgefallen, daß die Vorgeschichte der Luthersprache ohne die Sprache des frühen Hu-

¹ So Fleischer, W.: Frühneuhochdeutsche Geschäftssprache und neuhochdeutsche Norm. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 88 (Halle 1966) 107—246.

² Schmitt, L. E.: Untersuchungen zur Entstehung und Struktur der „Neuhochdeutschen Schriftsprache“. I. Sprachgeschichte des Thüringisch-Obersächsischen im späten Mittelalter. Die Geschäftssprache von 1300—1500. Köln 1966 (Mitteldeutsche Forschungen 36/I).

³ Burdach, K.: Vom Mittelalter zur Reformation. III, 2 (1926—1932), S. XX ff. und die hier angegebene Literatur. — Bernt, A.: Die Entstehung unserer Schriftsprache (Ebenda XI). Berlin 1934. Ablehnend zu Bernt Schwarz, E.: Deutsche Literaturzeitung 57 (1936) 704—709.

manismus am Hofe Karls IV. gesehen werden muß⁴. Die Sprache der Bibelübersetzung Luthers beruht nach seinen eigenen Worten auf der meißnischen Kanzleisprache und es ist sein Verdienst, sie volkstümlich gestaltet zu haben. Die Frage ist deshalb, wie die ostmitteldeutsche Kanzleisprache der vorlutherischen Zeit gewachsen und instand gesetzt worden ist, als Grundlage zur nhd. Schriftsprache zu dienen. Die Einwände gegen Burdach, der das Schwergewicht auf Böhmen im 14. Jahrhundert legen wollte, faßt Schmitt zusammen. Die Einwirkung von Rienzo und des italienischen Frühhumanismus ist übertrieben worden. Burdach und Bernt vernachlässigen die rein sprachlichen Grundlagen⁵. Diese Einwände können aus der Geschichte Böhmens und seiner Kanzleisprache entscheidend vermehrt werden. Bei Bernt kommt hinzu, daß er über die Herkunft der Deutschen in Böhmen, die Stellung ihrer Mundarten und die Entwicklung ihrer Kanzleisprache unklare Vorstellungen hat.

Deshalb ist es nicht notwendig, die Erforschung der deutschen Kanzleisprache Böhmens und Mährens mit dem Blick auf die nhd. Schriftsprache zu betreiben. Es kann ihre Struktur, ihr Wandel, ihre Laut- und Wortwahl beobachtet werden. Es bleibt wie auch sonst zu überlegen, wie der Abstand zwischen Schreiben und Sprechen überbrückt werden kann, welche Mittel es dafür gibt, wie das Verhältnis zu den Stadtsprachen und Bauernmundarten einzuschätzen ist, wieweit gegenseitige Abhängigkeit besteht, was durch die deutsche Ostsiedlung hereingetragen worden ist. Ältere Arbeiten haben sich in der Regel auf die Feststellung der Lautzeichen beschränkt und sind heute veraltet⁶. Früher hat man wenig über die sudetendeutschen Mundarten gewußt und sie deshalb bei den Studien über die Kanzleisprache nicht beachtet, auch geglaubt, daß man bei den Stadtsprachen, die hinter den Kanzleisprachen stehen, darauf keine Rücksicht zu nehmen brauche.

Das Hauptbemühen der deutschen Sprachforschung in den Sudetenländern zwischen den beiden Weltkriegen hat sich darauf gerichtet, die sudetendeutschen Mundarten zu erforschen, in ihre Entstehung, ihre Zusammenhänge untereinander und mit der Nachbarschaft Einblick zu gewinnen und sie als Niederschlag der Geschichte des hohen Mittelalters und der späteren Zeit verstehen zu lernen⁷. Das war auch gut so, wie sich nun sagen läßt, denn

⁴ Schwarz, E.: Die Grundlagen der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zs. f. Mundartforschung 12 (1936) 1—15. — Frings, Th.: Die Grundlagen des meißnischen Deutsch, ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache. Halle 1936.

⁵ Schmitt I, 5 ff.

⁶ Mourek, V. E.: Zum Prager Deutsch des XIV. Jahrhunderts. SB der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1901. Prag 1901. — Jelinek, F.: Die Sprache der Wenzelsbibel in ihrem Verhältnis zu der Sprache der wichtigsten deutschen Literatur- und Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren im XIV. Jahrhundert und der kaiserlichen Kanzlei der Luxemburger. Sonderdruck aus dem 38. und 39. Jahresbericht der k. k. Oberrealschule in Görz. 1898.

⁷ Zusammenfassend Schwarz, E.: Sudetendeutsche Sprachräume¹. München 1935;

² Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte. Bd. 2. München 1962.

das ist gewissermaßen in letzter Stunde geschehen. Nun, nach der Vertreibung, muß mit ihrem Aussterben gerechnet werden, damit mit der Schwierigkeit, diese aus dem hohen Mittelalter stammenden Mundarten für die Geschichte des Volkes, aber auch für die obersächsische, ostfränkische und bairische Nachbarschaft verwerten zu können, zumal auch die Schlesier vertrieben worden sind. Mit dem Reichsschlesischen hatte das Sudetenschlesische besonders enge Beziehungen, die sich aus den Wegen der Besiedlung, die vielfach von Schlesien nach Süden gerichtet war, erklären. Immerhin war schon 1936 geplant, die hochmittelalterlichen Kanzleisprachen Böhmens und Mährens zu untersuchen, um so die Grundlagen zu einer Geographie zu schaffen⁸. E. Korkisch hat eine gute Dissertation über die Kanzleisprache von M. Trübau geliefert⁹. Man kann gegen diese Arbeit einwenden, daß bei der Sprache des ältesten Stadtbuches von M. Trübau von 1373—1554, das freilich nur z. T. auf uns gekommen ist, die Schreiberhände nicht geschieden sind. Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß sich die Schreiber der kleinen Stadtkanzleien in der Regel aus der Stadt ergänzten und deshalb nicht die Unterschiede aufweisen, die in größeren Städten auftreten können, wenn fremde Schreiber eine Rolle spielen und sich der Schriftcharakter fühlbar ändert. Diese kleinen Kanzleien schreiben ein Deutsch, das der Umgangssprache näher steht als in den größeren Städten, wie sich deutlich etwa bei der Schreibung des B. Kamnitzer Stadtbuches¹⁰ beobachten läßt. Auch Masařík stellt fest, daß beim Brünner Testamentenbuch mehrere Schreiber tätig waren, aber eine einheitliche Schreibung vorhanden ist, offenbar also eine Norm der Brünner Kanzleisprache besteht¹¹. Weitere Untersuchungen waren in Aussicht genommen, so eine Habilitationsschrift von A. Kreller über die südmährische Kanzleisprache, die wohl begonnen, aber durch den Krieg, Ausweisung und Tod des Verf. trotz einiger Vorbereitungen nicht mehr durchgeführt werden konnte. Vom Verf. dieser Zeilen ist nur ein Teilabschnitt über die Schreibsprache Mittelmährens an Hand der Deutsch Prusser Waisenbücher und des Neboteiner Waisenbuches erschienen¹².

Es ist bei diesem Stande der Forschung zu begrüßen, daß sich nun die tschechische Germanistik bemüht, diese Arbeiten zur hochmittelalterlichen deutschen Kanzleisprache Böhmens und Mährens aufzunehmen. Es ist selbstverständlich notwendig, daß diese Arbeiten von deutscher Seite aufmerksam verfolgt werden, zustimmend, skeptisch oder ablehnend, am besten weiterführend, damit die Verbindungsfäden der Forschung aufgezeigt

⁸ Schwarz: Grundlagen d. nhd. Schriftsprache 13.

⁹ Ein Auszug bei Korkisch, E.: Zur mittelalterlichen deutschen Kanzleisprache im Schönhengst. DVBM 1 (1939) 173—221.

¹⁰ Das älteste Böhmisches Kamnitzer Stadtbuch. Hrsg. von A. Horcicka. Prag 1915 (Stadt- und Urkundenbücher aus Böhmen 6).

¹¹ Masařík, Zdeněk: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens. Brunn 1966, S. 20 (Opera universitatis Purkyniae Brunensis 110).

¹² Schwarz, E.: Untersuchungen zur deutschen Sprach- und Volkstumsgeschichte Mittelmährens. Brunn-Leipzig 1939 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 5).

werden können. Wenn auf beiden Seiten Lücken in der Literatur vorkommen, wird das durch die Unterbrechung und Erschwerung der Verbindungen in den Nachkriegsjahren entschuldigt werden müssen.

Masařík interessiert besonders die Brücke zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch in Mähren. Es ist in der Tat so, daß Südmähren teilweise, Mittelmähren deutlicher auch in den Bereich ostmitteldeutscher Ostbewegung geraten sind, wobei Iglau eine Sonderstellung einnimmt. Es sind deutlich bairische Bauern und gewiß auch Bürger bis in den Süden von Nordmähren gekommen, wo sie vor allem im Schönhengst, um Olmütz und M. Neustadt in Mundarten und Namengebung Spuren hinterlassen haben. Im Westen der Olmützer Sprachinsel ist im Dorfe Nebotein eine altmittelbairische Mundart gesprochen worden, die mit den Nachbardörfern gewissermaßen einen stehen gebliebenen Horst bairischer Niederlassung des 13. Jahrhunderts darstellt, über den sich nur eine schwache ostmitteldeutsche Tünche nordmährischer Färbung gelegt hat¹³. Die beiden Richtungen des deutschen Landesausbaus haben sich in gewissen Teilen Mittel- und Südmährens übereinander gelegt, so daß es zu Mischungen gekommen ist. Den bairischen Einflüssen in Nordmähren stehen ostmitteldeutsche in Mittelmähren über die Brünnner und Wischauer Sprachinsel bis ins östliche Südmähren, besonders in das Gebiet um Auspitz, gegenüber. Einzubeziehen sind in eine geschichtlich vertiefte Betrachtung die untergegangenen deutschen Sprachinseln in Mittelmähren, außerdem ist zu beachten, daß das deutsche Sprachgebiet in Südmähren eingebrockelt war¹⁴. Gewiß haben sich Baiern und Ostmitteldeutsche auch in der nördlichen Oberpfalz¹⁵, nördlich vom Erzgebirge und im ganzen Ostmitteldeutschen mehr oder minder deutlich getroffen¹⁶, aber hier hat es so frühe Mischungen gegeben, daß die süd- und mitteldeutschen Komponenten erst durch sorgfältige Abdeckung der verschiedenen Schichten erkennbar sind. In Süd- und besonders in Mittelmähren ist der Übergang vom Bairischen ins Ostmitteldeutsche und umgekehrt viel unmittelbarer gewesen und deshalb genauer zu erkennen. Darum ist es reizvoll, diesem Zusammentreffen nicht nur in den Mundarten, sondern auch in der Kanzleisprache nachzugehen.

Masařík kommt es zunächst darauf an, die Züge der Kanzleisprache zu erkennen, Abweichungen zu registrieren und daraus Schlüsse zu ziehen. Aber damit kann sich eine solche Arbeit nicht zufrieden geben. Man muß sofort fragen, wie die Abweichungen und die Grundlagen zu erklären sind. Bei Veränderungen ist eine Feststellung der Unterschiede gewiß wichtig, aber den Ausnahmen kommt erfahrungsgemäß eine große Bedeutung zu, weil

¹³ Schwarz: Sprachräume 293 f.

¹⁴ Schwarz, E.: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer II. München 1966, S. 16 ff. (Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte 4).

¹⁵ Schwarz, E.: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960 (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 4).

¹⁶ Dazu Frings, Th.: Sprache und Geschichte. Halle 1956, S. 117 (Mitteldeutsche Studien 18).

sie u. U. größere Veränderungen andeuten können. Das weiß auch Masařík und deshalb versucht er öfters, den Ursachen nachzugehen. Unsere Bemühungen werden darauf zielen, diese Fragestellung zu verbreitern.

Die Zahl der auf S. 140—141 nachgewiesenen Quellen ist erheblich. Die Lesung, die bei Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts nicht immer leicht und immer zeitraubend ist, muß viele Zettel gebracht haben, von denen nur eine sehr kleine Auswahl geboten werden kann. Will man einen Überblick über eine größere Landschaft, also nicht nur über die Kanzleisprache einer Stadt, gewinnen, ist es wichtig, möglichst viele Schreiborte in einem Belegnetz zu verankern, um Vergleiche, Übergänge und Änderungen beobachten zu können. Masařík begnügt sich mit Znaim, Brünn und Iglau, die reichhaltig vertreten sind, dazu Mödritz, Königsfeld, Eibenschütz und Ungarisch Hradisch. Mährisch Trübau und Littau dienen dem Vergleich mit Nordmähren, sind aber dazu nicht ganz geeignet. Er hätte noch Groß Bitesch heranziehen können, dessen ältestes 1414 beginnendes Stadtbuch¹⁷ eine beträchtliche Zahl deutscher Einträge bietet, dazu mit ausgesprochen bairischer Schreibung ohne die in Brünn gelegentlich bemerkbaren ostmd. Einflüsse und deshalb wertvoll für den Vergleich mit Brünn. Auch das in Eibenschütz westlich Brünn 1442 einsetzende Stadtbuch zeigt neben lateinischen und tschechischen Eintragungen auch deutsche¹⁸. Die Ausgabe des Brünner Stadtbuches durch Rößler¹⁹ wird mit Recht getadelt. Die Fehler sind größer als man erwartet hat. Falsche Lesungen, Nivellierungen des Textes, Modernisierungen werden nachgewiesen²⁰. Wenn aber Rößler²¹ für *das under undertanen* ein *unser* druckt, so ist das eine erlaubte Verbesserung, die freilich hätte gekennzeichnet werden müssen. Ein *under* „unser“ ist in Brünn unwahrscheinlich und das *-d-* wird eine Verschreibung unter dem Einfluß des folgenden Wortes sein. Das 19. Jahrhundert war nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern auch in Deutschland bei der Herausgabe von mittelalterlichen Quellen nicht so sorgfältig, wie wir es heute verlangen. Man sah in den Quellen Hilfsmittel für die Geschichte und dachte noch nicht daran, daß für sprachliche Zwecke größte Genauigkeit erforderlich ist. Daher kommt es, daß für sprachliche Untersuchungen immer auf die Originale zurückgegangen werden muß, wenn eine Überprüfung zeigt, daß bei der Herausgabe keine Genauigkeit angestrebt worden ist. Das gilt auch für die Urkundendrucke im Cod. Mor.^{21a}, wo die älteren Bände

¹⁷ Schwarz: Sprachräume² 63 ff., 107 ff. — Tiray, J.: Městská kniha bítešská z roku 1414 [Das Stadtbuch von Groß Bitesch aus dem Jahre 1414]. ČMorM 8 (1908) 119—140, 294—319.

¹⁸ Kniha pamětní a kšaftů [Gedenk- und Testamentenbuch] 1442—1509 (im Landesarchiv Brünn). Ein Buch von 1585 wird unter den herangezogenen Handschriften angeführt.

¹⁹ Rößler, E. F.: Das Stadtrecht von Brünn aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Prag 1852 (Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren 2).

²⁰ Masařík 28.

²¹ Rößler 379.

^{21a} Cod. Mor. = Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae (306—1411). 15 Bände. Brünn 1836—1903.

deshalb für sprachliche Untersuchungen meist unbrauchbar sind, zumindest Überprüfungen nach den Originalen gefordert werden müssen. Erst ab Bd. XIV, seit der Herausgabe durch B. Bretholz, werden die Schreibungen zuverlässiger. In ihm gibt es deutsche Urkunden auch für andere Städte, so aus Zlabings und Groß Meseritsch, deren Nachprüfung für Masařík eine Verdichtung seines Netzes bedeutet hätte. Es ist aber selbstverständlich, daß, worauf hier im Vorbeigehen hingewiesen sei, die Bedeutung der Urkundenbücher für den Historiker ihren Wert behält, da es dabei nicht auf genaue Wiedergabe ankommt, ebenso sind die Ortsnamen bis zu einem gewissen Grade verwertbar, wenngleich hier beim Abdruck viele Fehler vorgekommen sein werden, die aber dann ausgleichbar sind, wenn mehrere Schreibungen vorliegen, also Vergleichsmaterial bereit steht. Dadurch, daß Masařík weniger offizielle Denkmäler durchgearbeitet hat, in Znaim z. B. nicht nur das Znaimer Rechtsbuch aus dem 14. Jahrhundert, sondern auch das Mautbuch von 1395—1660, mehrere Kopiarbücher usw., auch die Judenbücher der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, gewinnt er tatsächlich gutes Belegmaterial. Aber warum fehlen die Znaimer Lösungsregister der Jahre 1363, 1397 und 1430, während das von 1439 benützt worden ist? Die Lösungsregister von 1363 und 1397 sind veröffentlicht²². Deutsch sind hier allerdings nur die Familiennamen und die sind oft schlecht gelesen. Eine Überprüfung wäre deshalb notwendig gewesen. Zur Ergänzung müssen deutsche Familiennamen herangezogen werden — und in geringem Umfange tut es auch Masařík —, wenn andere Schreibungen aus bestimmten Orten und Zeiten fehlen. In Brünn ist das Brünner Stadtrecht in der Handschrift benutzt worden, so daß die Fehler Rößlers festgestellt sind. Die Brünner Lösungsregister sind verwertet worden, damit Quellen, die über die Ausgabe von B. Mendl²³ hinausgehen. Die Zusammenarbeit mit Vertretern der historischen Hilfswissenschaften hat es Masařík ermöglicht, die verschiedenen Schreiberhände zu scheiden. Für den Gang der Untersuchung wird es deutlich, daß die Heranziehung besonders nichtoffizieller Denkmäler nützlich ist. Sprachstudien sollten nicht nur an Urkunden vorgenommen werden, die sorgfältig stilisiert sind und deshalb vom volkstümlichen Sprachgebrauch wegführen, denn es gibt Unterschiede im Schreiben, die durch soziale Verhältnisse begründet sind. Deshalb hat der Verf. dieses Beitrages die Waisenbücher von D. Pruß und Nebotein herangezogen, die erlaubten, in die Mundart Einblicke zu gewinnen. In Iglau sind besonders die vier Stadtbücher von 1319—1519 benützt worden, weniger die Privilegien, Rechte und Schöfensprüche. Sie hätten noch viel Material geboten, auch gibt es verschiedene Fragen dazu, die noch gestreift werden sollen. Die Ausgabe des Iglauer

²² Rejstřík města Znojma [Das Register der Stadt Znaim]. I 1363, II 1397. Hrsg. von K. Polesný (Výroční zpráva česk. stát. reform. gymnasia v Znojme 8—9, 1926/27, S. 1—71).

²³ BRb = Knihy počtů města Brna z let 1343—1365 [Die Rechnungsbücher der Stadt Brünn aus den Jahren 1343—1365]. Hrsg. von B. Mendl. Brünn 1935 (Prameny dějin moravských 5).

Bergrechtes von Zycha²⁴ wird nach Stichproben für zuverlässig erklärt. Die Ausgaben von Tomaschek werden wohl mit Recht nicht verwertet²⁵. Sie werden von Zycha ungünstig beurteilt, die Lese- und Druckfehler und die das Verständnis trübenden Interpunktionen bemängelt, so daß sie für einen Rechtshistoriker unbrauchbar seien²⁶. Rein erklärt die Texte Tomascheks für die Sprachwissenschaft als wissenschaftlich wertlos²⁷.

Man kann nur zustimmen, wenn die Unterschiede zwischen Schreiben und Sprechen betont werden und die Schreibsprache als eine Stilisierung der gesprochenen Sprache bezeichnet wird. Wenn Gerichtsprotokolle und andere Schriftstücke ohne offiziellen Charakter unmittelbare Anlehnung an die gesprochene Sprache vermuten lassen, muß das begrüßt werden, weil hier eine wichtige Zwischenstufe zum Sprechen auftaucht. Die Urkundensprache ist in der Tat ein kompliziertes Problem, ihre Beziehung zur Stadtsprache wird ein zentrales Forschungsanliegen. Gerade hier sind aber Masařík manche Möglichkeiten für die Erklärung besonderer Schreibungen entgangen, wie noch zu betonen sein wird.

Masařík muß zugestimmt werden, wenn er zeigt, daß in Abschriften von Empfängerurkunden aus Orten mit anderen Dialekten Merkmale der anderen Sprache stehen bleiben können, wie sie sich bei einer Urkunde von 1384²⁸ finden lassen, zumal drei andere Urkunden von 1381 und 1387²⁹ ripuarische Kanzleisprache bieten.

Im III. Hauptteile wird der Lautstand untersucht. Bei den Vokalen in haupttoniger Silbe fällt auf, daß wohl mhd. *a* und *ā* in besonderen Abschnitten behandelt werden, aber doch ursprüngliche *ā* unter *a* stehen. Gewiß waren im 13. Jahrhundert schon Dehnungen des kurzen *a* und Kürzungen des langen *ā* vorhanden. Da aber theoretisch zwischen ursprünglichen Kürzen und Längen Verschiedenheiten bestanden haben können und in manchen Mundarten sicher auch vorhanden waren, empfiehlt es sich, hier eine Trennung der Belege durchzuführen. In bairischen Mundarten Südmährens werden sowohl *a* als auch *ā* verdumft und zwar zu offenen Lauten³⁰. In ostmd. Mundarten aber kann *a* zu *o*, *ā* dagegen zu geschlossenem *ō* oder *ou* verdumft werden. Wird in einer Mundart oder Stadtsprache mit ostmitteldeutschen Einflüssen gerechnet, kann das auch in der Schreibsprache u. U. eine Rolle

²⁴ Zycha, A.: Das böhmische Bergrecht des Mittelalters auf Grund des Bergrechts von Iglau. 2 Bde. Berlin 1900.

²⁵ Tomaschek, J. A.: Der Oberhof Iglau in Mähren und seine Schöffensprüche aus dem XIII.—XVI. Jahrhundert. Innsbruck 1868; Das alte Bergrecht von Iglau und seine bergrechtlichen Schöffensprüche. Innsbruck 1897.

²⁶ Zycha II, S. XXIX. Diese Äußerung ist übertrieben, denn die Sprüche sind noch heute nützlich und für verschiedene historische Beobachtungen verwertbar.

²⁷ Rein, Kurt: Der Münchner Thurzo-Kodex. Südostdeutsches Archiv 9 (1966) 145.

²⁸ Cod. Mor. XI 303.

²⁹ Cod. Mor. XV 185, 239, 240.

³⁰ Beranek, F. J.: Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). Reichenberg 1936, §§ 16, 19 (Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten 4. Hrs. v. E. Gierach).

spielen. Deshalb ist eine Trennung der Beispiele notwendig. Belege wie *gelassen* gelassen, *bott* hat, *gebrocht* gebracht (S. 43) gehören unter *ā*. Bei ostfränkischen Mundarten, mit deren Einfluß in Nordmähren gerechnet werden muß, wird z. T. kurzes *a* nicht verdumft, wohl aber gedehntes und langes *ā*, wobei bei Mischung mit bairischen Elementen in Kolonialmundarten Verdumpfung eingetreten sein kann. Hier wäre noch zu unterscheiden, ob diese Mundartmischung schon in der Heimat oder erst im neuen Lande durchgeführt worden oder gar mit beidem zu rechnen ist³¹.

Von einer Unterscheidung von *ē* (dem alten germanischen *e*-Laut), von primärem Umlauts *-e* und *ā*, *æ* als Sekundärumlaut von *a* und *ā* wird ebenfalls abgesehen, das bleibt aber notwendig, denn die Mundarten und besonders die bairischen haben hier ihre eigene Entwicklung. Die wenigen Belege für mhd. *e* (S. 46) befriedigen nicht. Wenn 1328 *Gintb*³² für Gent geschrieben wird, so liegt hier der Übergang des Umlautes *e* zu *i* vor Nasalen vor, der auch in schlesischen Untermundarten begegnet³³. Wenn von *e > i* in Haupttonsilben die Rede ist, ist *lebindig*³⁴ im Jahre 1383 kein gutes Beispiel. Es gibt noch Mundarten, die hier, wie es ursprünglich der Fall gewesen sein wird, Betonung der ersten Silbe voraussetzen, z. B. in Nordmähren im Kreis Sternberg *lämtich*. Warum sollte nicht auch die Kanzleisprache diese Betonungsweise gehabt haben? Bei *salikeit* handelt es sich nicht um einen Wandel von *e > a*, sondern von *æ > ā*, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die Schreibungen für den Sekundärumlaut von *a* und für *æ* in vielen Handschriften zwischen *e*, *ā* (*æ*) und *a* schwanken. Man darf sich nicht damit begnügen, nur vom Schreibbild auszugehen, denn letzten Endes steht hinter der Schreibung doch das Sprechen und bei diesem wieder die Frage, ob Unterschiede zwischen Stadtsprache und Dorfmundart bestanden haben. Bei *offinbar* handelt es sich nicht um den Übergang eines *e > i* in haupttoniger Silbe, sondern in unbetonter Stellung, wofür z. T. besondere Bedingungen gelten.

Wenn unter den Beispielen von *e* für mhd. *i* (S. 46 ff.) in Brünn mitteldeutsche Einflüsse erwogen werden, kann man dort zustimmen, wo es sich um *e* in haupttoniger Silbe dreht, z. B. *vorgeschreiben* „vorgeschrieben“. Aber *pelleich* für mhd. *billich* „billig“ wird eine Mischform sein, da *e* für *i* in der ersten Silbe im Ostmd. häufig begegnet, die Diphthongierung von *-lich* aber eine deutlich bairische Erscheinung ist. Das Auftreten solcher Mischformen ist in Brünn nicht auszuschließen, ohne daß eine Sicherheit für wirkliche Aussprache besteht. Bei unbetonten Wörtern wie *en* „ihn“, *em* „ihm“ ist mit Schwächung des *i* zu rechnen, was nicht in Beziehung zu einer bestimmten Mundart stehen muß. Ein Beispiel wie *ditcz brefs* „dieses

³¹ Diese Bemerkung zu Masařík 130, Anm. 5. Da er sich auch mit der deutschen Kanzleisprache in Nordmähren befassen will, soll das als Anregung dienen.

³² Cod. Mor. VI 289.

³³ Schwarz: Sprachräume² 255. Der Übergang ist im Westdeutschen weit verbreitet.

³⁴ Cod. Mor. XI 281. Hier steht im Text *lebindig*.

Briefes“ gehört überhaupt nicht hierher, weil *brief* auf mhd. *ie* beruht. Dasselbe gilt für *der lebin tochter* „der lieben Tochter“ in Iglau. Eine Schreibung *scheffart* im NU³⁵ 231 ist durchaus keine Ausnahme, denn *schef* „Schiff“, das an derselben Stelle steht, ist nicht nur in den bairischen Mundarten, sondern auch in der alten bairischen Schreibsprache eine ganz gewöhnliche Form³⁶.

Masařík erwähnt S. 47 ff. die Schreibungen *a* für mhd. *o*, S. 48 ff. die von *o* für mhd. *u*, nicht aber die von *u* für mhd. *o*. Man hat *būf* „Hof“ zwar nur im Auspitzer Ländchen gesprochen, aber in Ortsnamen gab es viele Fälle davon um Brünn und Wischau und dieses *u* muß als mitteldt. betrachtet werden³⁷. Die Schreibungen mit *u* setzen schon im 13. Jahrhundert ein.

Bei den Belegen für mhd. *i* heißt es (S. 49), daß in den südmährischen Kanzleien kurzes mhd. *i* teils als *i*, teils als *ie* wiedergegeben werde. Es wird hinzugefügt, daß sich die *ie*-Schreibung hauptsächlich auf die Stellung vor *r* beschränke, was richtig ist. Eine Erklärung wird nicht gegeben. In den Mundarten Südmährens ist vor *r* für *i* ein *ie* eingetreten³⁸, was wohl so zu verstehen ist, daß sich vor *r* in dieser Stellung ein Murmelvokal eingestellt hat, so daß man äußerlich auch von einer Diphthongierung sprechen könnte, also *wirt* „Wirt“ zu *wiert*. Solche Beobachtungen sind wichtig, weil sie die Kanzleischreibungen eingebettet in die bairische Entwicklung zeigen. Wenn in den Mödritzer Grundbüchern daneben auch *geschriebnen* erscheint, so ist das ein Zeichen für die Wiedergabe von gedehntem *i*, denn mit Dehnung in offener Silbe ist schon mindestens seit dem 13. Jahrhundert zu rechnen. Dort, wo *i* für *ie* geschrieben wird, ist zu überlegen, ob es sich um Annahme einer neuen Schreibung handelt oder ob besondere Bedingungen vorliegen. Masařík bringt wohl Beispiele wie *viech*, *viechbierten* „Viehhirten“, erklärt sie aber nicht, d. h. er hat sie mit den übrigen Schreibungen zusammengeworfen. Im Bairischen ist aber recht früh im Worte ahd. *vibu*, mhd. *vibe* eine Diphthongierung von *i* zu *ie* zu beobachten, so daß in nordbairischen Mundarten sogar *feich* eingetreten ist (<*viebe*). Ein *vichtreiber* „Viehtreiber“ ist deshalb schwierig zu beurteilen. Hier kann das alte mhd. *vich* für *vibe* vorliegen, eher aber die umgekehrte Schreibung für *viech*. Bei Formen wie *dinstag* für mhd. *dienstag* wird ebenso wie bei *iem* für *im* eine in alter Zeit nicht seltene Zwielauslautung anzusetzen sein³⁹. Im Bairischen sind *im* „ihm“, *in* „ihn“ zu *iem*, *ien* geworden und diese Erscheinung tritt so früh auf, daß *ie* in dieser Stellung wie altes *ie* zu *ēv* geworden ist. Es ist kein Einwand, daß Formen wie *ēvm* und *ēvno* „ihnen“ nicht mehr in der

³⁵ NU = Bretholz, B.: Das Urbar der Liechtensteinischen Herrschaften Nikolsburg . . . aus dem Jahre 1414. Reichenberg 1930 (Sudetendeutsche Geschichtsquellen 3).

³⁶ Belege bei Schmeller, A.: Bayerisches Wörterbuch II, Sp. 384.

³⁷ Dazu Schwarz, E.: Die bairisch-schlesische Überschichtung in Mähren. Zs. für Phonetik 2 (1948) 278 ff. und Abb. 2; Untersuchungen, Karte 6 und S. 9 ff.

³⁸ Beranek § 29, 3.

³⁹ Dazu Schwarz, E.: Beiträge zur bairischen Lautgeschichte. Teuthonista 2 (1925/26) 267.

Brünner und Wischauer Sprachinsel gebraucht worden sind⁴⁰. Weit verbreitet ist *wēn* „Wien“ (mhd. *Wienne*). Man hat so schon im hohen Mittelalter in Südmähren gesprochen und *tēv^{ns}d* „Dienst“ in geschriebenes *dinst* umgesetzt, wie es im NU durchaus die Regel ist.

Bei den Belegen der *a*-Schreibung für mhd. *o* (S. 47 ff.) herrscht insofern Verwirrung, als nicht zwischen mhd. *o* und *ō* geschieden, auch die besondere Entwicklung des *o* vor gewissen Konsonanten nicht beachtet wird. In der altbairischen Verkehrssprache ist das mhd. *ō* seit ahd. Zeit offen ausgesprochen worden⁴¹ und bairische Lehnwörter im Tschechischen setzen das schon für frühe Zeit voraus, z. B. tschechisch *klášter* „Kloster“, wo wegen des *á* für ahd. *ō* mit bairischem *ō* schon im 9./10. Jahrhundert zu rechnen sein wird⁴². Da mhd. *ā* seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts mindestens in den altbairischen Mundarten verdumpft war, wird diese Aussprache auch in den Städten und in der Verkehrssprache gegolten haben, so daß hier *ā* und *ō* zusammengefallen sind. Daraus erklären sich die in Südmähren wie auch sonst im Bairischen so häufigen Schreibungen *a* für mhd. *ō*, z. B. *chblaster* „Kloster“, *grasser* „großer“ (mhd. *klöster*, *grözer*). Formen wie *Mantag* „Montag“ gehören nicht hierher (mhd. *māne* „Mond“). Anders sind *a*-Schreibungen für kurzes *o* zu beurteilen. Hier begegnet *a* vor *r* und vor *ht*, *hs* deshalb häufig, weil vor diesen Konsonanten und Konsonantengruppen *o* offen ausgesprochen worden ist. In diesen Stellungen ist also *o* wie *ō* behandelt worden⁴³, u. zw. schon seit früher Zeit⁴⁴. Deshalb wird in süd- und mittelmährischen Quellen so häufig *tachter*, *achsen*, *darf* „Tochter, Ochsen, Dorf“ geschrieben⁴⁵. Weigl vereinigt *o* und *ō* in diesen Stellungen im Alt-bairischen⁴⁶. Damit ergibt sich, daß die genannten süd- und mittelmährischen Schreibungen für mhd. *o* und *ō* im bairischen Rahmen stehen. Man muß sich also die Frage vorlegen, ob für bestimmte von der Regel abweichende Schreibungen bestimmte Gründe bestehen. Erst dadurch wird es möglich, tiefer in die Probleme der Grundlagen einer Schreibsprache einzudringen, da ja doch sehr oft die mundartliche Aussprache dahinter steht.

In Znaim begegnet die Schreibung: *des alden rates geswaren purger* „des alten Rates geschworene Bürger“. Hier ist zu bedenken, daß das mhd. *swern* „schwören“ zur 6. Ablautsklasse gehört und mit *j*-Suffix auftritt (< *swar-jan*), ohne daß Konsonantengemination im Bairischen besteht. Wie zu *varn* „sich fortbewegen“ das Part. Prät. *gevarn* lautet, so zu *swern* *geswarn*. Es

⁴⁰ Beranek 197. — Schwarz: Untersuchungen 14. Die Grenzlinie *ēvm*:*īm* im östlichen Südmähren ist eingezeichnet auf Abb. 1, Zs. f. Phonetik 2 (1948) 275.

⁴¹ Dazu Schwarz: Beitr. z. bair. Lautgesch. 262 ff.

⁴² Schwarz, E.: Bemerkungen zur slavischen Lehnwörterkunde. ASlPh 40 (1926) 289 ff.

⁴³ Schwarz: Beitr. z. bair. Lautgesch. 259 ff.

⁴⁴ Schwarz: Bemerkg. z. slav. Lehnwörterkunde 290.

⁴⁵ Dazu noch Schwarz: Sprachräume² 69 ff. und Abb. 14 mit den Entsprechungen für *o* in gestorben, Tochter.

⁴⁶ Weigl, H.: Die niederösterreichische ui-Mundart. Teuthonista 1 (1924/25) 149—186.

wird hier am ehesten die alte Bildung vorliegen. Da im Präsens Umlaut eintritt, ist das Verb im hohen Mittelalter unregelmäßig geworden, daher im Nhd. schwor, geschworen gegenüber fuhr, gefahren.

Wieder anders muß das *a* in Schreibungen wie *Czernawicz*, *Gumrabicz* beurteilt werden. Hier liegen eingedeutschte Formen für heutiges Tschernowitz, Kumrowitz (bei Brünn) vor, die in der deutschen Mundart nicht nur des 20. Jahrhunderts *tširnobits* für tschechisches *Černovice*, *gumobits* für *Komárovice* lauten. Aus den genannten Schreibungen wird deshalb zu schließen sein, daß diese *a* der zweiten Silbe ein gesprochenes *v* wiedergeben, d. h. das alttschechische *o* ist in unbetonter Silbe im Deutschen schon abgeschwächt gesprochen worden.

Unter den Belegen mit mhd. *o* für mhd. *u* (S. 48) wird *obirn-* in Ortsnamen wie *Obirnsteirwiczperch* angeführt, zu Unrecht, denn neben mhd. *über* in der Präposition steht *ober* als Adjektiv, dem ahd. *ubir* und *obaro* entsprechend. Ein Flurname *Lottirperch* enthält das mhd. *lotter* „locker“, die Schreibung ist also in Ordnung, ebenso beim Familiennamen *Henslinus Spicenloden*, denn hier ist das mhd. *lode* „grobwollenes Zeug, Loden“ enthalten. Andere Beispiele weisen mit Recht auf den ostmd. Übergang *u > o*, etwa *molner* „Müller“ (oberdt. *mülner*), wo für *o* ein *ö* zu lesen ist. Wenn im 16. Jahrhundert in Mödritz *Sontag* geschrieben wird, müßte gefragt werden, ob schon die sich im Nhd. durchsetzende Aussprache *sonne* gegenüber mhd. *sunne* vorliegt oder eine ostmd. Form, auf die in Mödritz zu achten ist, liegt doch dieser Ort in der ostmd. Einflußzone des östlichen Südmähren. In *Pistom* „Bistum“ aber ist vom mhd. *bistuom* auszugehen, der für *bischoftuom* üblich gewordenen Verkürzung durch teilweise Weglassung des zweiten Gliedes in einer dreigliedrigen Zusammensetzung. Außerdem ist zu erwägen, daß hier eine nebentonige Silbe vorliegt. Bei der Wendung: *der wordt gefangen* „der wurde gefangen“ in Iglau liegt nicht *wurde*, sondern das mhd. *wart* vor, der Beleg gehört nicht hierher.

Bei den Beispielen für mhd. *ū* (S. 51) ist mhd. *ou* fernzuhalten, etwa *vnd wellen ouch* „und wollen auch“. Bei dem in der Brünner Kanzlei so häufigen *uf* wird gefragt, ob Kürzung von *ūf* oder alte Kürze vorliegt. Das Gotische kennt *iup*, das Ahd. *ūf*, das Mitteldeutsche *uf*, das dem altsächsischen *up* entspricht. Es wird mit Recht von *uf* und damit wohl von ostmd. Grundlage auszugehen sein.

Masařík erwähnt unter den Schreibungen für das mhd. Präfix *er-* auch die für *Ertag*, das im Bairischen seit alter Zeit übliche Wort für Dienstag. Diese Fälle gehören nicht hierher, *er-* ist hier kein Präfix, der Wochentagsname geht auf ein altbairisches *ergetac* als Entsprechung eines zu vermutenden gotischen **arjausdags* zurück, wie Kranzmayer gezeigt hat⁴⁷. Aber mit Recht macht Masařík darauf aufmerksam, daß in Brünn nur *Eritag*, *Erich-tag* geschrieben wird. Es wäre tatsächlich *Irtag* zu erwarten, da die Etymolo-

⁴⁷ Kranzmayer, E.: Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Österreich. Wien-München 1929, S. 25 ff., 74 ff. (Arbeiten zur bayerisch-österreichischen Dialektgeographie 1).

gie des Wortes den Brüner Schreibern nicht bekannt gewesen sein wird. In der Brüner und Wischauer Sprachinsel sowie im Auspitzer Ländchen wurde nur *er-* gesprochen⁴⁸, aber im Deutsch Prusser Waisenbuch ist *yrtag* häufig. In dieser versunkenen Sprachinsel, die in räumlichem Zusammenhang mit der Wischauer stand, war demnach das bauerliche bairische *ir* für *er* (es dreht sich um den Umlaut von *a*) vorhanden. Die Brüner Schreibung *Eritag* läßt sich aber doch mit der einst gesprochenen Sprache in Übereinstimmung bringen, wenn man *er-* in den genannten Sprachinseln und Randgebieten Mittel- und Südmährens als ostmd. Einfluß erklärt⁴⁹, der sich in der Bauernmundart von Deutsch Prus nicht durchsetzen konnte. Für Brüner ist daraus zu folgern, daß sich schon im 14. Jahrhundert ostmd. Einfluß geltend gemacht hat, ein Schluß, der freilich nicht zwingend ist.

Masařík erwähnt S. 62—64 die auffallende Erscheinung, daß die mhd. Vorsilbe *ver-* in vielen mittel- und südmährischen Schreibungen als *vor-* auftritt, was allgemein als ostmd. angesehen wird. *Vor-* scheint seine Grundlage im Ostfränkischen zu haben⁵⁰, von wo es in die ostmd. Schreibsprache gekommen sein wird. Die vielen *vor-*Schreibungen sind deshalb beachtenswert, weil sie auch in Znaim und im NU vorkommen, wo sonst der ostmd. Einfluß zurücktritt. Deshalb kann Masařík recht haben, darin einen Vorstoß von Norden zu sehen, der vielleicht nur in der Schreibsprache eine Rolle gespielt hat, nicht aber beim Sprechen. Um hier deutlich urteilen zu können, müßte allerdings dieser Erscheinung auf einem größeren Gebiete nachgegangen werden. Daß *vor-* in Nordmähren und im 3. Iglauer Stadtbuch vorwiegt, ist richtig. In Südmähren ist *ver-* daneben häufig. An der von Masařík (S. 62) zitierten Stelle aus dem NU 235 heißt es z. B.: *vnd ob das vorlengt* (Masařík schreibt *vorlingt*; mhd. *verlengen* „in die Länge ziehen, aufschieben“) *wuerd vnd wollt dem richter darinn vercziehen vnd verstuend, er wollt dem vorfluchtigen ausbelljen*.

Über die territoriale Verbreitung der Apokope des auslautenden *-e* urteilt Masařík S. 69, daß sie in Südmähren die Oberhand habe, in Mittelmähren apokopierte und nichtapokopierte Schreibungen vorkommen, wobei die Unsicherheit der Schreiber eine Rolle spielt, so daß ein auslautendes *-e* an unrichtiger Stelle erscheinen kann. Er sieht darin richtig einen Widerspruch zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Gut wird beobachtet, daß die Schreibung von *-e* von der Funktion innerhalb der grammatischen Kategorie abhängig ist, indem z. B. bei den Substantiven im Nom. Plur. ein *-e* geschrieben wird, weil es hier dem Schreiber zum Pluralzeichen geworden ist, so daß damit die Opposition Singular-Plural ausgedrückt wird. Sonst steht noch eine andere Möglichkeit zur Verfügung. Um etwa der Gleichheit von Singular und Plural bei *tac* auszuweichen, führt hier die Sprache analogischen Umlaut nach der *i*-Klasse ein, so daß sich *tōg* : *tēg* gegenüberstehen, was auch in der Schreibsprache auftritt.

⁴⁸ Beranek 50 ff.

⁴⁹ Schwarz: Untersuchungen 5, Abb. 2.

⁵⁰ Schwarz, E.: Die elbgermanische Grundlage des Ostfränkischen. JbFL 13 (1955) 62.

Ebenso kann seiner Beobachtung (S. 71) zugestimmt werden, daß das Meiden der bairischen Zwischenvokale (*perig* Berg, *durich* durch) in Brünn darauf zurückgeht, daß diese Schreibungen (und das gilt auch für das Sprechen) als grob mundartlich empfunden wurden. Im NU meidet man solche Formen durchaus nicht. Die Stellung der Kanzleien zu solchen Formen ist also ungleichmäßig, d. h. in der größeren Stadt wird die Mundart mehr gemieden als in der kleinen. Damit verbindet sich die Tatsache, daß die Kanzleien Nordmährens solche Zwischenvokale meiden, weil sie nicht gesprochen wurden. Es sind also jeweils verschiedene Umstände zu berücksichtigen. In der Iglauer Kanzlei wird das Meiden von Zwischenvokalen auf ostmd. Einfluß beruhen.

Kein Wort verliert Masařík über die Erscheinung, daß im NU gelegentlich, allerdings nicht häufig, *chärn*, *chörn* neben *charn*, *chorn* „Korn“, *Hanns Rät* (sonst *Rat*, *Rot*), *Jekel Würm* (neben *Wurm*) begegnet⁵¹. Im Deutsch Prusser Waisenbuch erscheint *ō* für *o*⁵². Kranzmayer erschließt für die Aussprache des bairischen *ō* des 13. Jahrhunderts mittelgaumige Aussprache (ungerundetes *ō*)⁵³ und dasselbe wird für andere Vokale gelten. Da andere mundartliche Ausspracheweisen wie *hoi* „hoch“ im westlichen Südmähren, *ui* für mhd. *uo* (*bruider* „Bruder“) im größten Teile von Südmähren vorkommen und sich diese Erscheinung gegenüber Niederösterreich deutlich in einem Rückzugsgebiet befindet⁵⁴, wird diese mittelgaumige Aussprache später abgekommen sein, kann sich aber in entlegenen Sprachinseln wie um Deutsch Pruß noch länger behauptet haben. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Kanzleischreibung kaum davon Kenntnis nimmt, denn die Schreiber werden solche Laute dort, wo sie sie gehört und vielleicht gesprochen haben, als Lautvarianten aufgefaßt haben, deren besondere Bezeichnung nicht notwendig schien. Außerdem können sie als grob mundartlich aufgefaßt worden sein, vielleicht ist diese Aussprache überhaupt in den Städten zurückgetreten und in sozial höheren Schichten gemieden worden.

Die in bairischen Kanzleien häufige Schreibung des anlautenden *b-* als *p-* wird von Masařík als Schärfung, Verschärfung bezeichnet (S. 73, 74). Das mag gelten, wenn man das graphische Bild mit dem in nhd. Orthographie oder in anderen Mundarten wie dem Altschlesischen vergleicht. Aber in Wirklichkeit handelt es sich im Bairischen und Alemannischen um eine Teilerscheinung der zweiten Lautverschiebung, wovon die Aufgabe der Stimmhaftigkeit im Verlauf der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung etwa im Ostfränkischen, Thüringischen, Obersächsischen, Hessischen zu unterscheiden ist. Das Schlesische hat die Stimmhaftigkeit bewahrt, die in der

⁵¹ NU 367, 262, 365, 29, 35.

⁵² Schwarz: Untersuchungen 11.

⁵³ Kranzmayer, E.: Historische Lautlehre des gesamtbairischen Dialektraumes. (Wien 1956), S. 46.

⁵⁴ Steinhauser, W.: Die Entwicklung des ahd. *uo* im Bairischen und A. Dachers Frankenhypothese. 13. Bericht der Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch (1926).

schlesischen Mundart auftretenden *p-* in bestimmten Wörtern wie *pauer*, *pūš*, *pukl* „Bauer, Busch, Buckel“ sind anders zu beurteilen⁵⁵.

In manchen Wörtern wird für *b-* im Anlaut nicht *p-*, sondern *w-* geschrieben, wofür Masařík (S. 74) keine Erklärung gibt. Es handelt sich um Fälle wie *Johannis Waptiste* im Znaimer Judenregister, *Wobuslab* für tschechisch *Bobuslav*, *Thomas Wisenczer* „Bisenzer“, *Martinus de Wistricz*, wohl Bystřitz im gleichnamigen Gerichtsbezirke. Diese Schreibungen beziehen sich auf Fremdwörter oder tschechische Personen- und Ortsnamen. Da in *Wistricz* noch tschechisches *ř* gehört wurde, fängt diese Schreibung schon mindestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Vorher wurde tschechisches anlautendes *b-* durch altbairisches *v-* (später *f-*) ersetzt, z. B. Frainspitz für tschech. *Branišovice*. Die Ersatzverhältnisse des tschech. *b* und *v* sind schwierig zu beurteilen, weil das Bairische in alter Zeit auch *b* für *w* gesprochen hat. Diese Erscheinung, die sich in alten bairischen Sprachinseln erhalten hat (Brünner, Wischauer, Deutsch Brodeker Insel, im Norden der Iglauer Insel, in der Kremnitzer und Deutsch Probener Insel, in den sieben und dreizehn Gemeinden, in den Zipser Gründen u. a.), wird verschieden beurteilt. Lessiak und Kranzmayer sehen darin Annahme fremder Lautung⁵⁶, weil es sich um Berührungsgebiete des Bairischen mit fremden Sprachen handle, m. E. spricht mehr für eine einst im Gesamtbairischen geltende Aussprache, denn das bairische *w* ist bilabial und steht stimmhaftem *b* nahe. Die Brünner und Wischauer Insel sind Rückzugsgebiete des Südmährischen und die Übernahme von *-ovice* als *-spitz* in tschechischen Ortsnamen wie Frainspitz⁵⁷ zeigt, daß *b* für *w* auch in Südmähren mindestens im 13. Jahrhundert gesprochen worden ist⁵⁸. Der Einwand, daß dieses bairische *b* nur an den Rändern des bairischen Mundartgebietes und in alten Sprachinseln gesprochen werde, ist nicht zutreffend, denn Schmeller hat es 1827 noch in der Mundart des oberen Zillertales gehört⁵⁹. Überall, wo Baiern in Mähren, der Slowakei oder Siebenbürgen im 12. und 13. Jahrhundert auftreten, begegnet dieses *b* für *w*. Die anlautenden *b*-Schreibungen für einheimisches und fremdes *w-* können nicht nur als Analogie nach den inlautenden Schreibungen, wo es berechtigt ist, seitdem *-p-* im Altbairischen wieder in *-b-* übergegangen ist, beurteilt werden, sondern dürften im Anfang auch einen wirklichen Lautwert ausdrücken⁶⁰. Seitdem aber *-b-* im bairischen Hauptgebiete zu *w* ge-

⁵⁵ Lessiak, P.: Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus. Brunn-Prag-Leipzig 1933, S. 28 (Schriften der phil. Fakultät der Deutschen Universität zu Prag 14).

⁵⁶ Lessiak 17, 65. — Kranzmayer: Hist. Lautgeographie 74.

⁵⁷ Schwarz: Ortsnamen der Sudetenländer² 246 ff.

⁵⁸ Schwarz, E.: Probleme alter Sprachinselmundarten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 58 (1934) 353 ff.

⁵⁹ Schmeller, J. A.: Tagebücher 1801—1852. Hrsg. von P. Ruf. München 1956, II, S. 49 (Schriften zur bayerischen Landesgeschichte 48).

⁶⁰ Eine Verbreitungskarte von *b-* für mhd. *w-* bei Schwarz: Sprachräume² Abb. 6; mit den Ortsnamen auf *-spitz* bei Schwarz: Ortsnamen der Sudetenländer² Abb. 6.

worden ist, wird mit traditioneller Orthographie (z. B. *gebest* „gewesen“, *bitib* „Witwe“) zu rechnen sein. Dieses *b-*, *w-* ist aber nicht der einzige Ersatzlaut, auch *p-* ist eingetreten, ohne daß auf diese schwierigen Fragen hier näher eingegangen werden kann, die in der angegebenen Literatur ausführlicher behandelt werden.

Die Wiedergabe der Vorsilbe *be-* durch *we-* beruht auf ihrer Unbetontheit, so daß man einen Unterschied zwischen betonter und unbetonter Stellung feststellen muß. Der Eindruck, daß die Schreibung als grob mundartlich empfunden wurde (Masařík, S. 76), wird zutreffen. Daneben und später zunehmend begegnet die Schreibung *pe-*. Neben Lautersatzerscheinungen scheinen Betonungsverhältnisse und mundartliche Entwicklung mitzuwirken. Als bairisch wird diese Besonderheit gewiß zu betrachten sein, denn die zimbrischen Mundarten (sieben und dreizehn Gemeinden, Lusern) bewahren diese Aussprache. Lessiak nimmt an, daß sie nie gesamtbairisch gewesen und das *w-* in *we-* nur satzphonetische Entwicklung ist⁶¹.

Bei den Schreibungen für mhd. *pf-* geht es Masařík (S. 77 ff.) darum zu zeigen, daß *ph*, *pf* für gesprochene Affrikata anzusetzen ist, was gewiß richtig ist. Unverschobenes *-pp-* ist nur sporadisch zu finden, am häufigsten in mittelmährischen Kanzleien. Aber in den Iglauer Schöffensprüchen ist die Schreibung *scheppen* „Schöffen“ gar nicht selten, was begreiflich ist in einer Mundart, die als Niederschlag einer frühen bairisch-ostmd. Mischung gerade *-pp-* für *-pf-*, *mp* für *mpf* durchgeführt hat. Da auch in der Brünner und Wischauer Insel sowie im Auspitzer Ländchen diese ostmd. Lautungen vorkamen, wird in den vereinzelt *pp* doch der Niederschlag eines gesprochenen Lautes und sein hohes Alter gesucht werden dürfen, ohne daß damit behauptet werden soll, daß es nicht in gewissen Stellungen (bei Geminat und nach *m*) auch *pf* gegeben haben kann⁶².

In diesen Sprachinseln ist auch *f-* für anlautendes *pf-* gesprochen worden⁶³ und tatsächlich begegnen solche *f*-Schreibungen (neben *pf-*) im Deutsch Prusser Waisenbuch, auch im BRb. Masařík erwähnt sie nicht, weil er die Familiennamen wenig berücksichtigt. *Stumfinna* (BRb 57), daneben *Stumpfina*, steht für Stumpfin, *Fingstkes* (BRb 47) „Pfingstkäse“ neben *Pfincz-*, *Pfingstkes*. Gerade Familiennamen können für Beobachtungen über den Einfluß der Sprache auf die Schrift bedeutsam werden, weil den Schreibern ihre Etymologie bisweilen nicht klar ist und sie dann der Sprache nachgeben. Sie werden hier durch die traditionelle Orthographie nicht so sehr gehemmt. Natürlich ist der Einwand möglich, daß solche Schreibungen für vereinzelte Zuwanderer gelten. Aber im Zusammenhang mit anderen ostmd. Schreibungen sollten sie doch beachtet werden.

Bei der Darstellung der Wiedergabe von mhd. *k* soll hier auf die Stellung im Anlaute eingegangen werden. Masařík (S. 78 ff.) kommt es darauf an zu

⁶¹ Lessiak 27.

⁶² Dazu Schwarz: Untersuchungen 24 ff. Die *pf/p-* und *pf-/f*-Linie auf Abb. 2.

⁶³ Ebenda S. 26 mit weiteren Ausführungen.

zeigen, daß die *cb*-Schreibung (*charn* „Korn“) seit etwa 1400 durch *k*- abgelöst wird. Er schließt sich in der Beurteilung V. Moser an, daß sich für die bairischen Handschriften die schriftsprachliche Verwendung und daher fürs Mittelbairische auch die mundartliche Ausdehnung des Reibelautes bis zur Wende des 14./15. Jahrhunderts wegen der gleichzeitigen Wiedergabe der Affrikata und der Spirans durch das Zeichen *-cb-* nicht näher ermitteln lasse, sondern erst nach der graphischen Trennung beider als *-kcb-* (*ck*) und *-ch-* möglich sei⁶⁴. Es handelt sich um die Aussprache (und Schreibung) des altbairischen *k*- im Anlaute, ob hier *kb-* oder *kcb-* gesprochen worden ist, im Inlaute um die Stellung nach Konsonanten, wobei auf die Auslautaussprache, die wieder besondere Fragen aufwirft, gar nicht eingegangen werden soll. Die Bemerkung Mosers darf auch auf den Anlaut übertragen werden, wo tatsächlich *cb-* geschrieben wird und man schwanken kann, welche Aussprache dahinter steckt. Das Problem muß dann etwas anders aufgefaßt werden. Bei der zweiten Lautverschiebung ist im Bairischen anlautendes *k*- zur Affrikata *kcb-* verschoben worden. Diese Lautung ist tatsächlich gesprochen worden und noch heute in Tirol zu hören. Für Pernegg in Kärnten sagt Lessiak, daß man inlautend in der Geminatio (*wöckbn* wecken) zweifeln könne, ob man *kb* noch als Aspirata oder schon als Affrikata anzusehen habe. Sonst wird in Kärnten im Anlaut Aspirata gesprochen⁶⁵. Die Frage ist, ob auch das Mittel- und Nordbairische die Affrikata gesprochen haben, d. h. ob geschriebenes *cb-* u. U. als Affrikata *kcb-* aufzufassen ist. Die Gleichmäßigkeit der Schreibungen, die im allgemeinen in ahd. und mhd. Zeit im Gesamtbairischen beobachtet werden kann, spricht dafür, so daß im Mittel- und Nordbairischen mit später Rückbildung von *kcb-* zu *kb-* gerechnet werden kann. Das würde in den Kreis der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung fallen und ist glaubwürdig. Weiter ist zu fragen, wie lange bei *kb*-Aussprache die Behauchung beibehalten worden ist, denn es bestehen Unterschiede je nach der Stellung vor Vokal oder Konsonanten. In Südmähren gilt unbehauchtes *k*- vor Konsonanten, aber *kb-* in den bekannten Reliktgebieten älterer Lautungen (nördliche Neuhauser Sprachzunge, Brünn und Wischauer Sprachinsel)⁶⁶. Auch in bestimmten ostmd. Mundarten gibt es Zeugnisse dafür, daß z. B. wenigstens im Ostfränkischen und Ostmitteldeutschen im 13. Jahrhundert *kb-* noch vor Konsonanten gesprochen worden ist, denn diese Aussprache taucht im Schlesischen auf⁶⁷ und war im Schön-

⁶⁴ Moser, V.: Frühneuhochdeutsche Grammatik (1953) III, S. 272.

⁶⁵ Lessiak, P.: Die Mundart von Pernegg in Kärnten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 28 (1903) 17 ff., 144 ff.

⁶⁶ Beranek 242 ff.

⁶⁷ Von Unwerth, W.: Die schlesische Mundart. Breslau 1908, § 56 (Wort und Brauch 3) spricht bei anlautendem *k*- von schwacher Aspiration, seine Beispiele betreffen aber nur die Stellung vor Vokal. Aber in der Grafschaft Glatz galt Behauchung auch vor Konsonant, vgl. Blaschke, G.: Lautgeographie der südlichen Grafschaft Glatz. Marburg 1966, § 79 (Deutsche Dialektgeographie 69); im Adlergebirge und im nördlichen Nordmähren (Kreis Mährisch Schönberg) wurde *kb-*

hengsterland durchaus geläufig⁶⁸. Wenn um 1400 die Schreibung *ch-* aufgegeben wird, dürfte die Schrift mit einiger Verspätung der nun eingetretenen Veränderung beim Sprechen folgen.

Unter die Belege für Schreibungen für mhd. *g* ist auch ein Familienname aufgenommen worden (Masařík, S. 80), bei dem nicht nur *k-*, sondern sogar *ch-* geschrieben wird, im BRb 27 1345 *Relicta Kesundprot*, 1347 *Cbesundprottinna*⁷¹, der also als „Gesundbrot“ verstanden wird. Das wäre eine Ausnahme, so daß man mißtrauisch sein muß. Es handelt sich in Wirklichkeit um den Familiennamen Käsundbrot, wie die Latinisierung 1343 *relicta Caseipanis* BRb 11 sichert. Auch im Deutsch Broder Stadtbuch 8, 23 gibt es 1379 einen *Hensl Caseusetpanis* = 1383 *Job. Kchesvndprot iunior*. Es handelt sich um einen Familiennamen nach der Lieblingsspeise⁶⁹.

Für den Zusammenfall von *t* und *d* gibt es Belege im BRb beim Schreiber A wie *pladner* neben *platner* und umgekehrt *Terrenkes* für „Dörr den Käse“⁷⁰. Masařík, der noch ungedruckte Brünner Archivalien verwerten kann, hat weitere Belege dafür gefunden (S. 82). Wenn er aber daraus schließt, daß *t-* und *d-* in mittelmährischen Kanzleien im An- und vielleicht auch im Inlaut auseinandergehalten werden, so sind dabei Einschränkungen notwendig. In der Brünner und Wischauer Sprachinsel werden *t* und *d* ebenso wie im Südbairischen tatsächlich auseinandergehalten, nicht in Südmähren und überhaupt nicht im Mittelbairischen, wo sowohl die Entsprechung des germanischen *th* als auch des germanischen *d* ein *t-* ergeben hat, d. h. hier sind die anlautenden mhd. Verschlußlaute in einem Halbstarklaut zusammengefallen⁷¹. Die *d* für *t* und umgekehrt z. T. in der Stadt Brünn sind dann wohl als städtische Besonderheit gegenüber den Bauernmundarten anzusprechen, d. h. die mittelmährischen Sprachinseln haben wegen ihrer Isolierung die Konsonantenschwächung nicht mitgemacht, wohl aber die Stadtsprache, die ja eine größere Zuwanderung erhalten haben wird.

Für die Behandlung des mhd. *tw-* wird beobachtet, daß die Iglauer Kanzlei *tw-* in einem relativ weiten Umfang bewahrt hat (Masařík, S. 83), während sich in Südmähren nur noch wenige Schreibungen z. B. von *twingen* „zwingen“ finden lassen. Der Nordteil der Iglauer Sprachinsel, das Gebiet um Langendorf, die ursprüngliche Deutsch Broder Sprachinsel, hat *tw-* bis in die jüngste Zeit bewahrt⁷². Im übrigen ist hier mit Schreibertradition zu rechnen, denn es gibt Belege dafür, daß nicht nur *zw-*, sondern auch *kw-*

auch vor Konsonant gesprochen, vgl. Weiser, F.: Lautgeographie der schlesischen Mundart des nördlichen Nordmähren und des Adlergebirges. Brünn 1937, § 58 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 1).

⁶⁸ Benesch, I.: Lautgeographie der Schönhengster Mundarten. Brünn 1938, § 53 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 3).

⁶⁹ Schwarz, E.: Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln-Graz 1957, S. 158 (Osteuropa in Vergangenheit und Gegenwart 3).

⁷⁰ Dazu Schwarz: Untersuchungen 32.

⁷¹ Beranek § 85.

⁷² Schwarz: Sprachräume² 105. In quer, mhd. *twerch*, ist *tw-* im größten Teil der Iglauer Insel bewahrt worden, s. Schwarz, E.: Sudetendeutscher Wortatlas III (1958), Karte 93 und Text S. 33.

für *tw-*, in der Regel erst im 14. Jahrhundert zögernd in den Schreibungen auftretend, beim Sprechen schon früher vorhanden war⁷³. Man darf vermuten, daß die Iglauer Insel hier zurückgeblieben ist, denn die konservativen Formen des Nordens werden früher in der ganzen Insel gegolten haben. Sie hat nicht mehr den starken Zusammenhang mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete gehabt, so daß sie manche beharrsame Züge bewahrt hat und in der Entwicklung nachhinkte. Wenn Masařík betont, daß für den ostmd. Wandel von *tw-* zu *kw-* in süd- und mittelbairischen Kanzleien keine Belege zu erbringen seien, kann darauf hingewiesen werden, daß wohl im Iglauer Stadtbuch 1, 57' 1390 *Nic. Twerch* geschrieben wird, aber schon früher 1360 ein *Hensl Quer* (Iglauer Stadtbuch 1, 9) auftaucht⁷⁴.

Bei der Biegung der Adjektiva fällt eine Znaimer Schreibung auf: *mit vnsn chunichleich gewalt* „mit unserer königlichen Gewalt“ (Masařík, S. 91). Die Form *unsem* ist kennzeichnend für Teile des Ostmd. und sogar im größten Teil von Nordmähren aufgegeben worden, wo es *unsern* heißt. Sollte in Znaim ein Kürzungszeichen übersehen worden sein, was auch für den Schreiber gelten würde, so daß *unserem* zu lesen wäre? Sonst könnte erwogen werden, ob ein mitteldeutscher Schreiber tätig geworden ist.

Indem kleinere Beanstandungen übergangen werden, mögen noch einige Bemerkungen zum V. Kapitel „Zur Form- und Wortgeographie“ (S. 113 ff.) beige-steuert werden. Das Auftreten von *her* „er“ sporadisch in der Brünner Kanzlei, aber recht häufig in der Iglauer wird mit Recht für einen md. Bestandteil gehalten. Das erklärt sich daraus, daß *her* eine Kontamination zwischen südlichem *er* und norddeutschem *be* ist, die nur in der Berührungszone des Mitteldeutschen entstehen konnte. Die Verteilung von *pherd/ros* (S. 115 ff.) entspricht durchaus den zu erwartenden Verhältnissen, wenn man davon ausgeht, daß im Bairischen das germanische *bros* bewahrt worden ist, im Mitteldeutschen sich das Lehnwort *phert* ausgedehnt hat, auch im Ostfränkischen, wo aber deutlich Restbelege des Gebrauches von *ros* in Ortsnamen und anderen Zusammensetzungen bestanden haben, so daß im Schönhengst und z. T. in Nordmähren das Pferd im Roßstall gestanden ist⁷⁵. Wenn in der Iglauer Kanzlei in alter Zeit beide Bezeichnungen vorkommen, so ist mit Rücksicht auf das Vorherrschen von *Roß* in der Inselmundart daraus zu folgern, daß, den Erwartungen gemäß, die Bauern aus der Oberpfalz *ros*, die ostmitteldeutschen Bergleute *pfert* mitgebracht haben werden, beim Wortausgleich aber das bairische Wort gesiegt hat. Es ist nicht zutreffend, wenn gesagt wird, daß sich diese zwei Bezeichnungen in der mittel- und süd-mährischen Kanzlei weder landschaftlich noch zeitlich näher und genauer festlegen lassen (S. 116). Dieser Eindruck besteht zwar, läßt sich aber mit der zu vermutenden Entwicklung des Wortausgleiches eines bairischen

⁷³ Reiffenstein, I.: Quecke. Lautgeographische Studien zum Deutschen Wortatlas (Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Bd. 2, 1963), S. 33 ff. Über höheres Alter von *zw-* und *kw-* Schwarz demnächst an anderer Stelle.

⁷⁴ Schwarz: Sudetendeutsche Familiennamen 241.

⁷⁵ Sudetendeutscher Wortatlas I, Karte 20 und Text S. 28 ff.

und eines ostmd. Wortes in Zusammenhang bringen. Dieser Ausgleich ist notwendig, wenn Siedler aus verschiedenen Heimatlandschaften zusammen-treffen und sich eine einheitliche Mundart ausbildet und muß durchaus nicht immer in derselben Richtung verlaufen. Hat in der Iglauer Insel das bairische *ros* gesiegt, so andererseits das nichtbairische *Dienstag*, wie auch die Belege bei Masařík, S. 117, sichern, der hier nur noch einmal *Erichtag* belegen kann. Ähnliches gilt für *Donnerstag*, wo Belege zeigen, daß *Pfinz-tag* bekannt war, in der Mundart sich aber *Donnerstag* durchgesetzt hat, oder wo sowohl das ostmitteldt. *sunabend* als auch das bairische *sambstag* erscheint, *Sonnabend* aber das siegreiche Wort geworden ist. Wenn aber Masařík S. 118 hinzufügt, daß die Ursache des gemischten Charakters der Kanzleisprache nicht zur Genüge aufgeklärt sei, so tritt sie demjenigen, der immer das Verhältnis des Laut- und Wortausgleiches beachtet und mit den Erwägungen über die Herkunft der deutschen Bevölkerung verknüpft, eigentlich genügend deutlich vor Augen. Bei der Behandlung des Nebeneinanders von *gewesen* und *gewest* kommt Masařík S. 118 den vermutlichen Verhältnissen recht nahe, wenn er nicht an das Gegeneinander zweier mundartlicher Formen denkt, sondern vielmehr an das Verhältnis von kanzleimäßigem *gewesen* und mundartlichem *gewest*, das in der Mundart gilt⁷⁶. Aber genauer sollte gesagt werden, daß ursprünglich das mhd. *gewesen* geherrscht hat, worauf in anderen bairischen Mundarten *gewēn* zurückgeht, daneben land-schaftlich in Analogie zu den schwach flektierenden Zeitwörtern *gewest* eingetreten ist, das schon im späten Mittelalter in Südmähren recht häufig ist, woneben *gewesen* als traditionelle Schreibform verwendet werden konnte.

In der Zusammenfassung (S. 121 ff.) fragt Masařík nach den Ursachen, die zur Sprachmischung in den mittelmährischen Kanzleien geführt haben. Es wird richtig erkannt, daß die östlichen Kanzleien in Südmähren wie Felds-berg, Nikolsburg und Znaim die mittelbairische Kanzleisprache anwenden und auch Ungarisch Hradisch in diese Reihe gehört, wo aber nordmähri-sche Erscheinungen wie *u* für mhd. *o* nicht fehlen. Die festen Bestandteile der Brünner Kanzleisprache sind richtig erkannt. Wenn S. 122 von dem Diphthong *ou* die Rede ist, hat der Autor übersehen, daß hier, wie schon früher, *uo* gemeint ist. Im Konsonantismus sind die Schreibungen *p* für *b*, *ch* für *k* ohne Zweifel bairisch. Die Apokope des auslautenden *-e* kann als mittelbairisch angesehen werden, obwohl sie auch in Teilen Nordmährens und im Ostfränkischen gilt. Ostmd. Schreibungen wie *vor-* für *ver-*, *-i* statt *-e* in unbetonten Silben seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, *e* für *i* in betonter Silbe und ebenso von *o* für *u*, *ü* treten zurück, dabei ist aber *bringen* (S. 122) anders zu beurteilen. Es steht nicht für *bringen*, sondern es ist das Kausativ **brangjan*, das süddeutschen Mundarten zwar nicht ganz fremd ist, hauptsächlich aber in mitteldeutschen Mundarten verbreitet ist, wo es das starke Zeitwort *bringen* zurückgedrängt hat. Schon im Go-tischen herrscht als Präteritum *brāhta*. Auch unsere Schriftsprache kennt *brachte* zu *bringen*. Die Bedeutung von *bringen* ist aber nicht die des Kau-

⁷⁶ Vgl. Abb. 11 in den Sudetendeutschen Sprachräumen².

sativs, sondern die von *bringen*, verursacht durch die Ähnlichkeit der Bedeutungen. *Bringen* kann in Mittelmähren als ostmd. Wort betrachtet werden, weil es sich in der Brünner und Wischauer Sprachinsel sowie im Auspitzer Ländchen durchgesetzt hat⁷⁷. Auch nichtdiphthongische Schreibungen (*i*, *u* statt *ei*, *au*) in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden mit Recht als ostmd. zu betrachten sein, weil Diphthonge im Bair. schon im 13., in Schlesien und Obersachsen erst im 15. Jahrhundert in den Kanzleien die Regel werden. Da Masařík ein viel größeres Material untersuchen konnte, als es bisher durchgearbeitet war, besitzt er eine größere Übersicht über die Schreibverhältnisse und kommt zum Schluß, daß sich die mitteldeutschen Merkmale in der Brünner Kanzlei erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigen, keine festen Bestandteile des Lautsystems sind und im 15. Jahrhundert wieder durch bairische Merkmale verdrängt werden (S. 123). Er denkt daran, daß nach der Pest von 1347—51 neue Bevölkerung einströmte, was richtig ist. Es gibt auf Nordmähren deutende Herkunftsnamen in Brünn vor den Hussitenkriegen, sie können es in der Zahl mit denen aus dem Süden nicht aufnehmen⁷⁸. 1350 treten im BRb viele neue Namen auf, es sind wirklich neue Bürger vorhanden. Die meisten scheinen aus der von der Pest weniger betroffenen Nachbarschaft aus Südmähren und Niederösterreich gekommen zu sein⁷⁹. Aber Herkunftsnamen sind nicht die alleinigen Zeugen und bei den meisten läßt sich über die Herkunft nichts aussagen, weil es in dieser Zeit noch an Quellen fehlt. Einige Namen in Brünn treten tatsächlich in mitteldeutscher Gestalt auf, aber sie werden in der Minderheit geblieben und in der doch meist bairischstämmigen Bevölkerung aufgegangen sein.

Unter den neu aufgenommenen Bürgern in Eibenschütz der Jahre 1586—1591 befinden sich 65 deutsche Namensträger, davon sind 28 aus Schlesien und anderen Ländern Mitteldeutschlands gekommen, 7 aus Südmähren oder Österreich oder Bayern, 12 sind unbestimmt, die anderen kamen aus weiterer Ferne. Es wird sich z. T. um Gesellen handeln, die sich auf und nach der Wanderschaft niedergelassen haben, weil Berufsaussichten vorhanden waren. Das läßt sich anderwärts im 16. Jahrhundert beobachten. Im übrigen waren die Verhältnisse im 16. Jahrhundert anders als im 14. Man darf also daraus nicht auf das 14. zurückschließen (S. 124). Es wird richtig erkannt, daß die Brünner Kanzleisprache sich von den Kanzleien der Umgebung unterscheidet, weil diese in kleineren Orten mehr an die Mundart gebunden sind und hier die Schreiber nicht die gute Ausbildung wie in Brünn besitzen. Es müßte noch nach einer Übersicht über größere Landschaften gestrebt werden. Daß mundartliche Elemente in süddeutschen Stadtsprachen mehr Eingang gefunden haben als in mitteldeutschen Städten (S. 125), erklärt sich durch die bekannte Tatsache, daß in Süddeutschland bis zur Gegenwart die Stadt- und

⁷⁷ S. Abb. 3 in der Zs. f. Phonetik 2 (1948).

⁷⁸ Schwarz, E.: Altbrünner Herkunftsnamen und deutsche Volkstumsgeschichte. ZNF 16 (1940) 3—24; Sudetendeutscher Atlas, Blatt 10; Volkstumsgeschichte II, 23.

⁷⁹ Schwarz: Volkstumsgeschichte II, 26.

Umgangssprache der Mundart mehr und lieber Eingang gewährt, was in Wien und München auch beim Bürgerstand und sogar beim Adel beobachtet werden konnte.

Da aber in den Dörfern um Brunn und bis ins östliche Südmähren ostmitteldeutsche Einflüsse schon seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu bemerken sind⁸⁰, werden sie auch in den Städten nicht gefehlt haben, aber sie sind vielleicht in der Kanzleisprache zurückgetreten, denn Brunn ist immer stärker nach Süden geöffnet geblieben, war es doch einer der Nordpunkte der bairisch-österreichischen Ausdehnung nach Süd- und Mittelmähren.

Der Grad der bairisch-mitteldeutschen Mischung ist in der Iglauer Stadtkanzlei anders als in Brunn. Die mitteldeutschen Elemente sind in stärkerer Zahl vorhanden (S. 125), aber *g-* zu *k-* ist zu streichen, denn die Belege *kegen* „gegen“ (S. 80) sind besonders zu beurteilen. Wenn aber versucht wird, die Ergebnisse über diese Beobachtungen mit den Ausführungen von Noë⁸¹ zu vergleichen, der den Stand der in Iglau gesprochenen Stadtsprache der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darlegt, so sind einige Einschränkungen zu machen⁸², die auch Masařík aufgestoßen sind (S. 126), denn die offiziellen Bergrechtsbücher gehen z. T. andere Wege. Das ist darin begründet, daß die Bergrechtsbücher von Bergsachen handeln und hier deshalb die Sprache der Bergleute und der am Bergbau beteiligten und interessierten Schichten, die ursprünglich mehr ostmd. ist, eine größere Rolle spielt als in den Stadtbüchern, in denen andere Bürgerschichten zu Worte kommen. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnt die Blüte des Bergbaus in der Umgebung der Stadt nachzulassen. Es liegen Nachrichten vor, daß Wasser in die Schächte eindrang. Damit wird die Abwanderung der Bergleute und das Ausweichen in Gewerbe in Zusammenhang stehen. Im 16. Jahrhundert ist Iglau eine Tuchmacherstadt⁸³ und die Mundart, die Noë bietet, ist die, die im 20. Jahrhundert nur noch von wenigen Familien gesprochen wurde⁸⁴. Den ostmd. Bergleuten des 13. Jahrhunderts⁸⁵, den oberpfälzischen Bauern dieser Zeit, den bairischen Bürgern sind im 16. sehr viele Tuchmacher gefolgt, die nun mehr als $\frac{1}{3}$ der Neubürger ausmachen. Schon am Ende des 14. Jahrhunderts suchten sich die Handwerker gegen den Rat zu einigen. Damals bereits waren die Führer die *tuchbereytter*⁸⁶. Man wird das nicht nur im Hintergrund der Zunftkämpfe sehen dürfen, in Iglau

⁸⁰ Zusammengefaßt in dem in Anm. 37 genannten Aufsatz.

⁸¹ Noë, H. K.: Beiträge zur Kenntnis der Mundart der Stadt Iglau. Die deutschen Mundarten 5 (1858) 201 ff.

⁸² Schwarz: Volkstumsgeschichte II, 199 ff.

⁸³ Ebenda 204.

⁸⁴ Neupärtel: Der haupttonige Vokalismus von Schlappenz. Diss. (Masch.) Wien 1912.

⁸⁵ Über die Herkunft der Bergleute Abb. 28 und S. 203 bei Schwarz: Volkstumsgeschichte II. — Ders.: Die volksgeschichtlichen Grundlagen der Iglauer Volksinsel. Prag 1942 (Abh. der Deutschen Akad. der Wiss. in Prag, phil.-hist. Klasse 3).

⁸⁶ Auszüge aus dem Iglauer Stadtbuch bei Tomaschek: Oberhof 107; Abdruck auch Cod. Mor. XII, 51.

macht sich die Umstrukturierung der Stadtbevölkerung bemerkbar. Die sozialen Verhältnisse waren im Begriffe, sich vom Bergbau auf die Gewerbe und besonders auf die Tuchmacherei umzustellen. Der Hauptteil der Tuchmacherzuwanderung kam im 16. Jahrhundert aus Nordböhmen, Schlesien, Lausitz und so wird es fraglich, ob man die Sprache der Stadtbücher aus dem 14. und 15. wirklich mit der von Noë dargestellten Stadtmundart vergleichen kann.

Es dürfte kein Zweifel bestehen, daß die Mischschreibung der Bergrechtsprüche auf bairisch-ostmitteldeutsche Mischung weist. Man wird sie erst dann ganz würdigen können, wenn man auch ihren nächsten Wirkungskreis ganz überschaut, wozu noch die Stadt- und Kanzleisprachen von Deutsch Brod, Časlau, Kuttenberg und z. T. Kolin gehören. Es wird sich herausstellen, daß sich in Innerböhmen von Kolin bis Iglau ein besonderer Kanzleisprachtypus entfaltet hat.

Masařík hebt drei Schichten der territorialen Verteilung der Kanzleisprachen in Süd- und Mittelmähren heraus. Zur ersten gehören die süd-mährischen Kanzleien, an deren mittelbairischem Charakter nicht zu zweifeln ist. Beim bairisch-mitteldeutschen Typ von Brünn bis Iglau sind die mitteldeutschen Einflüsse, die ja von Kanzlei zu Kanzlei verschieden sind, auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Der Brünnener Einflußbereich steht in einer auch von nordmährischer Bauernzuwanderung seit dem 13. Jahrhundert erfaßten Landschaft, Iglau mit anderen Städten Ostböhmens ist vom Zuzug erzgebirgischer Bergleute gezeichnet. Das kann bei Masařík nicht deutlich werden, weil er Iglau zu sehr nach Mittelmähren hineinstellt. Bei Mährisch Trübau und Littau, die am Rande erwähnt werden, treten die bairischen Merkmale sichtlich zurück, besondere nordmährische und z. T. ostfränkische stehen im Vordergrund. Der Aufgabe, die deutschen Kanzleisprachen Nordmährens (Mährisch Trübau, Littau, Mährisch-Schönberg, Olmütz, wozu auch Landskron geschlagen werden sollte) zu untersuchen, will sich Masařík in einem weiteren Buche unterziehen.

Diese Beiträge sollen nicht die Bedeutung von Masaříks Buch abschwächen, sondern seine Ausführungen erweitern. Die tschechische Germanistik verdient Anerkennung für die Entschlossenheit, sich diesen Aufgaben zuzuwenden. Der Fragenkomplex kann sich, das sollte gezeigt werden, nicht auf einen bloßen Vergleich der Kanzleisprachen beschränken, der naturgemäß äußerlich bleiben muß, solange man nicht auch die Kanzleisprache im Kreis der übrigen Elemente des öffentlichen Lebens der Deutschen in Mähren sieht: im Auftreten eines deutschen Bürgerstandes in den Städten, von Bauern in den Dörfern, von Bergleuten in Iglau und Umgebung, im Übergreifen von Baiern bis nach Nordmähren und von Deutschen aus Nordmähren bis ins östliche Südmähren, im Wandel der Sozialstruktur, der sich schon im 14. Jahrhundert in Iglau ankündigt, in der starken Abhängigkeit der Kanzleisprache von den Stadtsprachen. Dazu kommt das Nebeneinanderleben von zwei Völkern und die sich im 15. Jahrhundert bemerkbar machende Stärkung des tschechischen Elementes.

DIE VOLKSZUGEHÖRIGKEIT DER UNTERTANEN DER KLOSTERHERRSCHAFTEN CHOTIESCHAU UND FRAUENTHAL SOWIE DER WELTLICHEN HERR- SCHAFT NETOLITZ IN VORHUSSITISCHER ZEIT

Von Maria Dorda-Ebert

Urbare gehören zu den wichtigsten und, da amtliche Aufzeichnungen, zu den verlässlichsten Geschichtsquellen. Sie vermitteln genaue Kenntnis der Verhältnisse, in denen die einer Obrigkeit untertänige Bevölkerung zur Zeit ihrer Aufzeichnung und Verwendung lebte. Dem jeweiligen Urbarkönnen neben dem besitzgeschichtlichen Sachverhalt Angaben entnommen werden über die Ausmaße der Anwesen mit den davon abhängigen Dienstleistungen (Robott-dienste) und Abgaben (Geld, Naturalien), die ausgeübten Handwerke und Gewerbe und schließlich die Namen der Zinspflichtigen, die in Böhmen und Mähren, wo Tschechen und Deutsche lebten, einen Schluß auf deren Nationalität gestatten. In vorhussitischer Zeit findet man in beiden Ländern, in allen Herrschaftsbereichen, geistlichen wie weltlichen, unter der Landbevölkerung deutsche Siedler.

Die Bedeutung der Ruf- und Familiennamen als Geschichtsquelle steht außer Zweifel. Die Volkszugehörigkeit des Namenträgers und die Sprachzugehörigkeit des Namens decken sich in vorhussitischer Zeit noch weitgehend¹.

In dieser Zeit ist in den hier behandelten Urbaren Doppelnamigkeit (Tauf- und Familienname) keineswegs Regel, im Gegenteil, es herrscht, besonders in kleinen Ortschaften, noch die Einnamigkeit vor. Dann ist die Unterteilung in Tschechen, Deutsche und Fragliche verhältnismäßig einfach. Den Fraglichen rechnet man Heiligennamen in ihrer vollen Form zu, z. B. Andreas, Johannes, Jacobus, Stephanus u. a. In diese Gruppe gehören auch in beiden Sprachen gleich lautende Taufnamen, wie Adam oder Martin, ferner deutsche Rufnamen mit einem tschechischen Suffix — Henik, Wenczlik, Kunczlik u. a. — und umgekehrt tschechische Rufnamen mit einem deutschen Suffix — Waczel, Peschel u. a. Für die Doppelnamen hat H. Zatschek folgendes Schema der Unterteilung aufgestellt²:

¹ Hanika, Josef: Sippennamen und völkische Herkunft im böhmisch-mährischen Raum. Prag 1943, S. 10 (Böhmen und Mähren 4).

² Zatschek, Heinz: Namensänderungen und Doppelnamen in Böhmen und Mähren im hohen Mittelalter. ZSG 3 (1939) 1—11. — Ders.: Zur Erforschung der Volkszugehörigkeit nach Stadtbüchern und Urbaren des späten Mittelalters. ZSG 1 (1937).

- 1/ Deutsche Zunamen mit einer Kurz- oder Koseform deutscher Ableitung (von einem Taufnamen beliebiger Herkunft).
- 2/ Deutsche Zunamen mit vollen deutschen (oder latinisierten Formen deutscher) Taufnamen.
- 3/ Deutsche Zunamen mit einem Taufnamen nicht-deutscher oder tschechischer Herkunft (biblisch, griechisch, lateinisch u. a.).
- 4/ Deutsche Zunamen mit einem vollen tschechischen (oder latinisierten tschechischen) Taufnamen.
- 5/ Deutsche Zunamen mit einem Kurz- oder Kosenamen tschechischer Ableitung.
- 6/ Tschechische Zunamen mit einem Kurz- oder Kosenamen deutscher Ableitung.
- 7/ Tschechische Zunamen mit einem vollen deutschen (oder latinisierten deutschen) Taufnamen.
- 8/ Tschechische Zunamen mit einem Taufnamen nicht-deutscher oder tschechischer Herkunft (biblisch, griechisch, lateinisch).
- 9/ Tschechische Zunamen mit tschechischen (oder latinisierten Formen tschechischer) Taufnamen.
- 10/ Tschechische Zunamen mit einem Kurz- oder Kosenamen tschechischer Ableitung.

Damit sind Namenverbindungen gemäß 1, 2, 3 den Deutschen, 8, 9, 10 den Tschechen zuzurechnen, die übrigen gehören fast immer in die Gruppe der Fraglichen.

Die Zuweisung und Erklärung schwieriger Familiennamen ist nicht einfach, zumal es an Nachschlagewerken mangelt. Selbst bei größter Sorgfalt wird man einen gewissen Unsicherheitsfaktor in Kauf nehmen müssen.

Doch sind gerade diese ersten Familiennamen, tschechische wie deutsche, in ihrer Ursprünglichkeit und Vielfalt einerseits für den Linguisten hochinteressant, andererseits aber kulturgeschichtlich immens wichtig, denn Vergleichsnamen, Herkunfts- und Wohnstättennamen, die direkten und indirekten Berufsamen und alle anderen Arten tragen wesentlich bei, das Bild des bäuerlichen Alltags im späten Mittelalter zu erfassen.

Die Volkszugehörigkeit der Untertanen der Klosterherrschaften Chotieschau und Frauenthal und der weltlichen Herrschaft Netolitz in vorhussitischer Zeit wurde in vorliegender Arbeit herausgestellt und auf die in diesen Gebieten stattgefundene Umvolkung, unter Heranziehung des Ergebnisses der Volkszählung des Jahres 1910³, eingegangen.

³ Orts-Repertorium für das Königreich Böhmen. Prag 1913.

Die Volkszugehörigkeit der Untertanen des Klosters Chotieschau im Jahre 1367⁴

Der böhmische Edelmann Hroznata, der Begründer des Tepler Praemonstratenserstiftes, gründete in Chotieschau, zusammen mit seiner Schwester Vojslava, ein Nonnenkloster.

Das Jahr der Gründung läßt sich nicht mehr genau feststellen. Wahrscheinlich erfolgte sie aber erst nach der zweiten Romfahrt Hroznatas, also nach 1197.

Cermák in seinen „Praemonstrati“ und Sedláček im „Slovník“ verlegten die Gründung des Klosters in das Jahr 1196, was heute jedoch nicht mehr allgemeine Gültigkeit besitzt. In der Lebensbeschreibung Hroznatas⁵ wird das Jahr 1197 angenommen. Aber auch das ist nicht gut möglich, denn in den Urkunden dieser Zeit ist immer nur vom Tepler Kloster die Rede; Chotieschau wird ziemlich spät erwähnt, 1213 das erste Mal, obgleich es bestimmt schon vor diesem Jahre gegründet worden war.

Von den böhmischen Königen wurde das Kloster reich beschenkt. Seine Besitzungen lagen im wesentlichen zwischen Mies und Bischofteinitz und reichten fast bis vor die Tore von Pilsen. Dazu kommen Siedlungen in der Leitmeritzer-Daubauer Gegend, die gleichfalls Klostereigentum waren.

Die Dörfer um Chotieschau sind tschechischen Ursprungs, ebenso waren die ersten Pröpste des Klosters Tschechen, aber schon zu Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts stößt man auf deutsche Namen in der Propstreihe: 1299 Pernolt, 1303 Konrad, 1370 Pernolt II. Die Zinspflichtigen waren 1367 in ihrer überwiegenden Mehrheit Tschechen.

In 59 Ortschaften werden insgesamt 1193/1175 Zinspflichtige aufgezählt⁶.

89 (7,6%) sind Träger deutscher Namen, 1015 (86,4%) führen tschechische Namen und die restlichen 71 (6%) wurden als fraglich angenommen.

Das Urbar⁷ nennt folgende Siedlungen:

Preheischen (Přehýšov, Villa Przehysow)

Ges. Z.: 66/65

2 Deutsche: Lippolt, Peter,

58 Tschechen,

5 Fragliche: Martin, Benedict, Linda, Philipp, Elbik.

⁴ Šimák, Josef Vítězslav: Středověká kolonisace v zemích českých [Die mittelalterliche Kolonisation in den böhmischen Ländern]. České dějiny [Böhmische Geschichte] I/5. Prag 1938, S. 593. — Novotný, Václav: Čechy královské ve XIII. století [Das Königreich Böhmen im 13. Jahrhundert]. České dějiny I/3. Prag 1937, S. 110, 625, 757, 860, 909.

⁵ Život Hroznatův [Das Leben Hroznatas]. In: Fontes rerum Bohemicarum I z pol. 13. stol.

⁶ Bei 18 Hintersassen ist im Urbar, ohne Angabe des Namens, lediglich ihr Beruf oder Stand vermerkt. Diese wurden in die Gesamtzahl einbezogen, doch nicht den Fraglichen zugerechnet.

⁷ Hrsg. von J. Emler: Decem registra censuum Bohemica compilata aetate bellum husiticum praecedente. Prag 1881, S. 23—52.

Auherzen (Uherce, Villa Vhrzecz)

Ges. Z.: 44

- 1 Deutscher: Henslinus,
- 41 Tschechen,
- 2 Fragliche: Martin, Martin.

Villa Lassitow, que eciam dicitur Bor⁸

Ges. Z.: 21

- 1 Deutscher: Othart,
- 19 Tschechen,
- 1 Fraglicher: Martin.

Janow (Janov, Villa Janow)⁹

Ges. Z.: 12

- 2 Deutsche: Peter, Hanzlinus,
- 10 Tschechen.

Steinaujezd (Ujezd Kamenný, Vgezd villa Minor)

Ges. Z.: 19

- 17 Tschechen,
- 2 Fragliche: Martin, Martin.

Lihn (Líně, Villa Linie)

Ges. Z.: 37

- 1 Deutscher: Johan,
- 32 Tschechen,
- 4 Fragliche: Paulus, Martin, Valentin, Benedict.

Vsussie villa¹⁰

Ges. Z.: 13

- 1 Deutscher: Heynl,
- 12 Tschechen.

Schlowitz (Šlovice, Sslowicz)

Ges. Z.: 49

- 6 Deutsche: Zoch, Petirman, Wogsstil, Craczer, Jakob Czuch, Czuzl,
- 38 Tschechen,
- 5 Fragliche: Margaretha, Jan, Wassir, Ondrzeg Wihasst, Wachek Werdich.

Roth-Aujezd (Ujezd Červený, Vgezd Maior)

Ges. Z.: 28/26

⁸ Villa Lassitow, que eciam dicitur Bor, ist keineswegs Haid bei Tachau (tschechisch Bor), wie man versucht sein könnte anzunehmen, sondern ein Dorf, das zum Chotieschauer Kloster gehörte, später der Name eines Teiches (Lašitov) bei Lihn. Roubík, František: Soupis a mapa zaniklých osad v Čechách [Verzeichnis und Skizze der eingegangenen Siedlungen in Böhmen]. Prag 1959, S. 69 rechte Spalte Nr. 12.

⁹ Janow, jetzt ein Ortsbestandteil von Auherzen, früher ein Dorf, eingegangen nach 1468. Roubík 72 rechte Spalte Nr. 5.

¹⁰ Vsussie (Usuší), früher ein Dorf bei Lihn, nach 1468 eingegangen. Roubík 69 rechte Spalte Nr. 25.

1 Deutscher: Johan,
 25 Tschechen.
 Nürschan (Nýřany, Nayrzany)
 Ges. Z.: 30/27
 1 Deutscher: Johan,
 25 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.
 Teinitzl (Týnec, Villa Tynecz)
 Ges. Z.: 15/14
 1 Deutscher: Otmar,
 12 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.
 Hořikowitz (Hořikovice, Orczekowicze villa)
 Ges. Z.: 15
 13 Tschechen,
 2 Fragliche: Martin, Martin.
 Jucharz villa¹¹
 Ges. Z.: 25/22
 21 Tschechen,
 1 Fraglicher: Meynuss.
 Zwug (Zbuch, Zbuoch villa)
 Ges. Z.: 16
 1 Deutscher: Peter,
 14 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.
 Poppowa (Popovo, Villa Popow)
 Ges. Z.: 12
 11 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.
 Ober Sekeřan (Sekyřany Hořejší, Sekyrzany Maius)
 Ges. Z.: 17
 14 Tschechen,
 3 Fragliche: Martin, Mich, Mich.
 Wittowa (Bítov, Villa Bytow)
 Ges. Z.: 12
 12 Tschechen.
 Chotieschau (Chotěšov, Villa Chotiessowicz)
 Ges. Z.: 46
 1 Deutscher: Albertus sacerdos,
 42 Tschechen,
 3 Fragliche: Henzlik, Wenczeslaus, Henczlik.

¹¹ Jicharce, einst ein Dorf des Klosters Chotieschau, nach 1426 eingegangen, 1491
 wüst. Roubík 73 linke Spalte Nr. 7.

Mantau (Mantov, Mantow)

Ges. Z.: 28

4 Deutsche: Welflinus Niemecz, Gergl, Venczl trubars¹², Johan,
24 Tschechen.

Sedletz b. Stahla (Sedlec u Štáhlav, Villa Sedlcze)

Ges. Z.: 19/17

16 Tschechen,

1 Fraglicher: Martin vector.

Lossin (Losina, Villa Lossyna)

Ges. Z.: 5

1 Deutscher: Hermanus,

4 Tschechen.

Laschan (Lažany, Villa Lazany)

Ges. Z.: 23

2 Deutsche: Conrat, Luders,

19 Tschechen,

2 Fragliche: Benedikt, Pater.

Honau (Hanov, Villa Hanow)¹³

Ges. Z.: 26

13 Deutsche: Mikl, Johel, Ssonwald, Cunczl Heymreich, Heynlik Grubers¹⁴,
Heynczl Farers, Rudl, Dorerschühl, Heynczl Pochtigan, Haynel
Wolhers, Rekl, Merkl Rozner, Pesolt,

10 Tschechen,

3 Fragliche: Hanek, Mika Kruzla, Merl Oldrzych.

Weshorsch (Zhoř, Villa Zhorecz)

Ges. Z.: 17

1 Deutscher: Wolhers,

14 Tschechen,

2 Fragliche: Martin, Mich.

Wrbitz (Vrbice, Wrwicz villa)

Ges. Z.: 12

2 Deutsche: Dewessl, Dewessel,

9 Tschechen,

1 Fraglicher: Martin.

Stankau-Markt (Staňkov Městýs, Opidum Stankow)

Ges. Z.: 40/39

2 Deutsche: Haken, Nikl,

¹² „trubars“, klein geschrieben, als Berufsbezeichnung gebraucht = Trompeter, kein FN.

¹³ Honau, zwischen Tepl und Weseritz gelegen, war die nordwestlichste Siedlung des Chotieschauer Klosterbesitzes und der einzige Ort mit deutscher Mehrheit.

¹⁴ Hier und bei einer beachtlichen Zahl FN fällt das Genitiv -s auf (vgl. adjectivum possessivum).

- 34 Tschechen,
 3 Fragliche: Pater, Martin, Johannes rector.
 Stankau-Dorf (Staňkov Ves, Villa Stankow)
 Ges. Z.: 40/39
 3 Deutsche: Conrat, Hartman, Kunczel,
 32 Tschechen,
 4 Fragliche: Martin, Martin, Symon, Sykla.
 Villa Strachotin¹⁵
 Ges. Z.: 13
 1 Deutscher: Lipolt,
 9 Tschechen,
 3 Fragliche: Symon, Martin, Martin.
 Autschowa (Ohučov, Villa Ohuczow)
 Ges. Z.: 10
 10 Tschechen.
 Holleischen (Holejšov, Villa Holyssow)
 Ges. Z.: 19
 18 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.
 Villa Hnydus¹⁶
 Ges. Z.: 21
 1 Deutscher: Cubhart,
 20 Tschechen.
 Střelitz (Střelice, Villa Strzielicze)
 Ges. Z.: 15
 15 Tschechen.
 Hradzen (Hradec, Villa Hradecz)
 Ges. Z.: 15
 2 Deutsche: Heinczl, Conrad,
 11 Tschechen,
 2 Fragliche: Gerna, Jessek Fürtyss.
 Salluschen (Záluží, Villa Zaluze)
 Ges. Z.: 8
 1 Deutscher: Peter,
 7 Tschechen.
 Gottowitz (Kotovice, Villa Kothowicze)
 Ges. Z.: 24
 23 Tschechen,
 1 Fraglicher: Martin.

¹⁵ Strachotin, einst ein Dorf, später der Name für einen Wald bei Putzlitz (Puclice), 1503 wüst. Roubík 78 linke Spalte Nr. 20.

¹⁶ Villa Hnydus, Hnidousy, einst ein Dorf bei Holleischen, zwischen 1427—1431 abgebrannt, im 16. Jahrhundert wüst. Roubík 72 rechte Spalte Nr. 3.

Unter Sekeřan (Sekyřany Dolejší, Minor villa Sekyřzan)

Ges. Z.: 6

5 Tschechen,

1 Fraglicher: Martin.

Ellhotten (Lhota, Villa Lhota)

Ges. Z.: 24

22 Tschechen,

2 Fragliche: Martin, Hanuss.

Lissowa (Lisov, Villa Lyssow)

Ges. Z.: 19

18 Tschechen,

1 Fraglicher: Symon.

Křenitz (Křenice, Kšenice, Villa Krzemicz)

Ges. Z.: 6

6 Tschechen.

Lellowa (Lelovo, Lelow)

Ges. Z.: 12

12 Tschechen.

Přetin (Přetin, Przyetin villa)

Ges. Z.: 15/14

14 Tschechen.

Keine Angaben, die Namen der Zinspflichtigen betreffend, findet man für die Orte:

Schwihau (Švihov, Swihow villa),

Černotin (Černotín, Czrnotyn villa),

Skaschow (Skašov, Skassow villa),

Tlučna (Tlučná, Tluczna villa),

Littitz (Litice, Liticze villa).

Lohowa (Luhov, Luhov villa)

Ges. Z.: 13

4 Deutsche: Stuble, Nemecz Brozowssky¹⁷, Niemecz horeysy¹⁸, Rodl,

¹⁷ Dazu Josef Hanika: Die Form Brozowssky als Personennamen ist eine adjektivische Bildung auf -ský, die in der Regel die Herkunft von einem Ort bezeichnet, z. B. Rychnov — Rychnovský, Janov — Janovský, Staňkov — Staňkovský, Lažan — Lažanský, u. a. Bei der Bildung Brozowssky bleibt nach Abstreichung der Endung Brozow (Brožov) übrig. Ein Ortsname Brožov ist jedoch nicht zu finden. Es gibt nun gerade für den bäuerlichen Bereich bei den Bildungen auf -ovský noch eine andere Möglichkeit der Ableitung als die von Ortsnamen auf -ov, und zwar Hofbezeichnungen, gebildet als Adjektiva aus dem Namen des Besitzers, bzw. des Vorbesitzers + -ovský. Von hier aus erschließt sich auch die zunächst merkwürdige Bezeichnung Němec Brožovský. Es geht hier also nicht um eine Herkunft-, sondern um eine Hofbezeichnung. „Dvůr Brožovský“ ist der Broshhof, der „Němec Brožovský“ ist nicht ein germanisierter Tscheche namens Brožovský, sondern der Deutsche auf dem Brožhof, der als neuer Besitzer den verlassenen Hof übernommen hat. Sein deutscher Rufname war dem Schreiber offenbar nicht einmal bekannt.

8 Tschechen,

1 Fraglicher: Petr Socherer.

In Dobřan (Dobřany, Dobrzan opidum)

fehlen wiederum die Namen der Untertanen.



Das Kloster Chotieschau war außerdem in der Gegend östlich von Leitmeritz begütert. Bemerkenswert ist, daß sich dieser Schreiber nicht mehr der lateinischen, sondern der tschechischen Sprache zur Abfassung des Textes bediente und daß er bereits die diakritischen Schriftzeichen verwendete.

Ruschowan (Hrušovany)

Ges. Z.: 21

19 Tschechen,

2 Fragliche: Martin, Regina vdova.

Trnowey (Trnová, Trnová ves)

Ges. Z.: 9

9 Tschechen.

Engowan (Encovany, Encěvany ves)

Ges. Z.: 14

13 Tschechen,

1 Fraglicher: Hanuš.

Selz (Sedlec, Ves Sedlec)

Ges. Z.: 11

11 Tschechen.

¹⁸ Auch in diesem Fall dürfte der Rufname des Hofbesitzers dem Schreiber unbekannt gewesen sein, er benennt ihn nach der Lage des Hofes „Němec hořejší“, den „oberen Deutschen“.

Schwarženitz (Svařenice, Ves Svařemicě)

Ges. Z.: 26

1 Deutscher: Zigmund,

25 Tschechen.

Webrutz (Vrutice, Ves Vruticě)

Ges. Z.: 34/33

1 Deutscher: Vencl,

31 Tschechen,

1 Fraglicher: Anton Žák.

Polepp (Polepy, Ves Polepy)

Ges. Z.: 17

1 Deutscher: Anton,

16 Tschechen.

Die Taufnamen der deutschen Untertanen

An der Spitze steht mit acht Belegen

Peter: Peter (6), Pesolt, Petirman;

Johann: Johan (4), Johel, Hanzlinus, Henslinus wurde insgesamt sieben-
mal gezählt;

Heinrich: Haynel, Heynl, Heynlik¹⁹, Heinczl, Heynczl sechsmal;

Konrad: Conrad, Conrat, Cunczl, Kunczel fünfmal.

Je zwei Belege gibt es für:

Leipold: Lipolt, Lippolt;

Nikolaus: Nikl, Mikl²⁰;

Wenzel: Vencl, Venczl.

Einmal nur kommen vor:

Albert: Albertus,

Anton: Anton,

Artlieb: Artleb,

? : Cubhart,

Georg: Gergl,

Hartmann: Hartman,

Hermann: Hermanus,

Jakob: Jakob,

Markwart: Merkl,

Michael: Michel,

Otthart: Othart,

Ottmar: Otmar,

Recko (KF zu Richard, Richwin u. a.): Rekl,

¹⁹ Heynlik Grubers — ein deutscher RN bekommt eine tschechische Endung, eine Folgeerscheinung des Zusammenlebens beider Nationen.

²⁰ Beeinflußt durch tschechisch Mikuláš entsteht neben Nikl die KF Mikl.

Rudolf: Rudl,
Wolfhart, Wolfgang, Wolfram u. a.: Wellfinus,
Siegmond: Zigmund.

*Die tschechischen Taufnamen*²¹

Jan (Johann) findet man insgesamt 103mal in folgenden Formen: Jan (69), Giech, Jiecha; Gessek und Jessek (18); Janek, Janyek, Jonek, Geniek; Wanie, Waniek, Wanyek.

Václav (Wenzel) steht mit 65 Belegen an 2. Stelle: Waczlaw, Vaclav (45); Wach, Wacha, Wachek, Vachek, Wachen, Váša, Wassek, Waczek.

Matěj (Matthäus) folgt 54mal: Mathyeg, Matieg, Mathieg, Mathei, Mathey und Mathiei (30); Mach (16); Machek, Maczek, Machna, Matůš.

Jakub (Jakob) 50mal: Jakub, Jacub (41); Kub, Kuba, Cuba, Cubik, Jakubecz, Kuczek (vielleicht entstanden aus Ku(bi)czek oder FN).

Petr (Peter) 35mal: Petr (8); Pessek (25); Pessak, Pechan.

Veleslav 34mal: Welislaw, Welisslaw, Welislab, Welisla, Velislaw, Velisslab (17); Well, Welek, Velek, Welik, Welak (16); Welislawecz.

Je 23 Belege gibt es für folgende Namen:

Pavel (Paul): Pawel, Pawl, Pavel (21); Pablik, Passek und

Vít (Veit): Wit, Vít, Wyt, Witt (14); Witek, Wytek, Wittek, Vitko (9).

Hodislav findet man 21mal als: Hodislaw, Odislaw; Hodik, Hodek, Hodijk (14); Hodak, Hodassek, Hodan, Hodecz, Hodanka.

19mal wurden gezählt:

Blažej (Blasius): Blazey, Blazei (7); Blazieg, Blaziek, Blazek, Blažek (12);

Mikuláš (Nikolaus): Mikulass (8); Mikess, Mikesch (10); Mika;

Přibyslav: Przybislaw (3); Przybek, Przibek, Przybik (13); Prziben, Przyben, Przybca;

Vavřinec (Lorenz): Wawrzinecz, Wawrzenecz, Wabrzenecz, Vavřinec (14); Wawra, Vávra (5).

Svatoslav kommt 18mal vor: Swatoslaw; Swach (13); Swaton;

Blahoslav 15mal: Blaha (12); Blahut (2); Blahen.

Mit je 14 Belegen folgen:

Ondřej (Andreas): Ondrzeg, Ondrzeig, Ondrzej (11); Ondra, Vondra, Vondráček und

Šimon (Simon): Ssimon, Ssymon, Schymon, Ssyman, Šimon (12); Šimek, Šimček.

11mal wurden gezählt:

Miloslav: Miloslaw, Mylosslaw, Milota, Milak, Milek, Miless, Milei, Milaczek;

²¹ Beachtenswert ist die Vielfalt der abgeleiteten Kurz- und Koseformen, auffällig die große Zahl nationaler Namen.

Oldřich (Ullrich): Oldrzych, Oldrzych (10); Oldra;
Tomáš (Thomas): Thoma, Thuoma, Tuoma, Thuom (10); Thomysch.

10mal:

Budislav: Budislaw, Budek, Budik, Budecz, Buzek, Bauzek;
Dětrich (Dietrich): Dietrzych, Dietrzych, Dyetrzych (6); Dietra.

9mal stößt man auf:

Havel (Gallus): Hawel, Havel.

8mal auf:

Ctislav: Sdislaw, Sdich, Zdislaw, Zdysslaw, Zdich;
Zdislav:

Jiří (Georg): Jíra, Jura, Gura, Jiřík, Jurzik, Jurzyk;

Kříž: Krziz, Krzyz, Krzyss, Krzyzek²²;

Květoslav (Florian): Quieton, Quietak, Quietek, Quietal, Quiech;

Michal (Michael): Michal, Michalik;

Radoslav: Radslaw, Raczlav, Radsslab, Radek, Raczek, Rach;

Troján: Troyan, Troian;

Vítězslav: Witoslaw, Wislaw, Witiech, Wiech, Wech;

7mal auf:

Řehoř (Gregor): Rzehorz, Rzeha, Rzyha;

Vojtěch (Adalbert): Woytiech, Woytech, Woytěch.

6mal wurden folgende Namen gezählt:

Benedikt: Beness, Beneda, Benyk, Benak, Benniass, Benassiek;

Bohuněk: Bohuniek, Bohunca, Buniek;

Hostislav: Hostislaw, Hostek, Hostik, Hosta;

Marek (Marcus): Maress, Marzata, Marzik, Marzie²³;

Ota (Otto): Otta, Otik, Otyk;

Stanislav (Stanislaus): Stanislaw, Staniek, Stanik, Stach.

5mal:

Kliment (Klemens): Clyment, Climenth, Klíma;

Slavomil:

Slavoslav: } Slawata, Slawik (oder FN), Slawek, Slabek (oder FN);

Slavomír:

Vojslav: Woyslaw, Woysslaw.

4mal:

Bohuslav (Gottlob): Bohuslaw, Bohusla;

Jindřich (Heinrich): Gindrzych, Gindrzych, Gyndrzych, Gindra.

Außerdem gibt es eine große Zahl tschechischer Taufnamen, die 3-, 2- oder nur einmal auftreten:

Agnet: Niedka;

Ambrož (Ambrosius): Brož, Brožek;

²² Als RN gebraucht, kommt in anderen Urbaren auch in der lat. Form „Crux“ als RN vor.

²³ Marzata, Marzie können auch Formen von Marie sein.

Ana (Anna): Anca;
 Bedřich (Friedrich): Bedrzich;
 Bartoloměj (Bartholomäus): Barthuss, Bartoň, Barta;
 Bořislav: Borzislaw;
 Bolemil: Bolemil;
 Bořivoj: Boress;
 Burián: Burjan, Pures;
 Čáslav, Česlav: Czasslaw, Czechen;
 Ctibor: Zdebor, Sdobor;
 Dalibor: Dalibor;
 Dobroslav: Dobroslaw;
 Domaslav: Domaslav;
 Drahoslav: Draziek;
 Duchoslav: Daucha (oder FN); Duchek, Dussek;
 Emanuel: Manek, Manka²⁴;
 Fabián (Fabian): Pabian, Pabyan;
 Filip (Philipp): Filipec, Lippecz;
 Jiljí (Agidius): Gylek;
 Hašfal (Kastalus): Hass;
 Heřman (Hermann): Herzman;
 Hotart (Gotthard): Hotuš;
 Hynek²⁵ (Ignatz): Hynek, Hynczyk;
 Jaromír: Jaromin;
 Jaroslav: Jaross, Jareš;
 Jitka (Judith): Jutka;
 Karel (Karl): Karel, Karloss;
 Kašpar (Kasper): Kaspar;
 Kateřina (Katharina): Kaczka, Kathra;
 Křišťan (Christian): Krzyzan, Krzich;
 Křištof (Christoph): Křištof;
 Kuneš (Kunz): Kuness, Kuna (oder FN);
 Lukáš (Lukas): Luczek (oder FN);
 Lev (Leo): Lwik;
 Martin: Martin, hier in Verbindung mit dem tschech. FN Seliczko;
 Miroslav: Mírek, Miraniek;
 Mladota: Mladota;
 Peregrin (Peregrinus): Peress;
 Předslav: Przeda, Przyda, Przyeda;
 Přemysl: Przemysl, Mislik, Mysla²⁶;
 Prokop: Prokop;

²⁴ Manka ist auch eine beliebte Form von Marie. Natürlich haben auch Frauen Höfe bewirtschaftet, Witwen (Przybka vidua) und ledig gebliebene.

²⁵ Hynek in alter Bedeutung Heinrich.

²⁶ Die Formen Mislik, Mysla können natürlich auch von Dobromysl, Křesomysl und allen Namen, deren zweite Silbe -mysl ist, hergeleitet werden.

Radhost: Radhost;
 Sezema (Sosimus): Sezema;
 Soběslav: Sobon;
 Štěpán (Stephan): Sczepan, Štěpán;
 Svatomil, Svatomír, Svatopluk, auch Svatoslav u.a.: Swatek (oder FN);
 Světoslav: Swislaw, Swisslaw; Swetey (oder FN);
 Tobiaš (Tobias): Dobess;
 Valentin (Walentin): Valenta;
 Věncemila: Weczemila;
 Vilém (Wilhelm): Wilem, Wylem;
 Vincenc (Vinzenc): VICEŇ (?);
 Vlastislav: Wlasstie, Wlachen;
 Zachář (Zacharias): Zacharz;
 Zdenka (Sidonia): Sdemka;
 Žibřid (Siegfried): Zibrzid;
 Zikmund (Siegmund): Ssyska, Zich.

Die Familiennamen der deutschen Untertanen²⁷

Craczer — Kratzer, kann auch für einen Geizhals stehen, mhd. kratzhart = Wucherer, Geizhals (175);
 Czuch, schwer deutbar, viell. vom mhd. zuc = ein kurzes, heftiges Reißen;
 Czuzl — mhd. zutzel = Sauglappen;
 Dewessl, Dewessel — Bedeutung unklar;
 Dorerschühl — Bedeutung gleichfalls unklar;
 Farers — Pfarrer, es gab Nachkommen von Priestern, aber auch nach der Rolle in einem Volksstück konnte der Name fest werden (231);
 Grubers — Gruber, Anwohner oder Besitzer einer Sand-, Stein- oder Kalkgrube (119);
 Hakell, Haken — Häkel, Haken, mhd. haekel = Häkchen, der Vergleich mit einem Haken muß weit verbreitet gewesen sein, etwa für einen krummen oder steifen Menschen (126);
 Heymreich — Heinrich, hier FN mit RN Cunczl (136);
 Luders — Luder, mhd. luoder = Lockspeise; luoderer = Schlemmer, Weichling, vgl. Luderkalb (198);
 Mussers — Musser, am ehesten würde der Sinn von obd. müssen = zwingen, nötigen, passen. U kann für ü stehen (215);
 Pruders — Bruder, Verwandtschaftsname (69);
 Pochtigan — Bedeutung unklar;

²⁷ Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln-Graz 1957. In Klammern jeweils Angabe der Seiten, wo Entsprechungen zu finden sind. — Herrn Prof. Dr. Schwarz, an den ich mich mehrmals wandte, sei für seine bereitwillige und freundliche Hilfe gedankt.

- Rodl — Rötél, gleichbedeutend wie Rot, Vergleichsname, meist nach der Haarfarbe benannt (259/60);
 Rozner — Rosner, Wohnstättenname (258);
 Ssonwald — Schönwald, Herkunftsname (286);
 Stuble — Stüble, Stübel, Wohnstättenname, besonders Badestube war mit Stube gemeint (312);
 Wolhers — Woller, mhd. woller = Wollenschläger (349);
 Wogsstil — Wage still, Satzname;
 Zoch, bair. zochen = langsam einhergehen, mhd. zochen = ziehen, zerren, reißen, locken, reizen; zoche = Knüttel, Prügel (357).

Die Familiennamen der tschechischen Untertanen

a. direkte und indirekte Berufsamen

- Berka — berka = berce — Nehmer, z. B. Steuereinnahmer, daneben gibt es bérka = berek, běrek — Stich beim Kartenspiel;
 Chrast — chrast, chřast — Gerassel, chřastač — Flachsbrecher (oder Wohnstättenn., auch Herkunftsname mögl.);
 Czepek — Dem. zu čep — Zapfen, Pipe, Spund, fig. ein dummer Mensch;
 Czepuch — čepouch — ein großer Zapfen, čepovati — ausschenken, wie čepok viell. passender Name für einen Schankwirt;
 Daucha — doucha, douchač — Bläser (oder KF zu Duchoslav);
 Deuka — děvka — Magd;
 Erbaczka — erb — Wappen, erbář — Wappenmaler;
 Holubář — holubář — Taubenhändler, Taubenzüchter;
 Hornik — horník — Bergmann;
 Hrob — hrob — Grab, hrobař — Totengräber;
 Hrobec — hrobec — ein kleines Grab (oder Herkunftsname);
 Kossata — viell. košatka — Backschüssel, Brotschüssel, Strohschüssel, und wäre ein passender Name für einen Bäcker; košátka — Fischkörbe;
 Kotaul — kotel — Kessel, kotoulka (altes Wort) — Reifring, Spindelscheibchen, Spinnwirtel;
 Kovář — kovář — Schmied;
 Kracma — krčma — Schenke, Wirtshaus, krčmář — Schankwirt, Krätschmer;
 Krb — krb — Herd, Kamin, eine andere Bedeutung wäre krbec, krbek = Kietze (Behälter für den Wetzstein der Mäher), eine dritte: krbík = ausgehöhltes Klötzchen zum Fangen von Dohlen;
 Lowecz — lovec — Jäger;
 Luczek — Dem. zu luk = luček — kleiner Schießbogen, lukař — Bogenschmacher, Bogner (od. zu Lukáš);
 Medik — medek — Honig; passender Name für einen Imker;
 Muka — mouka — Mehl, könnte zu einem Müller passen; daneben muka = Leid, Qual, Pein, Marter;

Nowak — novák — Neuling, Neusiedler;
 Oczko — očko — Oese, eigentlich Äuglein; očkovati — okulieren;
 Paněv — pánev — Pfanne; panevník — Pfannenschmied;
 Pastýrs — pastýř — Hirte;
 Pota — potah — Pferdegespann, oder als bota = Stiefel, Name für einen
 Schuhmacher;
 Prudič — pruditi — brennen, beizen, entzünden;
 Pytel — pytel — Sack;
 Raz — ráz — Schlag, Hieb, Stoß, auch Münzschlag, Gepräge oder Typus,
 Eigenart;
 Rowik — vielleicht zu rob — Knecht, altschech. auch Knabe; daneben
 gibt es rovek — Graben;
 Rezník — řezník — Fleischer;
 Rybac — rybák — Fischer;
 Richtarz, Rychtarz²⁸ — rychtář — Richter, Schultheiß, Schulze;
 Sauček — souček — Holzknorren, Knoten im Holz;
 Slatník — zlatník — Goldschmied;
 Sparzil — spáriti — abbrühen, verbrühen; spáriti — paaren;
 Srb — srp — Sichel;
 Sswecz — švec — Schuster;
 Strzeziek — Dem. zu střež — Kübel, Spülschaff, Schankfaß;
 Stoliczka — stolička — kleiner Stuhl, Schemel;
 Sudywoy — sudí — Richter und voj — Militär: Auditor;
 Voštírálek, Voštěrálek — oštěr — Hinterarm, Hinterhebel, aber auch
 der Strohwisch an der Wagenleiste;
 Wageczko — vajíčko — ein kleines Ei, kann der Name eines Eierhänd-
 lers sein;
 Wetessnik — vetešník — Trödler;
 Wiessek — višek, vich, věch — Wisch, Strohwisch, Schankzeichen;
 Wrhel — vrhnouti — werfen, schleudern;
 Žák, Žáček — žák — Schüler, žáček — ein kleiner, ein junger Schüler;
 Zaruba — zárub — Hackenhieb, záruba — Kerbe;
 Zavrtal — zavrtati — einbohren, hineindrehen;
 Zbyrka — sbíratí — sammeln, sbírka — Sammlung.

b. Vergleichsnamen

Bilak — bílý — weiß, Name wahrscheinlich nach der Haarfarbe;
 Chlp, Chlupatý — chlupatý — haarig, zottig; chlupáč — ein zottiger
 Mensch, fig. Flegel;
 Chaudě — chudý — arm;
 Chudiena — chuděra — armer Tropf, armer Schlucker;

²⁸ rychta, rychtář, sl. rychtár aus dem deutschen rihtári — Richter. — Holub, Josef: Stručný slovník etymologický jazyka československého [Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch der tschechoslowakischen Sprache]. Prag 1937, S. 242.

- Cilík — viell. Bedeutung wie culík — Zopf;
 Črný, Czynecz — černý — schwarz, Name wahrscheinlich nach der Haarfarbe entstanden;
 Črvený — červený — rot, auch hier dürfte die Haarfarbe ausschlaggebend gewesen sein;
 Cubiena — kuběna — Keksweib, Konkubine;
 Drastil — drastiti — stolpern, wörtlich: er ist gestolpert;
 Druzek — Dem. zu druh — Gefährte, Genosse, Kamerad;
 Hladky — hladký — glatt, hübsch;
 Hlawacz — hlaváč — Großkopf, Dickschädel;
 Hniebcowa — hněv — Zorn, hněvivec — ein zorniger Mensch;
 Hoch — hoch — Bursche, Knabe;
 Hošek, Hossek — hošek — Bürschen, Knäblein;
 Holikowa — holý — nackt, entblößt, kahl;
 Holecz — holec — ein Kahler, ein armer Wicht;
 Holissie — holiš — armer Schlucker;
 Hrb — hrb — Buckel, Höcker;
 Hrbek — hrbek — ein kleiner Buckel, Höckerchen;
 Hubacz — hubáč — Großmaul;
 Kasse — kaše — Brei, kašák — Breiesser;
 Kanyach — schwer deutbar: zu kaňhati — sudeln, klecksen, pfuschen; tkaň — Gewebe; oder Tiername;
 Kral — král — König, nach einem Hausnamen, der Rolle des Königs in einem Spiel od. ähnl.
 Kuczera — kučera — Locke;
 Kudlatá, Kudlatka — kudlatá — eine Frau mit zottigem, strähnigem Haar;
 Kukliczka — Dem. zu kukla — eine kleine Kapuze, Häubchen;
 Kulhan — kulhati — hinken;
 Kulháněk, Kulhanec — kulháněk — ein Hinkender;
 Kysielo — kyselý — sauer, kyselo — Krautsuppe, fig. ein verdrießlicher Mensch, Sauertopf;
 Leua, Lewa — levý — links (levá — weibliche Form des Adjektivs);
 Lewecz — levec — Linkshänder;
 Loudny — loudný — schleichend, ludný — verführerisch, lockend, reizend; ludař — Betrüger, Verführer, Landstreicher;
 Loškot — viell. loskot — Gerassel, Knallen, Krachen;
 Makal — viell. mákati — nassen, sich naß machen;
 Male — malý — klein;
 Malik — malík — der kleine Finger, fig. ein kleiner Kerl;
 Milei, Milek, Milaczek — milý — lieb, miláček — Liebling (oder Formen von Miloslav);
 Muzik — mužík — ein kleiner Mann, Männchen;
 Nedobral — dobrati — etwas erforschen, ergründen, wörtlich: er hat es nicht erforscht, nicht ausfindig gemacht;

Nosek — nosek — Näschen, Schnabel; noska (masc.) Großnase, Naseweis;
 Obr — obr — Riese;
 Palczek — paleček — Däumchen, Däumling;
 Pessak — pěšák — Fußgänger;
 Panek — pánek — ein kleiner Herr, Herrchen;
 Pinakowa — vielleicht piňák wie pivák — Biertrinker; pin — Pinne,
 Rahmennagel in der Tuchmacherei;
 Plech, Plch — plech, pleš — Glatze; plcháč — Glatzkopf;
 Plychta — viell. plichta — ein gleicher Wurf im Spiel, fig. Ränkeschmied,
 Intrigant;
 Porzadek — pořádek — Ordnung, pořádný — ordentlich;
 Přivřel — přivřítí — ein wenig schließen, zumachen;
 Przekay — přek — Quere, ein Quertreiber? oder nach der Lage des Besitzes?
 Quasson, Quassata — kvašan — Schmauser;
 Rapota — rapot — Geklapper; rapotač — Schwätzer;
 Řiečný — říčný — zerfließend, schweißbedeckt;
 Roczyneyowa — ročně — ein einjähriges Kind, hier Mädchen (-owa);
 Ruczka — ručka, ručička — Händchen;
 Rysso — rysý — rötlich; ryšavec — Rotkopf;
 Rzywin — ob zu hříva — Mähne, fraglich;
 Scorek — viell. skoro (alttschech.) — bald, schnell, zeitlich;
 Sscorota, Skoronka — skora (alttschech.) — Haut, Fell, Rinde;
 skorý — hurtig, eilfertig;
 Skron — schwierig, ob zu skromný — bescheiden?;
 Skrzet — viell. skrček — Knirps, Zwerg, Wicht;
 Slabek — slabý — schwach (oder KF zu Slavomil, Slavomír, Slavoslav
 <b = v>);
 Slina — slina — Speichel; slinec — Geiferer;
 Smetana — smetana — Sahne, Schmetten; wohl für einen, der den Genuß
 von Sahne zu schätzen weiß;
 Šoch — viell. šohaj — junger Bursche, Dorfjunge;
 Sspalek — špalek — Klotz, Stock, fig. Bengel;
 Špička — špička — Spitze, ein kleiner Rausch, auch Stichelei;
 Scherak — šerý — dämmerig, grau; šeredný — abscheulich, garstig;
 Swetey — svatý — heilig (oder KF zu Svatoslav, Svatomir, Svatopluk);
 Sywak — zívák — einer, der immerzu gähnt;
 Stonik — stoněk — ein kränklicher Mensch;
 Swalek — Dem. zu sval — Muskel, svalnatý — muskulös;
 Tichawa — tichý — still, ruhig; ticháček — Duckmäuser;
 Titěra — titěra — Spielzeug, Tändelei; titěrkář — Tändler;
 Tucznie — tučný — dick, fett;
 Tupecz — tupec — Dummkopf;
 Veliký — veliký — groß;
 Waczata — viell. Plural zu vače — etwas Aufgequollenes, z. B. mokrý
 jako vače — watschelnaf;

Wrhel — vrhnouti — schleudern, werfen;
 Wzrany — zu zrátí — reif werden, ausreifen (?);
 Zavrtal — zavrtati — verdrehen, verwirren, eigentl. einbohren;
 Zvrátíl — zvrátiti — speien, erbrechen.

c. Herkunftsnamen

Cassohowecz, Kassowecz — Koschowitz — Košovice (Bez. Mies);
 Chrast — häufiger Ortsname, hier wahrscheinl. Chrast — Chrást (Bez. Pilsen);
 Cochowecz — Kochowitz — Kochovice (Bez. Dauba);
 Costolicz — Kostelzen — Kostelec (Bez. Mies);
 Crussecz — Kroh — Kruh (Bez. Dauba), den Ortsnamen Krušec, deutsch Körnsalz, gibt es im Gebiet von Schüttenhofen;
 Czyrnecz — Černitz — Černice (Bez. Pilsen);
 Hradecz — Hradzen — Hradec (Bez. Pilsen);
 Horzekowecz — Hoříkowitz — Hoříkovice (Bez. Mies);
 Hrobec — viell. Hrobschitz — Robčice (Bez. Mies);
 Janowecz — Janow — Janov (Bez. Mies);
 Jucha — wohl nach Jucharz villa (eingegangenes Dorf), in dem das Kloster begütert war;
 Kalovec — Kalwitz — Kalovice (Bez. Leitmeritz);
 Kopananez — nach einem der zahlreichen Kopanina, Kopaniny oder ähnl., möglich auch Wohnstättenname;
 Kothorowecz — Koterow — Koterov (Bez. Pilsen);
 Moravec — Morava — Mähren, doch gibt es Ortsnamen: Moraveč, Morawes, Morawetz und ähnl.
 Nadřěnez — schwierig zu erklären;
 Sluzinecz, Sluzynecz — nach Luditz — Žlutice?
 Trtenecz — schwer feststellbar. Es heißt Wetterstein (Bez. Turnau) tschech. Třtí und ein Ort Třtěnítz — Třtěnice liegt in Bez. Jičín;
 Welenez — mehrere Möglichkeiten. Wellnitz — Velenice (Bez. Böhm. Leipa), auch Groß- und Klein Wöhlen — Veleň Velká a Malá (Bez. Tetschen), Welen-Velen (Brandeis/Elbe);
 Zbinsky — Binai — Zbiny (Bez. Dauba);
 Zbraslaw — Prassles — Zbraslav (Bez. Luditz).

d. Wohnstättennamen

Chrast — chrast, chrást, chřást — Gesträuch, Gestrüpp, Reisig;
 Dubek — Dem. zu dub — Eiche;
 Hagek — hájek — kleiner Wald, Hain;
 Hajzka — hajský — Hain;
 Horzewirchowa — vrch — Gipfel, Wipfel, die erste Silbe ist unklar. Hoře ist Dativ und Ablativ von hora — Berg; hoře (Nom.) — Kummer, Leid;

Kopananecz — kopaný — gegraben, gehackt; kopenec — Heuschober,
Mandel, Getreide auf dem Feld;
Kuczka — wahrscheinl. Dem. zu kuče — Haufen, Schober, Hütte;
Roly — role — Acker, Feld;
Wyssek — vyšelec — Höhenbewohner.

e. Übernommene Tiernamen²⁹

Jelének — jelen — Hirsch; jelenec — ein junger Hirsch;
Ježek — ježek — Igel;
Kach — kachati — schnattern (von Enten), kachna — Ente;
Kanyach — káně — Stoßvogel, Bussard; kan = kanec — Eber, fig. ein
Zotenreißer;
Kocaurek — kocourek — ein junger, ein kleiner Kater, Katerchen;
Kociczka — kočička — Kätzchen;
Kokoth — kokot (alttschech.) — Hahn;
Kozel — kozel — Ziegenbock;
Králík — králík — Kaninchen;
Krt — krtek — Maulwurf;
Kujík — kujík = kulich — Kauz, fig. ein Schlaupf;
Kuna — kuna — Marder; oder KF des RN Kuneš;
Motyl — motyl — Schmetterling;
Myška — myška — Mäuslein; aber myškář — Sauschneider;
Nedwied — medvěd — Bär;
Pávek — pávek — Pfauentaube, fig. ein Stolz;
Plewec — plevák — einjähriges Schwein, pleva — Spreu, plevel — Un-
kraut;
Scharhan — wäre vielleicht zu šarkan (altes Wort) — Drache, zu stellen;
Slawik — slavík — Nachtigall; oder KF zu Slavomil, Slavomír;
Sskopek, Skopecz — skopec — Hammel, Schöps, Widder, fig. ein Her-
umhüpfer;
Sstalík — schwer deutbar, fraglich, ob ein Zusammenhang zu stehlík —
Stieglitz, besteht;
Sowa — sova — Eule (oder KF zu Soběslav, w = b);
Swynie — svině — Sau;
Topenka — viell. zu topka — Truthenne, fig. ein dummes Weib;
Voleška — volek, volešek — ein junger Ochse;
Vorlík — orlík — ein junger Adler;
Wlek — vlk — Wolf;
Wlczek, Wlcziek, Wlczisstie — vlček, vlčě — ein junger, kleiner
Wolf;
Wrabecz — vrabec — Sperling, Spatz;
Wranez — vranec — vraník — Rappe; vraný — schwarz wie ein Rappe.

²⁹ Die Tschechen holten ihre FN oft aus dem Tierreich, weitaus häufiger als die Deutschen.

f. Übernommene Pflanzennamen

Bobik, Bobek — bobík Dem. zu bob — Bohne; bobek — Lorbeer;
Chmelik — Dem. zu chmel — Hopfen;
Geczmen — ječmen — Gerste;
Louška — viell. zu luska — Schote;
Seliczko — Dem. zu zelí — Kraut, Kohl;
Šešel — šešule — Schote, Hülse;
Štěvík — štěvík = šťovík — Sauerampfer.

g. Verwandtschaftsnamen

Bratron — bratran — Cousin, Neffe, Brudersohn;
Czadek — Dem. zu čád (altes Wort) — Kind, Sohn;
Děd, Died — děd — Großvater;
Mateczka — matička — Mütterchen;
Wnuczek — vnuček — Enkel, Enkelkind.

h. Namen nach Naturerscheinungen

Czirwanek — červánek — Himmelsröte;
Zyma — zima — Winter, Kälte;
Und außerdem:
Nedíl — nedílný — unteilbar oder neděle? — Sonntag;
Patak — pěták = paták — Fünfgroschenstück;
Swatek — svátek — Feiertag, Festtag, Namenstag oder KF zu Svatoslav.

i. Taufnamen werden zu Familiennamen (Patronymika)

Dafür folgende Beispiele:

Filipec Barta,
Jan Jarominuov,
Jan Jiruov,
Jan Vituov,
Jakub Zichuov.

Als fraglich wurden angenommen:

1. Christliche Taufnamen in ihrer vollen Form und Rufnamen, die in beiden Sprachen gleichlauten:
Abram (1), Benedikt (3), Johannes (1), Margaretha (1), Martin (32), Paulus (1), Philipp (1), Regina (1), Symon (3), Valentin (1), Wenczeslaus (1).
2. Deutsche RN mit tschechischer Endung:
Elbik — Elbel, KF zu Albrecht,
Ewik,
Hanek, Hanuss, Hanuš, Henzlik, Henczlik — abgeleitet von Hans, Hensel, KF-en zu Johann, Meynuss — zu Meinrad oder Meinhard.

3. Die KF Mich (3), die sowohl von Michal als auch von Michel abgeleitet sein kann.
4. Der lat. Name Pater (2).
5. Die drei FN, auf -a endend.
 Gerna — mhd. gērn = begierig, bereitwillig (108),
 Sykla — Schiekel, mhd. schiec = schief, verkehrt, Name für Schielende,
 vgl. bair. „schiekeln“ (276), und
 Linda — Linde, Wohnstättenname.
6. Verbindungen deutscher Familiennamen mit tschechischen Rufnamen und umgekehrt:
 Anton Žák — žák = Schüler,
 Jessek Fürtyss — Vortisch = Vorspeise, auch eine Nonnenstrafe (334),
 Mika Kruzla, mhd. kriuz = Kreuz, Mühsal, Not; Dem. kriuzelin,
 Merl Oldrzich, mhd. mērl, mērle = Amsel, lat. merula,
 Petr Socherer — Sacherer, mhd. sachener, sacher, secher = Kläger,
 Beklagter in einer Rechtssache, Urheber, Anstifter (265),
 Jan Wassir — Wasser (338),
 Wachek Werdich — Wehre dich, Satzname, vgl. Wehrenstein, Wehrenwinkel (339),
 Ondrzeg Wihasst, viell. auch ein Satzname, Deutung unsicher.

*Das Frauenthaler Urbar*³⁰

(Pohled, Monasterium Vallis S. Mariae)

Zu den deutschen Siedlungen gehört schon in früher Zeit Frauenthal. Die Ursachen, die zur Gründung des Klosters führten, sind heute nicht ganz sicher festzustellen³¹. Drei südböhmische Edelleute, dann die Töchter Witigos von Neuhaus, Uta, Ludmilla und Katharina, hatten den frommen Wunsch, den Nonnen des Zisterzienserordens ein Kloster zu errichten. 1267 erfolgte die Gründung desselben, 1269 wurde es von Ottokar II. bestätigt. Katharina wurde Äbtissin, zwei Töchter Ludmillas traten dem Orden als Nonnen bei. Der Prager Bischof und der König ließen ihm ihren Schutz angedeihen und die Königin Kunigunde stellte es unter ihre persönliche Obhut. Durch Kauf und Schenkungen wurde der klösterliche Besitz rasch erweitert, Siedler wurden gerufen und mit der Urbarmachung des umliegenden Gebietes begonnen³².

Die Töchter bekannter böhmischer Adelige lebten als Nonnen in diesem Kloster in gleicher Weise wie Deutsche, doch bekamen letztere bald zahlenmäßig das Übergewicht.

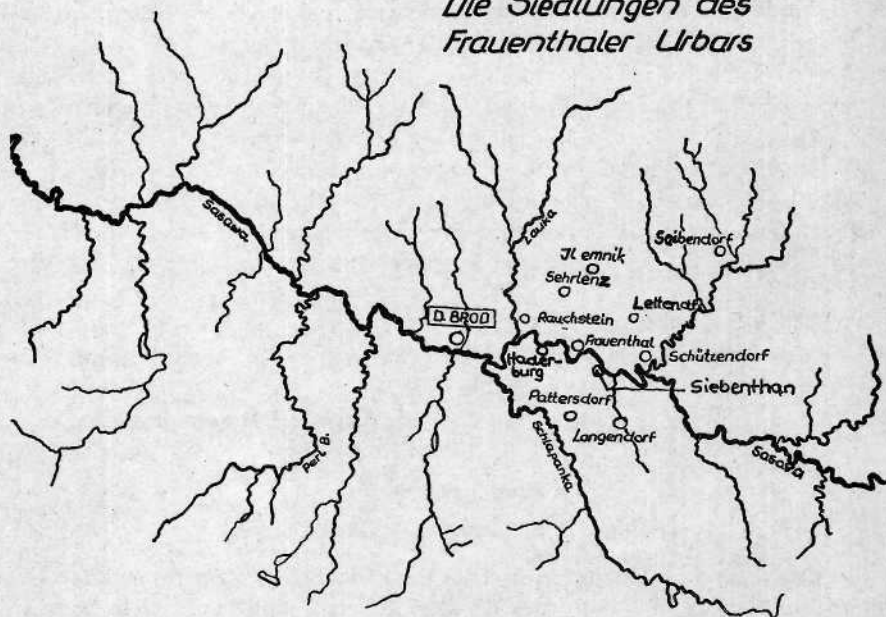
³⁰ Hrsg. von J. Emler: Decem registra 20—22.

³¹ Šimák I/5, 1212.

³² Näheres siehe Schlesinger, Ludwig: Die deutsche Sprachinsel von Iglau. MVGD 23 (1885) 303—373.

Im Jahre 1363 hatte der päpstliche Legat einen Ablass zur Errichtung einer neuen Kirche in Frauenthal ausgeschrieben. 1365 wurde dieselbe vom Kouřimer Archidiaconus gegründet. 1367 wieder erläßt der päpstliche Legat in Prag einen Ablass für die Kirche Nova cella in Campo S. Mariae, 1368 stößt man auf die Bezeichnung Wallis S. Mariae, 1322, 1329 wird schon der deutsche Name Wrowental, 1336 Vrouental, 1339 Wroental verwendet. Danach wird die Kirche nirgends mehr erwähnt.

Die Siedlungen des Frauenthaler Urbars



Das Urbar, es ist ein Fragment aus dem 14. Jahrhundert, benennt die Zinspflichtigen folgender Siedlungen:

Lettendorf (Samotín, Lethendorf)

Ges. Z.: 6

6 Deutsche: Peter, Michel Gruncle, Francz, Handl, Hensl, Nichl.

Schützendorf (Schüczendorf)

Ges. Z.: 6

5 Deutsche: Stephan, Jechl, Hendl, Nichl, Marquartin³³,

1 Fraglicher: Hersch.

Sehlrenz (Ždírec, Seherleyns)

Ges. Z.: 7

6 Deutsche: Dobramczcr, Peter sutor, Cuncz, Peter, Cristan, Handl,

1 Fraglicher: Jacusch.

³³ Weibl. Besitzer, die Frau, Witwe oder Tochter eines Markwart.

Ilemnik (Jilemník, Ilmík)

Ges. Z.: 9/8

7 Deutsche: Jöhel Grütz, Nichusch Pachmann, Beygl, Rebl filius eius,
Hensl Bergl eciam filius eius, Slintflax, Francz,

1 Fraglicher: Hersch.

Siebenthan (Simtany, Sibentannen)

Ges. Z.: 7

5 Deutsche: Heyndl Nachpauer, Pachman, Nicusch Pühler, Jekl, Gerhart,

2 Tschechen: Michcz, Jürsik.

Pattersdorf (Bartošov, Partuschkorf)

Ges. Z.: 16/14

10 Deutsche: Cuncz, Coyterner, Hensl filius eius, Mertl, Andres Knodenhofer, Tanner, Vreyberger, Creuzpurger, Rullndorfer, Brummer,

1 Tscheche: Wenczlab Pehem,

3 Fragliche: Jekl Pehem, Cemeyn, Henvsch.

Frauenthal (Pohled, Fravntal)

Ges. Z.: 3/2

1 Deutscher: Michel,

1 Fraglicher: Vlusch.

In Haderburg (Haderdespurk)³⁴,

Rauchstein (Roušťán, Rauschenstan)³⁵,

Dorfleyns³⁶

werden keine Hintersassen genannt.

Langendorf (Dlouhá Ves, Longa Villa)

Ges. Z.: 24/21

15 Deutsche: Nichusch Czwýfoler, Hensl Ekser, Francz Creuczer, Vinder, Swarcz Jekl, Mertl, Fricz, Eberhart, Stol, Michel, Czader, Vinck, Lang Peschl, Jekl Maer, Enderl Vbler,

6 Fragliche: Juvenis Laurencius, Antiqu(u)s Laurencius, Peschl, Juvenis Herscho, Antiquus Herscho, Nichus.

Saibendorf (Cibotín, Seybotendorf)

Ges. Z.: 20/18

14 Deutsche: Göczl, Herman, Cuncz, Hensl Leykeb, Lorencz, Kuttner, Michel Kriger, Mertl Köler, Nichl Vetter, Hensl Pavmgertl, Nicusch, filius Perchtoldi, Mertl, Hensl, filius Perchtoldi, Pertoldus,

2 Tschechen: Maczko, Jürsich,

2 Fragliche: Jachus, Martinus pastor.

Abschließend werden im Urbar die Leistungen des Hanus Homermaister benannt.

³⁴ Haderburg ist ein Teil des Dorfes Termeshof (Termesivy).

³⁵ Ortsbestandteil von Frauenthal.

³⁶ Nicht feststellbar ist die Siedlung Dorfleyns. Auch Emlers Ortsnamenregister weist keine neutschechische Ortsbezeichnung auf.

Von den 99 Hintersassen des Urbars sind 90 benannt. Sie lassen sich unterteilen in 70 (77,8%) Deutsche, 5 (5,5%) Tschechen und 15 (16,7%) Fragliche.

Die deutschen Taufnamen

Den beliebtesten TN des Mittelalters, Johann, findet man 12mal, doch nur in seinen abgeleiteten Formen: Hensl (7), Handl (2), Hendl (1), Jöhel (1), und Hanus³⁷ (mit dem dt. FN Homermaister).

Nichl (3), Nichusch (mit den FN Pachman und Czwyfoler) und Nicusch (Pühler und der so benannte Sohn eines Perchtoldus), zusammen 7 Belege, gehören zu Nicolaus.

Es folgt 4mal Mertl, KF zu Martin, Jekl (3) und Jechl (1) sind zu Jakob zu stellen, Michl (4), Peter (3) und einmal Peschl (mit dem dt. FN Lang).

3mal gezählt wurden Cuncz, KF von Konrad, Francz; Andreas, 2mal als Andres und Enderl.

Folgende TN sind einmal belegt:

Cristan, Eberhart, Fricz, Gerhart, Góczl (zu Gottlieb, Gottfried u. ähnl.), Herman, Heyndl (zu Heinrich), Lorenz, Marquart (Markwart), Pertoldus (auch Perchtoldus) und Stephan.

Die tschechischen Taufnamen

Jürsich und Jürsik gehören zu Jiří (Georg), Maczko zu Matiaš (Mathias), Michz zu Michal und Wenczlab (Pehem = der Böhme) zu Václav (Wenzel).

Die deutschen Familiennamen

34 FN (37,7%) entfallen auf 90 Hintersassen und diese Tatsache bekräftigt die Behauptung, daß sich die Verwendung von Familiennamen, bzw. die Doppelnamigkeit bei den Deutschen früher als bei den Tschechen einbürgerte³⁸.

Bergl — Bergel, Wohnstättenname (56);

Beygl — viell. mhd. beigel, das Untersuchen von Fässern;

Brummer (69);

³⁷ Bei der Durchsicht verschiedener Urbare findet man bei deutschen FN immer wieder die RN Jacus, Hanus, Nicus und andere auf -us, -uss, -usch endende Formen. Diese Kosenamen erfreuten sich bei den Deutschen besonderer Beliebtheit. Man findet sie oft in deutschen Gebieten, z. B. Friedland (vgl. Hallwich, Hermann: Friedland vor 500 Jahren. MVGD 43 (1905) 357—428) oder Saar, 1407 eine überwiegend deutsche Stadt (64,4% Deutsche, 18,3% Tschechen, 17,3% Fragliche (vgl. Zemek-Pohanka: Nejstarší Žďárské Urbáře, 1407, 1462, 1483. Brunn 1961)). In Verbindung mit tsch. FN treten diese RN nicht auf.

³⁸ In Chotieschau führen 1367 13,1% der tschech. Bevölkerung einen Familiennamen und 23,6% der deutschen. In Netolitz sind es zur Zeit der Entstehung des Urbars 14,5% Tschechen und 27% Deutsche.

Coyterner — Kojeteiner, nach Kojetein b. Frauenthal (171);
 Creuczer — Kreuzer, mhd. kriuzer — Kreuzfahrer, auch die mit einem
 Kreuz bezeichnete Münze hieß so (177);
 Creuzpurger — Kreuzburger, Kreuzberg östlich von Deutsch-Brod (177);
 Czader — Zader, Bedeutung unklar (350);
 Czwyfoler — Zwiefeler — Zwiebelhändler, Zwiefel ist die im Bairischen
 herrschende Form (359);
 Dobramczer — Dobrenzer, wohl nach Dobrenz im Norden der Iglauer
 Sprachinsel (76);
 Ekser — Öchser, Ochsenbauer, Ochsentreiber (224);
 Grūcz — Grütze, mhd. grütze — Brei (120);
 Grūncle — Grünklee (120);
 Homermaister — Hammermeister, Berufsname (128);
 Knodenhofer — Knodenhöfer, nach dem abgekommenen Knodenhofe bei
 Deutsch-Brod (169);
 Kôler — Köhler, mhd. koler (171);
 Kriger — Krieger, mhd. krieger — Streiter, Kämpfer (178);
 Kuttner — Kuttener, nach Kuttenberg (183);
 Lang (185);
 Leykeb — Leitgeb, mhd. litgēbe — Schenkwirt, als FN auf das Egerland,
 die Iglauer Insel und Südmähren beschränkt (190);
 Maer — Maier, mhd. meier — Meier, Pächter, Amtmann (205);
 Nachpauer — Nachbauer, mhd. nâchbûr — Nachbar (216);
 Pachmann, Pachman — zu Bach, Wohnstättenname (50);
 Pavmgertl — Baumgärtel — Wohnstättenname (54);
 Pühler — Bühler, mhd. bûhel — Hügel, Wohnstättenname (71);
 Rebl — Räbel, zu Rabe (242);
 Rullndorfer — Rullendorfer, viell. nach dem um Deutsch-Brod zu su-
 chenden Rullenhof (264);
 Slintflax — Schindflachs (28);
 Stol — Stolle, mhd. stolle — Stollen, ein Gestell, ein großes Stück, fig. ein
 stämmiger, vierschrotiger Mensch (308);
 Swarz — Schwarz, meist nach der Haarfarbe (292);
 Tanner — wer bei einer Tanne wohnt, Wohnstättenname (315);
 Vbler — Übler, mhd. übeler — ein Ubeltäter (327);
 Vetter, mhd. veter — Vatersbruder, Vetter (330);
 Vinck — Fink, Vogelname, fig. ein lustiger Mensch (91);
 Vinder — Finder (91);
 Vreyberger — Freiburger, nach Freiberg/Sachsen, von wo eine Familie
 nach Deutsch-Brod mit den ersten Bergleuten gekommen
 ist (96).

Den Fraglichen zugezählt wurden die Kosenamen Henusch (Hans),
 Jacusch, Jachus (Jakob), Nichus (Nikolaus), Vlusch (Ulrich), Hersch und
 Herscho (über das tschech. Hereš aus Hermann entstanden), Peschl (ver-

deutsche Form aus Pech-Petr), wenn der zuweisende FN fehlt; die lat. Namen Laurencius und Martinus und schließlich der Jekl Pehem („der Böhme“ würde als Herkunftsbezeichnung nur außerhalb Böhmens eine Rolle spielen, in Verbindung mit tschech. RN im deutschen Sprachraum läßt er auf tschech. Volkszugehörigkeit schließen³⁹. Die KF Jekl aber ist eindeutig deutsch, daher die Eingliederung zu den Fraglichen berechtigt). Schließlich wurde zu den Fraglichen auch der schwer deutbare Name „Cemeyn“ gerechnet.

*Die Herrschaft Netolitz im 15. Jahrhundert*⁴⁰

981, unter der Herrschaft der Libitzer Fürsten, wird die Burg Netolitz bereits erwähnt. Sie stand wohl auf einer Anhöhe, darunter lag das Dorf Hradischt und der alte Weg aus Österreich nach Wodnian führte an ihr vorbei. Netolitz wurde mit allen zugehörigen Dörfern zu Lebzeiten Ottokars II. dem südböhmischen Zisterzienserkloster Goldenkron geschenkt. 1281 bestätigte der damalige Verweser des Königreiches, Markgraf Otto von Brandenburg, dem Kloster die Besitzungen. 1284 bekam Netolitz von König Wenzel II. völlige Immunität zugesichert.

Netolitz zerfiel schon damals in eine Alt- und eine Neustadt, eine Scheidung, die übrigens weiterbesteht. In der Neustadt befand sich die für die Deutschen bestimmte Himmelfahrtskirche. Die Stadt selbst wurde nach Nürnberger Recht verwaltet, auch die meisten der genannten Stadtoberhäupter dürften Deutsche gewesen sein.

Karl IV. erkannte die Bedeutung dieser Stadt und ließ ihr 1362 Verteidigungsmittel in ausreichender Menge. 1420 machte der Hussitenführer Žižka von Trocnov der deutschen Oberherrschaft zwar nicht endgültig, dennoch für eine ziemlich große Zeitspanne, ein Ende.

Das Original des Urbars wird in der Prager Universitätsbibliothek aufbewahrt. Die Edition besorgte J. M. Klimesch⁴¹.

Der tschechische Historiker Josef Šusta hat über das Urbar⁴² einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht. Er beschreibt die Entstehung und die äußere Beschaffenheit desselben, erklärt es als Zinsregister, geht jedoch auf die nationale Zusammensetzung der angeführten Hintersassen nicht näher ein. Er begnügt sich zu bemerken: „Die Namen selbst bieten ein interessantes Material zum Studium der nationalen Verhältnisse zu der Zeit, als sich das tschechische Element mit dem deutschen vermischte.“

Aus dem Umstande, daß die Handschrift längere Zeit im Gebrauch war, erklärt sich, daß viele von den Namen und Daten, die ursprünglich in ihr

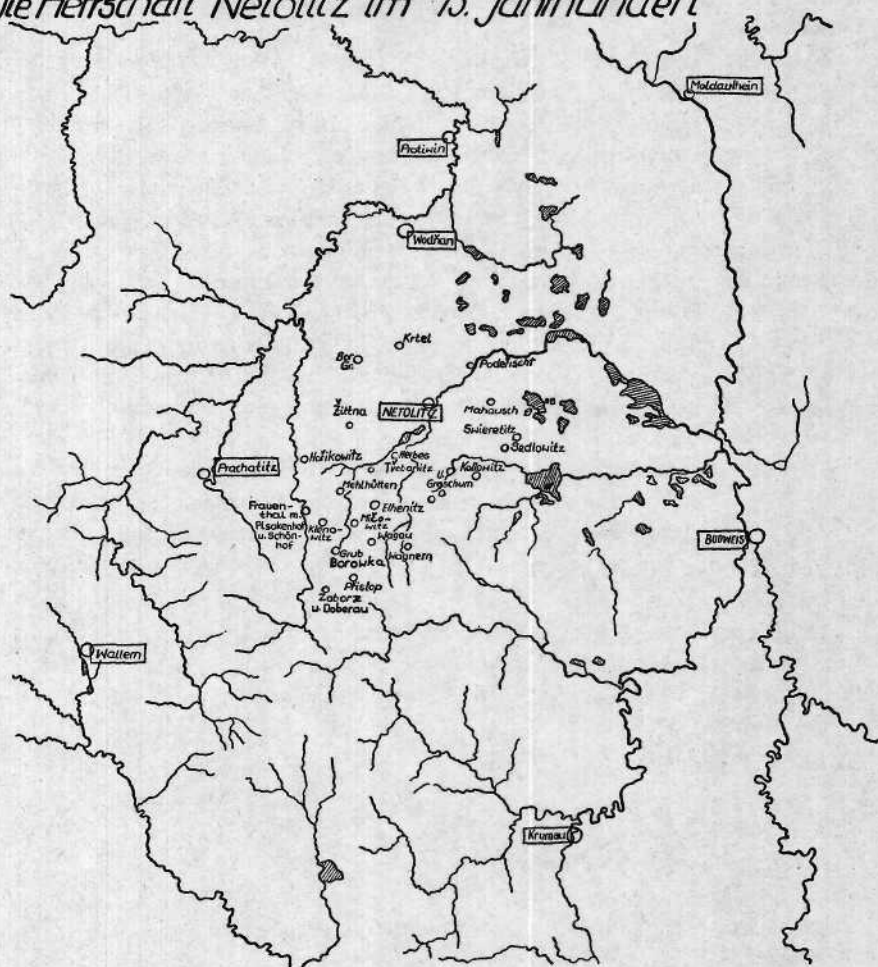
³⁹ Vgl. Schwarz: Suddt. FN 63.

⁴⁰ Šimák I/5, 1054.

⁴¹ Klimesch, J. M.: Ein Urbar der Herrschaft Netolitz aus dem 15. Jahrhundert. MVGDB 54 (1916) 301–319.

⁴² Šusta, Josef: Úroční rejstřík kláštera Zlatokorunského z počátku 15. věku [Das Zinsrecht des Klosters Goldenkron zu Beginn des 15. Jahrhunderts]. ČCH 13 (1907) 312–323.

Die Herrschaft Netolitz im 15. Jahrhundert



enthalten waren, ausradiert oder durchgestrichen und durch andere, späteren Verhältnissen entsprechende Namen und Daten, ersetzt sind. Klimesch hat zum Zwecke einer besseren Übersicht die ursprünglichen und späteren Textbestandteile des Urbars nebeneinander gesetzt und letztere in eckige Klammern geschlossen. In vorliegender Bearbeitung werden nur die ursprünglichen Aufzeichnungen behandelt.

Im Urbar werden 31 Siedlungen mit 463 Untertanen, davon 454 namentlich, angeführt. Es entfallen 146 (32%) auf die deutsche, 228 (50%) auf die tschechische Volkszugehörigkeit. Die restlichen 80 (18%) sind Träger unbestimmbarer Namen.

Podeřischt (Podeřiště, Villa Poderziz)

Ges. Z.: 117/111

26 Deutsche: Damlinus, Hewrauss, Mertlinus, Hanth, Pyprlinus, Swan, Czirkel, Ffenczlinus, Tomlinus carnifex, Sawtraiber, Nythart Carus, Zigal carnifex, Sigismundus institor, Sigismundus pistior, Romerz, Sawtraiber sartor, Soblar carnifex, Symondlinus carnifex, Mozlar sutor, Loussenschotten, Sigismundus carnifex, Stiblinus pistior, Swan, Andre institor, Wenczel, Jacob;

49 Tschechen;

36 Fragliche: Nicolaus braseator, Mathias braseator, Paulus braseator, Philip, Arnestus⁴³, Jacobus, Wenceslaus, Martinus faber, Martinus pannifex, Katherina, Symon, Nicolaus braseator, Leo gladiator, Cristianus pistior, Thomas braseator, Symon braseator, Hela, Johannes pastor, Petrus sutor, Nicolaus faber, Paulus textor, Andreas institor, Tomas textor, Jacobus cerdo, Petrus, Petrus Niger, Nicolaus carnifex, Semper carnifex, Jacobus carnifex, Laurencius textor, Nycolaus sutor, dominus Stephanus, Jacobus molendinator, Petrus, Mathias, Petrus.

Krtel (Krtely, Villa Grital)

Ges. Z.: 27

9 Deutsche: Swan, Johel Strosech, Aleit vidua, Mikel, Swider, Mychel, Mosler, Nuff, Czekel balmator;

17 Tschechen;

1 Fraglicher: Jacobus.

Groß Bor (Bor Velký, Villa Boz)

Ges. Z.: 3

3 Tschechen.

Herbes (Hrbov, Villa Horbaw)

Ges. Z.: 14/13

2 Deutsche: Stepphan, Leonardus molendinator;

9 Tschechen⁴⁴;

2 Fragliche: Micolaus, Jacobus.

Třebanitz (Třebanice, Villa Trzebanicz)

Ges. Z.: 9

9 Tschechen.

Hořikowitz (Hořikovice, Villa Horzikowicz)

Ges. Z.: 5

5 Tschechen.

Villa Schvcziszicz⁴⁵

⁴³ Arnestus, lat. Form des deutschen TN Ernst, hier den Fraglichen zugerechnet, weil im gleichen Ort auch die tschech. Namensform Arnošt auftritt.

⁴⁴ Thoma de Lhanicz nicht mitgezählt, man findet ihn in Elhenitz.

⁴⁵ Die Dörfer Schvcziszicz, Ruczewicz, Czybanz Inferior und Czybanz Superior sind 1579 eingegangen. Klimesch 310f.

Ges. Z.: 10

8 Tschechen;

2 Fragliche: Andreas, Martinus.

Žitna (Žitná, Villa Zithen)

Ges. Z.: 12

1 Deutscher: Michel;

9 Tschechen;

2 Fragliche: Symon, Symon.

Villa Ruczewicz⁴⁶

Ges. Z.: 8

3 Deutsche: Tomel, Laurencz, Wenczl;

4 Tschechen;

1 Fraglicher: Nycolaus.

Czybanz Inferior⁴⁷

Ges. Z.: 8

5 Deutsche: Jakob Woldner, Mikel, Ole Pynter⁴⁸, Hoynreich Paiger, Paulus Woldner;

2 Tschechen;

1 Fraglicher: Petrus in Nothelicz.

Czybanz Superior⁴⁹

Ges. Z.: 8

5 Deutsche: Andre, Mychel textor, Jacob Wlrici filius, Tomel, Mertel;

2 Tschechen;

1 Fraglicher: Nycolaus.

Mahausch (Mahouš, Villa Mahus)

Ges. Z.: 21

13 Deutsche: Matel, Hansel Smyrer, Mychel, Gressel, Wenczl, Mikel, Wenczel, Henzel, Miko Kugelweit, Jakel Rechner, Henzel, Pondel, Albertus;

5 Tschechen;

3 Fragliche: Nicolaus, Martinus, Petrus Symonis filius.

Sedlowitz (Sedlovice, Villa Zedlowycz)

Ges. Z.: 6/5

2 Deutsche: Mikel, Ffroman;

3 Tschechen.

Swieretitz (Zvířetice, Villa Wereticz)

Ges. Z.: 6

5 Deutsche: Tomel, Michel, Vlricus, Hensel, Stramel;

1 Fraglicher: Nicolaus faber.

⁴⁶ Siehe Anm. 45.

⁴⁷ Siehe Anm. 45.

⁴⁸ Auch in Krtel als Olynus Pynter de Cybanz.

⁴⁹ Siehe Anm. 45.

Villa Merica (Heyde)⁵⁰

Ges. Z.: 11

5 Deutsche: Hondel, Hanzel, Wenzel, Andre molendinator, Haider;

4 Tschechen;

2 Fragliche: Nicolaus sutor in Nothelicz, Nycolaus Mele⁵¹.

Kollowitz (Chvalovice, Villa Chwalwicz)

Ges. Z.: 12

7 Deutsche: Richel sutor, Jakel, Hensel carpentarius, Kondel, Kondel judex, Stepphel, Michel sartor;

5 Tschechen.

Unter Groschum (Chrástany Dolní, Grassanck Inferior)

Ges. Z.: 10

9 Deutsche: Mikel, Hannes Paruus, Johel, Kondel, Michel, Michellinus, Brauner, Michel, Kondel;

1 Fraglicher: Nicolaus Paruus.

Ober Groschum (Chrástany Horní, Grassanck Superior)

Ges. Z.: 9

5 Deutsche: Michel, Hondel, Kegler, Wenczel, Jakel Smirer;

2 Tschechen;

2 Fragliche: Martinus, Cristianus.

Elhenitz (Lhenice, Villa Lhenicz)

Ges. Z.: 30/29

2 Deutsche: Andre faber, Anderlinus;

23 Tschechen;

4 Fragliche: Martin judex, Valentyn, Margaretha, Valentinus.

Wagnern (Oujezdec, Villa Vgesto)

Ges. Z.: 16

4 Deutsche: Jacob, Kunczel, Andrlinus, Mikel;

8 Tschechen;

4 Fragliche: Symon, Martin, Petrus, Symon.

Wagau (Vatkov, Villa Watkaw)

Ges. Z.: 13

10 Deutsche: Mikel, Wernczel, Hondel, Wodiczer, Mikel Screner, Andre, Michel, Wernczl in Wodicz, Jakel, Schenko in Bodicz;

3 Tschechen.

Příslop (Příslop, Villa Przezlop)

Ges. Z.: 9

5 Deutsche: Johan, Jacob, Johan, Johan, Peter;

3 Tschechen;

1 Fraglicher: Symon.

⁵⁰ Klimesch lokalisiert auf der seiner Edition beigegeführten Skizze (S. 303) den Ort Villa Merica (Heyde) südöstlich von Netolitz. Es muß sich um einen eingegangenen Ort handeln, denn ein Haid ist dort nicht zu finden.

⁵¹ Mele wahrscheinlich molendinator (Müller).

Zaborz (Záboří, Villa Zahorcz)

Ges. Z.: 17

3 Deutsche: Rokak Hoeden, Jacob, Vlricus de Krobol⁵²;

12 Tschechen;

2 Fragliche: Petrus, Martin.

Doberau⁵³ (Dubrav, Villa Dubraw)

Ges. Z.: 4

3 Tschechen;

1 Fraglicher: Syman.

Grub (Jáma, Villa Fouea)

Ges. Z.: 14

3 Deutsche: Jacob Micheli, Jacob Swider, Jacob Swider;

8 Tschechen;

3 Fragliche: Vitus, Martin, Vitus.

Klenowitz (Klenovice, Villa Clenowicz)

Ges. Z.: 2

1 Deutscher: Mikel faber in Krobol;

1 Tscheche.

Mičowitz (Mičovice, Villa Myxewycz)

Ges. Z.: 13

2 Deutsche: Jacob Klucz, Klucz;

8 Tschechen;

3 Fragliche: Martin, Symon, Vitus.

Mehlhütten (Lhota Ratiborova, Villa Lhota)

Ges. Z.: 8

6 Tschechen;

2 Fragliche: Philip, Martin.

Für Plsakenhof⁵⁴ bei Frauenthal (Villa Pilzel) fehlen die Namen der Zinspflichtigen.

Borowka (Borovka, Villa Worwicz)⁵⁵

Ges. Z.: 5

5 Tschechen.

Schönhof (Villa Sliny)⁵⁶

Ges. Z.: 1

1 Fraglicher: Crystanus.

Darauf werden im Urbar die zinspflichtigen Müller genannt. Es sind dies 12 und zwar:

⁵² Swider de Fouea nicht mitgezählt, man findet ihn in Grub.

⁵³ Später ein Ortsteil von Zaborz.

⁵⁴ Auf der Spezialkarte sind der Plsakenhof und der folgende Schönhof, nach Klimesch beide bei Frauenthal liegend, nicht eingezeichnet.

⁵⁵ Worifka oder Borowka, eine Einöde bei Grub.

⁵⁶ Siehe Anm. 54.

- 4 Deutsche: Andre, Leonard, Supelhem, Czirkil;
 4 Tschechen;
 4 Fragliche: Possckey Jacob, Nicolaus, Jacobus, Martin.

Die folgenden Namensträger waren ihrem Berufe nach wahrscheinlich Bäcker.

Ges. Z.: 9

- 6 Deutsche: Rozel, Peter, Henzel, Branczel, Cristan, Kace;
 3 Tschechen.

In diesem Zusammenhang werden weitere Zinspflichtige, 3 Deutsche genannt: Michel carpentarius, Michel kolonus, Jacob.

Es folgt sodann eine Aufzählung der Personen, welche zum Feste des hl. Gallus einen Zensus für Wachs entrichteten. Im ganzen sind es 14/13. Von sechs ist gewiß, daß sie bereits im Vorangegangenen mitgezählt wurden: Matel de Mahus, Hensel Smirer, Wernczel de Wodis (Wagau), Hendel (Merica-Hondel), Jackel dictus Pankner (Kollowitz, wo allerdings der Zuname Pankner noch nicht verzeichnet ist) und dominus Stepphanus (Poderischt).

Es bleiben:

- 3 Deutsche: Refftel, Johel Smirer, Nykel Niger;
 4 Tschechen.

Abschließend sind innerhalb des sehr unvollständigen Textes noch 4 Tschechen benannt.

Die Taufnamen der deutschen Untertanen

Johann: Johan, Johel, Hannes, Hansel, Hanzel, Hensel, Henzel und Hondel wurden 17mal gezählt;

Jakob: Jacob, Jakob, Jakel 15mal;

Michael: Michel, Mychel, Michellinus⁵⁷, 13mal;

Nikolaus: Nykel, Mikel (9), Miko (mit dem FN. Kugelweit) 11mal.

8 Belege gibt es für:

Andreas: Andre, Anderlinus, Andrlinus und für

Wenzel: Wenzel, Wenczl, Wenczel, Wernczel, Wernczl.

Thomas: Tomel, Toml, Tomlinus ist 4mal;

Sigismund: Sigismundus 3mal vertreten.

Zwei- oder nur einmal kommen folgende Namen vor:

Adelheid: Aleit vidua;

Albert: Albertus;

Christian: Cristan;

Damian: Damlinus;

⁵⁷ Und im folgenden auffallend viele latinisierte Formen.

Heinrich: Hoynreich;
 Hildebrand: Branczel;
 Konrad: Kunczel;
 Lorenz: Laurencz;
 Leonhard: Leonardus, Leonard;
 Martin: Mertel, Mertlinus;
 Mathias: Matel;
 Nithard: Nythart;
 Olynus: Ole (mit FN Pynter);
 Peter: Peter;
 Paul: Paulus (mit dem FN Woldner);
 ? : Pyprlinus;
 Richard: Richel;
 Simon: Symondlinus;
 Stephan: Stepphan, Stepphel;
 Ulrich: Vlrucus;
 Vinzenz: Ffenczlinus.

Die Taufnamen der tschechischen Untertanen

Im Bereich der Netolitzer Herrschaft erfreute sich ausnahmsweise Matěj (Matthäus, Mathias): Matei, Matyeg (23); Mach, Machus, Machocz, Maczek, Maczko, mit insgesamt 30 Belegen größter Beliebtheit.

Es folgen

Jan (Johann): Jan (13); Jessek, Jesco, Jesko, Jene, Janko, Hana, Hano, Hanko und

Václav (Wenzel): Waczlaw (1); Waczla und Wassla (20); Wach, Wacho und Waczel⁵⁸, je 26mal.

Mikuláš (Nikolaus): ist nur in den Kurzformen Mikes, Mykes (7); Mika, Miko, zus. 13mal zu finden;

Tomáš (Thomas) als Thoma, Toma 12mal.

Je 10 Belege gibt es für:

Marek (Markus): Marsik, Marzik, Marziko, Marsicz, Marssa, Mares und Veleslav: Welislaus, Welislaw, Welles, Velen, Welisco, Welko u. Wecho.

Petr (Peter): Petr (3), Pessek, Pesco, Pesseta und Pessel⁵⁹, kommen zus. 8mal vor.

5mal wurden gezählt:

Blahoslav: Blahut, Blaha;

Kříž (Crux): Krzise, Crzicze, Crzise;

⁵⁸ Waczel und Pessel, RN mit dem deutschen Suffix -el wurden hier dennoch den Tschechen und nicht den Fraglichen zugerechnet, denn Waczel Hosticonis ist Sohn eines Hosteks, also eines Tschechen, und Pessel führt den FN Zeniczko.

⁵⁹ Siehe Anm. 58.

Ondřej (Andreas): Andrasko, Andrassek.

4mal:

Michal (Michael): Michal, Michalko;

Pavel (Paul): Pawel.

3mal:

Bartoloměj (Bartholomäus): Bartoch, Barthus;

Fabián (Fabian): Pabian, Pabech;

Jakub (Jakob): Jacub, Jakub, Jaka;

Vavřinec (Lorenz): Wawerzinus, Wawra.

Folgende TN sind nur zwei- oder einmal belegt:

Arnošt (Ernst): Arnost;

Beneš (Benedikt): Benessius;

Dominik: Domyň;

Domyslav: Domisla;

Havel (Gallus): Hawel;

Hodislav: Hodisla, Hodko;

Jiljí (Ägidius): Gylko;

Jindřich (Heinrich): Gyndra;

Jiří (Georg): Gyrze;

Kliment (Klemens): Clyment;

Květon (Florian): Queton;

Miloslav: Milecz, Myleš;

Oldřich (Adalbert): Wlderzich;

Předslav: Przieda, Przecho;

Přibyslav: Przibecz;

Prokop: Procopius;

Svatoslav: Swach, Snascho⁶⁰;

Vít (Veit): Vitko.

Die Familiennamen der deutschen Untertanen

Brauner, flektierte Form zum Farbnamen braun (66);

Czekel — Zeckel, entweder zu Zecke, Name für einen Menschen, der dick wie eine vollgesogene Zecke, oder zu Zecke für Klette, für einen Zudringlichen. Auch zecken = reizen, necken, liegt nahe (352);

Czirkel, Czirkil, wohl für einen Zirkler, „einer, der die Runde macht“. Auch an einen Zirkelschmied kann gedacht werden (356);

Ffroman — Frohmann, Vergleichsname (99);

Gressel — Gröschel, mhd. gros, grosse = Groschen (118);

⁶⁰ Snascho gewiß verschrieben für Suascho.

- Haider, Herkunftsname nach Haid (126);
- Hanth — Hand, vgl. Handfest, Handlos, Handmann, Handschuh u. a. Zusammensetzungen (128);
- Hoeden — Heiden, zu dem RN; für mhd. ei wurde oi gesprochen, das im Böhmerwald noch reliktiert vorkommt;
- Hewrauss — Heb'raus, Satzname;
- Kace — Katze, konnte der Name für einen kratzbürstigen Menschen sein (158);
- Kegler — Kegelschieber, viell. nach einer lieben Gewohnheit benannt (159);
- Klucz (Jacob) — wahrscheinlich zu klutzen = glucken, klucken;
- Kondel — Kannel, mhd. kandel = Kanne, Name für einen Kannengießer (157);
- Kugelweit — Gugelweit, mhd. gugelwit, „weit mit einer Gugel, Kaputze“, gemeint ist wohl eine bestimmte Gugeltracht, vgl. Gugler (121);
- Loussenschotten — Lassenschotten, Laß den Schotten, Satzname; mhd. schotten = Quark von süßer Milch (186);
- Micheli (Jacob) — Vatersname, nach dem hl. Michael, deutsch Michel (209);
- Mosler, Mozlar — Moosler, zu Moosel, Verkleinerung von Moos (211);
- Nuff, Deutung unklar, doch sicherlich deutsch, da es die Schreibung ff im Tschechischen nicht gibt;
- Paiger — Päufer, mhd. päufer = Paukenschläger (228);
- Pankner — Bankner, Berufsname für einen, der Bänke und Tische herstellt oder der in den Fleisch-, Brotbänken beschäftigt ist (51);
- Pondel — Bandel, vielleicht Übernahme für einen Händler mit Bändern (51);
- Pynter — Binder, direkter Berufsname (59/60);
- Rechner — Rechner, Berechner, mhd. rechner (247);
- Refftel — fraglich, ob zu Refferer = Händler, der seine Ware auf dem Rücken trägt (248);
- Rozel — Rosel, Rösel, nach einem Wohnstätten- oder aus einem Hausnamen entstanden (257);
- Romerz — Römer = Rompilger (257);
- Sawtraiber — Sautreiber = Schweinehändler (269);
- Screner (Mikl) — Deutung unklar, vielleicht in der Edition verschrieben;
- Smirer, Smyrer — Schmierer, mhd. smirer = Schmierer, Schmeichler (282);
- Soblar — Deutung unklar;
- Supelhem, Deutung unklar, doch deutsch;
- Swan — Schwan, Übernahme aus dem Tierreich, FN kann jedoch auch nach einem Hausnamen entstanden sein (291);
- Swider, Deutung unklar;
- Schenko — Schenk, mhd. schenke = Wirt, eine häufige Berufsbezeichnung (274);

- Stiblinus — Stübel, Wohnstättenname. Stube hieß besonders Badestube (312);
 Stramel — Strämel, mhd. strâm = Streifen (310);
 Strosech (Johel), Deutung unklar;
 Wodiczer — Woditzer, Herkunftsname nach Woditz (348);
 Woldner — Waldner, Waldbewohner, Wohnstättenname (336);
 Zigal — Ziegel, ind. Berufsname, vgl. Ziegelbäcker, Ziegeldecker, Ziegelstreicher (354).

Die Familiennamen der tschechischen Untertanen

- Chyterka — chytrý — schlau; ein passender Name für einen Schlaukopf;
 Cifra, Cyfra — cifra — Ziffer, aber auch Zierde; cifrovati — zieren, schmücken;
 Citerka — citera — Zither;
 Coprowadl — koprvadlo — Topfdecke, Stürze;
 Czahlyko, Deutung ungewiß;
 Dupczin — vielleicht zu dubčina — junge Eiche, Eichenwald (Wohnstättenname);
 Hamaïs, Hameys — hamiž, hamejžd — Unrat am Felde, schlechter Boden, aber auch Betrug, Schändlichkeit, Niedertracht, so daß hier der Name für einen Betrüger vorliegen könnte;
 Herniko, Herneczko — hrnec, hrnek — Topf, Töpfchen; ein indirekter Berufsname, aber es könnte auch der Spitzname für einen Trinker sein;
 Hlusko — hlušec — ein Tauber; hluška — eine Schwerhörige;
 Hrzezata, Hrzezakta — hřež (altschlech.) — Kot, Unflat; vielleicht Bezeichnung für einen Schmutzfink;
 Humse — wäre am ehesten zu hemzati — kriechen wie Geziefer, kribbeln, krabbeln, wimmeln, zu stellen;
 Husser — houser — Gänserich;
 Jadra, Yadra — jádro — Kern;
 Kobislik — Bedeutung unklar;
 Kokotek — kokot (altschlechisch) — Hahn;
 Krzywanecz, — křivý — krumm, schief; křiván (altschlech.) — ein Lahmer, aber auch křivan = skřivan — die Lerche;
 Ktuznye (Jene) — Bedeutung unklar;
 Kukol — kúkol (altschlech.) = koukol — Kornrade;
 Kuzel — kužel — Spinnrocken, möglich wäre auch kúzel = kozel, wie kúzle auch kozle heißt, also Ziegenbock;
 Massussek — entstanden aus Matěj über die Koseform Mašek;
 Opessel — opěšělý (altschlech.) — zögernd, saumselig;
 Pawek — páv, pávík — Pfau, Pfauenhuhn, fig. ein Stolz;er;
 Psotka, Psotko — psoták — ein armer Teufel;

Pulcze — půlec — Kaulquappe;
 Rous — rousy — die Hosen des Federviehs oder zu rusý — rötlich, blond;
 Rusko — ist wahrscheinlich auch von rusý — blond, rötlich, nach der Haarfarbe, herzuleiten;
 Saclade — základ — Grund, Grundlage, auch Unterpfund, Handpfand, Angeld, Haftgeld, niedergelegtes Gut;
 Spyl — spil — wörtlich: er hat ausgetrunken; spíti se — sich betrinken, sich berauschen, könnte der Beiname eines Trinkers sein;
 Ssawel — šavle — Säbel;
 Switlik — gehört am ehesten zu světlý — hell, licht; světlík — Leuchter;
 Swrczek — svrčeti (alttschech.) — zirpen; cvrček — Grille, aber auch Zwerg, Knirps, kleiner Mensch;
 Schilhan — šilhán, šilhavec — ein Schielender;
 Tlenik — gewiß tschechisch, aber Bedeutung unklar;
 Trenssa — auch die Bedeutung dieses Namens ist unklar;
 Tulula — tuliti se — sich schmiegen, sich an jemanden schmeicheln; tululum (masc.) — volkstümlich tulpa, ťulpák, ťulpas — Tölpel;
 Vheta — tschechisch, Bedeutung aber unklar;
 Wolk, Wolko — vlk — Wolf;
 Wrapconis (molendinum) — vrabče — junger Sperling;
 Zackowa — žák — Schüler; die Endung — owa deutet an, daß es sich um einen weiblichen Besitzer handelt;
 Zeborz — Herkunftsname nach dem Ort Zaborz (Záboří), im südl. Teil der Herrschaft Netolitz;
 Zeliczko — zelí — Kraut, Kohl;
 Zeniczko — fraglich, ob zu zenice — Augapfel;
 Zoblatar — záplatkář — Flickschneider.

Zu den Fraglichen wurden gerechnet:

1. Christliche Taufnamen in ihrer vollen Namensform, wenn sie ohne informierende Familiennamen auftreten. Es sind dies:
 Andreas (2), Arnestus (1), Cristianus, Crystanus (3), Johannes (1), Jacobus (7), Katherina (1), Leo (1), Laurencius (1), Margaretha (1), Mathias (2), Martinus (5), Micolaus (1), Nicolaus, Nycolaus (13), Paulus (2), Petrus (9), Semper (1), Stepphanus (1), Syman (1), Symon (8), Thomas, Tomas (2), Valentinus (1), Vitus (3), Wenceslaus (1).
2. In beiden Sprachen gleichlautende Rufnamen (Voraussetzung ist wiederum das Fehlen des FN). Hierher gehören:
 Hela (KF zu Helena) (1), Martin (7), Philip (2), Valentyn (1).
3. Die Namenverbindung Jacob Possckey, wo zu dem deutschen RN Jacob ein tschechischer Beiname, nämlich die Imperativform počkej = warte, warte mal, tritt.

Mehr als ein halbes Jahrtausend liegt zwischen der Entstehung vorliegender drei Urbare und dem Jahre 1910. In dieser Zeitspanne war Böhmen, die Mitte eines unruhigen, von Kriegen zerfetzten Europas, und seine Bevölke-

rung nicht selten auf der Drehscheibe der Geschichte herumgewirbelt worden. Tschechen und Deutsche durchlebten Phasen der Feindseligkeit und solche aufbauender, für beide Nationen gedeihlicher Zusammenarbeit.

Gewandelt hat sich in beinahe sechs Jahrhunderten das ethnische Bild der Landschaften. Ihr tschechisches Gepräge büßten die meisten Siedlungen der ehem. Praemonstratenserherrschaft Chotieschau ein. Die Begründung hierfür muß man sicherlich in dem Zustrom deutscher Siedler aus dem benachbarten Egerland suchen, das 1322 an Böhmen verpfändet worden war und bei Böhmen geblieben ist. Von den 59 Siedlungen des Urbars waren sechs im 15. bzw. 16. Jahrhundert bereits Wüstungen, in sechs weiteren sind Zinspflichtige nicht namentlich angeführt.

1910 lebten in folgenden 16 Dörfern keine Tschechen mehr:

Tuschkau, Roth-Aujezd, Poppowa, Wittowa, Honau, Weshorsch, Wrbitz, Střelitz, Salluschen, Gottowitz, Lissowa, Lellowa, Lohowa (alle zum Bezirk Mies gehörig), Selz (Leitmeritz), Schwarženitz und Webrutz (beide Dauba).

Gering, unter 10 %, ist der tschechische Anteil an der Gesamtbevölkerung in:

Ruschowan (Leitmeritz), 0,6 % (338 : 2),
Trnowey (Leitmeritz), 0,6 % (155 : 1),
Lischin (Mies), 0,8 % (364 : 3),
Auherzen (Mies), 1,3 % (530 : 7),
Przeheischen (Mies), 1,8 % (988 : 18),
Hořikowitz (Mies), 2,5 % (238 : 6),
Schlowitz (Mies), 2,6 % (456 : 12),
Hradzen (Mies), 3,6 % (534 : 20),
Ober Sekeřan (Mies), 4,6 % (308 : 15),
Autschowa (Bischofteinitz), 5,8 % (211 : 13),
Polepp (Leitmeritz), 6,4 % (673 : 46),
Unter Sekeřan (Mies), 7,6 % (752 : 62),
Chotieschau (Mies), 7,7 % (2287 : 190).

Er bewegt sich zwischen 10 und 40 % in:

Lossin (Mies), 10,7 % (167 : 20),
Holleischen (Mies), 13,5 % (839 : 131),
Staab (Mies), 15,9 % (2554 : 482),
Teinitzl (Mies), 16 % (278 : 53),
Mantau (Mies), 16,7 % (953 : 189),
Enzowan (Leitmeritz), 19 % (358 : 85),
Laschan (Mies), 19,3 % (71 : 17),
Stich (Mies), 21,2 % (621 : 167),
Stein-Aujezd (Mies), 40 % (619 : 412),

1910 war die Mehrheit der Bevölkerung tschechisch in:

Zwug (Mies), 52 % (570 : 613),
Ellhotten (Mies), 56 % (138 : 175),

Nürschan (Mies), 63,2% (2086:3578),
Lihn (Mies), 67,3% (806:1657),
Stankau-Dorf (Bischofteinitz), 86% (322:1974),
Stankau-Markt (Bischofteinitz), 97,1% (40:1357),
Sedletz (Rokycan), 97,3% (13:558),

In den Gemeinden Křenitz und Přetin wurden 1910 nur Tschechen gezählt. Beide Dörfer gehören zum Bezirk Přestitz.

Von den sechs Orten, in denen im Urbar die Namen der Zinspflichtigen fehlen, gehören 1910 Dobrzan und Černotin zu Mies, Tlučna und Littitz zu Pilsen, Schvihau zu Klattau und Skaschow zu Přestitz.

Die Siedlungen des Frauenthaler Urbars breiten sich östlich, nordöstlich und südöstlich von Deutsch Brod aus, einer in vorhussitischer Zeit überwiegend deutschen Stadt⁶¹. Sie lagen innerhalb eines geschlossenen deutschen Sprachgebietes, das sich von Deutsch Brod, östlich in Richtung Přibyslau, südlich nach Iglau und darüber hinaus ausdehnte⁶².

1930 ist dieser ehemals deutsche Sprachraum wesentlich zusammengeschrumpft und zweisprachig geworden, aber nicht ausgelöscht (Einfluß der Sprachinsel Iglau-Stecken)⁶³.

Von den ehemaligen, im Urbar aufgezählten Besitzungen des Zisterzienserklosters Frauenthal sind 1910 die drei östlichen: Saibendorf (Deutsch Brod), Lettendorf (Ortsteil der Gemeinde Schönfeld) und Böhm. Schützen-dorf (beide nach Chotěboř zuständig) tschechisch.

Von den übrigen Gemeinden blieben vier überwiegend deutsch. 1910 zählte man in:

Pattersdorf 93,25% (235:17),
Langendorf 87,2% (424:62),
Ilemnik 62,3% (197:119) und
Sehrlenz 53,2% (84:74) Deutsche.

In der Minderheit befanden sie sich in:

Siebenthan, 33,7% (64:126) und in
Frauenthal, 29,7% (241:584).

Betrachtet man abschließend die Siedlungen des Netolitzer Urbars, so findet man 1910 in den Ortschaften Podeřischt, Krtel, Groß Bor, Herbes, Třebanitz, Hoříkowitz, Žittna, Mahausch, Sedlowitz, Swieretitz, Elhenitz und in Mehlhütten keine Deutschen. Auch Netolitz ist eine ausschließlich tschechische Stadt geworden.

⁶¹ Vgl. Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Atlas. 2. Aufl. München 1955, Blatt 8. Nach dem Stadtbuch von 1379—1406 zählte Deutsch-Brod 808 deutsche, 170 tschechische Bürger, die weiteren 140 sind Träger unbestimmbarer Namen. 1910 sind von 8529 Bürgern der Stadt nur 15 Deutsche.

⁶² Ebenda, Blatt 7.

⁶³ Ebenda, Blatt 4, basiert auf dem Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1930.

Einer in Wagau, einer in Mičowitz, drei Deutsche in Wagnern besagen wenig, doch in Přislop und Zaborz wurden 1910 nur deutsche Bewohner gezählt.

Sie stellen die Mehrheit in:

Kollowitz, 95,9% (235 : 19),

Klenowitz, 95,2% (138 : 5),

Unter Groschum, 83,3% (150 : 30),

Ober Groschum, 64,5% (75 : 41) und

in Grub mit 10,4% (13 : 113) einen bescheidenen Anteil der Bevölkerung dar.

Alle genannten Orte gehörten 1910 zum Bezirk Prachatitz.

ABKÜRZUNGEN :

FN	=	Familiename
TN	=	Taufname
RN	=	Rufname
KF	=	Kurzform
dt.	=	deutsch
tschech.	=	tschechisch
mhd.	=	mittelhochdeutsch
lat.	=	lateinisch
bair.	=	bairisch
Dem.	=	Deminutivum

JOHANN AMOS COMENIUS UND JOHANN VALENTIN ANDREAE

Ihre persönliche Verbindung und ihr Reformanliegen *

Von Richard van Dülmen

Wenn auch schon mehrmals des Verhältnisses von Andreae und Comenius gedacht wurde, so geschah dies allein unter dem Aspekt ihres Beitrages zur Pädagogik und weniger von ihrem theologisch-philosophischen Denkansatz, von ihrem Gesamtwillen her¹. Vergleicht man Comenius und Andreae mit anderen Persönlichkeiten und deren Denken zu ihrer Zeit, so fällt eine erstaunliche Ähnlichkeit beider auf, was ja auch besonders die ältere Literatur immer hervorhob. Untersucht man allerdings die Voraussetzungen, den Ansatz beider Theologen, so zeigen sich doch beachtliche Unterschiede. Auch wenn viele ihrer Ergebnisse und Forderungen gleichlautend sind, so differieren sie doch in ihrem Ursprung. Man wird von keiner Abhängigkeit reden können, sondern allein von einer Anregung, die Comenius durch Andreae erhielt; diese allerdings darf keinesfalls unterschätzt werden.

Von vornherein muß betont und hervorgehoben werden, daß, obwohl beide höchst aufschlußreiche Figuren des 17. Jahrhunderts sind, doch Comenius im Unterschied zu Andreae in doppelter Hinsicht zu den Großen seiner Zeit zählte: einmal als Begründer einer wissenschaftlichen, d. h. pansophischen Pädagogik² und zum anderen durch seine immense Wirkung, insbesondere durch seine Schul- und Lehrbücher³. Der direkte Einfluß von Andreae ist demgemäß erheblich geringer. Indirekte Wirkungen finden sich im württembergischen Pietismus⁴, in gewisser Weise in der Rosenkreuzerbewegung⁵ und schließlich durch seinen „Schüler“ Comenius.

Während Comenius durch eine Reihe von großen, systematisch durchgear-

* Vortrag, gehalten auf Einladung der Tschechoslow. Akademie der Wissenschaften auf dem internationalen Comenius-Colloquium in Pířerov/CSSR am 23. März 1968.

¹ Möhrke, M.: J. A. Comenius und J. V. Andreae. Ihre Pädagogik und ihr Verhältnis zueinander. Diss. Leipzig 1904. — Keuler, J.: J. V. Andreae als Pädagoge. Diss. Calw 1932.

² Vgl. vor allem Schaller, K.: Die Pädagogik des J. Amos Comenius und die Anfänge des pädagogischen Realismus im 17. Jahrhundert. Heidelberg 1962.

³ Vgl. z. B. neuerdings Joh. Amos Comenius. Die Ausgaben des *Orbis Sensualium Pictus*. Eine Bibliographie. Bearbeitet von Kurt Pilz. Nürnberg 1967 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg 14).

⁴ Fausel, H.: Von altlutherischer Orthodoxie zum Frühpietismus in Württemberg. Zschr. f. Württemb. Landesgesch. 24 (1965) 309—328.

⁵ Peuckert, E. W.: Die Rosenkreuzer. Zur Geschichte einer Reformation. Jena 1928. — Schick, H.: Das ältere Rosenkreuzertum. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Freimaurerei. Berlin 1942.

beiteten Abhandlungen und Werken mit einheitlicher Gedankenführung pädagogischen und theologischen Inhalts bekannt wurde, hinterließ Andreae eine beträchtliche Anzahl Schriften unterschiedlichsten Charakters von kritischem, satirischem und utopischem Inhalt; seine Werke gehören mehr der Dichtung als der Philosophie bzw. Theologie an. Für sein Verhältnis zu Comenius kommen allerdings nur seine früheren Schriften in Betracht.

Comenius und Andreae zeichnen sich aus durch eine auffallende Ähnlichkeit in ihren Lebensschicksalen, Wünschen und Plänen, so daß ihre Biographie unmittelbar zu einem Vergleich anregt⁶. Beide sind protestantische Theologen — Andreae ist lutheranischer Konsistorialrat und Hofprediger, Comenius ist Bischof der böhmischen Bürgergemeinde — und beide sind ihrem jeweiligen Heimatland Württemberg bzw. Mähren zutiefst verbunden. Beide litten nicht nur unter den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges, sondern auch durch ihre Treue zu ihrer persönlichen Glaubensüberzeugung. Beide wirkten in gleicher Weise durch zahlreiche Schriften reformierend auf die Schul- und Kirchenverhältnisse des 17. Jahrhunderts. Vor allem standen beide in der gleichen humanistischen Tradition, die von Erasmus, Vives, Lipsius, Campanella u. a. mehr geprägt war als von den Reformatoren. Hier liegt auch der Ursprung der kämpferischen Haltung beider gegen die Orthodoxie in Philosophie und Theologie, gegen den Verfall der christlichen Sitte und Lehre. Beide fühlten sich als Vollstrecker der Reformation, die zwar die evangelische Lehre wiederhergestellt hatte, der aber noch die Reform des christlichen Lebens und der Welt fehlte. Beide fühlten sich als Beförderer einer „Generalreform“ und Begründer einer christlichen Lebensphilosophie⁷.

Bei diesen gemeinsamen Voraussetzungen nimmt es nicht wunder, daß beide Theologen einander kennenlernten. Bezeichnenderweise ging die Initiative hierzu von dem um sechs Jahre jüngeren Comenius aus. Andreae war Comenius nach seinem eigenen Zeugnis seit jungen Jahren als Verfasser dichterischer Satiren und insbesondere als Verfasser verschiedener Pläne zur Gründung einer christlichen Gesellschaft bekannt. Wie stark er in dieser Zeit unter dem Eindruck Andreaes stand, zeigt vor allem seine Schrift „Labyrinth der Welt“⁸. Wie Comenius selbst berichtet, setzte er sich nach seiner Vertreibung aus Böhmen erstmals wissenschaftlich mit der Verbesserung der Lehrmethode auseinander und nennt insbesondere Andreae, ne-

⁶ Kvačala, Joh.: Joh. Amos Comenius. Sein Leben und seine Schriften. Leipzig-Wien 1892. — Hoßbach, W.: Joh. Valentin Andreae und sein Zeitalter. Berlin 1819.

⁷ Bei diesem Vergleich muß man sich freimachen von den verzerrenden Darstellungen Peuckerts, dessen Verdienst in der Entdeckung verschiedener Quellen liegt, der sie aber in keiner Weise wissenschaftlich zugänglich machte. Peuckert: Rosenkreuzer. — Ders.: Pansophie. Ein Versuch zur Geschichte der weißen und schwarzen Magie. Stuttgart 1936.

⁸ Comenius, J. A.: Das Labyrinth der Welt. Hrsg. v. E. Müller. Weimar 1958. Die erste Ausgabe erschien 1631.

ben Campanella und Bacon, als einen Theologen, dem er bedeutsame Anregungen verdankte⁹. Er bezeichnet Andreae als „einen Mann, voll sprühenden Geistes, klar und hell“. Zu dieser Zeit — also um 1628 — suchte er zugleich erstmals brieflichen Kontakt zu vielen Pädagogen in Deutschland, von denen ihm Andreae als einziger antwortete. Comenius hat in seinem Brief, der nur durch eine Notiz in seiner Großen Didaktik überliefert ist, Andreae gebeten, ihn unter seine „Bewunderer, Schüler und Söhne“ aufzunehmen¹⁰. Mit einer gewissen Sicherheit ist dies keine Bitte um Aufnahme in die Societas Christiana von Andreae, sondern lediglich Ausdruck seiner tiefen Verehrung für die Person des württembergischen Kirchenmannes. Sehr erfreulich, aber doch zurückhaltend antwortete ihm Andreae. Er spricht davon, daß seine Kräfte erschöpft sind, will Comenius aber als Freund aufnehmen, „wenn du, wie du schreibst, von aller Partei- und Streitsucht entfernt, der Wahrheit allein vertraut und dich ihr unterwirfst und die christliche Freiheit unter dem Band der Liebe umfassest“¹¹. Trotz der etwas müden und knappen Antwort schreibt Comenius in Freude über den begonnenen Kontakt noch einmal im nächsten Jahr an ihn, diesmal auch im Namen seiner Freunde Ursinus, Stadius und Jonston. Comenius bedauert die Resignation seines Korrespondenten sehr und ermuntert ihn, von seinen fruchtbringenden Bestrebungen nicht abzulassen und für Nachfolger zu sorgen. Schließlich scheint er um genaue Auskunft über die christliche Sozietät gebeten zu haben, auf deren Schicksal Andreae in dem ersten erhaltenen Brief eingehend zu sprechen kommt¹². Sein Versuch, eine christliche Gesellschaft zu bilden, sei durch den Dreißigjährigen Krieg vereitelt worden. Ihr sollten zunächst nur Deutsche, dann aber auch Personen anderer Nationen angehören, insbesondere solche, die um ihres Glaubens willen vertrieben worden waren. Mit diesem Brief sandte Andreae offensichtlich seine Projektschriften: „*Christianae societatis imago*“ und „*Leges societatis christianae*“ aus dem Jahre 1620¹³. Als Ziel dieser christlichen Gesellschaft gab er an: die religiösen und literarischen Götzenbilder zu zerbrechen und an ihrer Stelle Christus wieder einzusetzen.

Doch damit endete bereits der erste Versuch, mit Andreae in ein Gespräch zu kommen. Schuld daran dürften in erster Linie die Zeitumstände des Dreißigjährigen Krieges tragen. Erst 18 Jahre später, bei einem Besuch in Lüneburg, schrieb Comenius am 22. August 1647 wieder einen sehr ausführlichen Brief an Andreae¹⁴. Anlaß war der Angriff Andreaes auf die Pansophie des

⁹ *Opera didactica omnia*. (Neudruck) Prag 1957, hier Bd. 1, S. 442.

¹⁰ *Ebenda* II, 282 ff.

¹¹ Korrespondence Jana Amosa Komenského. Hrsg. v. Jan Kvačala. Prag 1897, Bd. 1, Nr. 1.

¹² *Ebenda* Nr. 2.

¹³ Hierzu vgl. Turnbull, G.H.: *Johann Valentin Andreaes Societas Christiana*. *Zschr. f. dt. Philologie* 74—75 (1954—55) 407—432, 151—184.

¹⁴ Vgl. hierzu Radlach, O.: Der Aufenthalt des Comenius in Lüneburg im August 1647 und die Wiederaufnahme seines Briefwechsels mit V. Andreae. *Monatshefte d. Comenius-Gesellschaft* 2 (1893) 57—72.

böhmischen Theologen. In einem Vorwort zur „Evangelischen Kirchen-Harmonie“ (1646) hatte Andreae allgemein die Pansophie einen „Schwindelhafer“ (infelix lolium Scholasticae Pansophiae) genannt, der zu einer Verachtung Luthers führe. In einem ausführlichen, schon mehrmals edierten Brief versucht Comenius diesen Vorwurf zu entkräften¹⁵ und weist darauf hin, daß dieser Begriff schon vor ihm Anwendung gefunden hatte. Trotz einer gewissen Entrüstung über diesen Vorwurf seines „Lehrers“ herrscht doch in diesem Brief die Freude darüber vor, daß Andreae, den er für bereits verstorben gehalten hatte, noch am Leben war. Vor allem nimmt er herzlich teil an dem Schicksal Andreaes, der 1635 sein ganzes Hab und Gut beim Untergang von Calw verloren hatte. In diesem Brief verurteilte Comenius die dogmatischen Kämpfe der beiden protestantischen Konfessionen und sieht sich mit Andreae eins im Bemühen um die Aufrechterhaltung kirchlicher Disziplin. Es stand ihm jede Bemühung um kirchliche Zucht näher als alle dogmatischen Streitigkeiten.

Die genaue Antwort Andreaes ist uns unbekannt: sie scheint sehr spät erfolgt zu sein, erst nachdem sich der württembergische Theologe Magnus Hesenthaler¹⁶, ein enger Freund beider, für Comenius verwandt hatte. Aus dem Schreiben Comenius' auf diesen Brief Andreaes läßt sich ersehen, daß Andreae nun etwas günstiger über die Pansophie urteilte. Außerdem muß der Brief eine Klage enthalten haben über den Verlust des von ihm sehr geschätzten „Theophilus“-Manuskriptes. Dieses Werk hatte er 1622 verfaßt, es war dann bei dem Brand in Calw vernichtet worden. Comenius, der im Besitz einer der zahlreichen Abschriften dieses Werkes war, schätzte sich glücklich, Andreae über Hesenthaler sein Exemplar zuzustellen¹⁷. Der Württemberger war über den wiedergefundenen Theophilus sehr erfreut, zugleich auch voller Erwartung auf die Kritik und die Anmerkungen von Comenius. Dennoch schrieb Andreae erstaunlicherweise keinen weiteren Brief mehr an Comenius. Nur über ihren gemeinsamen Freund Hesenthaler blieben sie noch in Verbindung.

Es ist befremdend, wie schwach Andreae auf den zweimaligen Versuch des Comenius, mit ihm in Kontakt zu kommen und wohl auch mit ihm zusammenzuarbeiten, reagiert hat. Der Abbruch der ersten Korrespondenz mag durch die Zeitlage erklärbar sein, doch das Schweigen Andreaes nach dem zweiten Versuch von Comenius, insbesondere nach dem Erhalt seines Theophilus, bleibt fast unerklärlich. Andreae selbst verweist auf sein Alter, seine schlechte Gesundheit und die vielen anderweitigen Verpflichtungen. Zu berücksichtigen ist außerdem, daß er sich zu dieser Zeit, im Unterschied zu seinen Jahren in Vaihingen und Calw, vom Umgang mit nicht-orthodoxen Theologen frei zu halten suchte. War er doch als Hofprediger und Mitglied

¹⁵ Korrespondence I, 129 f.

¹⁶ Kvačala, Jan: Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Bd. 1. Berlin 1903, S. 130 ff. (Monum. Germ. Paed. 26).

¹⁷ Ebenda: Comenius an Andreae v. 26. 6. 1648 (S. 209 f.) und Hesenthaler an Andreae v. 10. 11. 1648 (S. 216 f.).

des Konsistoriums selbst auf seine Orthodoxie bedacht, die ihm oft bestritten worden war. Aber auch diese Erklärung befriedigt nicht. Denn obwohl Andreae die nicht weniger suspekten Personen Kepler und seinen früheren Intimus Besold auch noch in seiner um 1642 verfaßten Vita¹⁸ erwähnt, spricht er nie von Comenius, weder daß er mit ihm korrespondiert, noch daß er seine Werke gelesen habe. Allein in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Theophilus¹⁹ nennt er den böhmischen Bischof einen *vir clarissimus et praestantissimus ac de re litteraria merens*. Sonst erwähnt er ihn nur noch in einem Brief an den Straßburger Theologen J. Schmidt²⁰. Dies scheinen die beiden einzigen Äußerungen im ganzen Nachlaß Andreaes über Comenius zu sein.

Im Unterschied zu Andreae erwähnt Comenius ihn in zahlreichen seiner Schriften und Briefe. Er erklärt sich zu seinem Schüler, nennt Andreae unter den vielen Männern, von denen er Förderung und Anregung erhalten zu haben bekennt. Kein Gelehrter wird in diesem Zusammenhang neben Campanella und Bacon so häufig von ihm genannt. Comenius bezeichnet Andreae als *vir fervidi spiritus et defecatae mentis, vir reverendus, vir praeclarissimus, vir eminentissime, quam patris loco pridem iam venerari coepi, dilecta Deo anima, selectum Dei organon und lumen Ecclesiae*. Seine Schriften heißt er *scripta aurea*. In seiner Großen Didaktik schreibt er über Andreae: „Vor allem aber ist hier Andreae zu nennen, der in seinen herrlichen Schriften nicht nur die Krankheit in Kirche und Staat, sondern auch im Schulwesen aufgezeigt und auch die Mittel für ihre Heilung anzugeben gewußt hat“²¹. „Über seine erste Korrespondenz mit Andreae äußert er, „der vortreffliche Andreae schrieb mir freundlich zurück, er wolle die Fackel weitergeben und ermunterte mich, sie mutig vorwärts zu tragen“²². Wie hoch der böhmische Bischof den schwäbischen Theologen einschätzte, kommt vor allem im Motto zu seiner Großen Didaktik zum Ausdruck, das aus Andreaes „Theophilus“ entnommen war²³. Schließlich, als Comenius in Amsterdam seine Bibliothek neu einrichten wollte, bat er 1656 — 2 Jahre nach dem Tode Andreaes — seinen Freund Hesenthaler, ihm unter allen Bedingungen die Schriften Andreaes zu besorgen, die ihm durch einen Brand verloren gegangen waren. Er wollte sie auf keinen Fall entbehren. Er nennt: *Turbo, Peregrini in Patria errores, Civis christianus, Reipublicae Christianopolitanae Descriptio, Mythologiae christianae, Turris Babel, Incendii Vaihingensis, Menippus*. Hinzu kamen sicherlich die *Invitatio Fraternitatis Christi, Christianae societatis idea, Christiani amoris dextera porrecta, Verae unionis in Christo Jesu*

¹⁸ Andreae: Selbstbiographie. Übers. u. hrsg. v. Prof. Seybold. Winterthur 1799.

¹⁹ Erschien 1649 (Das Werk wurde 1616 verfaßt). Vgl. Möhrke: Comenius 31 f.

²⁰ Ungedruckte Schreiben und Auszüge von Schreiben des D. Joh. Val. Andreae an D. Joh. Schmidt aus d. J. 1633—1654. *Patriotisches Archiv f. Deutschland* 6 (1787) 346 f. (Br. v. 7. 7. 1648).

²¹ *Opera didactica omnia* I, 7 f.

²² *Ebenda*.

²³ *Ebenda* 15 f. Vgl. Theophilus I, 16: „Desperare de profectu inglorium, dedignari aliena consilia iniurium est.“

specimen. Aus diesen Schriften habe er den „Anfang seines pansophischen Systems“ geschöpft²⁴.

Gerade dieser Satz ist ein deutlicher Hinweis, daß Comenius die Schriften Andreaes unter „pansophischen“ Gesichtspunkten gelesen hatte und sie auch unter diesem Aspekt verwerten konnte, sodaß es nicht wunder nimmt, wenn er sich über die Kritik Andreaes an der Pansophie zutiefst entrüstete. Doch selbst dies konnte seine stets gleichbleibende Freundlichkeit gegenüber Andreae nicht trüben.

Auch wenn sich der mährische Theologe als Schüler Andreaes verstand, kann man doch auf Grund dieser Untersuchung nicht von einem eigentlichen Lehrer-Schüler Verhältnis sprechen. Zwar wurde Comenius von Andreae angeregt und gefördert, aber seine Pädagogik und seine Pansophie stehen in keiner Weise in Abhängigkeit vom schwäbischen Theologen. Comenius schätzt Andreae als Reformers des christlichen Lebens und der Gesellschaft, als Verfasser von Plänen zur Errichtung einer christlichen Societas, als Autor von Satiren, die die verweltlichten, verderbten und verbarbarisierten Zustände in Kirche, Schule und Staat anprangerten. Auch schätzte er ihn in seiner Tätigkeit als Hofprediger und Konsistorialrat, durch die er sich für die Wiederherstellung der Kirche und der Schulen in Württemberg einsetzte. Seine Verehrung galt also nicht nur dem jungen schreibbefreudigen und projektierenden Andreae, sondern auch dem strengen Kirchenmann der späteren Jahre.

Um die Denkstruktur beider Theologen kennenzulernen, möchte ich von ihrer Pädagogik ausgehen, die vor allem bei Comenius zentrales Anliegen ist. Andreae hat zwar keine eigene pädagogische Schrift verfaßt, aber viele seiner Werke vermitteln ein klares Bild von seiner Vorstellung über Erziehung und Unterricht. Eine zusammenfassendere Darstellung findet sich vor allem im dritten Teil seines „Theophilus“, auch wenn nach seinem eigenen Zeugnis hier nicht von Erziehung, sondern von der „litteratura“ die Rede ist, zur Gegenüberstellung von Gentilismus und Christianismus. Der Christianismus soll an die Stelle des Gentilismus treten²⁵. Also auch der Theophilus muß von dem Gesamtanliegen Andreaes her verstanden werden.

Es ist geradezu auffallend, wie sich die Erziehungsprogramme von Andreae und Comenius decken, ohne daß deshalb eine Abhängigkeit zu postulieren wäre. Viele ihrer Forderungen waren Allgemeingut der Zeit und stammten zumeist von den Humanisten des 16. Jahrhunderts. Es ist hier nicht die Aufgabe, alle übereinstimmenden Momente herauszustellen; es sei nur darauf hingewiesen, daß beide die allgemeine Schulpflicht fordern, bessere Erziehung und Bildung für Mädchen und Frauen betonen, nach einer einfachen, leichten und natürlichen Methode, nicht nach formaler sondern

²⁴ Comenius an Hesenthaler v. 1. 9. 1656 (Kvačala: Die pädagog. Reform I, 324f.): „Inde enim fere mihi primordia pansophicarum cogitationum hausta erant.“

²⁵ Andreae an Herzog August d. J. v. 15. 11. 1642 (Wolfenbüttel Cod. Guelf. 65, I. Extr.).

nach realer Bildung streben. Beide fordern sachlichen Unterricht und sinnliche Anschauung; sie halten die Unterweisung in Geographie, Geschichte und Naturwissenschaften, d. h. in den Realien, wie auch Leibesübungen und Körperpflege für nötig. Vor allem soll der ganze Unterricht allein der christlichen Erziehung dienen. Die christliche, an der Schrift orientierte Philosophie soll die aristotelische Scholastik ersetzen²⁶.

Noch stärker berühren sich beide in ihrer Kritik an den damaligen Schulverhältnissen. Beide klagen über schlechte Lehrer, rohe Schulzucht, unbrauchbares „Wortwissen“, die Zusammenhanglosigkeit und das Vielerlei der Lehrgegenstände, den Mangel an zweckmäßigen Lehr- und Lernbüchern, den mechanischen Sprachunterricht, die Wertschätzung des Aristoteles, wie aller heidnischen und antiken Klassiker, insgesamt die offensichtliche Verleugnung des christlichen Geistes in allen Schulen. Das späthumanistische Bildungsideal wird also bei beiden radikal christianisiert.

Als Hauptaufgabe der Lehrer betrachten es sowohl Andreae wie auch Comenius, die Schüler auf das ewige Leben vorzubereiten, sie zu „Bürgern des Himmels“ zu erziehen. Comenius nennt hierzu drei Wege: die sapientia oder eruditio, die virtus oder mores honesti, die religio oder pietas²⁷. Andreae schreibt: „Illis discipulis primus et summus labor, Deum colere pura et devota, alter ad optimos et castissimos mores componi, tertius exercere ingenium²⁸.“ Allem voran steht also die Bildung der Frömmigkeit; Comenius und Andreae wollen Christen erziehen.

Während das Bildungsprogramm von Comenius alle Menschen einschloß, konzentrierte sich Andreae vornehmlich auf den höheren Bildungsstand. Auch widmete sich Andreae nicht wie Comenius der muttersprachlichen Schule, so sehr er auch das Monopol der lateinischen Sprache angriff. Die besondere Bedeutung von Comenius liegt in der systematischen Grundlegung einer Neugestaltung der Schulen, die er durch eine der Natur gemäßen Methode zu erreichen suchte. Im Unterschied hierzu sieht Andreae nicht das Problem der Methode, er erhoffte eine Verbesserung des Bildungssystems allein von der Lehrerpersönlichkeit, dem „Vorbild“²⁹. Der Lehrer soll Vorbild sein und sich durch autoritas, integritas, industria und liberalitas auszeichnen.

Comenius ist systematischer Pädagoge und der Begründer einer wissenschaftlich orientierten Pädagogik und des pädagogischen Realismus. Wesentlich ist bei ihm, daß das Problem der Erziehung und der Bildung im Zentrum eines theologisch-pansophischen Systems steht und von dort her Bedeutung gewinnt³⁰. Die ganze Menschheit, die durch den „Sündenfall“ in

²⁶ Allgemein hierzu Möhrke: Comenius.

²⁷ Comenius: Große Didaktik. Düsseldorf 3 1966, Bd. 2.

²⁸ Andreae: Reipublicae Christianopolitanae descriptio. Straßburg 1619, § 54.

²⁹ Dies betont zu Recht erstmals Möhrke: Comenius 56.

³⁰ Vgl. vor allem Schaller: Comenius. — Vgl. auch Hofmann, Fr.: „Panorthosia“ J. A. Komenskys Plan der Universalreform. Halle 1956, S. 271—278 (Wiss. Zschr. Univ. Halle 6/2).

Ungeordnetheit geraten ist und somit der „Erlösung“ bedarf, soll unter Mitwirkung des Menschen, d. h. durch Erziehung und Bildung, wieder dem Bilde Gottes, zu dem sie erschaffen worden war, so ähnlich als möglich gemacht werden, d. h. „wahrhaft vernünftig und weise, wahrhaft tätig und eifrig, wahrhaft beständig und ehrenhaft, wahrhaft fromm und heilig und dadurch glücklich und selig“³¹. Die Welt wird durch die wahre „Weisheit“ geheilt, die die Menschen erleuchtet, die die rechtschaffene Staatsverfassung wieder in die Welt bringt und den Menschen durch die wahre Religion so mit Gott eint, daß niemand den Sinn seiner Sendung auf dieser Welt verfehlen kann³². Dabei ist die „Weisheit“ nicht an die zeitlich begrenzte Offenbarung gebunden, sondern Offenbarung geschieht immer, sie ist ein Prozeß der gemeinsamen Tätigkeit von Gott und Mensch. Durch Erziehung und Bildung wird der Mensch von der „Ungeordnetheit“ befreit und erlöst. Die Pansophie, die Summe und Einheit allen Wissens, die Universalwissenschaft, ist die Weisheit, und die Pädagogik der Weg zur Ausbreitung des Lichtes der Pansophie. „Sie ist eine kunstvolle Anweisung, mit deren Hilfe allein dem Geiste, der Sprache, dem Herzen und den Händen aller Menschen die wahre Weisheit eingepflanzt ist“³³. Die Hilfsmittel zu ihrer Erlangung sind die drei Bücher Gottes: das Buch der Natur, des Geistes und der Hl. Schrift. Zum Lesen dieser Bücher dienen die Werkzeuge: Sinne, Verstand und Glaube. Will man die „Bühne der Welt ändern, so muß zunächst alles Lernen der Menschen von Grund aus umgestaltet werden und zwar durch die in der Pansophie aufgezeigten Methoden“³⁴. Die Pädagogik ist damit keine Spezialwissenschaft mehr und allein auf die Schule und ihren Unterricht beschränkt, sondern eine Theologie, oder wie Comenius sie nennt, eine Pansophie, die der Welt Heil verspricht. Es gründet in chiliastisch-eschatologischen Vorstellungen, den „Garten der Freude“ in die Zeit zu verlegen, an dessen Errichtung alle Menschen mithelfen können, um eine Generalreform durch Erziehung des Menschen in der Zeit zu erreichen. Das Heil der Welt wird also herbeigeführt durch die allgemeine Erziehung und nicht durch die von Christus vermittelte Gnade, sei es durch das Wort Gottes oder die Sakramente. Aus seiner theologisch-chiliastischen Überzeugung erklärt sich auch der ungebrochene Optimismus von Comenius sowie sein Sendungsbewußtsein. Er ist sich seiner Aufgabe für die Menschheit bewußt. Gerade hierin unterscheidet er sich von Andreae, der durch Mißverständnisse und Erfolglosigkeit bald der Resignation verfiel und alle Projekte und Pläne später nur mit Pessimismus aufnahm.

Läßt sich der philosophisch-theologische Ansatzpunkt bei Comenius relativ leicht erfassen, so liegen die Dinge bei Andreae insofern verwickelter, als er keine einheitliche Konzeption besaß. Andreae hat weder ein philo-

³¹ Comenius, Joh. A.: *Pampaedia*. Lat. Text und dt. Übers. Hrsg. v. D. Tschizewskij. Heidelberg ²1965, S. 17 (Pädagog. Forsch. 5).

³² Ebenda.

³³ Ebenda 21.

³⁴ Ebenda 95.

sophisches noch ein theologisches Werk geschrieben, das man als Zusammenfassung seiner Anschauung betrachten und heranziehen könnte. Bedeutung haben hier allenfalls die utopischen und satirischen Schriften, in denen die Welt als Theater, als Spiel vorgestellt wird. Das Anliegen Andreaes ist es, „daß ich öffentliche Straff will underlassen / und nur mit sinnreichen Anbildungen / und angenehmen Fabeln / den Leuten / als ein Honig-eintragendes / und doch auch einen Stachel-habendes Bienlin / umb die Ohren herausen: Dann es ist keine gelindere und angenehmere Gattung zu straffen / als in allgemeinen Anbildungen die allgemeinen Fehler der Menschen abmahlen und fürstellen“³⁵. In diesen seinen „Spielen“ werden zwei einander gänzlich entgegengesetzte Seiten der Welt charakterisiert. Für Andreae haben nicht Erziehungsoptimismus und chiliastische Anschauungen Bedeutung, sondern die Vorstellung von Weltlichkeit und Christlichkeit, von Satan und Christus, vom Labyrinth der Welt und der Christianopolis. Die Welt ist die große „Grabstätte“ und Christus der Wegweiser zum Licht³⁶. Weltlicher und christlicher Bereich stehen einander schroff gegenüber und jede Institution der Welt unterliegt diesem Gegensatz. Durch seine den Menschen vorgestellten Spiele will Andreae die Trugbilder der Welt aufdecken, um den Leser so davon zu befreien. Vor allem in seinen utopischen Werken will Andreae das von Gott regierte Leben schildern, um damit den Menschen aus seiner Weltverlorenheit zurückzurufen³⁷. Die vanitas der Welt wird allein überwunden durch Erkenntnis, durch Geist und nicht durch Gnade (wenn Andreae auch davon spricht). Diese Erkenntnis vermittelt Christus als Licht der Welt, dem der Mensch als seinem wahren Vorbild schlechthin folgen muß. Andreae spricht — wie auch Comenius — nicht von Sünde, wenn der Mensch der Weltlichkeit verfällt, sondern von Irrtum: dementsprechend vollzieht sich die Umkehr nicht durch Gnade, sondern durch Erkenntnis. Der Nachfolge-Christi-Gedanke, den Andreae von dem Reformtheologen Joh. Arndt³⁸ übernommen hat, ist ein entscheidender Begriff in seinen Schriften. Erstrebt Comenius, hier beeinflusst von Bacon, die Wandlung der Welt mit Hilfe der richtigen Methode, so erhofft sie Andreae durch die Nachfolge des „Vorbildes“ Christi.

In seinem Reformanliegen geht es Andreae im Unterschied zu Comenius nicht um die Erneuerung der „Welt“, sondern allein um die des „Menschen“. So hält Andreae in seiner Christianopolis den Menschen einen Spiegel vor, nach dem die Bürger der christlichen Polis nach Vollkommenheit streben und dem Gesetz Christi genügen wollen. Hierdurch soll der Mensch seine Verfehlungen erkennen und bereuen und der verheißungsvollen Imago auf

³⁵ Ich zitiere nach der Übers. der *Mythologiae christianae* (1619): Warheits-Mund in Sinnreichen Anbildungen deß allgemeinen Weltwesens. Basel 1665, S. 360.

³⁶ Andreae: *De christiani cosmoxeni genitura iudicium*. Mompelgard 1612, § 21.

³⁷ Hierzu allgemein Scholtz, H.: *Evangelischer Utopismus bei J. V. Andreae*. Ein geistiges Vorspiel zum Pietismus. Stuttgart 1957 (Darst. a. d. württemb. Gesch. 42).

³⁸ Koepf, W.: *Johann Arndt. Eine Untersuchung über die Mystik im Luthertum*. Berlin 1912 (Neue Studien zur Gesch. d. Theol. u. d. Kirche 13).

dem Weg zum Himmel nachstreben. Andreae will also nicht Veränderung äußerer Verhältnisse erreichen, sondern den Menschen ständig zu sich selbst und damit zu Gott zurückrufen. Erst wenn der Mensch im festen Mittelpunkt des Universums Ruhe findet, so bleibt ihm diese erhalten, wohin er auch geworfen wird³⁹. Im „mystischen“ Ansatz decken sich hier die Vorstellungen von Comenius und Andreae.

Auch mit seinen Plänen zur Errichtung einer christlichen Societas will Andreae nicht die äußere Welt ändern, sie sind vielmehr ein Appell und ein Programm für eine Gelehrtenaristokratie, eine Geisteselite, die er um sich sammeln möchte⁴⁰. Er wünscht alle „durch Verwirrung und Unbelehrtheit selbst gefesselten Fremdlinge“ dieser Erde aus ihrer Absonderung zu lösen, und sie in die friedliche Bruderschaft Christi zu rufen. So schreibt Andreae einmal: „Lernten doch die Bürger das vierfache göttliche Buch aufzuschlagen, wüßten sie die Seele und das Gemeingebilde des Körpers in Frieden zu halten und wagten sie gegen die Feinde des Vaterlandes tapfer anzukämpfen“⁴¹. „Sinn des Zusammenschlusses ist daher nicht bloß Erbauung und Abkehr von der Welt, sondern gegenseitige Erziehung, Fortbildung in Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung und gemeinschaftliche Nutzung der irdischen Güter, um die Geschenke Christi in Frieden und Ruhe zu genießen“⁴². Andreae erstrebt keine Mystikervereinigung, keine literarische oder wissenschaftliche Gesellschaft, noch eine dritte Konfession, sondern es geht ihm um die Vollendung der Reformation des Glaubens in einer Reform des Lebens. Wichtiger waren ihm deswegen die Früchte des Glaubens, d. h. Sittlichkeit und Bildung, als das Bekenntnis selbst. Andreaes praktisches Christentum vollzieht sich in „innerweltlicher“ Askese. Die Verchristlichung des ganzen Lebens geschieht dann, wenn der Mensch dem Vorbild Christi nachfolgt. Bei seinem Programm verfällt Andreae keineswegs einem Wissenschaftsoptimismus, propagiert aber eindeutig die exakte Naturforschung. „Diejenigen tun recht, welche die christliche Wahrheit einsaugen, und zwar aus Christus, der Quelle der Wahrheit, und doch denen auf der ganzen Welt zerstreuten Bächlein mit christlichem Fleiß nachspüren, und also das Wahre vom Falschen oder Fabelhaften gleichsam zurückfordern und wieder einlösen“⁴³. Andreae strebt also eine Verbindung von christlichem Leben und Gelehrsamkeit an. „Denn vom Leben der Barbaren unterscheiden wir uns nicht durch Bücher, Universitäten und Titel, sondern durch Sitten, die die christliche Philosophie vorschreibt“⁴⁴.

Diese knappe Skizze legt einen wesentlichen Unterschied in der Haltung von Andreae und Comenius frei. Während Comenius ein sorgfältig ausge-

³⁹ Genitura.

⁴⁰ Scholtz: Evangel. Utopismus 65 ff.

⁴¹ Andreae: *Herculis christiani luctae* XXIV. Straßburg 1615, S. 43.

⁴² Vgl. auch Scholtz: Evangel. Utopismus 68.

⁴³ Andreae: *Civis christianus, sive peregrini quondam errantis restitutiones*. Straßburg 1619. Ich benutze die Ausgabe von Leipzig 1706.

⁴⁴ Ebenda.

bautes System einer christlichen Pansophie mit ihrem Anliegen einer Universalpädagogik und Universalwissenschaft entwickelt, durch die eine Generalreform der Gesellschaft erstrebt war, geht es Andreae lediglich um eine Reform des Lebens, die im einzelnen Individuum ansetzt. Seine Schriften bilden nur Programme. Der Mensch soll die Vanitas der Welt erkennen und dem Geist, d. h. dem Vorbild Christi nachfolgen. Die Erziehung ist ihm ein wichtiges, aber nicht ein zentrales Anliegen.

Gemeinsam ist beiden die Wendung zum Praktischen und zum Aktiven: im Bereich der Wissenschaften von der Spekulation, Dialektik und von Aristoteles weg zu den realistischen Wissenschaften, insbesondere zur Erforschung der Natur; im Bereich des Religiösen von dem konfessionellen Bekenntnis und einer kontemplativen Frömmigkeit hin zum praktischen, sich im Leben verwirklichenden und erfahrbaren Glauben. Andreae und Comenius reden gleicherweise vom praktischen Christentum, von der Reform des Lebens wie von der Verchristlichung der Bildung und der Sitten.

Das Verhältnis von Andreae und Comenius zu den Naturwissenschaften läßt sich am besten am aufschlußreichen traditionellen Liber-Begriff erhehlen, der sich an zentraler Stelle in den Schriften beider findet. Für Comenius bilden die drei Bücher Gottes, das der Natur, das des Geistes und das der Hl. Schrift, die Mittel zur Wiederherstellung des Menschen⁴⁵. In seiner Pansophie dienen sie als Kriterien seiner Beweise. Eine Behauptung ist erst dann als wahr erwiesen, wenn sie allen drei Büchern genügt, d. h. wenn sie an Hand der Natur zu beweisen ist, wenn sie der Vernunft entspricht und mit der Hl. Schrift übereinstimmt. Dabei wiegt der Beweis aus der Hl. Schrift genauso wie der aus der Natur, was besonders in der comenianischen Physik zu interessanten Ergebnissen führt⁴⁶.

Auch Andreae kennt den Liber-Begriff, verwendet ihn allerdings nicht so einheitlich und konsequent wie Comenius. Vor allem entwickelt er aus ihm kein System. Seine unsystematische Verwendung dieses Begriffes zeigt sich schon in der Übernahme der Lehre von zwei, drei und vor allem auch von vier Büchern. Diese letztere Vorstellung hat er der Arndtschen Mystik entnommen. Neben dem Buch der Hl. Schrift und dem Buch der Natur nennt er noch das Buch des Gewissens, das in etwa mit dem Buch des Geistes identisch ist, und das Buch des Lebens Christi⁴⁷. Die Hervorhebung dieses Buches des Lebens Christi, das sich für ihn im Kreuz konzentriert, liegt in der zentralen Rolle des Begriffes der Nachfolge Christi begründet. Daneben verwendet Andreae auch das Bild von den drei Fackeln (faces), durch die man alles erkennen kann: die göttliche Vorsehung, die bürgerliche Gesellschaft und den Mundus anatomiae⁴⁸, worauf ich hier nicht näher eingehen

⁴⁵ So Comenius: *Pampaedia* 35.

⁴⁶ Comenius: *Physicae ad lumen divinum reformatae synopsis*. Hrsg. v. J. Reber. Gießen 1896.

⁴⁷ Andreae: *Vom Besten und Edelsten Beruff. Des wahren Diensts Gottes wider der Welt verkehrtes und unbesonnenes Urtheil*. Straßburg 1615, S. 19 f.

⁴⁸ Andreae: *Civis christianus*.

kann. Schließlich stellt Andreae auch einmal das Buch der Kreatur dem Buch der Natur gegenüber, bezieht es jedoch auf die Pflicht des Christen: „Wir sollen ein Exempel an den Kreaturen nehmen, da sie Gottes Buchstaben sind, durch welche er uns von seiner Herrlichkeit, Anordnung, Macht, Güte und Unermeßlichkeit belehrt und zu sich ruft“⁴⁹.

Durch die jeweilige Stellung des Liber-Begriffes wird die Bedeutung des Begriffes der Natur bei Andreae und Comenius erhellt. Für Andreae ist die Natur ein Objekt, das als Werkstätte Gottes zu unserer Erkenntnis und Freude untersucht werden muß. „Doch sucht ein Christ seine Lust in dieser Werkstätte Gottes und verlacht das unordentliche Geschrei der Welt. Er sieht, fühlt, schmeckt Gott in seinen Geschöpfen und wird durch die wunderbare Übereinstimmung des oberen mit dem unteren, des Göttlichen mit dem Menschlichen gerüstet. Daher schaut er, während, daß er den Erdenkörper stückweise besichtigt, oft gen Himmel und untersucht mit einer unschuldigen Wißbegierde die Wahrzeichen Gottes hin und wieder.“ Die Untersuchung der Natur nennt Andreae „die größte Probe des menschlichen Fleißes und der Scharfsinnigkeit, oder besser zu sagen, das gewisseste Zeugnis der göttlichen Mitteilungen“⁵⁰.

Comenius kennt den Begriff der Natur in doppelter Hinsicht: einmal ist ihm die Natur Vorbild und Prinzip seiner Philosophie und seiner Erziehungslehre: er will der Natur gemäß erziehen, entsprechend dem „die Grundlagen der Kunst muß man in der Natur suchen“⁵¹. Zum anderen ist die Natur Gegenstand der Forschung, insofern Erkenntnis der Natur für Comenius Grundlage der Philosophie, bzw. Physik ist. Durch die Erkenntnis der Natur erlangen wir Weisheit. Erschlossen wird sie uns durch Gott als Führer, durch die Vernunft als dem Licht und durch die Sinne als den Zeugen. Oder anders formuliert: „Auf dem Gebiete der Natur muß man unter der Führung des Sinnes und im Lichte der Hl. Schrift philosophieren“⁵².

Für Comenius und Andreae gilt, daß allein unter dem Horizont der Hl. Schrift Aussagen über die Natur möglich sind. Natur ist kein Operationsgegenstand des experimentierenden Geistes, sie ist nicht Forschungsobjekt um ihrer selbst willen, sondern vornehmlich ein *theatrum*, ein Buch, durch das Gott spricht und Weisheit vermittelt.

Wenn wir die Stellungnahme zu den Naturwissenschaften und die eigenen naturwissenschaftlichen Schriften von Comenius und Andreae untersuchen, so fällt erneut der Unterschied von methodischer Bearbeitung bei Comenius und von kursorischen Äußerungen bei Andreae auf. Während Comenius ein eigenes Physikbuch verfaßte, in dem sein naturwissenschaftliches Weltbild zum Ausdruck kommt, beschränkt sich die Stellungnahme Andreaes zu den Naturwissenschaften auf einige allgemeine Äußerungen und Appelle

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ Ebenda.

⁵¹ *Opera didactica omnia*.

⁵² Comenius: *Synopsis* 53.

an die Intellektuellen, sich diesen Wissenschaften zu widmen. Allerdings ist Andreae durch ein Mathematiklehrbuch bekannt geworden⁵³. Während Comenius der Mathematik erstaunlich wenig abgewinnen kann, wird für Andreae die Mathematik zum Prinzip aller Wissenschaften. In seinem Lehrbuch, das er einer kleinen Schar von Adelligen und Gelehrten in seiner Jugend widmet, nennt er die Mathematik eine Universalwissenschaft, „durch die die erfreulichste Gemeinschaft von Himmel und Erde hergestellt werden könnte“⁵⁴. Er betont den Wert der Mathematik nicht nur für Staatsmänner sondern auch für Theologen. Sie soll aller Arbeit „Form und Art“ geben. Im „Turbo“ nennt er die Mathematik eine „königliche Wissenschaft“, die „das Verborgenste enthüllt und die Harmonie zwischen allen Wissenschaften darstellt“⁵⁵. Die Bedeutung, die er der Mathematik beimißt, wird besonders ersichtlich in einer Satire aus den *Mythologiae*: die sieben freien Künste „müssen auf dem Boden daherkriechen und ihre grobe Unwissenheit selbst offenbaren, weil sie ihren harten Verstand auf dem Wetzstein der mathematischen Künste niemals geschliffen und poliert haben. Denn wer von Himmel und Erde-messen gar nichts versteht, der weiß von mehr als dem halben Teil der beständigen und verständigen Gelehrsamkeit nichts“⁵⁶.

Im Unterschied zu Andreae kann Comenius der Mathematik wenig abgewinnen, auch wenn er später einmal schreibt: „Die neuen Bücher sollen nach mathematischer Methode geschrieben sein, nichts soll mit Worten ausgehandelt, alles soll bewiesen werden“⁵⁷. Sein Verhältnis zur Mathematik wird besonders in seinem „Labyrinth der Welt“ deutlich⁵⁸. Hier erzählt Comenius, er habe, als man ihn in die Algebra einführen wollte, daselbst eine Menge solch wundersamer Striche erblickt, daß er beinahe in Ohnmacht gefallen wäre; die Augen schließend habe er gebetet, ihn von dort wegzuführen. Zur Astronomie schrieb er, daß er über die Vermessenheit der Menschen staune, „daß sie sich sogar an den Himmel wagten und den Lauf der Gestirne zu bestimmen“ versuchten. Diese Meinung über die mathematischen Wissenschaften beherrschte seine Vorstellung mehr oder weniger während seines ganzen Lebens. Aus diesem Grund konnte er auch kein rechtes Verhältnis zu Kopernikus gewinnen, auch nicht zu Descartes und Kepler.

Wenn auch Comenius und Andreae, beide gegen die damals vor allem dann von Bacon und Descartes erhobene Forderung der Trennung von Theologie und Philosophie, eine christliche Naturwissenschaft betonten, scheint doch Andreae rationalistischer orientiert zu sein als Comenius, der sich gegen das reine Experiment und die Berechnung der Naturgeschehen prinzipiell

⁵³ Andreae: *Collectaneorum mathematicorum Decades XI*. Tübingen 1614.

⁵⁴ Vgl. Vorrede.

⁵⁵ Andreae: *Turbo sive moleste et frustra per cuncta chivagans ingenium*. Helicone 1616.

⁵⁶ Andreae: *Warheitsmund* 584.

⁵⁷ Comenius: *Pampaedia* 153.

⁵⁸ S. 88 f.

aussprach. Beide aber betrachteten immer die Naturwissenschaften theologisch als Mittel zur Erkenntnis der Weisheit Gottes. Der Gegenstand in dieser Frage zwischen Comenius und Andreae mag in der Ausbildung beider gründen. Andreae hatte im Unterschied zu Comenius bei dem berühmten Mästlin in Tübingen einen ausgezeichneten Unterricht genossen; seine Freundschaft mit Kepler und seine Verehrung für Galilei mag außerdem eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Auf Grund dieser rationalistischen Schulung rechnet er Astrologie und Alchemie zur Weltlichkeit. Er steht Wunderberichten und Prophetien ebenfalls skeptischer gegenüber als Comenius, wenn auch beide die Wirkung „überirdischer“ Kräfte im Leben des einzelnen Menschen keineswegs ausschließen. Vor allem anerkannte Andreae die Bedeutung des galileischen Fernrohrs für die neue Zeit, wenn er auch die unkritische und sensationslüsterne Annahme dieses Instrumentes als Weltlichkeit kritisierte⁵⁹; ebenso sah er klar die Bedeutung des neuen astronomischen Weltbildes von Kopernikus und nicht zuletzt die des Sezierens in der Anatomie. Im „Labyrinth der Welt“ zeigt sich Comenius entsetzt darüber, daß man mit „Menschen wie mit Schlachtvieh verfährt“⁶⁰, während Andreae in seiner Christianopolis berichtet, daß der Mensch „Abriß der ganzen Welt“ ist und daß es „zur Erlernung des Sitzes der Krankheiten“ nötig sei, „manchmal auch den menschlichen Körper zu zergliedern“⁶¹.

Allerdings liegt es nicht im Interesse von Comenius, eine experimentelle Naturwissenschaft vorzulegen, noch geht es ihm darum, in seinem Physikbuch neue Einzelerkenntnisse zu vermitteln, was zwar auch Andreae nicht tut. Comenius will eine neue Kosmogese bringen, weswegen der Begriff der Bewegung auch eine zentrale Rolle spielt, und die Welt als Buch Gottes interpretieren: „Die Natur erforschen, heißt betrachten, wie und wodurch ein jegliches Ding in der Natur entsteht“⁶². „Die Natur ist ein rationales und organisches Gebilde, dessen Gesetzlichkeit und dessen Prozeß der Mensch erkennen kann. Comenius stellt gemäß seiner Vorliebe für die Zahl drei — da sie den Ausgleich vermittelt — drei Prinzipien der Welt auf: die Welt besteht aus Stoff, Geist und Licht. Der Stoff ist das Chaos zerstreuter Atome, der Geist ist der Weltgeist, das der Welt eingegossene Leben, und das Leben ist die Leuchtkraft der Bewegung, ist reine Tätigkeit. Bei dieser Interpretation der Welt folgt der Mensch der „Führung Moses“, „der die Schöpfung durch göttliche Eingebung beschrieben hat“⁶³. Auch wenn diese drei Prinzipien durch die Tradition vorgegeben waren, wie etwa im paracelsischen Weltbild, interpretiert sie Comenius doch ausschließlich aus dem ersten Buch der Genesis. Wie kaum jemand hat Comenius wörtlich Konsequenzen aus dem in der Hl. Schrift beschriebenen Weltentstehungsprozesse gezogen, so daß seine Philosophie mit Recht als mosaische Physik bezeich-

⁵⁹ Andreae: Warheitsmund 498 f.

⁶⁰ S. 100.

⁶¹ Andreae: Descriptio § 46.

⁶² Comenius: Synopsis 52.

⁶³ Ebenda 53.

net wurde. Dennoch sah er selbst bald, daß die neue naturwissenschaftliche Bewegung, wie sie in der Gründung der Londoner Akademie einen Höhepunkt erreichte, einen ganz anderen, seiner Naturphilosophie entgegengesetzten Weg ging. Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften konnte Comenius nicht trennen; seine Pansophie umschloß alle Wissensbereiche und stellte zwischen ihnen eine nie wieder erreichte Einheit her, so daß es nicht wunder nimmt, daß der große Einzelgänger Leibniz ein nicht geringes Interesse an diesem System zeigte. Selbst Descartes konnte sich der Wirkung dieses pansophischen Gedankengebäudes nicht entziehen, da er selbst durch seine *mathesis universalis* ein universales Anliegen hatte. Die Physik von Comenius, obwohl sie zu seinen meistverbreitetsten Schriften zählt, wirkte nicht befruchtend auf die eigentliche naturwissenschaftliche Entwicklung, in etwa so wenig wie die Farbenlehre von Goethe oder das naturphilosophische Werk von Schelling. Seine Physik gehört mehr in den Bereich der Naturphilosophie als in den der exakten Naturwissenschaften. Daß er in seiner Lehre vor allem von der Alchemie seiner Zeit beeinflusst wurde, versteht sich von selbst. Ihr hatte er vor allem die Lehre von den Kräften der Natur entnommen.

Während Comenius die mystisch-religiöse Bildung mit der Naturerforschung ganz und gar vereinen konnte, stehen bei Andreae christliche Bildung und exakte Naturforschung mehr oder weniger nebeneinander. Es herrscht ein merkwürdiger Zwiespalt in den Anschauungen Andreaes; er zeigt sich einerseits als eifriger Propagator moderner Naturwissenschaft und Mathematik, andererseits als strenger, moralisierender Theologe, der nur eine christliche Mathematik und Astronomie duldet, wobei alle Erkenntnisse zu Christus führen müssen. „Alles was unter dem Niveau Christi oder außerhalb der Peripherie des Christentums liegt, ist auch in der Wissenschaft ein Hin- und Hertappen, ein Fabeln, ein Stammeln und Stocken“⁶⁴.

Damit zeichnen sich zwei verschiedene Haltungen ab, die sich gegen die herkömmliche Gelehrsamkeit mit gleichen Forderungen wandten. Trotz der unterschiedlichen Stellung von Comenius und Andreae zu den Naturwissenschaften und zur Mathematik zählen beide zu den ersten Verfechtern einer Pflege der Naturwissenschaften im alten Reich. Ihr Programm und ihre Reformen, durch die Sachkenntnis und Veredlung der Sitten vereint werden sollten, bezogen sich nicht nur auf die Schule, sondern auf das ganze menschliche Leben.

⁶⁴ Andreae: *Theophilus, sive consilium de christiana religione sanctius colenda, vita temperantius instituenda et literatura rationabilius docenda*. Stuttgart 1649.

AUGSBURGER KÜNSTLER UND KUNSTHANDWERKER AUS DEN SUDETENLÄNDERN

Von Emil Popp

Im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit waren die Sudetenländer Böhmen, Mähren und Schlesien ein Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Es fand deshalb von jeher ein reger Verkehr zwischen den Ländern der böhmischen Krone und insbesondere den im Westen angrenzenden Gebieten von Bayern und Schwaben statt. Lange Zeit hindurch waren die Sudetenländer die Empfangenden. Doch bald kam es zu kulturellen Wechselbeziehungen, die sich für beide Teile anregend und befruchtend auswirkten.

Daß in diesem gegenseitigen Nehmen und Geben auch Augsburg eine besondere Rolle spielte, ist nicht verwunderlich, war doch Augsburg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert weit über die Grenzen Deutschlands hinaus als Stadt der Kunst und des Kunsthandwerks berühmt; die „Augsburger Pracht“ und der „Augsburger Geschmack“ galten in ganz Europa als Vorbild. In der Zeit von 1346—1803 waren 2100 Goldschmiede, Silberarbeiter, Juweliere und Edelsteinschneider in Augsburg tätig; um das Jahr 1740 waren bei einer Einwohnerzahl von kaum 30000 nicht weniger als an die 2000 Leute mit Kunst und Kunsthandwerk befaßt, von denen viele von auswärts zugewandert waren.

Auch eine Reihe von bedeutenden künstlerischen Persönlichkeiten aus den Sudetenländern konnte sich der Anziehungskraft der freien Reichsstadt nicht entziehen. Auf ihrer Wanderschaft wurden sie von dem pulsierenden Strom des künstlerischen Lebens der Fuggerstadt erfaßt und festgehalten. Sie harrten aus, trotz den Schwierigkeiten, die Zunftvorschriften ihrer dauernden Niederlassung machten. Sie fühlten, daß die künstlerische Atmosphäre der schwäbischen Metropole ihre schöpferische Begabung zu voller Blüte entfaltete. Gleichzeitig bereicherten sie auch das künstlerische Leben Augsburgs und trugen nicht unwesentlich zur Mehrung des Ruhmes Augsburgs als Kunststadt bei.

An erster Stelle muß ein aus Mähren stammender Maler genannt werden, der sich neben Johann Georg Bergmüller, dem Haupt einer Künstlergruppe in Augsburg, und neben dessen begabtestem Schüler, dem Tiroler Johann Holzer, wohl behaupten konnte. Es war Gottfried Bernhard Göz (Goez), der am 10. August 1708 als Sohn des Klosterschmieds Sebastian Göz und seiner Ehefrau Anna in Welehrad geboren wurde. Das Zisterzienserkloster hatte der Markgraf von Mähren Ladislaus Heinrich aus dem Geschlechte der Přemysliden 1198 gestiftet, doch schon im 9. Jahrhundert hatte Welehrad als

Missionszentrum der hl. Cyrill und Method und als Hauptstadt des alten Großmährischen Reiches unter Swatopluk eine bedeutende Rolle gespielt. So wuchs der junge Göz in einer fast tausendjährigen kirchlichen Tradition heran, was auf seine Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Daß als seine Taufpaten der Klosterhauptmann Bartholomäus Zelnicins und dessen Ehegattin Dorothea eingetragen sind, deutet darauf hin, daß sich die Familie im Kloster großer Wertschätzung erfreute. Der heranwachsende Junge erwies sich als begabt genug, die Klosterschule zu besuchen und die Rhetorik zu absolvieren. Vielleicht wäre er Geistlicher geworden, wenn nicht im Jahre 1724 die Brüner Maler Eckstein und Etgens nach Welehrad gekommen wären, um dort die durch einen Brand beschädigten Fresken der Stiftskirche zu übermalen. Der Junge mag großes Interesse für die Tätigkeit der beiden Maler gezeigt und diese mögen die Begabung des Jungen erkannt haben. Wenn er nun Eckstein als Malerlehrling nach Brünn folgte, konnte er gewiß auch mit der Zustimmung des Klosters rechnen, das Eckstein sehr schätzte, ihn auf seine Kosten in Rom hatte ausbilden lassen und deshalb ihm den jungen Göz unbesorgt anvertrauen konnte. Nach Beendigung seiner Lehrzeit in Brünn begab sich Göz im Jahre 1729 nach Augsburg, wo er zunächst bei Bergmüller und vom folgenden Jahr ab bei Johann Rottbletz arbeitete, der ihm am 16. April 1730 die Ersitzzeit auf 3 Jahre einschreiben ließ. Am 18. April 1733 bezeugte Rottbletz, daß Göz seine Ersitzzeit ordnungsgemäß absolviert habe. Am selben Tage erhielt er gegen Entrichtung von 50 fl die Meistergerechtigkeit. Am 20. Mai 1733 erteilte ihm das Hochzeitsamt die Genehmigung, die Jungfrau Elisabeth Martha Lesin aus Wien zu heiraten. Nach ihrem frühen Tode ging er am 15. September 1736 mit Eleonore Magdalena von Erdenfeld aus Langenlois in Niederösterreich eine zweite Ehe ein.

Seine künstlerische Tätigkeit erstreckte sich über den gesamten süddeutschen Sprachraum, von der Steiermark bis nach Baden und in die Schweiz. Sie umfaßte Zeichnungen, Kupferstiche, Ölbilder und Fresken. Unter seinen Auftraggebern befanden sich geistliche und weltliche Fürsten. Er portraitierte Kaiser und Könige, Bischöfe und Äbte. Seine Kunst fand auch allerhöchste Anerkennung. Kaiser Karl VII. ernannte ihn zum Hofmaler und Hofkupferstecher. Kaiserin Maria Theresia verlieh ihm für die Erfindung des farbigen Kupferstichs einen goldenen Gnadenpfennig an rotem Band. Am 20. November 1766 erneuerte Kaiser Joseph II. für ihn und seine Erben das ihm von Kaiser Franz I. am 7. März 1755 auf 10 Jahre verliehene urheberrechtliche Privileg für seine farbigen Kupferstiche, deren Nachahmung und Nachdruck mit einer Strafe von 10 Mark belegt wurde, von denen eine Hälfte der Reichskasse und die zweite Hälfte dem Künstler selbst zufließen sollte; doch müsse er alle seine Kupferstiche signieren und von jedem 5 Exemplare dem Reich abführen.

Die größte Anerkennung wurde also Göz als Kupferstecher zu teil; sein graphisches Werk ist auch sehr umfangreich. Er verwendete alle Formate von dem über einem halben Meter großen Portraitstich bis zur kleinsten

Miniatur. Mit besonderer Vorliebe wählte er religiöse Stoffe: Heiligenbilder, Marienleben, Kreuzwegstationen. Einen großen Raum nehmen Allegorien ein: Tugenden und Laster, „Gute und böse Leidenschaften des menschlichen Gemüths in biblischen Geschichten dargestellt“, „Die Funff Sinnen auf neue Arth vorgestellt, erfunden und verlegt durch G. B. Göz in Augsburg C. P. S. C. M.“ (cum privilegio suae Caesaris Majestatis), Jahres- und Tageszeiten, die Elemente, die Temperamente, die Schrecken des Krieges und 8 Blätter über den Mißbrauch des Rechts. Auch antike und mythologische Stoffe hat er gestochen. Seine Portraitstiche überlud er oft mit symbolischem und allegorischem Beiwerk. Er stellte die Portraitierten mitten in das Zeitgeschehen und setzte dieses zu biblischen Ereignissen in Beziehung (Abb. 1 und 2).

Von Göz ist auch eine große Anzahl von Zeichnungen erhalten, die er als Entwürfe für Stiche und Fresken anfertigte. Sie behandeln im allgemeinen dieselben Stoffe wie seine Stiche. Unter ihnen befindet sich ein in den Augsburger Kunstsammlungen verwahrter Entwurf einer Kreuzigungsszene (Abb. 3) aus dem Jahre 1764, ein Meisterwerk der Komposition. In dramatischer Bewegtheit wird das unerhörte Geschehen des Sterbens des Gottessohnes in den Mittelpunkt des Heilsplanes gestellt. Die realistische Darstellung der Durchbohrung der Seite Christi und die grausame Lust, mit der die Schergen den Schächern die Gebeine zerschlagen, verrät höchste Intensität des Erlebens und streift die Grenze des Erträglichen. In den Mienen der Gottesmutter und der Jünger zu Füßen des Kreuzes spiegelt sich das Entsetzen über den Gottesmord, während die Soldaten im Vordergrund, ungerührt und gleichgültig gegen das wahrhaft welterschütternde Ereignis, gierig um die Kleider Christi würfeln. Der vordergründige Tod des Menschensohnes wird zum Sieg über die Macht des sich verzweifelt gebärdenden Teufels und der Schlange; er sühnt den ersten Sündenfall und überwindet den Alten Bund. Engel schweben mit Kranz und Siegespalme hernieder und die Armen Seelen jubeln ihrer Erlösung entgegen. Ein so reiches Geschehen in den knappen Rahmen eines Zeichenblattes zu bannen, zeugt von höchster Meisterschaft.

Nur ein kleiner Teil der Stiche und Zeichnungen von Göz befindet sich in den städtischen Kunstsammlungen in Augsburg. Zahlreicher sind seine Arbeiten in den Kupferstichkabinetten von Berlin, Karlsruhe, München, Stuttgart, Wien und Würzburg vertreten.

Die Fassadenmalereien, mit denen Göz einige Augsburger Bürgerhäuser schmückte, sind nicht mehr erhalten. Buff (Augsburger Fassadenmalereien) gibt von ihnen eine Beschreibung, in der er feststellt, daß die Zeichnung immer „schwunghaft und originell“ ist, aber dabei „etwas zum Wilden, Ungehäuerlichen“ neigt.

Das älteste Freskengemälde von Göz aus dem Jahre 1739 befindet sich im Treppenhaus des Gebäudes der Industrie- und Handelskammer Augsburg. Das Gebäude gehörte früher der Augsburger Patrizierfamilie von Stetten, die darin ein Bankgeschäft betrieb und für die es Göz geschaffen hat. Es

stellt eine Allegorie auf Handel und Gewerbe dar. In einer reichen gemalten Bogenarchitektur thront eine stattliche Frau, die eine Hand ausstreckt und die andere auf einer Art Vase mit Goldstücken hält. Ein aufgeschlagenes, mit Zahlen gefülltes Buch, Geldsäcke und ein fliegender Merkur weisen auf die Welt des Kaufmanns. Ganz oben sitzt eine zweite Frau mit Zepter und Friedenszweig und dem Auge Gottes über ihrem Scheitel. Das Bild wirkt dekorativ und zeigt auch bereits die Vorzüge der Kunst des Malers Göz: reiche Phantasie, Vorliebe für die Allegorie und einwandfreie Zeichnung, doch fehlt ihm noch die straffe Komposition, die seine späteren Werke auszeichnet.

Den ersten größeren Auftrag erhielt Göz von Ingolstadt, wo er zusammen mit dem berühmten, in Italien ausgebildeten C. D. Asam, der 10 Jahre vorher die Klosterkirchen von Kladrau und Břewnow in Böhmen mit Fresken ausgemalt hatte, den Kongregationssaal mit Ölbildern schmückte. Für den Bibliothekssaal und die Prälatur des Zisterzienserklosters Salem malte er die Portraits mehrerer Äbte. In der Schloßkapelle von Meersburg schmückte er die Decke mit einem Fresko, das die Verehrung der hl. Jungfrau darstellt. Das Deckengemälde im Festsaal des Prämonstratenserklosters Weingarten stammt ebenfalls von Göz. In den Jahren 1745—1747 malte er innerhalb der vereinbarten Zeit von zwei Jahren für das Kloster Admont in der Steiermark 24 Ölgemälde von Kirchenlehrern und Heiligen „a 8 schuech hoch und 5 schuech breith jedes pr. 100 fl.“ Für die Kirche von Habstal schuf er ein Deckengemälde. Die Decke des heutigen Regierungsgebäudes von Konstanz schmückte er mit einem Fresko, das die 4 Jahreszeiten darstellt.

Die bedeutendsten Schöpfungen von Göz sind die Deckengemälde in der Kirche von Birnau. Das zentrale Bild (Abb. 4) stellt Maria als Himmelskönigin dar, die durch eine nach oben geöffnete Rokokoarchitektur, von zahlreichen Putten umgeben, auf Wolken herniederschwebt. Ihre hoheitsvolle und doch liebliche Gestalt wendet ihren gnadenvollen Blick den Menschen zu, die aus der Kirche gläubig und vertrauensvoll zu ihr aufschauen. Das Jesuskind auf ihrem Schoß, das der Gottesmutter zulächelt, umfaßt schmeichelnd mit seiner Linken ihr Kinn, in der ausgestreckten Rechten hält es ein kleines Kreuz. Am Rande des Bildes steht der hl. Bernhard mit dem Gründer von Salem, ihnen gegenüber weisen die Gründer von Neu-Birnau auf den Plan des Klosters. Auf der dem Altar zugekehrten Seite kniet eine Gruppe von Kranken und Blinden, die von Maria Hilfe und Heilung erhoffen. Unter ihnen hat sich der Maler selbst liegend — er hatte kurz vorher einen Unfall erlitten — mit Pinsel und Krücke dargestellt. Das Bild atmet Freude und Verheißung und steht in schärfstem Gegensatz zu der oben erwähnten Kreuzigungsszene. Beide Werke zeugen von der Spannweite der Kunst des Meisters, die sich zwischen Realistik und Mystik bewegt, die die grausamsten irdischen Qualen und die höchste himmlische Seligkeit mit gleicher Intensität darzustellen vermag.

Hugo Schnell charakterisiert die Farbwirkung der Gemälde in seinem großen Führer von Birnau wie folgt: „Göz kann aber auch genial malen. Sei-

ne Säulen im Langhausfresko sind von seltenem Perlmutter-Schmelz; seine Farben, für die er als Deutsch-Böhme gerne Rotbraun wählt, ziehen wie Wolken über die Decken. Und da Göz ein ausgebildetes dekoratives Talent besitzt, vermag er dem gesamten Raum feinste Farbpointen und Nuancen einzuhauchen. Wirkungsvoll setzt er in den Uhren und Mänteln Mariens das Blau ein; aufblitzend erscheint bei Altären und an der Kanzel ein leuchtendes Chromoxydgrün; die Farben rauschen bei Göz in Birnau auf und an anderen Stellen können sie träumen. Immer aber sind sie von einem vitalen Pinsel fast lodernd aufgetragen. Göz verdankt Birnau Entscheidendes. Durch die Farbe wurde es das geschätzte Kleinod.“

Von anderen Werken seien noch genannt: ein Zyklus von 17 Ölbildern über das Leben des hl. Bernhard für das ehemalige Zisterzienserkloster Kaisheim, die sich jetzt in Donauwörth befinden, eine Darstellung der Himmelfahrt Mariens, ebenfalls in Donauwörth, eine Abendmahlsszene aus dem Jahre 1764, die in der Sakristei des Hohen Domes in Augsburg hängt, Kreuzwegstationen im Kloster von Oberschönfeld, ferner Fresken in Leitheim und Wörnitzstein, in St. Cassian und der Alten Kapelle in Regensburg, in der Klosterkirche von Amberg und in der Kirche von Schussenried.

Mit Recht wird G. B. Göz zu den bedeutendsten Malern Augsburgs im 18. Jahrhundert gezählt. Er war ein sorgfältiger und gewissenhafter Maler, der von sich selbst sagt, er sei „kheinen flichtigen und rauhen Pinsel zu führen gewöhnt, sondern arbeite mit grossen fleiß und bedachtsambkeit“. In der Beherrschung aller Techniken übertrifft er seine Zeitgenossen. In der zeichnerischen und figuralen Gestaltung und in der Farbgebung steht er den Besten seiner Zeit nicht nach. Seine reiche Phantasie, tiefe Religiosität und vielseitige Bildung befähigen ihn in gleicher Weise zur Bewältigung von geistlichen wie profanen Stoffen. Das Schwelgen in der Allegorie, die Überladung mancher Bilder mit Einzelheiten und die Betonung des dekorativen Elements zeigen ihn als Kind seiner Zeit. In den erhaltenen Briefen, welche Göz mit seinen Auftraggebern wechselte, zeigt er sich liebenswürdig, freundlich und aufmerksam. Er ließ keine Gelegenheit zu Glückwünschen vorübergehen und versäumte es auch nicht, den Empfänger mit gelegentlichen kleinen Geschenken zu erfreuen. In den Forderungen für seine Arbeiten war er ausgesprochen bescheiden, was auch wiederholt anerkannt wurde. Daß er trotzdem manchmal Schwierigkeiten hatte, das ihm zustehende Honorar zu erhalten, mag ihn wohl gekränkt, aber gewiß nicht verbittert haben.

Ob er jemals vor seinem Tode am 23. November 1774 seine Heimat, seine Eltern und das Kloster, dem er entstammte, aufgesucht hat, wissen wir nicht. Doch können wir wohl annehmen, daß die Zisterzienser von Welehrad den erfolgreichen Weg des Künstlers mit Interesse und nicht ohne Stolz verfolgt und ihn gern an klösterliche Auftraggeber empfohlen haben. Wenn wir hören, daß Göz im Jahre 1747 dem Kloster Admont für die Bibliothek einen Olmützer Stiftskalender schenkte, können wir wohl annehmen, daß die Verbindung mit seiner Heimat nicht abriß.

Sein Sohn Franz Regis Göz, der 1737 geboren wurde und zweimal ver-

heiratet war, war ebenfalls ein bekannter Kupferstecher und Kunstverleger in Augsburg. Er hat wie sein Vater in der Punktiermanier gestochen, außerdem aber auch Seestücke, Landschaften und Miniaturen gemalt.

Seine Tochter, deren Taufname nicht erwähnt wird, deren Schönheit aber besonders gerühmt wurde, blieb unverheiratet. Wie ihr Vater und Bruder war sie ebenfalls als Kupferstecherin tätig.

In Augsburg wirkten noch einige weitere Maler aus den Sudetenländern, doch kam diesen wohl keine besondere Bedeutung zu; deshalb konnte auch nicht viel über sie in Erfahrung gebracht werden. Lediglich der Vollständigkeit halber seien diese hier genannt. Aus Eger stammten die beiden Miniaturmaler Wolfgang Adam Fischer, der am 31. Oktober 1734 Anna Maria, die Tochter des Malers Johann Georg Weller, heiratete, und Balthasar Huber, der sich am 3. November 1736 mit Anastasia Reißerin aus Kempten vermählte. — Größere Bedeutung erlangte, allerdings nicht in Augsburg, der Prager Kunstmaler Anton Felix Besold, der am 13. November 1727 die Witwe des Augsburger Kunstmalers Anton Braßmeier, Tabea Margarete Matspergerin, heiratete. Er scheint Augsburg bald wieder verlassen zu haben. Er wurde auf Kosten des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz in Paris ausgebildet und im Frühjahr 1748 als besoldeter Hofportraitmaler in Mannheim angestellt. Einige seiner Portraits, unter anderen die des Kurfürsten und seiner Gemahlin, sind nachweisbar.

Aus Prag stammte auch der Kartenmacher Hans Heinrich Joja, der am 4. Februar 1673 das Augsburger Bürgerrecht erwarb und sich am 22. Oktober 1675 mit Anna Margarete Preeggerin von Aichen vermählte. — Ein anderer Kartenmacher stammte aus Zlabings in Südmähren. Es war Tobias Fetscher (Vetscher), dem am 11. August 1668 das Augsburger Bürgerrecht verliehen wurde. Er heiratete am 18. August 1669 Ursula Anckhäsin aus Schwaz in Tirol und nach ihrem frühen Tode am 9. April 1673 Maria Kurz, die Witwe des Kantors bei St. Ulrich, Sebastian Hufnagel. Sein Sohn, der ebenfalls als Kartenmacher tätig war, wurde im Jahre 1679 in Augsburg geboren. Er erwarb im Jahre 1714 das Bürgerrecht in Wien und starb dort am 11. Februar 1746.

Besonders zahlreich waren die Goldschmiede, die aus den Sudetenländern in Augsburg einwanderten und hier zu Ruhm gelangten. Die meisten von ihnen kamen nicht als Lernende, sie hatten in der Heimat bereits die Lehrzeit absolviert und z. T. sogar bereits den Meistertitel erworben; denn auch in Böhmen und Mähren blickte das Goldschmiedehandwerk auf eine jahrhundertalte Tradition zurück. Schon 1324 wurde in Prag die Goldschmiedezunft organisiert, 1367 wurde die Zunftordnung der Goldschmiede in Brünn bestätigt. Die Iglauer folgte 1446 und 1522 wurde in Olmütz die „uralt hergebrachte“ Goldschmiedeordnung erneuert. Dort waren in den Jahren 1668—1808 gegen 70 Goldschmiede tätig, in Brünn zwischen 1622 und 1765 44, in Iglau im Jahre 1579 4 Goldschmiede. Auch in den Sudetenländern galt das Augsburger Vorbild, wie aus einem Vertrag hervorgeht, den der Olmützer Goldschmied Wolfgang Roßmayer am 1. Januar 1732 mit dem Klo-

ster Hradisch zur Lieferung von 6 silbernen Leuchtern abschloß, in dem er versprach, die Arbeit „nach Bester Goldschmidt- und Augsburger Manier“ auszuführen. So konnten sich die aus den Sudetenländern in Augsburg zugewanderten Goldschmiede neben den einheimischen Meistern wohl behaupten, obwohl ihnen von der Zunft die Erwerbung der Augsburger Meistergerechtigkeit recht schwer gemacht wurde.

Zu den 25 Augsburger Goldschmieden, die sich im 17. und 18. Jahrhundert weit über das rein Handwerkliche zu künstlerischen Leistungen erhoben haben, gehörten die beiden Manlichs. Heinrich Manlich wurde im Jahre 1625 in Troppau geboren. Sein Vater Jakob Manlich war Augsburger, der nach dem Elsaß ausgewandert war und sich dann von dort nach Troppau begeben hatte. Hier wurde er der bedeutendste Goldschmied seiner Zeit. Ein Teil seiner Arbeiten befindet sich heute im Troppauer Landesmuseum und in der dortigen Jesuitenkirche St. Georg. Auch in die Pfarrkirche von Brosdorf bei Waagstadt lieferte er einen schönen Meßkelch. Er starb 1651. Sein Sohn Heinrich trat 1638, noch nicht 14jährig, in die Werkstatt seines Vaters als Lehrling ein und wurde 1649 Meister in Troppau. Im Todesjahr seines Vaters begab er sich nach Augsburg und arbeitete als Geselle bei dem Goldschmiedemeister Jakob Wild, der 1639 Sophie Drentwett, die Tochter Balduin Drentwetts, geheiratet hatte. Nach dem Tode seines Meisters heiratete Heinrich Manlich dessen Witwe und wurde damit der Schwiegersohn Balduin Drentwetts, der aus Friesland stammte und in Augsburg der Ahnherr mehrerer Generationen bedeutender Goldschmiede wurde. Schon 1667 hatte sich Manlich um den Augsburger Meistertitel bemüht, da er schon 18 Jahre im Handwerk gearbeitet hatte; doch erst ein Jahr später, mit der Heirat der Witwe seines verstorbenen Meisters Jakob Wild, wurde ihm der Meistertitel zuteil. Von ihm sind mehr als 30 Arbeiten, vor allem aus der Augsburger Zeit, bekannt. Sie befinden sich in den Stadtkirchen von Kulmbach und Bayreuth, im Schloß zu Arolsen und im Landesgewerbemuseum in Stuttgart. Darunter ragen ein getriebener Tafelaufsatz aus vergoldetem Silber, ein Adler auf Sockel mit Krone, Reichsapfel, Schwert und Zep-
ter, eine über 50 cm hohe Reiterfigur, Tierfiguren und getriebene Platten besonders hervor. Es ist bezeichnend, daß von den Arbeiten der Augsburger Goldschmiede in Augsburg selbst fast nichts erhalten ist, da sie vorwiegend für auswärtige Auftraggeber und für den Export arbeiteten. So wird auch von Heinrich Manlich im Augsburger Maximilianmuseum nur ein einziges Stück verwahrt, eine aus seiner letzten Schaffensperiode stammende, mächtige ovale Prunkplatte aus getriebenem Silber (106,5 : 90 cm), die den Römer Coriolan an der Spitze eines feindlichen Heeres auf dem Marsch nach Rom darstellt, wie er abwehrend seinen Marschallstab gegen Frau, Mutter und Kind erhebt, die ihn kniefällig bitten, seine Vaterstadt zu verschonen (Abb. 5). Die zahlreichen figürlichen Darstellungen und die reiche, aus Früchten und geflügeltem Getier bestehende Ornamentik des 20 cm breiten Randes erweisen die Platte als Meisterwerk getriebener Silberarbeit, die in Augsburg besonders gepflegt wurde. Früchte und Gewänder, deren edler Faltenwurf

bis ins kleinste Detail ausgearbeitet ist, sind teilvergoldet. Heinrich Manlich starb 1698.

Sein ältester Sohn Johann Heinrich Manlich übertraf womöglich noch seinen Vater. Er wurde 1660 geboren und heiratete am 21. September 1695 die Augsburger Goldschmiedstochter Euphrosine Abrell. Er nahm in der Zunft eine geachtete Stellung ein und bekleidete wiederholt Ämter: 1699 und 1700 war er Vorgeher, 1701—1705 Geschworener, 1699 zeichnete er die von Ernst Groll gefertigten Degengefäße. Seine zahlreichen Arbeiten befinden sich alle außerhalb Augsburgs, im Schloßmuseum Berlin, im grünen Gewölbe in Dresden, im Landesmuseum Schwerin und im kunsthistorischen Museum in Wien. Aus seiner Werkstatt gingen Tafelaufsätze, Deckelkannen und Pokale sowie Fassungen von Elfenbeinkannen und -krügen hervor. Er hatte einen sehr zahlungskräftigen aristokratischen Kundenkreis. Für den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern schuf er ein goldenes Kaffeeservice mit dem Bildnis des Kurfürsten. Im Jahre 1713 arbeitete er einen Silberaltar für die pfälzisch-neuburgische Residenz in Düsseldorf im Gewicht von 600 Mark. Der hl. Hubertus sollte in der Gestalt des Kurfürsten Johann Wilhelm lebensgroß dargestellt werden. Doch erwies sich schließlich der Feingehalt des Silbers als zu niedrig, so daß der Altar eingeschmolzen werden mußte. Mit der Anfertigung eines neuen Altares wurde Ph. J. Drentwett betraut. Johann Heinrich Manlich starb 58jährig im Jahre 1718.

Er hatte hochbegabte Söhne. Sein ältester, Heinrich, wanderte nach England aus und arbeitete dort mit einem nicht näher bezeichneten Bruder für König Georg. Ein dritter Sohn Conrad war ein geschickter Historienmaler und wurde zum kurfürstlich-pfälzischen Hofmaler ernannt. Er starb 1791 in Mannheim¹.

Einer der hervorragendsten Vertreter sakraler Goldschmiedekunst war der aus Woikowitz in Südmähren stammende Johann Zeckel, der bei Johann Veibyl in Wien das Goldschmiedehandwerk erlernte und seit 1687 bei dem fleißigen, aus Thierhaupten stammenden Meister Michael Mayer in Augsburg in Arbeit stand. Er heiratete 1691 die Witwe des Ignaz Stadler, Anna Maria Sahler. Nach dem Tode seiner Frau ging er 1694 eine zweite Ehe ein. Auch er spielte in der Zunft eine große Rolle: 1703—1706 war er Geschworener und 1709—1712 und 1715—1716 Vorgeher. Er besaß das Haus D 181 in Augsburg und starb 1728. Er hatte zahlreiche Werke geschaffen, darunter 5 Kelche, 8 Monstranzen, eine Figur des hl. Joseph und Meßgeräte, die sich z. T. im Münsterschatz von Freiburg befinden. Auch für das Benediktinerstift Raigern seiner südmährischen Heimat hat er einen kostbaren silbergetriebenen Kelch mit aufgelegter Filigranarbeit, mit Edelsteinen besetzt und mit Darstellungen aus der Passion Christi versehen, geschaffen.

¹ Derselben Sippe gehörte wahrscheinlich Daniel Manlich an, der 1625 in Oberndorf in Schlesien geboren wurde und in Troppau das Goldschmiedehandwerk erlernte. Seit 1650 lebte er in Berlin, wurde dort 1665 Hofgoldschmied und 1671 Oberältester. 5 Münzkannen von ihm befinden sich im Schloßmuseum in Berlin und ein Münzhumpen im hessischen Landesmuseum in Kassel. Er starb 1701 in Berlin.

Eine Monstranz von ihm befindet sich in der Wallfahrtskirche zu Dettelbach am Main.

Sein berühmtestes Werk und der Höhepunkt seines Schaffens ist die Prunkmonstranz, auch Türkenmonstranz genannt, die als sein Lebenswerk bezeichnet werden kann, da er 30 Jahre an ihr gearbeitet hatte, bevor er sie im Jahre 1708 an die Bürgerkongregation in Ingolstadt ablieferte (Abb. 6 u. 7). Sie wird heute in der Sakristei von S. Maria de Victoria, der berühmten Asam-Kirche in Ingolstadt, aufbewahrt. Schon die Maße der Monstranz sind imponierend. Ihre gesamte Höhe beträgt 123 cm, die Ausmaße des ovalen Strahlenkranzes sind 73 : 57 cm, sie wiegt 36 Pfund. Sie ist aus Silber, vergoldet und mit zahlreichen Edelsteinen besetzt. Die Metalle und Edelsteine wurden von Mitgliedern der Bürgerkongregation gespendet. Für die Arbeit, die den Meister drei Jahrzehnte beschäftigte, erhielt er 950 fl.

Die Monstranz stellt das für die Christenheit so bedeutende Ereignis der Seeschlacht bei Lepanto am 7. Oktober 1571 dar. Die Mondsichel für die Aufnahme des Allerheiligsten ist mit bunten Edelsteinen geschmückt und ruht auf einem kleinen Sockel, der von zwei Engeln gebildet wird. Das Ostensorium ist mit je einer aus klarstem Bergkristall geschliffenen Scheibe vorn und hinten abgeschlossen und von einem Wolkenkranz umgeben, in den 30 Engelsköpfe eingearbeitet sind. An der Spitze des Strahlenkranzes befindet sich ein zweiter kleinerer Wolkenkranz, in dessen Mitte der Heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebend angebracht ist. Quer über der unteren Hälfte der Monstranz liegt die vergoldete Breitseite des siegreichen Schiffes mit reich verziertem Heck. Der Hauptmast reicht bis zur Spitze der Monstranz und wird von einer das Kreuzzeichen tragenden Fahne abgeschlossen. Zu beiden Seiten hängen die geblähten, teilweise auch zerschossenen Segel und das reiche Takelwerk. Zahlreiche vollplastische Figuren, die am Strahlenkranz verschraubt sind, beleben das Bild. Rechts kniet Maria, das Haupt von einem Sternenkranz umgeben, und leitet mit ihrem Zepter die Schlacht. Links steht der hl. Michael und reicht Maria einen Siegeskranz mit der Inschrift „Victrici“ (der Siegerin). Vom obersten Mastkorb überblickt Juan d'Austria, der Oberbefehlshaber der siegreichen Flotte, die Schlacht, im Mastkorb links zeigt sich Herzog Albrecht V. von Bayern, der 1000 Soldaten zu Hilfe geschickt hatte, und rechts der Doge von Venedig, der mit 105 Galeeren zur Verstärkung der Flotte beigetragen hatte. Im Heck des Schiffes ist König Philipp II. von Spanien zu erkennen. An der Außenwand des Hecks des Schiffes ist das in Email gearbeitete Portrait Papst Pius V. angebracht und darunter sein Wappen. Auch die Wappen der am Siege beteiligten Mächte, Österreich, Venedig, Bayern und Spanien, sind in Email gearbeitet und werden von Engeln getragen. Zahlreiche Engel, die mit aufgeblähten Backen in die Segel blasen oder Pfeile und Blitze auf die Feinde schleudern, sind an 3 cm langen Goldfedern am Strahlenkranz befestigt, so daß sie sich schwebend bewegen, wenn die Monstranz getragen wird. Im untersten Teil des Strahlenkranzes wird der Untergang der türkischen Flotte dargestellt. In einem Rettungsboot sucht der Sultan Kara



Abb. 1 G. B. Göz, Portraittich, Kaiserin Maria Theresia
Städt. Kunstsammlungen Augsburg



Abb. 2 G. B. Göz, Portraitstich, Kaiser Franz I.
Städt. Kunstsammlungen Augsburg

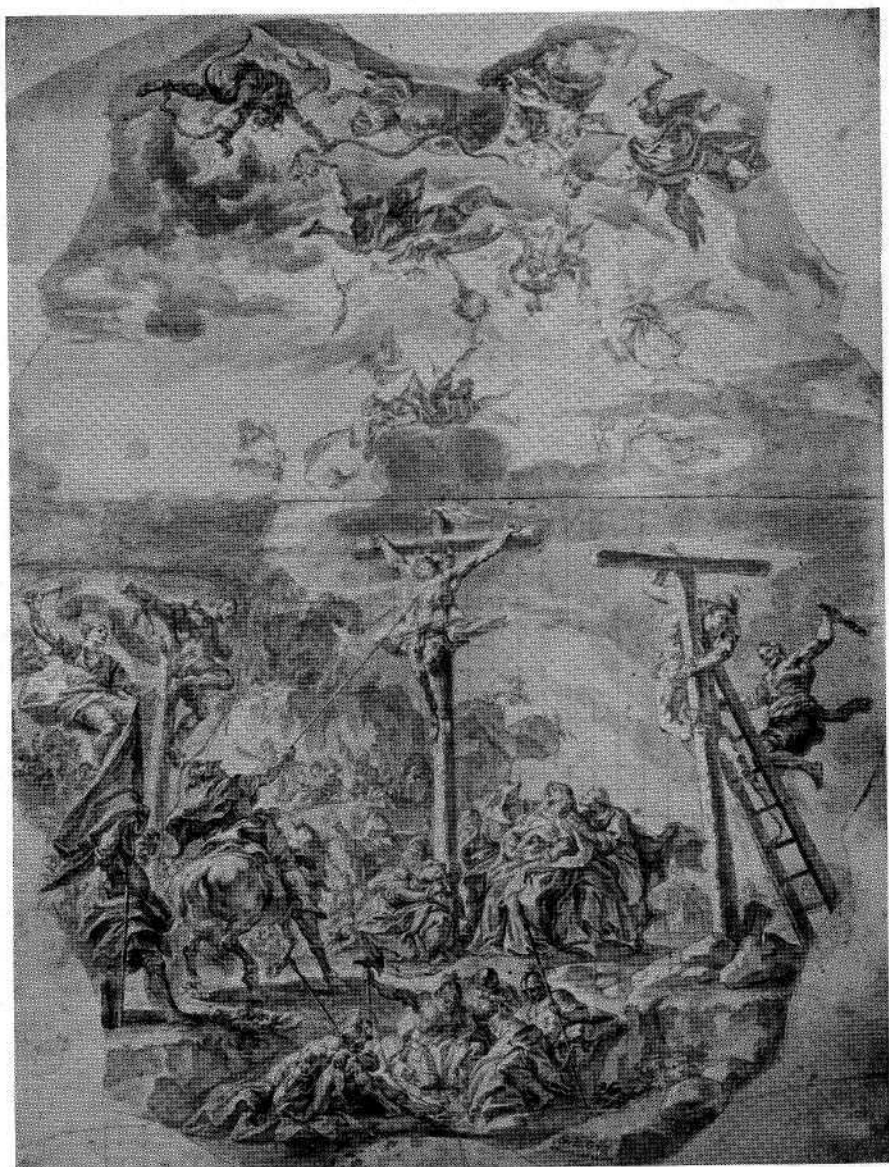


Abb. 3 G. B. Göz, Kreuzigungsszene, Entwurf für ein Deckenfresko, Tuschpinsel-
zeichnung
Städt. Kunstsammlungen Augsburg

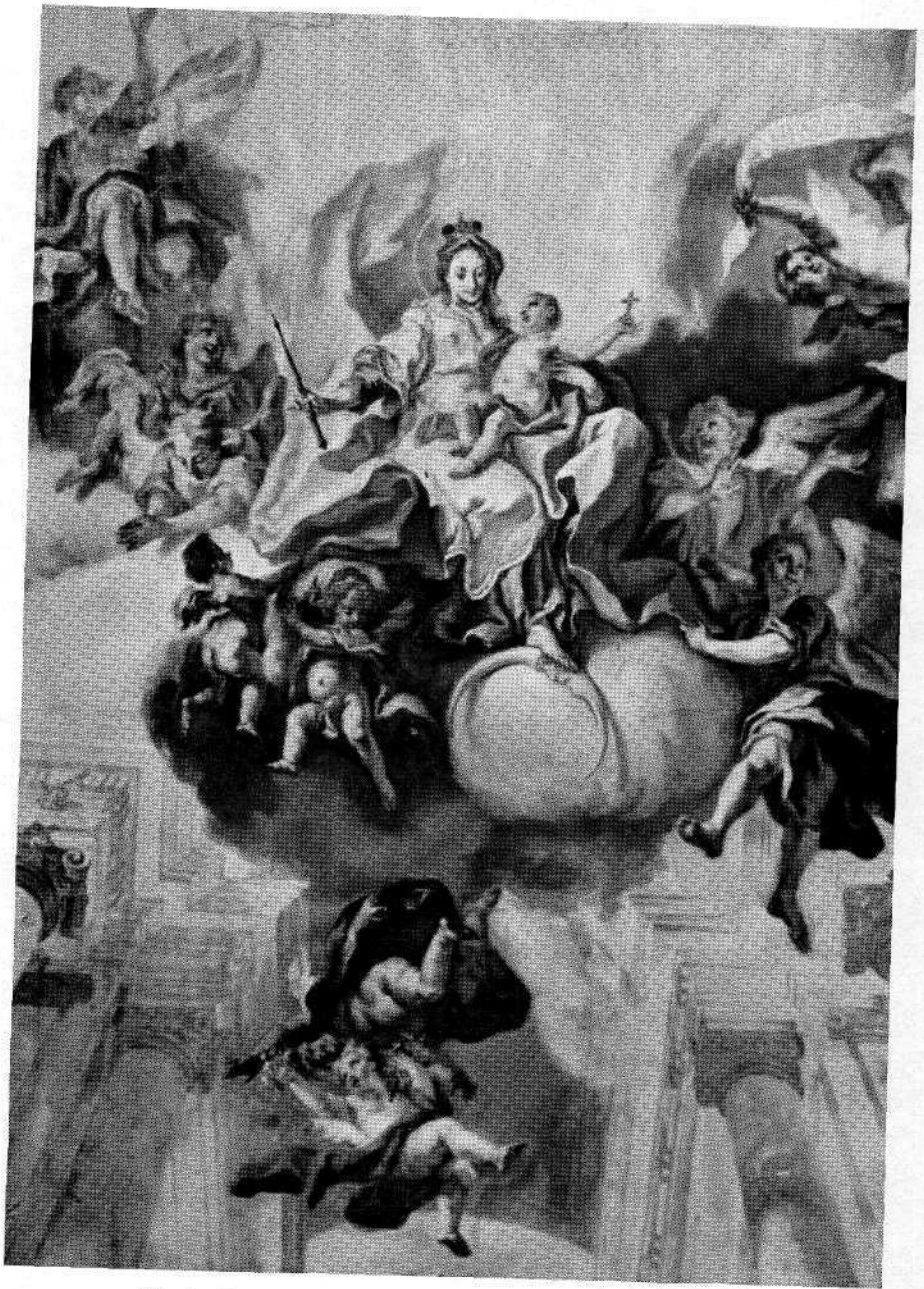


Abb. 4 G.B. Göz, Hauptdeckengemälde in Birnau, Ausschnitt
Foto: Sepp Rostra, Augsburg

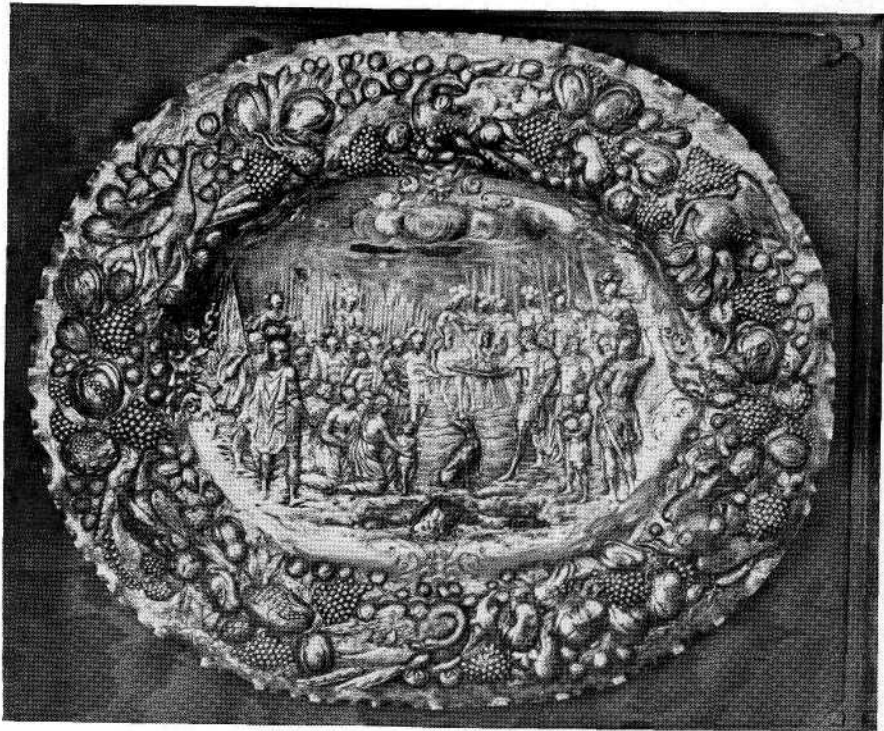


Abb. 5 Heinrich Manlich, Prunkplatte, Coriolan empfängt seine Mutter und seine Gattin; Silber teilvergoldet, getrieben, graviert und ziseliert, 106,5 × 90 cm
Städt. Kunstsammlungen Augsburg

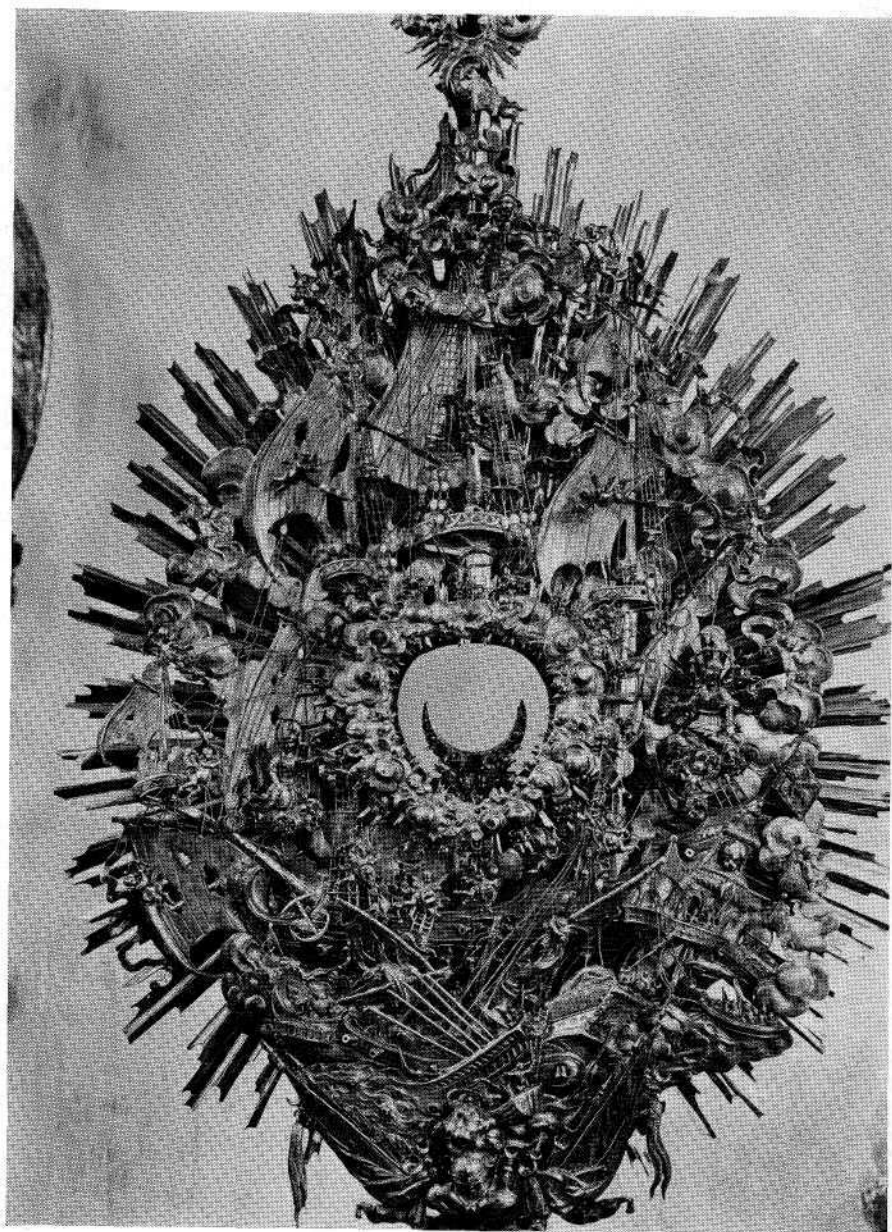


Abb. 6 Johann Zeckel, Strahlenmonstranz in S. Maria Victoria, Ingolstadt; Silber vergoldet, mit Edelsteinen und Schmelzwerk reich verziert, mit Darstellung der Seeschlacht bei Lepanto, Gesamthöhe 120 cm

Foto: Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege, München

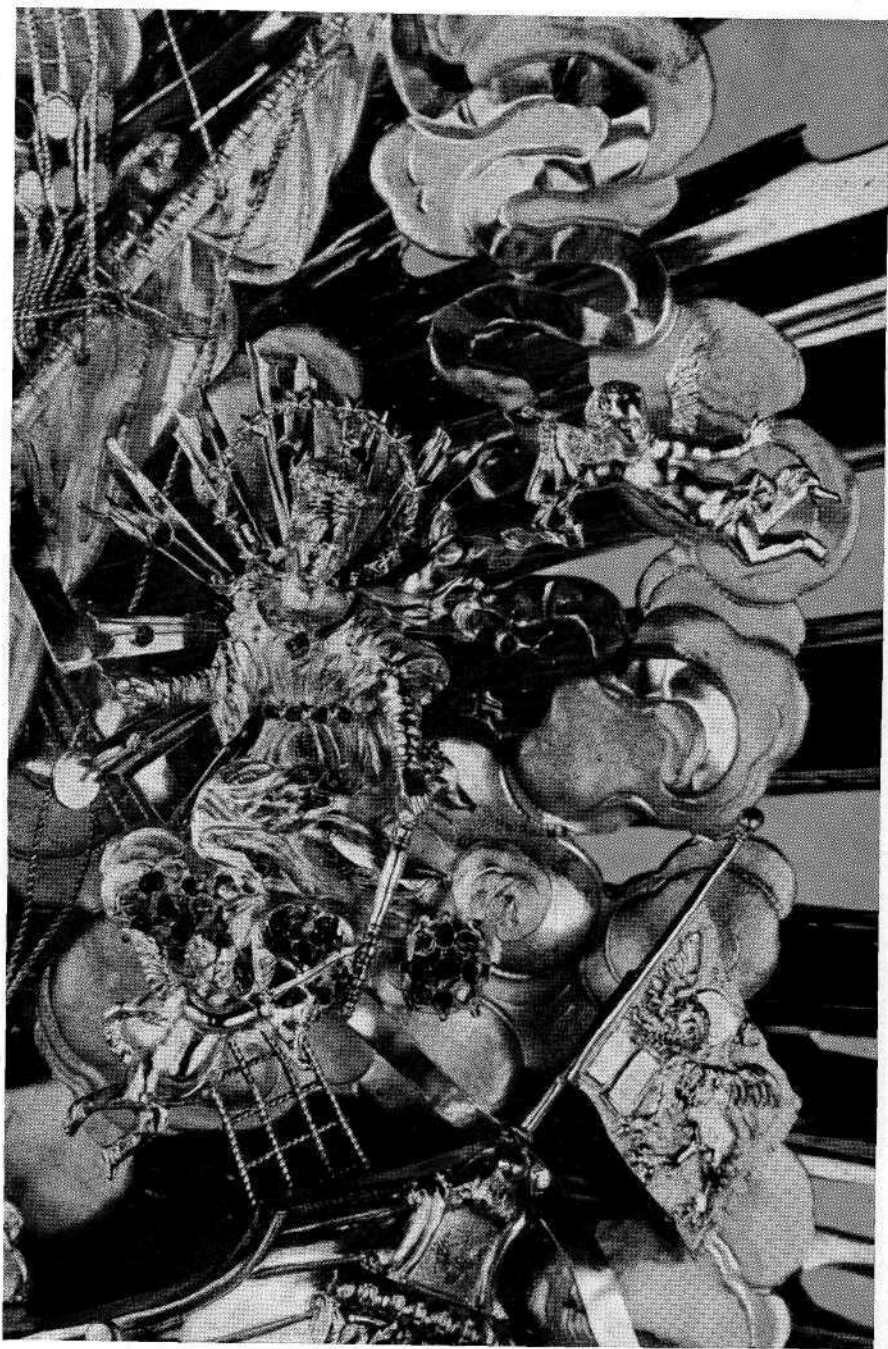


Abb. 7 Johann Zeckel, Strahlenmonstranz in S. Maria Victoria, Ingolstadt, Ausschnitt
Foto: Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege, München

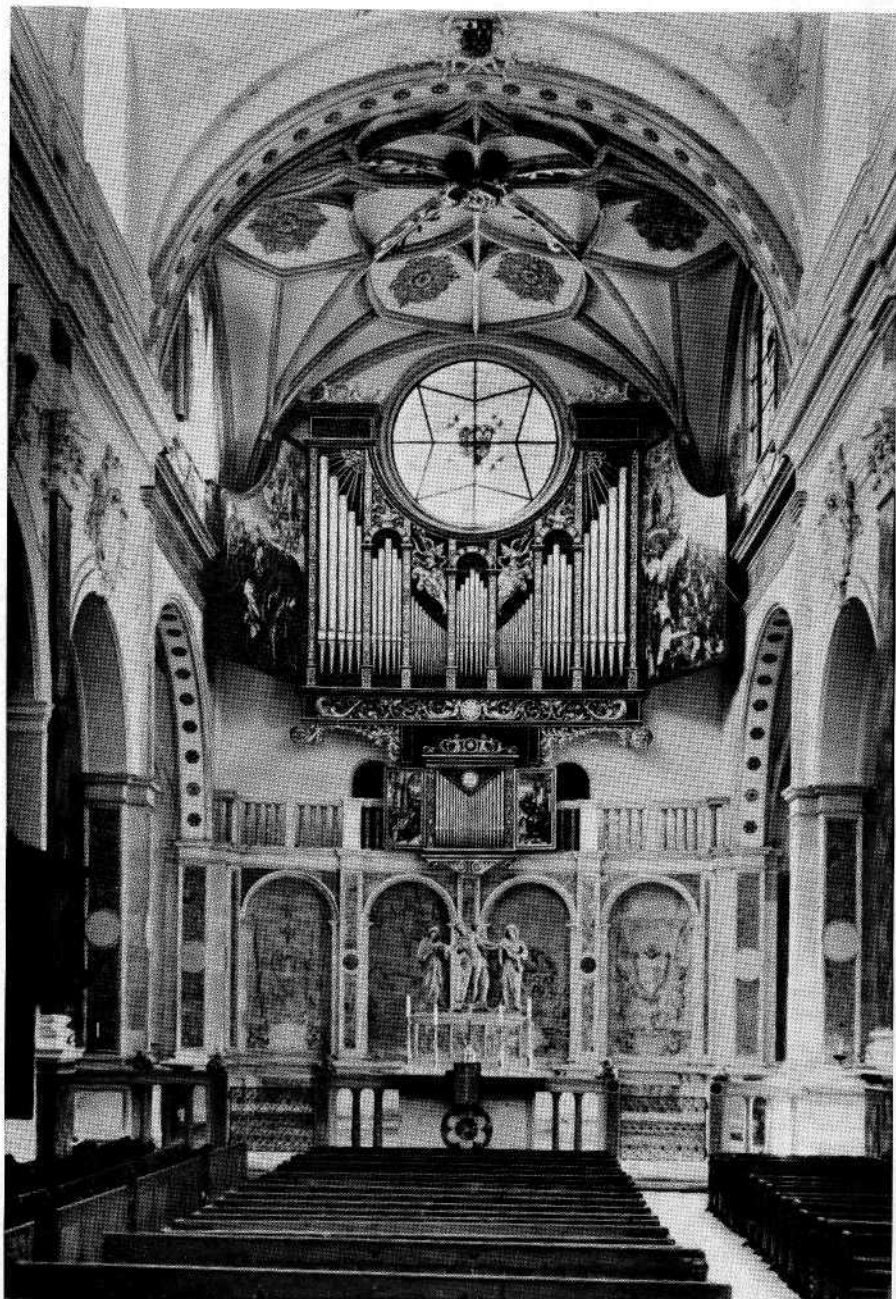


Abb. 8 Orgel in der Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg von Johann Behaim
aus Doubraw

Foto: Sepp Rostra, Augsburg

Mustapha zu entkommen; sein Oberbefehlshaber Ali Pascha steht verzweifelt im Heck seines zusammengeschossenen Schiffes. Viele Feinde versinken in den Fluten. Die Schiffe sind mit Kanonen bestückt und bemannt. Über der Rahe oberhalb Mariens hat sich der Meister selbst als Matrose dargestellt, der dem Beschauer einen Gruß zuwinkt.

Die Figuren sind durchwegs Portraitleibnsten und auch die zahlreichen, über die ganze Monstranz verteilten Engel sind individualisiert und tragen verschiedene Gesichtszüge. Jede einzelne Figur, jedes Wappen, jedes Segel, jedes Seil des Takelwerks und jedes Schiff ist ein Kunstwerk für sich. Die zahllosen Edelsteine dienen nicht nur zur Umrahmung des Allerheiligsten und zur Hervorhebung Mariens und Michaels, die werden auch zu selbständigen kunstvollen Ornamenten vereinigt. Die Türkenmonstranz ist nicht nur von unschätzbarem materiellen Wert, sie ist gleichzeitig eines der bedeutendsten Werke sakraler Goldschmiedekunst.

Johann Zeckel hatte zwei Söhne, die bei ihrem Vater das Goldschmiedehandwerk erlernten. Johann Michael Zeckel bat 1722 um die Zulassung zum Meisterstück, da er bereits 14 Jahre beim Handwerk sei. Im selben Jahre heiratete er die Goldschmiedstocher Maria Katharina Siegl. Seit 1765 war er „bei der Kunst-Profession Stuben Diener“ und gab auf das Jahr 1766 und 1769 je einen Neujahrzettcl heraus: „Namen der Herren von Goldschmiden, Wie sie An. 1769 den 6. Januarii auf dem Rath-Haus zu den Artickeln ihrer Kunst-Profession nach der Ordnung sind abgelesen worden: An der Zahl 185. — Verlegt, und zu haben bey mir Joh. Michael Zeckel, Goldschmid, bey der Kunst-Profession Stuben Diener.“

Sein Bruder Johann Karl Leonhard Zeckel verfertigte im Jahre 1754 sein Meisterstück als Silberarbeiter und heiratete 1758. 1769/70 war er Vorgeher der Goldschmiedezunft. Unter anderem führte er nach Zeichnungen von Placidus Verhelst die Silberreliefs für den Ulrichssarg in St. Ulrich und Afra aus.

Sein Sohn, also der Enkel des aus Mähren eingewanderten Zeckel, Johann Karl Zeckel, war ebenfalls Goldschmied und heiratete am 17. März 1788 Maria Rosalia Preißnerin, Tochter des vormaligen Kammerdieners bei dem Grafen von Reichenstein, Philipp Preißner.

Von den übrigen, aus den Sudetenländern nach Augsburg zugewanderten Goldschmieden konnten meistens nur einige biographische Daten beigebracht werden. Eine Reihe von ihnen stammte aus Prag, so Jakob (Zacharias?) Hollha gen, der in Augsburg bei Balduin Drentwett in 6 Jahren das Goldschmiedehandwerk erlernte. Am 21. Januar 1627 heiratete er die Augsburger Goldschmiedstochter Magdalena Sailer. Bei der Hochzeit erscheinen Ph. J. Drentwett und seine Landsleute Anton und Amos Neuwaldt als Zeugen. Im Jahre 1631 erhielt er durch Vermittlung von Hans Georg Baierle mit Ph. J. Drentwett zusammen vom König von Polen einen Auftrag auf etliches Silbergeschirr für einen Meierhof, darunter zwei große Kessel und ein Schaffel, wozu ein Kesselschmied zur Mitarbeit herangezogen werden mußte. Im Jahre 1637 übernahm seine Witwe die Pflcgschaft für ihren Sohn Hans Jakob und heiratete noch im selben Jahr den Goldschmied Nikolaus

Fischer. Hans Jakob lernte bei seinem Stiefvater und begab sich dann auf Wanderschaft. Im Jahre 1654 ersuchte er um Zulassung zum Meisterstück und verheiratete sich. Seine Frau starb aber schon nach einem Jahr. Nach ihrem Tode kehrte er zu seinem Stiefvater zurück und arbeitete in seiner Werkstatt als Geselle.

Franz Karl Leal aus Prag lernte 5 Jahre in München und arbeitete dann 6 Jahre in Augsburg bei dem aus Dresden stammenden Meister Samuel Traugott Krause. Im Jahre 1769 ersuchte er um Zulassung zum Meisterstück, da er eine verwaiste Augsburger Bürgerstochter heiraten wolle. Sein Ansuchen wurde bewilligt und am 1. August 1769 fand seine Hochzeit mit der Jungfrau Catharina Romedi statt. — Der Silberarbeiter Johann Georg Andreas Kugler aus Prag arbeitete 1733 als Geselle in Augsburg. Im selben Jahre bat er um die Genehmigung, die Tochter des aus Tirol stammenden Silberarbeiters Georg Atzwanger zu heiraten und Laden und Werkstatt seines Schwiegervaters zu übernehmen. Sein Ansuchen wurde gewährt und am 24. Juli 1734 fand seine Hochzeit mit Maria Elisabeth Atzwanger statt. 1768 war er als Geschworener und 1774 als Zeichenmeister der Zunft tätig. — Der Prager Goldarbeiter Johann Brücker (Prickner) heiratete am 6. Juni 1773 Walburga Viehauserin, Tochter des Augsburger Goldschmieds Franz Josef Viehauser und Witwe des verstorbenen Goldarbeiters Peter Broß. Er war 1797 und 1798 als Vorgeher der Goldschmiedezunft tätig.

Anton Neuwaldt, ein Goldschmied „bei S. Johannis im Thürgarten unter dem Petrzin anders Perckseith genannt über der kleinen Stadt Prag gelegen“, war der Sohn des Prager Hof- und Kammergoldschmieds Adam Neuwaldt. Er wurde 1586 geboren und trat 1600 in die Goldschmiedelehre, wahrscheinlich bei seinem Vater in Prag. 1619 und 1621 bewarb er sich in Augsburg um die Zulassung zum Meisterstück und heiratete am 18. Mai 1622 die Augsburger Jungfrau Barbara Dorothea Pistorius. Seine Bürgen waren die bedeutenden Augsburger Goldschmiede Philipp Drentwett und Tobias Bürckh. Werke von ihm sind nicht bekannt. Er scheint auch Augsburg bald verlassen zu haben. — Bedeutender war sein Vetter Amos Neuwaldt, der zu den 36 Augsburger Goldschmieden gezählt wird, welche Meisterwerke geschaffen haben. Er wurde 1575 in Jauer in Schlesien geboren und kam 1592 nach Augsburg. Sechs Jahre später ersuchte er um Zulassung zum Meisterstück. Als er abgewiesen wurde, da die neue Goldschmiedeordnung 8 Jahre in Augsburg vorschrieb, erkannte er diese Entscheidung nicht an, da er sich vor 6 Jahren habe einschreiben lassen, als die alte Goldschmiedeordnung noch 6 Jahre als Vorbedingung für die Zulassung zum Meisterstück vorgeschrieben habe, und ihm damals die Zulassung zum Meisterstück versprochen worden sei; er nehme für sich kein anderes Recht in Anspruch, als welches man den Lehrlingen zugebilligt habe, die ebenfalls, soweit sie nach der alten Goldschmiedeordnung auf 4 Jahre eingeschrieben waren, nur 4 Jahre zu lernen hätten, obwohl die neue Goldschmiedeordnung eine Lehrzeit von 6 Jahren vorschreibe. Doch mußte er trotz seines Einspruches noch 2 Jahre auf die Zulassung zum Meisterstück warten. Er heiratete in die be-

rühmteste Augsburger Goldschmiedfamilie Drentwett ein und wurde der Schwiegersohn Balduin und der Schwager Philipp Jakob Drentwets. Bald spielte er auch in der Zunft eine Rolle und bekleidete in den Jahren 1627—1630 das Amt des Geschaumeisters. In seiner Werkstatt arbeiteten bedeutende Goldschmiede, wie der Lübecker Joachim Brandeis, der in Schweden gelernt und außer in Augsburg auch in Stockholm, Lübeck, Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Jena und Nürnberg gearbeitet hatte, und der aus Waldsbach bei Regensburg stammende Thomas Danner, der in Nürnberg gelernt hatte und von dem unter der Marke TD im Queroval mehrere Werke bekannt sind. Neuwaldt erhielt auch mehrere große Aufträge auf Silberkessel aus dem Ausland, die er z. T. mit seinem Schwager Ph. J. Drentwett ausführte. Der beträchtliche Umsatz seiner Werkstätte ist daraus zu ersehen, daß er im Jahre 1625 46 fl Steuer zahlte. Noch nicht 60jährig starb er 1634. Am 27. Mai 1687 heiratete in Augsburg der Silberarbeiter aus Böhm.-Krumau Jodocus (Eustachius?) Elias Lacher die Augsburgerin Maria Krönnin. Er starb bereits 1696. Seine Witwe bat am 15. und 27. September 1712, ihren Sohn Georg Franz mit Rücksicht auf ihre schlechte finanzielle Lage vor der Zeit zum Meisterstück als Filigranarbeiter zuzulassen, da es sonst keine Filigranarbeiter in Augsburg gebe und dadurch auch den Goldschmieden kein Nachteil erwachsen werde. Die Zunft lehnte das Ansuchen ab und ließ den jungen Lacher erst zwei Jahre später zum Meisterstück zu. Am 13. Oktober 1716 bat die Witwe Lachers um die Genehmigung, ihren Laden und ihre Meistergerechtigkeit Johann Carl Beneckowitsch (Bennewitz) aus Breitenbrunn in Niederösterreich, der ihre Tochter heiraten wolle, zu übergeben. Die Goldschmiedezunft lehnte ihr Ansuchen wiederum zweimal ab, stimmte aber am 20. März 1717 unter dem Vorbehalt zu, daß Beneckowitsch 6 Jahre keine Lehrlinge einstellen dürfe.

Nikolaus La is (Leyß) aus Elbogen erlernte das Handwerk beim Augsburger Meister Bonifaz Jäger und heiratete am 25. August 1591 Susanne Schönaauer, die Tochter des vermögenslosen Goldschmieds Abraham Schönaauer. Er hatte sich schon vor der Eheschließung vergebens um die Zulassung zum Meisterstück beworben. Doch wurde er erst 5 Jahre später zugelassen, obwohl er unterdessen geheiratet hatte, da zur Zeit seiner Verheiratung die Bestimmung, nach der nur ledige Goldschmiedegesellen Meister werden konnten, noch nicht bestanden hatte. Im Jahre 1615 zog er von Augsburg fort. — Kaspar Wohack aus Böhmen (ohne Ortsbezeichnung) erhielt 1795 den Meisterbrief als Gold- und Silberarbeiter und heiratete am 7. Februar desselben Jahres die Jungfrau Maria Josefa Berchtoldin vor seinen Landsleuten, den Goldschmieden Karl Zeckel und Johann Brucker, als Zeugen. — Josef Schröbeck (Tschebik) aus Petrowitz in Böhmen arbeitete 1755 als Geselle bei dem Goldschmied Christian Mederle und wurde im selben Jahre zum Meisterstück zugelassen. Am 19. April 1756 heiratete er die Stieftochter seines Meisters Christian Mederle, Maria Anna Elisabeth Betle. Die Goldschmiede Wenzel Holport aus Prag, der am 9. Mai 1593 in Augsburg Regina Ströblin heiratete, und Johann Bapt. Mayr aus Preßburg, der

1763 als Geselle in der Werkstatt des Goldschmiedemeisters Jäger bezeugt ist, hielten sich nur vorübergehend in Augsburg auf. Auch Anton Ferdinand Debler, der Zainer bei den Goldschmieden von Mähr.-Neustadt war und am 23. September 1782 in Augsburg die Jungfrau Sabina Catharina Endreßin heiratete, ist sonst in Augsburg nicht weiter zu belegen.

Von den Bildhauern und Glasern stammte nur je ein Vertreter aus den Sudetenländern. Wenzel Koschuschek aus Poschkowitz in Mähren heiratete am 1. Februar 1784 die Augsburger Bürgerstochter Maria Anna Riedlinger und erbt im selben Jahre von ihrem Vater die Meistergerechtigkeit gegen eine Gebühr von 1 fl 40 kr. Er brachte es wohl kaum zu künstlerischer Bedeutung, auch Werke von ihm sind nicht bekannt. Doch unterschrieb er in den Jahren 1789, 1794, 1797, 1798, 1802 und 1809 als Vorgeher der Bildhauerschaft Meisterbriefe. Am 21. März 1802 ließ er seinen Sohn Franz als Lehrling einschreiben. Auch später hat er wiederholt Lehrlinge aufgenommen.

Zu Neuern im Böhmerwald wurde am 6. September 1766 der Glasermeister Josef Korzinek geboren. Am 23. April 1797 heiratete er in Augsburg Theresia Schwarz, die Witwe des verstorbenen Glasermeisters Johann Michael Wetzel, und empfing am 11. April 1801 die von seiner Frau ererbte Meistergerechtigkeit gegen eine Gebühr von 1 fl 40 kr. Über seine handwerkliche Tätigkeit ist nichts bekannt, doch war er ein gesuchter Meister, der ständig Lehrlinge einstellte, darunter am 20. September 1807 seinen Stiefsohn Johann Anton Wetzel und am 25. September 1814 seinen eigenen Sohn Alois, der am 8. Juni 1817 freigesprochen wurde. Als er am 8. Juli 1828 starb, ließen ihm seine Kinder Alois und Katharina einen Grabstein setzen. Seine Tochter Katharina, die am 9. August 1815 geboren wurde, starb als verehelichte Soratroy bereits am 16. August 1831 bei der Geburt eines Kindes.

Über die beiden Prager Musiker, die sich in Augsburg niederließen, konnte nicht viel in Erfahrung gebracht werden. Zacharias Hürsch, Organist, heiratete am 12. April 1587 die Augsburger Goldschmiedstochter Rosina Weinoldin. — Franz Dominick, der sich Musicus und Komponist nannte, schloß am 5. Juni 1791 die Ehe mit Josefa Reythmayerin. Als Zeugen wurden ihr Vater Josef Reythmayr und der Meistersinger Gottfried Sartor genannt. 1795 wurde er auf Vorschlag seines Schwagers Alois Reythmayr zum Hochzeitsmusikus bestellt. Nach dem Tode seiner Frau schied er auf Antrag seines Schwiegervaters und mit seinem eigenen Einverständnis als Hochzeitsmusikus aus und heiratete am 12. Juni 1796 die Augsburger Bürgerstochter Thekla Rehe. Im Jahre 1805 wurde er wiederum auf Vorschlag von Alois Reythmayr abermals ohne Bedenken als Hochzeitsmusikus aufgenommen, da „derselbe nichts werde ermangeln lassen, was bei seinen Dienstverrichtungen zur Zufriedenheit des Publikums reichen möge“.

Unter den Orgelbauern aus den Sudetenländern war der berühmteste Johann Behaim aus Doubraw. Er stand im Dienste Kaiser Maximilians und schuf im Jahre 1512 im Auftrag von Jakob Fugger dem Reichen die Orgel

in der Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg (Abb. 8). Über einer schmalen, hochrechteckigen Vororgel errichtete er auf einem nach beiden Seiten ausladenden Gesims das Hauptwerk, dessen Pfeifen in klarer und ausgewogener Gliederung in 7 senkrechten Abteilungen so angeordnet sind, daß die äußeren Abteilungen das Rundfenster in der Rückwand der Kirche flankieren. Das Gehäuse ist mit vergoldeten Zierschnitzereien auf dunkelblauem Grunde versehen. Am Rande des unteren Orgelgehäuses nennt sich der Meister selbst: RÖ Kay MAST ORGELMACHER IHAN VON DOBRAW. In das O von Dobraw ist ein kleines „v“ eingesetzt, der Herkunftsort heißt also Doubrav. IHAN ist offenbar die Abkürzung für Johann. In dem Vertrag, den Paul von Liechtenstein im Jahre 1513 mit ihm zur Erbauung einer Orgel in der Pfarrkirche St. Jakob in Innsbruck abschloß, erscheint der Name in der Form Jan Behaim von Dubrau. N. Lieb (Die Fugger und die Kunst. München 1952, S. 184) identifiziert den Herkunftsort Behaims mit Dobrau bei Prachatitz in Südböhmen. Doch gibt es in Böhmen mehrere Doubrav, so eines bei Bischofteinitz in Westböhmen und ein anderes bei Kuttenberg. Im Jahre 1531 begutachtete Johann von „Dubrau“ das neue Orgelwerk der heute nicht mehr erhaltenen Kirche von St. Jakob in Kuttenberg. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß er aus Doubrav bei Kuttenberg stammte. Er selbst nennt seinen Herkunftsort Doubrav; die Form Dubrau, welche Schreiber gebrauchen, erklärt sich daher, daß die Deutschen auch heute oft den ungewohnten tschechischen Diphthong ou mit u wiedergeben. Die Form „Dobrau“ ist überhaupt nicht überliefert. Wie sehr es sich Jakob Fugger schätzte, daß er für die Erbauung der Orgel bei St. Anna den berühmtesten Orgelbauer seiner Zeit gewinnen konnte, geht daraus hervor, daß er außer dem Fuggerwappen kein anderes als das des Erbauers der Orgel in der Kapelle zuließ: „Das Ir nit zu nachent gebawt noch Yemands anndern kain ander alß vnser wappen darein oder darumb zumachen gestatet. . . Das aber der Orgelmacher sein Wappen an die Orgel gemacht hab, ist Ime allein auf sein bit zu ancaizung, das er die orgel gemacht hab, diser zeyt vergönt vnd zugelassen worden“ (zitiert nach Lieb 137). Das Wappen ist ein Schild, dessen untere Hälfte weiß gefärbt und die obere Hälfte weiß-rot gerautet ist.

Noch zwei andere Orgelbauer aus den Sudetenländern sind in Augsburg nachzuweisen. Johann Bayr aus Mähr.-Schönberg heiratete am 24. April 1633 Anna Maria Herbstin, die Witwe des verstorbenen Augsburger Hans Jakob Denzler. Nach 3 Monaten sollte er seine „Briefe“ vorlegen. Doch scheint er ein Wanderleben geführt zu haben. Am 22. August 1655 zeigte Heinrich Volckmair, der als Kistler für ihn gebürgt hatte, an, daß Bayr sich in Landshut häuslich niedergelassen, von dort nach Ungarn gezogen und hierauf in Wolfenbüttel ansässig gewesen sei; er habe ihm mehrmals geschrieben, doch weder er noch sein Schwager Niklas Schubert, der ebenfalls für ihn gebürgt habe, habe von ihm eine Antwort erhalten. — Johann Jakob David Weidner aus St. Joachimsthal ließ sich dauernd in Augsburg nieder, wenn auch über seine Tätigkeit weiter nichts bekannt ist. Er hei-

ratete am 26. Dezember 1679 Maria Gschwindtner aus Schechen in Bayern. Er und seine Frau erhielten am 9. Oktober 1680 das Augsburger Bürgerrecht und am 7. Dezember desselben Jahres wurde ihm die Kistlergerechtigkeit verliehen. Als ihr gemeinsames Vermögen wurden 500 fl angegeben. Am 27. Mai 1697 ließ er seinen Sohn Hans Benedikt bei dem Kistler Jerg Schmierer als Lehrling einschreiben. Am 12. April 1700 wurde er freigesprochen. Dieser muß auch Meister geworden sein; denn in den Jahren 1726, 1729 und 1732 nahm er Lehrlinge auf. Der Freispruch des letzten Lehrlings fehlt; möglicherweise war der Meister bald nach 1732 gestorben.

Auch einige Vertreter der Buchdruckerkunst und anderer mit der Bucherzeugung befaßter Gewerbe aus den Sudetenländern konnten in Augsburg nachgewiesen werden. Am 19. November 1730 heiratete der Buchdruckergeselle Johann Wenzeslaus Küntel aus Prag die Tochter des Augsburger Buchdruckers Josef Leonhard Sturm, Susanne, und legte 6 Wochen später seinen Geburtsbrief vor. — Am 19. Juli 1769 wurde Anton Schlan-sky (Schlanß, Schanski) bei Herrn Fetscher unter den Gesellen genannt, über deren Verhalten sich der Buchdruckergeselle Georg Karl Büttner beschwerte. Am 14. Februar 1773 heiratete er die Jungfrau Juliana Gruberin vor den Buchdruckern Johann Bernhard Stadlberger und Johann Huggele als Zeugen. Er muß wohl Meister geworden sein, denn 1776 war bei ihm Fidelis Bögle beschäftigt. — Am 5. Mai 1788 erhielten der Prager Buchdruckergeselle Ignaz Karl Noseck und seine Eheverlobte Maria Barbara Gruberin die Extragerechtigkeit und wurden zum Hochzeitsamt zugelassen. — Aus Olmütz stammte der Buchdruckergeselle Viktor Dolezel, der am 24. Juni 1730 vom Hochzeitsamt die Genehmigung erhielt, die Witwe des Leisten-schneiders Johann Michael Holzhamer, Elisabeth Stegmillerin, zu heiraten. — Am 23. Juni 1783 vermählte sich der Schriftengießer Ferd. Franz Christoph Plesseg aus Schüttenhofen mit der Augsburger Bürgerstochter Barbara Baumann. — Aus Prag stammte der Buchbinder Franz Tschenek, der am 3. November 1782 die Jungfrau Maria Franziska Hauterin heiratete; als Beistände werden der Buchbinder Josef Heinrich Hauter und der Zeitungsverleger Josef Anton Moy genannt. — Der Pergamentergeselle Georg Laymann aus Muckewa bei Bischofteinitz in Westböhmen schloß am 11. Januar 1671 die Ehe mit der Witwe des verstorbenen Augsburger Pergamenters Hans Länglin, Sabina Danckenmairin.

Nicht nur in Augsburg, sondern auch in anderen Städten Deutschlands wirkten Künstler und Kunsthandwerker aus den Sudetenländern. Schon bei flüchtiger Durchsicht einschlägiger Literatur lassen sich zahlreiche Beispiele dafür anführen. Im Jahre 1304 wurde der Steinmetz Henricus de Boemia mit dem Aufbau der Liebfrauenkirche in Mainz betraut. Johann Sensenschmid aus Eger begründete die erste Druckerei in Nürnberg. Im 14. Jahrhundert war ein Laurentius de Montibus Kutensis (Kuttenberg) Goldschmied in Breslau. In München wirkten als Goldschmiedemeister seit 1668 der Troppauer Jakob Hötzer, seit 1765 der Prager Maximilian Jändl und der ebenfalls aus Prag stammende Ignaz Franzowitsch (gest. in

München 1808). Der bedeutende Nürnberger Goldschmied Wenzel Jamnitzer stammte wahrscheinlich aus dem südmährischen Städtchen Jamnitz, wo der Name schon seit 1300 nachweisbar ist. In Iglau lernte der von 1569—1603 in Nürnberg als Goldschmied tätige Schwiegersohn Wenzel Jamnitzers, Valentin Maler.

Es wäre gewiß eine reizvolle Aufgabe, diesen kulturellen Wechselbeziehungen in diesen und anderen Städten nachzugehen. Es würde sich dabei wohl erweisen, daß dem Kulturstrom von West nach Ost ein ebensolcher von Ost nach West entsprach und daß man seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr von einem Kulturgefälle von West nach Ost sprechen kann, wurden doch die Universitäten Prag, Wien und Krakau vor Heidelberg gegründet.

Wenigstens anhangsweise soll noch darauf hingewiesen werden, daß Augsburger Gesellen auf ihrer Wanderschaft auch in die Sudetenländer kamen und in Prag, Olmütz und an anderen Orten gearbeitet haben. Einige von ihnen ließen sich dort auch dauernd nieder. So gab der Augsburger Goldschmied Kolman Sorg im Jahre 1569 sein Augsburger Bürgerrecht auf und siedelte sich in Brünn an. Der Goldschmied Jakob Grünwald begab sich nach Beendigung seiner Lehrzeit in Augsburg und Frankfurt nach Mähren, wo er am 16. Februar 1740 in Mähr.-Neustadt und fast auf den Tag zwei Jahre später in Olmütz das Bürgerrecht erwarb. Am 6. Mai 1746 wurde er Meister. Er war zweimal verheiratet und kaufte in Olmütz mehrere Häuser, die er mit Gewinn weiterverkaufte. Der Augsburger Goldschmied Georg Christoph Barock wurde am 3. September 1764 Landmeister in Kremsier. In Iglau ließ sich der Augsburger Goldschmied Georg Sedelmayer nieder und wurde dort am 15. September 1716 eingebürgert. Der Bildhauer Ferdinand Geiger (1665—1715) lernte in Augsburg seit 1680 bei Johann Jakob Still und begab sich in den 90er Jahren nach Prag, wo er die Tochter des Prager Hoftischlers Markus Nonnenbruch heiratete, der von Konstanz am Bodensee stammte und auch durch theoretische Schriften bekannt wurde. Geiger arbeitete an der Dreifaltigkeitssäule auf dem Kleinseitner Ring mit. Sein Sohn Johann Jakob (1700—1758) führte die Werkstatt des Vaters weiter. Der Kupferstecher Johann Josef Schaur erwarb am 9. Februar 1730 das Bürgerrecht in Olmütz. Der Augsburger Kupferstecher Anton Birkhardt (1677—1756) machte sich in Prag ansässig und schuf Kupferstiche von Werken der bildenden Kunst.

Auch Angehörige anderer Berufe aus Augsburg ließen sich in den Sudetenländern nieder. In Olmütz wurden eingebürgert: der Kürschner Raimund Fugger, Sohn des Goldschmieds Marx Fugger vom Reh, der die Tochter des Olmützer Kürschnermeisters Sebastian Weißhepel heiratete, wozu er am 31. Januar 1581 durch Vermittlung Marx Fuggers von der Lilie aus der Stiftung des Veit Hörl 15 fl als Heiratsbeisteuer erhielt; ferner der Posamentierer Anton Jakob Isserle am 3. Juli 1741, der Augsburger Kaufmann Mathes Brentano am 13. Januar 1744, der Kupferschmied Mathes Renner am 12. Dezember 1746 und der Schmied Johann Lauer am 23. März 1778. In Kaaden erwarb der Schuhmacher Hans Barth am 3. Dezem-

ber 1607 das Bürgerrecht. Am 19. Januar 1778 heiratete Johann Müller aus Oberhausen bei Augsburg in Tetschen eine Anna Elisabeth Töpfer, am 3. Februar 1595 Georg Jäger in Schönhof bei Elbogen eine Anna Fischer. Diese Liste ließe sich gewiß um ein Vielfaches vermehren, wenn das urkundliche Material der Sudetenländer zur Verfügung stünde.

QUELLEN UND LITERATUR

- Die Hochzeitsamtsprotokolle im Augsburger Stadtarchiv.
Die Handwerkerakten im Augsburger Stadtarchiv.
Die Neubürgerlisten von J. Röder u. a. in der Zs. f. sudetendeutsche Familienforschung, Jg. 1928/29—1938/39.
Frankenburger, Max: Die Alt-Münchener Goldschmiede und ihre Kunst. München 1912.
Gündel, Christian: Die Goldschmiedekunst in Breslau. Berlin o. J.
Harksen, J.: Augsburger Goldschmiede, nach den Goldschmiedeakten zusammengestellt. Manuskript im Augsburger Stadtarchiv.
Neuwirth, Josef: Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes in den Sudetenländern. Augsburg 1926.
Lieb, Norbert: Die Fugger und die Kunst. München 1952.
Rathke-Köhl, S.: Geschichte des Augsburger Goldschmiedegewerbes vom Ende des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts. Augsburg 1964.
Röder, J.: Die Olmützer Künstler und Kunsthandwerker des Barock. Olmütz 1934.
Rüber, E.: Der Augsburger Maler G. B. Göz. Diss. Würzburg 1923.
Stetten, Paul von: Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1779.
Swoboda, K. M.: Barock in Böhmen. München 1964.
Welisch, E.: Augsburger Maler im 18. Jahrhundert. Augsburg 1901.
Werner, A.: Augsburger Goldschmiede. Augsburg 1913.
Thieme-Becker-Vollmer: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Leipzig 1907—1950.

DIE UHRMACHER IN BÖHMEN UND MÄHREN

1630—1850

Von Karl Fischer

Vorliegende Arbeit darf man nicht als Fortsetzung meiner früheren Arbeit betrachten¹, in der ich einige Lebensumstände der Prager Uhrmacher zusammenzuholen versucht habe. Der Zweck dieser Arbeit ist es, das Uhrmacherverzeichnis von Bailly zu ergänzen, da dieses, was die böhmischen Länder betrifft, sehr unvollständig ist².

Das Studium der Stadtbücher aus der Zeit von 1630—1850 würde zu viel Mühe kosten. Man könnte daraus auch kein vollständiges Uhrmacherverzeichnis erstellen, weil die Stadtbücher nur unvollständig erhalten sind. Darum habe ich meine Aufmerksamkeit den Geburts-, Trauungs- und Sterbematriken der Prager katholischen Pfarrämter zugewandt. Das relativ unbedeutende protestantische Element in Prag zu jener Zeit blieb dagegen unberücksichtigt. Auch mußte ich selbstverständlich alle Reste der Zunftbücher und die Prager Bürgerschaftsbücher in Betracht ziehen³. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind fast alle historischen Zunfturkunden verloren gegangen; sie waren Eigentum der Uhrmacherzunft und wurden bei deren Auflösung im Jahre 1950 zu Altpapier geworfen, da die entstehenden sozialistischen Genossenschaften kein Andenken an die frühere kapitalistische Lebensart haben wollten.

Es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, bis sich Böhmen von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges wieder erholt hatte. Prag ist zu einer zweitklassigen Provinzstadt abgesunken, während Wien einen kulturellen Aufschwung erlebte. Darum sind in Prag in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch keinerlei Nachrichten über Uhrmacher zu finden. Nach Gindely und anderen⁴ waren in Prag damals höchstens zwei Uhrmacher tätig; in den böhmischen Museen sind sehr selten Uhren aus dieser Zeit zu finden. So möchte ich als Beispiel eine anonyme viereckige Wanduhr aus der frühbarocken

¹ Fischer, Karl: Die Uhrmacher in Böhmen und Mähren zur Zeit der Gotik und Renaissance. BohJb 7 (1966) 27—58.

² Bailly, G.H.: The Watchmakers and Clockmakers of the World. London 1964.

³ Prager Stadtarchiv Bd. 5824: Freysprechungsbuch der Prager Uhrmacher 1787—1892. — Ebenda Bd. 5825 u. 5826: Quartal- und Rechenbuch der Prager Uhrmacher. Bd. 1: 1814—1829; Bd. 2: 1829—1865.

⁴ Gindely, Anton: Das Zunftwesen in Böhmen vom 16.—18. Jahrhundert. Sitzungsberichte d. kgl. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften, Prag 1884, Nr. 7, S. 55—83. — Emler, E.: Příspěvky ke zřízení cechovním [Beiträge zum Zunftwesen]. Památky archeologické 14 (1887—92) 69 f. — N.N.: Cechy v Čechách [Zünfte in Böhmen]. CCH 33 (1927) 1—20, 307—346.

Zeit im Städtischen Museum nennen, die nach der Gravierung sicher eine Prager Arbeit ist. Im Schloßmuseum in Pardubitz findet man ein schönes Exemplar, welches bestätigt, daß die Uhrmacherkunst in Prag trotz der Kriegswirren auf hohem Stande war. Es handelt sich um einen sechseckigen Tischstandwecker deutscher Art von Karl Minhofer (um 1640). Leider ist es mir nicht gelungen, diesen Uhrmacher archivalisch zu bestätigen. An der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert kamen die Telleruhren mit geschlagenem Silber- oder Messingzifferblatt in Mode; diese finden sich schon häufiger, auch in Privatsammlungen. Meistenteils handelt es sich um anonyme Erzeugnisse. Im 18. Jahrhundert wurden deutsche Tischstanduhren und Bodenstanduhren mit 1 sec- oder $\frac{3}{4}$ sec-Pendel schon häufig erzeugt. Ende des Jahrhunderts wendete sich die Mode den Stutzuhren, Zappeluhren, Stockuhren zu und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in Prag vor allem Portaluhren erzeugt. Künstlerisch waren diese mehr von der wienerischen als von der reichsdeutschen Mode beeinflusst. Vom technischen Standpunkt aus waren die Erzeugnisse Prager Uhrmacher stereotypisch, was mit den Zunftartikeln zusammenhing. Es handelte sich meistens um ein achttätiges Werk, das ganze, halbe und Viertelstunden schlug und mit Spindelgang versehen war. Selten finden wir eine Haken-, Graham- oder rückführende Stiftenhemmung.

Durch das Aufblühen der Gewerbe im 18. Jahrhundert wurden neue Privilegien und eine neue Zunftorganisation erforderlich⁵. Nach Gindely handelte es sich damals in Prag um acht Meister, deren Gesellen sich um das Meisterrecht bewarben. Bis zu dieser Zeit waren die Uhrmacher und Büchsenmacher in einer gemeinsamen Zunft. Im Jahre 1708 wurden neue Artikel bestätigt: Danach wurde kein Leibeigener zum Handwerk zugelassen, die Meister sollten nicht mehr als drei Gesellen und einen Lehrling halten und es wurden Meisterstücke angeordnet. Aber dieser Teil der Artikel wurde öfter reformiert und vereinfacht, so daß wir heute einen stufenweisen Verfall der Uhrmacherkunst feststellen können. Noch im 18. Jahrhundert wurden die Uhrmacher in Groß- und Kleinuhrmacher eingeteilt. In der Beschreibung der königlichen Hauptstadt Prag von Graf Ferd. von Schönfeld aus dem Jahre 1774 finden wir Adressen von sieben Großuhrmachern und acht Kleinuhrmachern. Obwohl in den Zunftartikeln bestimmt wurde, daß alle Uhrmacher Böhmens mit der Prager Zunft in Verbindung treten sollten, wurde dies nicht befolgt. Selbst in Prag findet man zu dieser Zeit mehrere Uhrmacher, die selbständig, ohne in die Zunft eingetragen zu sein, Uhren erzeugen. Als Landmeister waren bei der Prager Zunft nur sehr wenige eingeschrieben. Die Uhrmacher, die nicht in die Zunftorganisation eingetragen waren, durften keine Gesellen halten, was aber in Böhmen nicht so streng gehandhabt wurde. Dies sehen wir aus einem Vergleich der Nachrichten aus den Bezirksarchiven mit den geretteten Zunfturkunden.

⁵ Prager Stadtarchiv, Sign. I. 128: Bestätigung der Uhrmacherzunft durch Ferdinand III., 1708.

In Böhmen waren auf dem Lande nur wenige Uhrmacher tätig. Ständige Uhrmacher waren in Pilsen, wo viele Reichsdeutsche, die nach Prag reisten, den ersten Aufenthalt machten. In Mähren gab es Zunftorganisationen in zwei Städten. In Olmütz wurden die Zunftartikel 1761⁶ bestätigt und zu gleicher Zeit in Brünn. Im Bezirksarchiv in Olmütz finden sich gar keine Zunftbücher, sie sind vielleicht alle vernichtet. In Brünn ist das Meisterbuch der bürgerlichen Groß- und Kleinuhrmacher⁷ für uns am wichtigsten, das seit 1780 regelmäßig geführt ist, aber in das auch ältere Angaben ab 1738 eingeschrieben wurden.

Prager Uhrmacher 1630—1850:

- 1) Asam Johann Sebastian
 31. 12. 1747 Taufpate (Pfmt. St. Thomas)
 1774 wohnhaft Kleinseite Nr. 352 „Beim goldenen Strauß“
 ∞ 19. 2. 1776 als Witwer (Pfmt. St. Maria unter der Kette)
 † 30. 2. 1776 (Pfmt. St. Gallus)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18051, Uhrenwerk.
- 2) Balke Josef, Sohn von 3)
 26. 5. 1849 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 353)
 Hausbesitzer Nr. 128/I.
- 3) Balke Wenzel
 5. 4. 1819 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 322)
 Hausbesitzer Nr. 128/I
 † 13. 2. 1864 im Alter von 75 Jahren (Pfmt. der Teynkirche).
- 4) Bayer Josef
 Keine Archivalnachricht
 Arb.: Tischstanduhr im Rokokostil, Schloß Michaltice.
- 5) Bečvářovský Gotthard Anton
 21. 6. 1847 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 288)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 36402, Pendeluhr
 28458, Portaluhr.
- 6) Benesch Adalbert
 * 21. 8. 1754 Hans, Sohn (Pfmt. St. Maria an der Lache)
 * 23. 8. 1756 Katharine, Tochter (Pfmt. der Teynkirche)
 * 27. 11. 1758 Josef Hans, Sohn (Pfmt. der Teynkirche)
 * 4. 4. 1763 Hans Adalbert, Sohn (Pfmt. der Teynkirche)
 * 29. 6. 1768 Anna Rosalie, Tochter (Pfmt. St. Aegidius).

⁶ Stadtarchiv Olmütz, Urkunde 3878: Bestätigung der Uhrmacherzunft zu Olmütz 1761.

⁷ Stadtarchiv Brünn, Sign. XXIII/8: Meister-Buch der bürgerlichen Groß- und Kleinuhrmacher. Regelmäßig geführt ab 1780, älteste Nachricht 1738.

- 7) Bernhardt Anton, Kleinuhrmacher aus Landsberg/Obb.
 Hausbesitzer Nr. 237/I
 1757 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 103)
 * 7. 5. 1762 Terezie Susanne, Tochter
 * 21. 9. 1763 Katharine Tekla, Tochter
 * 21. 10. 1764 Hans Simeon, Sohn
 * 6. 3. 1780 Josef Hans, Sohn
 † 21. 5. 1809 im Alter von 89 Jahren (Insges.: Pfmt. der Teynkirche)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 15 304, 19 522, 19 650, 30 083.
- 8) Bernhardt Simeon, Sohn von 7)
 Keine weiteren archivalischen Hinweise.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 24 267, Tischstanduhr altdeutscher Art.
- 9) Biswanger Bernhard
 ∞ 3. 2. 1771 Barbara Uhl
 * 21. 2. 1772 Elisabetha, Tochter
 * 30. 4. 1775 Bernhard Ernst Philipp, Sohn
 * 20. 12. 1776 Andreas Josef, Sohn
 * 27. 3. 1779 Maria Magdalena, Tochter
 * 21. 7. 1781 Gervasius Joh. Nep., Sohn
 * 22. 5. 1783 Hans Nep., Sohn
 * 18. 6. 1785 Hans Täufer, Sohn
 * 6. 1. 1787 Katharine, Tochter
 * 29. 6. 1789 Anna Katharine, Tochter
 * 2. 9. 1791 Adam, Sohn
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 37 525, 26 699, 18 269
 Kunstgewerbemuseum Prag, Depos. des ehem. Klosters Břewnow,
 Inv. Nr. VK 544.
- 10) Biswanger Bernhard, Sohn von 9)
 ∞ 4. 2. 1799 Anna Nejedlá
 * 4. 10. 1799 Maria, Tochter
 1800 Prager Bürger (Bürgerbuch 545, 112)
 * 26. 7. 1801 Anna, Tochter
 * 16. 1. 1803 Franz, Sohn
 * 22. 12. 1803 Magdalena, Tochter (Insges.: Pfmt. der Teynkirche)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 21 511, 26 048
 Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 52 954.
- 11) Biswanger Gervasius
 ∞ 14. 1. 1805
 * 1. 11. 1805 Karl, Sohn (Pfmt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
 1806 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 16).
- 12) Biswanger Hans, Sohn von 13)
 ∞ 29. 2. 1808? Franziska Ssifern (Pfmt. St. Adalbert, Prager-Neustadt).
- 13) Biswanger Leopold
 * 24. 11. 1775 Franz, Sohn

- * 29. 11. 1777 Johann Evang., Sohn
- * 31. 10. 1779 Theresia Katharine, Tochter
- * 12. 5. 1788 Mathaeus Hans, Sohn
- * 19. 3. 1794 Josef Ignaz, Sohn, † 14. 6. 1796
- * 2. 6. 1799 Josef Ignaz, Sohn, † 7. 9. 1800 (Insges.: Pfmt. St. Adalbert, Prager-Neustadt)
- † 11. 12. 1818 im Alter von 76 Jahren (Pfmt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 24 133, 26 708, 28 913, 36 558 B.
- 14) Borový Anton, Großuhrmacher
19. 8. 1819 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 344).
- 15) Božek Josef
* 1782 Bierau in Schlesien
† 1835 Prag
Mechaniker der Prager Technik. Hersteller astronomischer Pendeluhren, die noch als sekundäre Uhren auf der Universitätssternwarte in Betrieb sind.
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 20 475, D-1878.
- 16) Brusch Wenzel
Archivalisch nicht nachweisbar.
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 13 428.
- 17) Czernkl Wenzel, Hausbesitzer 223/I
∞ 23. 10. 1806 im Alter von 62 Jahren (Pfmt. St. Aegidius).
- 18) Delavos Anton
* 15. 6. 1773 Ludmila, Tochter.
- 19) Delavos Hans
1673 verfertigte er eine Turmuhr für Kajov bei Krummau.
- 20) Delavos Hans
Hausbesitzer Nr. 42/280/III „Bei Schwarzer Sonne“
* 3. 6. 1765 Hans Täufer, Sohn
* 27. 6. 1767 Anna, Tochter
* 13. 5. 1769 Therezia Nepomuzena, Tochter
* 15. 8. 1770 Josef Hans, Sohn (Insges.: Pfmt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
* 8. 11. 1774 Anna Josefine, Tochter (Pfmt. St. Thomas, Prag-Kleinseite)
† 22. 10. 1792 im Alter von 60 Jahren (Pfmt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite).
- 21) Drescher Rudolf
6. 8. 1821 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 19).
- 22) Dressler Franz
15. 6. 1846 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 269).
- 23) Engelschalk Franz aus Friedberg/Bay., Kleinuhrmacher

- 1706 Prager Bürger (Bürgerbuch 538, 322)
- ∞ 11. 7. 1706 Katherina Huber
- * 29. 3. 1715 Katharina Josefine, Tochter, † 26. 2. 1719
- * 1. 4. 1716 Rosine Franzisca, Tochter
- * 7. 4. 1717 Josef Franz, Sohn, † 8. 5. 1722
- * 26. 3. 1720 Maria Josephine, Tochter
- * 21. 2. 1725 Anton Amadeus, Sohn
- † 10. 2. 1726 Katherina, Gattin, im Alter von 40 Jahren
- † 23. 7. 1755 im Alter von 75 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Maria an der Lache, Památky archeologické 30 <1924> 59, 135, 139; 32 <1926> 121, 274; 39 <1933> 56).
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 330, 23 682
Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 13 039.
- 24) Engelschalk Hans
Hausbesitzer 571/I „Beim goldenen Kopf“, Jesuitenstr. 171
- * 6. 7. 1754 Franz Anton, Sohn
- * 14. 11. 1755 Theresia Ludmilla, Tochter
- ∞ 20. 4. 1761 als Witwer Theresia Bros
- * 7. 5. 1768 Hans Nep. (Insges.: Pfmt. St. Maria an der Lache)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 32 166.
- 25) Ernst Valentin
- * 6. 9. 1799 Hans Simeon, Sohn
- * 1. 11. 1801 Maria Johanne, Tochter (Beide Pfmt. St. Maria am Schnee)
- * 2. 11. 1803 Maria Johanne, Tochter
- * 18. 3. 1805 Anton Franz, Sohn (Pfmt. St. Kastulus)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 26 187 (?).
- 26) Eysgruber Franz
Archivalisch nicht belegt.
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 26 187 (?)
Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 20 631 (Nach der Ausführung beide Exemplare um 1750).
- 27) Findt A.
Archivalisch nicht belegt.
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 140 (Nach Ausführung um 1820).
- 28) Finetti Angelo
- * 26. 11. 1835 Alexander, Sohn (Pfmt. St. Maria an der Lache)
24. 3. 1847 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 284)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 34 962.
- 29) Fischer Mathias Anton
- * 2. 12. 1727 Marie, Tochter (Pfmt. Kl. Strahov).
- 30) Funck Hans
- * 22. 5. 1806 Elisabeth, Tochter (Pfmt. St. Adalbert)

- * 15. 10. 1808 Theresia, Tochter
 - * 8. 3. 1810 Johann Nep., Sohn
 - * 11. 5. 1813 Franzisca, Tochter
 - † 8. 2. 1835 im Alter von 60 Jahren (Pfmt. St. Maria am Schnee).
- 31) Gabler Josef
- * 17. 6. 1828 Antonia, Tochter
 - * 9. 12. 1832 Maria, Tochter (Beide Pfmt. St. Gallus).
- 32) Gesselmann Georg
- Archivalisch nicht belegt.
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 19 521 (Nach der Ausführung um 1800).
- 33) Giegl Hans Georg
- ∞ 9. 2. 1729 Veronika Nopinger (Pfmt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite).
- 34) Gilod Franz
- * 10. 11. 1782 Martin, Sohn (Pfmt. St. Maria unter der Kette).
- 35) Glaser Hans
- * 2. 4. 1785 Katherine, Tochter
 - * 22. 2. 1787 Anton Josef, Sohn (Pfmt. St. Maria an der Lache).
- 36) Glenk Andreas
- * 12. 3. 1703 Laurenz Hendrych, Sohn
 - * 14. 9. 1707 Wenzel Felix, Sohn, † 22. 3. 1719
 - * 19. 1. 1710 Maria Barbara, Tochter
 - * 20. 2. 1712 Josefine, Tochter
 - * 1. 10. 1715 Elisabetha Theresia, Tochter, † 27. 2. 1719
 - * 27. 1. 1719 Franz Karl, Sohn, † 10. 7. 1724
 - * 27. 1. 1723 Hans Christoph, Sohn (Insges.: Pfmt. St. Nikolaus)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 37 358, 24 424, 28 335, 19 743
- Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 8413.
- 37) Golling Anton
- Hausbesitzer 41/III „Bei drei Ketten“, Brückenstr., Prag-Kleinseite
- * 20. 6. 1760 Hans Täufer, Sohn
 - * 16. 12. 1763 Viktoria, Tochter
 - * 1. 9. 1770 Rosalie Juliana, Tochter
 - * 7. 3. 1773 Thomas, Sohn
 - * 14. 3. 1775 Benedikt Josef, Sohn
 - † 22. 1. 1797 im Alter von 67 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Nikolaus)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 157, 19 455
- Prag Privatbesitz: Bodenstanduhr.
- 38) Gotterhalt Zikmund
- * 20. 9. 1727 Theresia, Tochter
 - * 12. 10. 1729 Franz Anton, Sohn
 - * 11. 9. 1731 Hans Wenzel, Sohn (Pfmt. St. Thomas, Prag-Kleinseite)
 - * 10. 8. 1733 Maria Barbara, Tochter

- † 19. 10. 1748 im Alter von 67 Jahren (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite).
- 39) Graff Josef
 ∞ 13. 11. 1757 Joh. Veronika Barth (Pfamt. St. Thomas, Prag-Kleinseite)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 677, 29 827, D-1882.
- 40) Graff Thomas
 1774 Hausbesitzer Conscr. Nr. 203/III „Bei drei Schornsteinputzer“,
 Thomasgasse (Památky archeologické 26 <1914> 51)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 604.
- 41) Gratzl Jakob
 * 22. 10. 1738 Franz, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 19. 8. 1748 Maria Magdalena, Tochter (Pfamt. St. Thomas)
 * 24. 12. 1750 Aloisia, Tochter (Pfamt. St. Nikolaus).
- 42) Greift—Mayer Franz
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 16 181 (um 1600).
- 43) Grünbüchler Franz, Kleinuhrmacher aus Friedberg/Obb.
 1757 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 101)
 * 15. 4. 1760 Hans Nepomuzenus, Sohn
 * 24. 10. 1761 Klara, Tochter (Beide Pfamt. St. Gallus).
- 44) Gübitz Hans
 (Památky archeologické 26 <1914> 121).
- 45) Gutthal Adolf
 1849 Prager Bürger (Bürgerbuch 549).
- 46) Gutthal Ignaz
 1851 Prager Bürger (Bürgerbuch 550).
- 47) Hainz Ludwig, Hausbesitzer 481/I
 15. 4. 1847 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 284)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 086, Kunstuhr.
- 48) Halíř Hans
 (Památky archeologické 3 <1859> 15).
- 49) Hartwig Hans
 6. 5. 1789 Taufpate (Pfamt. St. Thomas)
 † 26. 1. 1815 im Alter von 77 Jahren (Pfamt. St. Maria am Schnee).
- 50) Havlíček Hans, Hausbesitzer Conscr. Nr. 255/I
 17. 7. 1841 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 184)
 * 10. 4. 1842 Hans Nep., Sohn (Pfamt. St. Aegidius).
- 51) Haym Caspar
 15. 5. 1655 Taufpate (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite).
- 52) Heif Hans, Kleinuhrmacher
 * 1736
 1758 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 121).

- 53) Heinrich Dominik
 um 1780 (Památky archeologické 34 <1928> 273)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 27 647, Alabasteruhr
 Schloßmuseum Hrubý Rohozec, Tischstanduhr von altdeutschem
 Typus.
- 54) Heinrich Peter
 * 8. 1. 1792 Karl Leopold, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
 * 7. 5. 1793 Anna Theresia, Tochter (Pfamt. St. Maria am Schnee)
 * 10. 1. 1794 Johann Nep., Sohn (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
 * 6. 7. 1795 Anna, Tochter (Pfamt. St. Maria am Schnee)
 * 3. 8. 1796 Dominik, Sohn
 * 1. 11. 1797 Peter, Sohn
 * 28. 5. 1800 Ignaz, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite)
 24. 9. 1803 Prager Bürger (Bürgerbuch 545, 239).
- 55) Helebrandt Franz
 ∞ 3. 11. 1708 Anna Zagemayer (Pfamt. St. Nikolaus, Prag-Kleinseite).
- 56) Hermuth
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Bodenstanduhr mit Sec-Pendel im Kloster Strahov.
- 57) Hief Hans, Kleinuhrmacher aus Glonburg/Obb.
 ∞ 2. 2. 1728 Maria Hopinger
 * 21. 2. 1729 Hans Nep., Sohn
 1731 Prager Bürger (Bürgerbuch 540, 86)
 * 15. 7. 1731 Antonia, Tochter
 * 12. 6. 1737 Anna Margarethe, Tochter
 † 30. 1. 1742 im Alter von 46 Jahren (Insges.: Pfamt. St. Nikolaus,
 Prag-Kleinseite).
- 58) Hiff Anton
 27. 1. 1730 Taufpate (Pfamt. St. Thomas, Prag-Kleinseite).
- 59) Hiff Hans
 ∞ 1730 Anna Marg. Engelschalk
 * 22. 12. 1730 Hans Thomas, Sohn (Beide Pfamt. St. Maria an der La-
 che).
- 60) Hoekler J.
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 156.
- 61) Höffele
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 33 052, Telleruhr aus dem Jahre 1707.
- 62) Holner Michael
 ∞ 25. 10. 1711 Anna, Witwe des Uhrmachers Franz Helebrandt (Pfamt.
 St. Gallus)
 1727 Taufpate

- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 825, 24 266, 25 820, 27 033, 31 597.
- 63) Huber Ignaz
 * 12. 8. 1677 Franz Ignaz, Sohn
 † 24. 11. 1694 im Alter von 69 Jahren (Pfmt. St. Maria an der Lache).
- 64) Huber Matthäus
 5. 11. 1645 Taufpate (Pfmt. St. Thomas, Prag-Kleinseite).
- 65) Kaltenbrunner Hans
 Hausbesitzer Conscr. Nr. 197/487/I „Beim goldenen Bär“
 ∞ 3. 6. 1759 Anna Ditrych
 * 2. 5. 1760 Maria Anna, Tochter (Beide Pfmt. St. Adalbert, Prager-Neustadt)
 * 10. 4. 1761 Franz, Sohn
 * 18. 10. 1762 Wenzel Franz, Sohn
 † 6. 4. 1771 Sohn Hans im Alter von 2 Jahren
 * 24. 9. 1773 Anna Veronika, Tochter
 † 10. 6. 1785 im Alter von 57 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Gallus)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 21 185, 27 489.
- 66) Kaltenbrunner (auch Kattenbrunner) Wenzel
 ∞ 27. 5. 1724 Theresia Saniter
 * 14. 11. 1737 Katharina, Tochter
 * 25. 8. 1739 Hans, Sohn
 † 1742 im Alter von 48 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Maria an der Lache)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 983
 Kunstgewerbemuseum Prag Depos. VK 1742, VK 344.
- 67) Kauba Anton
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Depos. VK 1743 (um 1800).
- 68) Kauba Wenzel
 ∞ 24. 11. 1811 im Alter von 25 Jahren (Pfmt. St. Gallus)
 28. 11. 1816 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 263)
 * 26. 11. 1822 Karoline, Tochter
 * 22. 8. 1826 Gustav, Sohn
 * 19. 6. 1828 Hans Adolf, Sohn
 * 24. 7. 1833 Eduard, Sohn
 * 7. 8. 1838 Anton, Sohn (Insges.: Pfmt. St. Maria am Schnee)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 324.
- 69) Kettl (auch Köttl) Josef
 Hausbesitzer Nr. 725/924/I „Beim goldenen Ofen“, Lange Gasse
 † 8. 1. 1765 Hans, Sohn
 † 5. 2. 1775 Veronika, Tochter
 † 18. 2. 1792 im Alter von 60 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Gallus)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 32 112, 16 240, 26 622

Stadtmuseum Komotau (Památky archeologické 28 <1922> 45, 47;
29 <1923> 137).

- 70) Khreithmaier Franz, Groß- und Kleinuhrmacher aus Friedberg/Bay.
1695 Prager Bürger (Bürgerbuch 538, 76).
- 71) Kilian Hans Caspar
∞ 27. 8. 1721 Maria Ursula (Pfamt. Strahov).
- 72) Kolář Anton, Hausbesitzer 821/II
13. 4. 1850 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 371).
- 73) Kossek Josef
* 29. 2. 1780 in Ždár
1814 erhielt er die Genehmigung, eine Uhrmacherwerkstatt zu
eröffnen, obwohl er kein gelernter Uhrmacher war.
* 8. 2. 1817 Ferdinand Josef, Sohn, † 13. 2. 1817
* 23. 12. 1817 Josef, Sohn
* 21. 2. 1824 Julie Maria, Tochter
* 1825 Augusta Maria, Tochter
1825 Uhrmacher und Mechaniker der Prager Sternwarte
* 3. 5. 1828 Johanna Aloisie, Tochter
* 1. 9. 1831 Maria Elisabetha, Tochter
† 7. 7. 1858 (Insges.: Pfamt. St. Aegidius)
Seine astronomischen Uhren waren bis 1945 auf der Staatsternwarte,
aber mit einem Rieflerpendel im Gange.
- 74) Kostelecký Wenzel
∞ 19. 5. 1810 im Alter von 28 Jahren Anna Kramer
* 14. 12. 1811 Josef, Sohn
* 16. 12. 1813 Ferdinand, Sohn
* 19. 4. 1815 Anna, Tochter
* 23. 3. 1817 Hans, Sohn
* 1. 1. 1819 Bernhard, Sohn
∞ 19. 9. 1832 als Witwer Ludmila Kafinter.
- 75) Kotting Hans, Hausbesitzer 412/III
28. 1. 1847 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 280)
* 19. 4. 1847 Matthias, Sohn (Pfamt. St. Maria der Siegerin).
- 76) Kraitmayer (auch Creytmayer, Kreitdmayer) Franz
* 13. 1. 1700 Franz, Sohn
* 12. 2. 1702 Anna Maria, Tochter
* 22. 3. 1704 Maria Magdalena, Tochter
* 26. 4. 1706 Georg Anton, Sohn
* 6. 12. 1710 Hans Nikolaus, Sohn
† 4. 10. 1713 im Alter von 45 Jahren (Insges.: Pfamt. St. Maria an der
Lache).
- 77) Kraitmayer Franz, Sohn von 76)
* 4. 6. 1722 Maria, Tochter
* 13. 3. 1724 Anna Josefa, Tochter

- * 15. 4. 1726 Regina Anna, Tochter
- * 5. 9. 1728 Maria Cecilia, Tochter
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 25 831, 36 104
- Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 15 152, 14 432.
- 78) Kraitmayer (auch Kreuthmeyer) Sebastian aus Friedberg/Bay.
 - ∞ 7. 11. 1717 Anna Sskroffer
 - 1718 Prager Bürger (Bürgerbuch 539, 174)
 - * 14. 10. 1718 Karl Tobias, Sohn
 - * 21. 11. 1722 Wenzel, Sohn
 - * 29. 12. 1724 Anna, Tochter
 - * 29. 4. 1727 Hans Nep., Sohn (Insges.: Pfmt. St. Maria an der Lache).
- 79) Kramer (Kranner) Karl
 - ∞ 9. 11. 1795 Anna Delavos, Tochter des Uhrmachers
 - * 1796 Karolina, Tochter
 - * 17. 7. 1797 Agnes, Tochter
 - * 9. 2. 1799 Josef Karl, Sohn
 - * 7. 7. 1800 Karl, Sohn
 - * 3. 6. 1802 Aloisia, Tochter
 - * 2. 4. 1805 Franz de Paula, Sohn
 - * 10. 6. 1806 Friedrich, Sohn
 - * 24. 2. 1808 Theresia, Tochter
 - * 5. 4. 1810 Franz Seraf., Sohn
 - * 6. 6. 1813 Eduard, Sohn
 - † 26. 2. 1825 im Alter von 62 Jahren (Pfmt. St. Thomas, Prag-Kleinseite).
- 80) Kramer (Kranner) Karl, Sohn von 79), „Gerichtsschätzer“ d. Uhren
 - Hausbesitzer Brückengasse Nr. 49, Prag-Kleinseite
 - 12. 3. 1827 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 140)
 - ∞ 31. 8. 1828 Anna Tauber (Pfmt. St. Adalbert, Prager-Neustadt)
 - * 4. 5. 1829 Karl, Sohn
 - * 18. 8. 1831 Wenzel, Sohn
 - † 31. 8. 1836 im Alter von 36 Jahren.
- 81) Kranner Friedrich Laurenz
 - 18. 3. 1838 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 94).
- 82) Krantz Josef, Kleinuhrmacher aus Wien
 - 1753 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 10)
 - * 1. 8. 1754 Franz, Sohn
 - * 12. 3. 1756 Johann Nep., Sohn
 - † 8. 3. 1782 im Alter von 63 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Maria an der Lache).
- 83) Kratzel Jakob
 - ∞ 17. 4. 1731 Josephine, Tochter des Uhrmachers Klenck, Prag-Kleinseite (Sonst ist dieser Uhrmacher nicht nachzuweisen).

- * 5. 6.1732 Maria Josephine, Tochter (Pfamt. St.Nikolaus, Prag-Kleinseite)
 - * 14. 1.1736 Gottfried, Sohn
 - * 27. 5.1741 Josef Kajetan, Sohn
 - * 7. 3.1745 Johann Nep., Sohn (ab 1736 Pfamt. St.Thomas).
- 84) Kraus Franz
- * 1807 Franzisca, Tochter (Pfamt. St.Adalbert).
- 85) Kraus Hans Martin
- 1768 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 202)
 - 1774 wohnhaft Postgasse 415/I
 - * 25. 3.1794 Bernhard Josef, Sohn
 - * 16.10.1798 Karl Ludwig, Sohn
 - * 27. 1.1800 Maria Aloisia, Tochter
 - * 28. 9.1801 Maria Maximilian, Tochter (Insges.: Pfamt. St.Adalbert)
 - * 30. 6.1805 Anna Aloysia, Tochter
 - * 18.11.1809 Wilhelm, Sohn
 - * 5.12.1810 Ludwig Franz, Sohn.
- 86) Kraus Josef
- † 29. 8.1834 im Alter von 74 Jahren (Pfamt. St.Thomas).
- 87) Krimbicher Franz
- Archivalisch nicht belegt.
 - Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 822 (um 1730).
- 88) Krenar Jakob
- * 12. 7.1796 Jakob, Sohn (Pfamt. St.Nikolaus).
- 89) Kuhn Franz, Karolinenthal Nr. 34
- ∞ 11. 2.1830 im Alter von 30 Jahren Aloisia Kranner, Tochter des Uhrmachers Karl Kranner (Pfamt. St.Thomas)
 - 19.12.1831 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 296).
- 90) Landesperger (auch Ladensperger) Sebastian
- ∞ 1726 Anna Fr. Pompe
 - * 26. 8.1726 Ignaz Heinrich, Sohn (Pfamt. St.Adalbert)
 - * 25.12.1727 Hans, Sohn, † 30.12.1774 (Pfamt. St.Thomas)
 - * 19. 2.1729 Karl Hans, Sohn (Pfamt. St.Maria unter der Kette)
 - Arb.: Stadtmuseum Prag Inv.Nr. 22746a, 21 946.
- 91) Landsberger (Lautensperger, Lontesberger) Ferdinand Wenzel
- ∞ 25. 4.1773 Maria Schmid
 - 1774 wohnhaft Hradschin, Burgstraße 1
 - * 12. 5.1774 Hans, Sohn, † 28.8.1774
 - * 12. 5.1775 Hans Josef, Sohn
 - * 22. 5.1779 Anton, Sohn
 - * 25.11.1781 Franz, Sohn
 - * 30.11.1782 Alois, Sohn
 - * 22. 8.1784 Anna Barbara, Tochter

- * 24. 8. 1785 Josefine, Tochter
 - * 11. 10. 1786 Barbara Anna, Tochter
 - * 8. 11. 1787 Ignaz Florian, Sohn
 - * 19. 8. 1794 Johanne, Tochter
 - † 23. 12. 1811 im Alter von 67 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Nikolaus;
1781, 1782 Pfmt. Strahov)
- Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 24 328, 21 946.
- 92) Lehmann Andreas
 ∞ 29. 7. 1801
 * 5. 2. 1803 Karl, Sohn
 * 23. 5. 1804 Anna Johanne, Tochter
 * 27. 12. 1814 im Alter von 65 Jahren (Pfmt. St. Franziscus).
- 93) Lehner (Lener, Lechner) Franz
 ∞ 23. 11. 1794 Veronika, Tochter des Uhrmachers Köttel
 * 23. 4. 1800 Karoline, Tochter
 * 16. 2. 1802 Franz, Sohn
 * 3. 1. 1804 Anton Hans, Sohn
 * 4. 4. 1805 Anna, Tochter
 † 21. 5. 1806 Veronika, Gattin
 ∞ 6. 2. 1812 als Witwer im Alter von 38 Jahren Josefine Pechan
 (Insges.: Pfmt. der Teynkirche).
- 94) Lehner (Lechner) Hans Anton, Sohn von 93)
 * 10. 8. 1821 Anton, Sohn
 * 25. 2. 1824 Georg, Sohn
 * 27. 10. 1825 Martin, Sohn
 * 10. 6. 1827 Barbara, Tochter
 * 28. 8. 1829 Franz, Sohn
 * 11. 5. 1832 Elisabetha, Tochter (Insges.: Pfmt. der Teynkirche)
 * 1. 4. 1838 Hugo Hans, Sohn (Pfmt. St. Jakob)
 † 14. 2. 1852 im Alter von 56 Jahren.
- 95) Lehotský Matthias
 1797 Prager Bürger (Bürgerbuch 545, 4)
 * 1799 Paul, Sohn
 * 1800 Matthias, Sohn
 * 1802 Kristine, Tochter
 * 1803 Josephine, Tochter
 * 1805 Josephine II, Tochter (Insges.: Pfmt. der Teynkirche)
 * 1806 Martin (Pfmt. St. Franziscus).
- 96) Lokota Georg
 ∞ 24. 6. 1832 im Alter von 36 Jahren
 * 1835 Andreas, Sohn
 * 1839 Georg-Josef, Sohn
 * 1846 Georg, Sohn (Insges.: Pfmt. St. Franziscus).

- 97) Lorencz Sebastian
 * 1712 Ernst Christian, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1713 Maria Katharine, Tochter (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1719 Kajetan Ambrosius, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1722 Marie Eva, Tochter (Pfamt. St. Maria unter der Kette)
 * 1726 Hans Florian, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1727 Hans Norbert, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1729 Wenzel Ignaz, Sohn (Pfamt. St. Maria unter der Kette)
 ∞ 30. 4. 1742 als Witwer Dorothe Palliar (Pfamt. St. Nikolaus).
- 98) Lorencz (Lorentz) Sebastian
 ∞ 18. 5. 1786 im Alter von 31 Jahren Agnes Gottwill
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv.Nr. 30 242.
- 99) Losacher Hans Michal
 ∞ 18. 11. 1696 Susanna Michhofer
 * 1697 Hans, Sohn
 * 1699 Eleonore Katherine, Tochter
 * 1707 Adalbert Anton, Sohn
 * 1709 Monika Sophia, Tochter
 * 1711 Hans, Sohn
 † 1713 Susanne, Gattin (Insges.: Pfamt. St. Nikolaus).
- 100) Luhe Karl
 * 1827 Wenzel, Sohn
 * 1833 Barbara, Tochter (Pfamt. St. Maria am Schnee)
 1. 8. 1833 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 313).
- 101) Lutz Karl
 * 1839 Franz, Sohn (Pfamt. St. Franziscus).
- 102) Mach Wenzel
 † 15. 3. 1826 im Alter von 39 Jahren (Pfamt. St. Gallus).
- 103) Marquat Anton
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv.Nr. 24 414 (um 1710).
- 104) Marquart Hans
 1749 Prager Bürger (Bürgerbuch 541, 119).
- 105) Marquart Sebastian
 † 15. 7. 1676 im Alter von 62 Jahren (Pfamt. St. Thomas).
- 106) Mauer (Mauerer) Hans
 ∞ 18. 8. 1725 Katherine Sastier (Pfamt. St. Nikolaus)
 Arb.: Schloßmuseum Pardubitz, rechteckiger Wecker (um 1730).
- 107) Mayer Hans
 * 1830 Eva Aloysia, Tochter (Pfamt. St. Franziscus).
- 108) Melhard Michael, Großuhrmacher
 1774 wohnhaft Perlengasse 333/366/I, Altstadt
 Keine weiteren Nachrichten.
- 109) Menhufer (Mönhoffer) Christof

- ∞ 12. 10. 1670 Markyte Kirmehlad
 * 1671 Maria, Tochter
 * 1678 Susanne, Tochter
 † 27. 3. 1697 im Alter von 58 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Nikolaus)
 In der Kirchenchronik befindet sich eine Notiz, daß der Turmuhrverwalter der Nikolauskirche, Mensuver Christof, vor dem Jahre 1705 gestorben ist. Vielleicht handelt es sich hier um dieselbe Person.
- 110) Michl Georg
 * 1773 Maria Anna, Tochter (Pfmt. St. Nikolaus).
- 111) Miller jun.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 546 (um 1830)
 Der Hersteller ist sonst nicht faßbar.
- 112) Millfort Wenzel, Großuhrmacher
 1774 wohnhaft Hradschin, Spornasse 92/171/IV
 (Památky archeologické 26 (1914) 51).
- 113) Mitterrer Hans Nikolaus aus Mildorf b. Salzburg, Kleinuhrmacher
 1758 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 82)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 27 084.
- 114) Moyses Marcus
 1704 Prager Bürger (Bürgerbuch 538, 322)
 * 1707 Hans Valentin, Sohn (Pfmt. St. Maria an der Lache)
 * 1712 Josef Gregor, Sohn
 * 1714 Anna Maria, Tochter (Beide Pfmt. St. Valentin)
 † 16. 7. 1729 im Alter von 56 Jahren (Pfmt. St. Maria an der Lache).
- 115) Möz Quirin
 ∞ 4. 4. 1747 Sophia Elisabetha Losacher, Tochter des Uhrmachers (Pfmt. St. Thomas).
- 116) Mühler Hans
 ∞ 18. 9. 1821 im Alter von 40 Jahren Katharine, Witwe des Uhrmachers Weilhart
 * 1824 Anna Katharine, Tochter (Pfmt. St. Maria am Schnee).
- 117) Müller Andreas, Conscr. Nr. 171
 21. 7. 1808 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 54)
 * 1811 Ignaz, Sohn
 * 1813 Aloisia, Tochter
 * 1815 Anna, Tochter
 * 1817 Karoline, Tochter
 * 1821 Josef Simeon, Sohn
 * 1826 Josef Simeon, Sohn
 * 1828 Maria, Tochter
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 089, 18 881, 19 250, 31 093.
- 118) Müller Anton, wohnhaft Altstadt Nr. 560
 * 1802 Anton, Sohn

- * 1803 Josefina, Tochter
- * 1805 Anna, Tochter (Insges.: Pfmt. St. Aegidius).
- 119) Müller Simeon
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 29 445 (um 1840?).
- 120) Münhofer Karl
 Arb.: Schloßmuseum Pardubitz: Sechseckiger Tischstandwecker mittel-deutscher Art mit Zifferblatt nach oben und Stundenzeiger ohne Minutenzeiger.
- 121) Nácovský Karl
 24. 10. 1825 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 93).
- 122) Němec Josef
 ∞ 19. 11. 1837 im Alter von 32 Jahren
 * 1840 Aloisie, Tochter
 * 1843 Karl, Sohn
 * 1844 Eleonora, Tochter (Pfmt. St. Aegidius, St. Gallus, St. Adalbert).
- 123) Neukam Peter
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 26 740 (um 1800).
- 124) Neumann Peter, Großuhrmacher
 1688 wurde ihm auf das Vertrauen der kgl. böhm. Kammer die Reparatur der großen Schlaguhr von St. Veit zugesagt (Privatnachricht von Dr. Liška, ehem. Direktor des Stadtmuseums, aus seiner Archivalforschung).
- 125) Niederländer Franz, wohnhaft 560/I
 14. 6. 1816 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 250).
- 126) Niggemann Peter aus Soest/Westfalen
 1684 Prager Bürger (Bürgerbuch 537, 363).
- 127) Novotný Bernhard
 ∞ 9. 9. 1824 im Alter von 27 Jahren Johanne Schürer
 24. 3. 1825 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 79).
- 128) Obst Anton
 5. 2. 1794 im Alter von 39 Jahren Helene Treffler, Uhrmacherwitwe
 † 16. 9. 1795 (Pfmt. St. Franziscus).
- 129) Oswald Thomas
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. D-1880, Bodenstanduhr aus dem Jahre 1750.
- 130) Palla Ignaz
 * 1841 Wenzel, Sohn (Pfmt. St. Jakob)
 16. 7. 1842 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 199).
- 131) Palla Wenzel
 9. 10. 1868 Prager Bürger (Bürgerbuch III, 281, 124)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 26 249, Uhr mit Spielwerk.

- 132) Pelikán Wenzel Paul
 * 1805 Caspar, Sohn
 † 1811 Hans, Sohn
 † 2. 12. 1814 im Alter von 54 Jahren (Pfamt. St. Gallus).
- 133) Perenhardt Anton
 ∞ 17. 8. 1756 Dorothea Kaltenbrunner, Schwester des Uhrmachers
 * 1757 Terezia Susanne, Tochter
 ∞ 1759 als Witwer Susanne Kulmann
 * 1771 Barbara, Tochter (Insges.: Pfamt. St. Gallus).
- 134) Pfeifer Josef aus Podborzan
 31. 3. 1849 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 350)
- 135) Pikardt Karl
 18. 5. 1821 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 23)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 33 051.
- 136) Pleterl Anton
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 676 (1. Hälfte d. 18. Jh.).
- 137) Plötderl Paul Johann
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 21 048, 28 184, 28 207 (1. Hälfte d. 18. Jh.).
- 138) Pompe Antonius
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Rumburg, Tischstanduhr altdeutscher Art (um 1780).
- 139) Püschl Josef
 ∞ 29. 1. 1777 Magdalene Delavos, Tochter des Uhrmachers
 * 1778 Laurenz, Sohn
 * 1780 Anna Maria, Tochter
 † 26. 8. 1814 im Alter von 70 Jahren (Insges.: Pfamt. St. Nikolaus).
- 140) Reich Matthias
 11. 3. 1847 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 283).
- 141) Reicherdt Christian
 * 1710 Anna Veronika, Tochter
 * 1712 Andreas, Sohn (Beide Pfamt. St. Nikolaus).
- 142) Reichner Franz Gallus, wohnhaft Conscr. Nr. 162/I
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 685, Portaluhr um 1850.
- 143) Reiner Hans
 * 1823 Josef, Sohn (Pfamt. St. Maria am Schnee).
- 144) Reisner Franz, wohnhaft 78/I
 ∞ 18. 7. 1793 im Alter von 28 Jahren Josefine Prach (Pfamt. St. Aegidius)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 24 268.

- 145) Reyffer Christof aus Přisečnice
1651 Prager Bürger (Bürgerbuch 536, 401).
- 146) Richter (auch Rächter) Ludwig August
∞ 15. 5. 1814 im Alter von 24 Jahren (Pfamt. St. Gallus)
19. 6. 1815 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 298)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 37 563, 35 314, 35 315.
- 147) Rittich Josef
* 1752 Anna, Tochter
* 1762 Adalbert, Sohn (Pfamt. St. Thomas).
- 148) Rufer Hans aus Náchod
15. 12. 1848 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 340)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 30 257.
- 149) Růžicka Franz
* 1798 Franz, Sohn (Pfamt. Strahov).
- 150) Řebíček Franz
∞ 25. 11. 1833 im Alter von 32 Jahren Christina Brandl (Pfamt. St. Franziscus).
- 151) Sanitzer Hans Jakob aus Niederösterreich
1698 Prager Bürger (Bürgerbuch 538, 131)
† 5. 9. 1726 im Alter von 53 Jahren (Pfamt. St. Maria an der Lache)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 30 253.
- 152) Sartor Georg, „Hofuhrmacher“
∞ 11. 4. 1655 Anna Maria (Pfamt. St. Nikolaus)
1657 Hochzeitszeuge (Pfamt. der Teynkirche)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 064.
- 153) Sauerperger Simeon
∞ 21. 5. 1748 Katherine (Pfamt. St. Maria an der Lache).
- 154) Sauwitz Jakob
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 28 164.
- 155) Schamal Franz
9. 8. 1833 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 315).
- 156) Schiffler-Miller Ignatius
* 1751 Anna, Tochter (Pfamt. St. Thomas)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 27 085.
- 157) Schmeisser Wenzel
(Památky archeologické 32 (1922) 179).
- 158) Schmid (auch Schmied, Schmidt) Ferdinand
∞ 14. 1. 1816 im Alter von 33 Jahren Katherine (Pfamt. St. Maria am Schnee)
* 1817 Eduard, Sohn
* 1820 Karl, Sohn
* 1821 Emilie, Tochter (Alle drei Pfamt. St. Franziscus)
* 1822 Julie Ludmila, Tochter (Pfamt. St. Aegidius)

† 21. 1. 1826 im Alter von 42 Jahren (Pfamt. der Teynkirche)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 076, 20 727, 18 898, 32 875, 23 472,
23 742.

Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 54 122.

- 160) Schmidt Hans
* 1739 Ignaz Josef, Sohn (Pfamt. St. Valentin).
- 161) Schreibelmajer Josef, Sohn von 162)
* 1793 Josef, Sohn (Pfamt. St. Aegidius).
- 162) Schreiblmajer (Schreibelmajer) Simeon, Großuhrmacher
1774 wohnhaft Conscr. Nr. 49/I, Neues 653, Königshof in der
Altstadt
* 1774 Theresia Katherine, Tochter
* 1776 Franz Karl, Sohn
* 1781 Katherine Anna, Tochter
† 18. 6. 1791 im Alter von 46 Jahren (Pfamt. der Teynkirche)
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 347
Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 13 335.
- 163) Schreitmajer Franz
∞ 6. 1. 1695 Anna, Tochter des Uhrmachers Huber (Pfamt. St. Maria
an der Lache).
- 164) Schrieth Franz
* 1767 Barbara, Tochter (Pfamt. St. Castulus).
- 165) Schritter Franz Xav., Großuhrmacher
* 1765 Anna Katherine, Tochter
* 1772 Franz, Sohn
1774 wohnhaft Lange Straße Nr. 79, 614/I
10. 7. 1775 Prager Bürger (Bürgerbuch 543, 49).
- 166) Seidler Godfried
∞ 21. 5. 1780 Anna Weissköpp (Pfamt. St. Thomas).
- 167) Sommer Josef, später Uhrmacher in Preßburg
∞ 18. 10. 1847 Anna Maria (Pfamt. Strahov).
- 168) Soustružník Hans
* 1808 Maria Anna, Tochter (Pfamt. St. Adalbert).
- 169) Šiastný O.
Archivalisch nicht belegt.
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 832.
- 170) Šiastný V. „V Kotcích“ beim Pulverturm
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 24 763.
- 171) Stechanovský Franz
* 1771 Franz, Sohn (Pfamt. St. Gallus).
- 172) Stefanides
* 1723 Prokopius, Sohn

- * 1731 Matthias, Sohn (Beide Pfmt. St. Nikolaus).
- 173) Storchenfeld Hans, wohnhaft 898/II
 - * 1811 Karl, Sohn
 - * 1812 Franz Xav., Sohn
 - 30. 5. 1816 Prager Bürger (Bürgerbuch 556, 267)
 - † 4. 8. 1844 im Alter von 66 Jahren (Insges.: Pfmt. St. Maria am Schnee).
- 174) Strunner Ferdinand
 - * 1811 Filip, Sohn
 - * 1813 Wenzel, Sohn
 - * 1815 Maria Anna, Tochter (Insges.: Pfmt. St. Franziscus).
- 175) Suchý Karl
 - 7. 8. 1820 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 370)
 - * 1827 Karl, Sohn
 - * 1832 Anton Gottfried, Sohn
 - * 1838 Josef Adalbert, Sohn (Pfmt. St. Gallus)
 - * 1839 Josefine, Tochter (Pfmt. St. Maria am Schnee)
 - Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 23 154, D-1881.
- 176) Summirecker Franz
 - * 1828 Franz, Sohn
 - * 1832 Ferdinand, Sohn (Beide Pfmt. St. Maria am Schnee).
- 177) Süteck Josef
 - Arb.: Stadtmuseum Prag 23 684, Taschenuhr (2. Hälfte d. 18. Jh.).
- 178) Sutter Christof aus Münster
 - 1725 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 108).
- 179) Sychrowský Wenzel
 - * 1831 Hans, Sohn
 - ∞ 19. 5. 1833 im Alter von 28 Jahren Anna Dražan (Pfmt. St. Maria am Schnee)
 - 30. 5. 1837 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 86)
 - Sein Sohn Hans erzeugte später astronomische Pendeluhrn mit Sekundenpendel und eigenartiger Temperaturkompensation. Manche davon sind noch auf den Volkssternwarten in Betrieb. Obwohl sie zirka hundert Jahre alt sind, ist die Präzision des Uhrwerks noch so genau, daß die Abweichung täglich nur 0,1 sec beträgt.
- 180) Tausch Alois
 - * 1822 Martin, Sohn (Pfmt. St. Thomas).
- 181) Teis Ignaz
 - * 1781 Maria Anna, Tochter (Pfmt. St. Adalbert).
- 182) Temerich Hans Georg
 - * 21. 3. 1704 Elisabetha Maria, Tochter
 - ∞ 2. 4. 1704 Elisabetha, Tochter des Uhrmachers Marquart (Pfmt. St. Maria an der Lache).

- 183) Tomaschek (Tomášek) Hans
 13. 3. 1820 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 356)
 ∞ 10. 4. 1820 im Alter von 25 Jahren Maria Hesch (Pfamt. St. Maria am Schnee)
 * 1821 Hans Nep., Sohn
 * 1822 Franz Seraf., Sohn (Beide Pfamt. St. Franziscus).
- 184) Tomášek Wenzel
 * 1802 Anna Josefina, Tochter
 * 1803 Josefine, Tochter
 * 1804 Magdalene, Tochter
 * 1807 Franz, Sohn
 * 1809 Mathias, Sohn
 * 1811 Markete, Tochter
 * 1812 Josefine, Tochter
 * 1818 Wenzel, Sohn (Insges.: Pfamt. St. Aegidius und Jakob)
 † 30. 6. 1827 im Alter von 51 Jahren.
- 185) Treffler Hans I.
 ∞ 4. 6. 1807 im Alter von 30 Jahren
 6. 8. 1808 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 59)
 * 1829 Emanuel, Sohn (Pfamt. St. Franziscus).
- 186) Trefler Hans II. Josef, Sohn von 185)
 13. 4. 1820 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 108).
- 187) Trefler Josef, wohnhaft Conscr. Nr. 114/I
 * 1771
 ∞ 12. 9. 1797 Anna Brandlin (Pfamt. St. Aegidius)
 * 1798 Josef Hans, Sohn
 6. 8. 1808 Prager Bürger (Bürgerbuch 546, 59).
- 188) Trefler (Tröffler) Sebastian aus Friedberg/Bay.
 Hausbesitzer in der Platnergasse 632/114/I „Beim goldenen Storch“
 ∞ 8. 10. 1743 die Witwe Theresia Kaltenbrunner
 * 20. 11. 1743 Ferdinand Anton, Sohn (Pfamt. St. Maria an der Lache)
 1754 Prager Bürger (Bürgerbuch 542, 31)
 ∞ 20. 1. 1760 als Witwer Franzisca Seltzer (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1760 Hans Wenzel, Sohn
 * 1762 Josef Franz, Sohn (Beide Pfamt. St. Maria an der Lache).
- 189) Tuček (Tutschek) Matthias Franz, Großuhrmacher
 * 1766 Matthias Veit, Sohn
 * 1769 Ferdinand Balthasar, Sohn
 * 1770 Anton, Sohn
 * 1772 Hans, Sohn
 1774 wohnhaft Kleinstädter Ring Nr. 65/263/III
 † 1775 Kinder: Teresia, Hans, Wenzel
 ∞ 21. 2. 1781 als Witwer Ursula Engler
 * 1782 Franz, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus).

- 190) Türschmid Adalbert, wohnhaft Conscr. Nr. 435/I
 ∞ 19. 4. 1803 im Alter von 25 Jahren Eleonora Woworska (Pfamt. St. Aegidius).
- 191) Uhl Josef
 * 1759 Josef Dominik, Sohn
 * 1764 Hans Täufer, Sohn
 † 1768 Eva, Gattin, im Alter von 36 Jahren (Insges.: Pfamt. St. Nikolaus)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 20 487, 37 824.
- 192) Uhl Sebastian
 * 1771 Barbara, Tochter
 ∞ 8. 6. 1772 Antonia Altenbauer
 * 1774 Hans Adam, Sohn
 * 1775 Kajetan, Sohn
 * 1776 Hans Täufer, Sohn (Insges.: Pfamt. St. Maria unter der Kette; 1771 Pfamt. St. Nikolaus).
- 193) Ulbrich Franz
 † 20. 4. 1849 im Alter von 86 Jahren (Pfamt. St. Nikolaus)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 391.
- 194) Valter (auch Vatable) Aegidius
 * 1773 Vinzenz, Sohn
 * 1775 Maria, Tochter (Beide Pfamt. St. Adalbert).
- 195) Vogl E. M.
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 32 097.
- 196) Wachter Josef
 ∞ 23. 7. 1787 Margarete Mayer (Pfamt. St. Franziscus)
 * 1790 Barbara, Tochter (Pfamt. St. Gallus)
 14. 5. 1793 Prager Bürger (Bürgerbuch 545, 231).
- 197) Walck (Walka, Valka) Ignaz
 * 1712 Ferdinand, Sohn (Pfamt. St. Nikolaus)
 * 1716 Franzisca, Tochter
 † 25. 7. 1729 im Alter von 60 Jahren (Beide Pfamt. St. Maria an der Lache).
- 198) Walter Hans
 * 1813 Aloisia, Tochter
 * 1815 Ferdinand, Sohn
 * 1818 Pauline, Tochter
 * 1820 Jenovefa, Tochter
 † 26. 4. 1851 im Alter von 75 Jahren (Insges.: Pfamt. St. Franziscus).
- 199) Wathele Agidi
 Arb.: Stadtmuseum Karlsbad Inv. Nr. 786, Tischstanduhr deutscher Art um 1730, Signiert Nr. 59.
- 200) Weilhardt Michael

6. 3. 1777 Prager Bürger (Bürgerbuch 543, 45)
 † 14. 4. 1802 im Alter von 65 Jahren (Pfamt. St. Maria an der Lache).
- 201) Weinert Josef, wohnhaft Conscr. Nr. 178/I
 7. 5. 1840 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 146).
- 202) Weishaubt Franz
 Mitte des 18. Jahrhunderts in Prag tätig, um 1798 in Kokořín
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 42 654, 17 316.
- 203) Wertheugel Josef, wohnhaft Conscr. Nr. 306/I
 ∞ 23. 1. 1838 im Alter von 35 Jahren
 * 1839 Eleonora Josefina, Tochter (Pfamt. St. Aegidius).
- 204) Wilfarth Wenzel
 Archivalisch nicht belegt.
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 28 001.
- 205) Willenbacher Alois
 ∞ 4. 2. 1834 Katherine Kulin im Alter von 38 Jahren (Pfamt. St. Franziscus).
- 206) Windt (Wint) Christian Johann
 ∞ 3. 5. 1705 als Witwer Anna Stross
 * 1706 Anna Barbara, Tochter
 * 1707 Maria Anna, Tochter
 * 1712 Apolonia, Tochter (Insges.: Pfamt. St. Maria an der Lache)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 18 374.
- 207) Witschel Vinzenz
 ∞ 31. 5. 1840 im Alter von 39 Jahren Barbara Mauer
 * 1840 Franz, Sohn
 * 1842 Emanuel, Sohn (Insges.: Pfamt. St. Aegidius).
- 208) Witter Christian aus Skalica/Slowakei
 1680 Prager Bürger (Bürgerbuch 538, 19).
- 209) Wollmann Franz
 ∞ 10. 3. 1806 im Alter von 24 Jahren (Pfamt. St. Nikolaus).
- 210) Želízko Augustin, wohnhaft Conscr. Nr. 301/I
 ∞ 21. 11. 1838 im Alter von 26 Jahren Anna Seher
 * 1839 Augustine Elisabetha, Tochter
 * 1841 Karoline, Tochter (Insges.: Pfamt. St. Aegidius)
 Half Direktor Prof. Böhm bei der Restaurierung der Kunstuhren von Pater Klein.
- 211) Želízko Hans, wohnhaft Nr. 230/I
 9. 6. 1831 Prager Bürger (Bürgerbuch 547, 254)
 ∞ 16. 2. 1836 Anna (Pfamt. St. Aegidius)
 Arb.: Stadtmuseum Prag Inv. Nr. 22 768.
 Mehrere seiner Erzeugnisse waren in den letzten zehn Jahren
 in verschiedenen Antiquitätsgeschäften zum Verkauf angeboten.

212) Želízko Karl

19. 11. 1838 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 111).

213) Zutter Zacharias Vital

1735 verfertigte er eine neue Schlaguhr für die Kirche St. Nikolaus am Altstädter Ring (Památky archeologické 9 <1871> 316).

Uhrmacher in Pilsen 1630—1850:

Bearbeitet nach dem Buche L. Lábek: Hodináři ve staré Plzni [Uhrmacher im Alten Pilsen]. Privatdruck, Pilsen 1919.

- 1) Červený Ludwig, tätig ab 1821
- 2) Červený Wenzel, tätig ab 1843
- 3) Eyl Andreas, um 1734
- 4) Gabler Hans, tätig 1745—9. 10. 1782
- 5) Giegl Hans Georg, tätig um 1800
- 6) Khindtner Michael, tätig um 1641
(Liber memorabilium civitatis Tyn Horsoviensis 1539—1768 fol. 98a:
1641 hat Adam Matyas Graf von Trautmannsdorf den Pilsner Uhrmacher M. K. beauftragt, das tschechische Zifferblatt einer Uhr in ein deutsches umzuändern. Dafür bekam er 81 Gulden. Die ganze Reparatur einschließlich Maler, Tischler und Gold kostete 108 Gulden.)
- 7) Kibitz Josef, tätig um 1807—1812
- 8) Long Barbara, Witwe um 1694
- 9) Melcer Hans, tätig um 1676
- 10) Rygler Michael, tätig um 1661
- 11) Seydelmann Hans, tätig um 1670
- 12) Singer Hans, tätig 1756—18. 10. 1778, vorher in Bischofteinitz
- 13) Spaczek Anton, Landmeister 1814

Uhrmacher in Reichenberg 1630—1850:*

- 1) Arnoldt Hans, kaufte 1766 für 190 Schock Groschen ein Haus, jetzt Consr. Nr. 5 (Hus-Gasse)
- 2) Chlumetzky Josef, gekommen aus Nürnberg, tätig 1792—1833 (†), kaufte für 500 Gulden das Haus Consr. Nr. 8 (Friedlandter-Straße)
- 3) Czerny Vinzenz, gekommen aus Melnik, tätig 1816—1832, dann in Leitmeritz

* Für die Nachrichten über die Reichenberger Uhrmacher danke ich Dr. Vlad. Ruda, Leiter des Bezirksarchivs.

- 4) Gruner Christian, kaufte 1702 für 15 Schock Meissner Groschen einen Bauplatz für ein Haus (jetzt Conscr. Nr. 17)
- 5) Hainl Ignaz, Landmeister 1834
- 6) Hammel Josef, Landmeister 1844
- 7) Hoffmann, Karl, Landmeister 1834
- 8) Hollub Johann, gekommen aus Taus, erwarb 1838 das Bürgerrecht
- 9) Hönig Josef, gekommen aus Niemes, tätig um 1840
- 10) Kleiser Simon, gekommen aus Eisenbach, erwarb 1839 das Bürgerrecht
- 11) Mayer Josef, gekommen aus Chotetz, tätig um 1847.
- 12) Patzelt Josef, tätig 1801 Kristianhof bei Reichenberg, Landmeister 1814
- 13) Pokorny Johann, gekommen aus Unter-Rokytna, tätig um 1844
- 14) Rösler Franz, gekommen aus Matzleinsdorf/Niederösterreich, erwarb 1836 das Bürgerrecht
- 15) Schmidt Johann, gekommen aus Braunau, tätig um 1846

Die Uhrmacher in Brünn 1630—1848:

Die wichtigste Archivalquelle in Brünn ist im Stadtarchiv unter der Sign. XXIII/8 aufbewahrt. Es handelt sich um das Meisterbuch der bürgerlichen Groß- und Kleinuhrmacher, das seit 1780 regelmäßig geführt wurde, aber es wurden dort auch ältere Nachrichten ab 1738 eingetragen. Trotzdem treffen wir in den Museen mit Werken von Brünner Uhrmachern auf einige, die nicht in diesem Verzeichnis aufgeführt sind. Dazu kann man zweierlei Erklärungen geben: 1. Die Zunftbücher wurden nicht präzise geführt oder es handelte sich um Uhrmacher, die außerhalb der Zunft standen; 2. es handelt sich vielleicht um falsche Signierung, da vor etwa 50 bis 70 Jahren diese Uhren sehr gefragt waren, und Uhren ohne Provenienz um einen viel niedrigeren Preis verkauft wurden als signierte Erzeugnisse.

- 1) Adam Anton, 11. 8. 1817
- 2) Bern Johann, 14. 5. 1809
- 3) Briebstein Jegerin, 26. 3. 1838
- 4) Czepek Johann, nicht als Meister geführt
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 637
- 5) Forsag Johann, 26. 1. 1794
- 6) Frey Anton, Datum unlesbar, zwischen 1790—1800
- 7) Fried Anton, 26. 4. 1807
- 8) Füber Alois, 6. 8. 1820
- 9) Haas Hans, 22. 4. 1755
- 10) Haffsetter Paul, 12. 2. 1742
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 10 876

- 11) Hammer Anton, nicht als Meister geführt
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 102 977, 105 667
- 12) Heiek Franz, 26. 7. 1812
- 13) Hertan Josef, nicht als Meister geführt
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 629, 105 632, 105 635, 105 636
- 14) Hertan Richard, nicht als Meister geführt
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 633, 105 643, 105 675, 105 677
- 15) Heterian Fritz, nicht als Meister geführt
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 802, 105 800
- 16) Heyek Andreas, 18. 2. 1780
- 17) Heylaus Karl, 3. 4. 1752
- 18) Hoffmann Isider, 7. 5. 1834
- 19) Hrazsky Adolf, 10. 5. 1842
- 20) Kaczerek Josef, 26. 11. 1832
- 21) Koch Joh. Georg, 6. 4. 1835
- 22) Kotting Wenzel, 18. 7. 1847, später in Znaim tätig
Arb.: Stadtmuseum Königgrätz, astronomische Pendeluhr
- 23) Kottowský Wenzel, 24. 3. 1838
- 24) Kremmer Matthias, 7. 7. 1768
- 25) Křížek J.
Arb.: Stadtmuseum Saaz, achteckige Wanduhr mit emaillierten römischen Ziffern französischer Art (Luis XIV). Übergangsform von der Telleruhr zur Bilderuhr.
- 26) Kurz Sebastian, 8. 7. 1772
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 626, 105 921
Kunstgewerbemuseum Brünn
Stadtmuseum Troppau
- 27) Lebzelter Christian, 26. 12. 1819
- 28) Lier Josef, 14. 4. 1815
- 29) Lukawetzky Johann, 1. 8. 1753
- 30) Lündner Josef, 8. 3. 1788
- 31) Mayer Augustin, 3. 5. 1751
- 32) Mayer Johannes, 16. 7. 1738
Arb.: Kunstgewerbemuseum Brünn
- 33) Mayer Josef, 1. 4. 1770
- 34) Maystenberger Jakob, 7. 8. 1808
- 35) Mittelheimer Franz, 1. 5. 1770
- 36) Mittelheimer Michael, 15. 7. 1778
- 37) Niedermayer Mathias, 25. 8. 1779
- 38) Nieman Johann, Datum unlesbar, um 1800

- 39) Petz Josef, 21. 9. 1788
- 40) Posel Josef, 15. 3. 1762
- 41) Puk Ignatz, 21. 9. 1806
- 42) Rajetzki Martin, 20. 2. 1825
- 43) Rmazy (?) Josef, 10. 12. 1806
- 44) Rundt Matthias, 14. 7. 1787
- 45) Schauke Josef, 20. 5. 1782
- 46) Schrumpf & Sohn L.
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 105 644, Tischstanduhr um 1850
- 47) Schrumpf Leopold, 30. 7. 1825
- 48) Schwartz Georg, 25. 9. 1785
- 49) Spurný Alois, 17. 3. 1827
- 50) Spurný Johann, 6. 7. 1808
Erzeugte astronomische Pendeluhren. Ein Stück auch für die Privatsternwarte des Josef Bayer in Olmütz, der im Kloster Hradištko tätig war. Diese Uhr erwarb Eduard Ritter von Unkrechtsberg für seine berühmte Sternwarte.
- 51) Spurný Josef, 26. 9. 1790
Arb.: Stadtmuseum Brünn Inv. Nr. 102 981
- 52) Staff Johann, 7. 3. 1824
- 53) Stanzel Dominik, 25. 9. 1803
- 54) Stanzel Johann, 11. 3. 1763
Arb.: Kunstgewerbemuseum Brünn
- 55) Stanzel Karl, 25. 3. 1829
- 56) Stelker Benedikt, 14. 3. 1780
- 57) Wachter Bernard, 3. 5. 1779
- 58) Wachter Franz Xav., 10. 5. 1769
- 59) Wachter Joh. Georg, 29. 7. 1744
- 60) Wegschichter Franz, 7. 2. 1813
- 61) Wiberal (auch Viberal) Matthias, 9. 7. 1799
- 62) Veichter (= Wachte?)
Kunstgewerbemuseum Brünn, um 1780
- 63) Thaler (auch Tahler) Josef, 2. 12. 1804
Arb.: Kunstgewerbemuseum Brünn
- 64) Zirnich Ignaz, 18. 12. 1831
- 65) Zirnich Libor, 20. 2. 1825
- 66) Zirnik Karl, 25. 9. 1803

Die Uhrmacher in Olmütz und Troppau

Im Olmützer Stadtarchiv habe ich keine Archivalien gefunden, die eine Beziehung zur Uhrmacherzunft hätten. Vielleicht hat sie dasselbe Schicksal getroffen wie die Urkunden der Prager Uhrmacherzunft. Anders ist die Situation in Troppau, wo beim Frontübergang fast alle Archivalien vernichtet worden sind. Darum sind aus diesen Städten nur wenig Nachrichten über die Uhrmacher erhalten, obwohl dort seit dem 18. Jahrhundert einige Zünfte ihren Sitz hatten. Mein Verzeichnis beschränkt sich nur auf eigene Funde von Erzeugnissen dortiger Uhrmacher.

- 1) Bayer Franz, Olmütz (um 1800), Kunstgewerbemuseum Brünn
- 2) Ecker Sebastian, Olmütz (um 1810), Kunstgewerbemuseum Brünn
- 3) Gablenz Josef, Troppau (um 1820), Stadtmuseum Troppau
- 4) Gross Philipp, Troppau (um 1840), Stadtmuseum Troppau
- 5) Hollmayer Hans, Olmütz (um 1779), Stadtmuseum Olmütz
- 6) Kostka Hans (um 1850), Stadtmuseum Troppau
- 7) Kugler Andreas, Olmütz (um 1830), Stadtmuseum Troppau
- 8) Radola Josef, Olmütz (um 1810), Stadtmuseum Brünn
- 9) Spurný Wenzel, Troppau (um 1810), Stadtmuseum Troppau
- 10) Wagenpfeil Peter, Troppau (um 1750), Stadtmuseum Troppau

Uhrmacher in den kleineren Städten von Böhmen und Mähren 1630—1850:

Ich weiß, daß dieses Verzeichnis sehr unvollständig ist, da man zur erschöpfenden Bearbeitung die Bürgerbücher und Kirchenmatriken aller (etwa 100) in Betracht kommenden Städte Böhmens und Mährens durchsuchen müßte. Dies wär ein schönes Thema für einen wissenschaftlichen Angestellten, der dafür ein halbes Jahr von allen Verpflichtungen befreit wäre. Für mich als Privatforscher ist ein solches Unternehmen ganz unmöglich. Darum mußte ich mich auf einige eigene Funde beschränken. Meine einzige Archivalquelle ist das Quartal- und Rechenbuch der Prager Uhrmacher (Prager Stadtarchiv, Bd. 5825 und 5826). Dieses wurde 1814—1829 und 1829—1865 geführt. Für einige Nachrichten muß ich Herrn Dr. Liška, ehem. Direktor des Prager Stadtmuseums, meinen Dank aussprechen.

- 1) Ausengärten Hans, Teschen, Landmeister 1814
- 2) Balzarek Karl, Littau um 1810, Müglitz um 1820
Arb.: Kunstgewerbemuseum Brünn, Portaluhr um 1820
Stadtmuseum Karlsbad Inv. Nr. 776, Tischstanduhr um 1810
- 3) Bauer Josef, Kaaden, Landmeister 1814
- 4) Bielauscheck Franz, Pardubitz, Hausbesitzer Conscr. Nr. 101. Kirchgasse, tätig 1788—1792 (Sakař: Dějiny Pardubic. Bd. 5. Prag 1905).

- 5) Bielauscheck Hans, Pardubitz, Sohn von 4), tätig 1792—1805. In seiner Familie blieb das Handwerk bis 1859 (Sakař).
- 6) Bilz Josef, Böhmisches-Leipa, tätig 1. Hälfte 19. Jh.
(Privatnachricht von der Archivarin M. Vojtíšková)
- 7) Blažek Hans, Tschaslau, Landmeister 1814
- 8) Blažek Josef, Leitomischl, Landmeister 1834
- 9) Boschek, Klatoy
Arb.: Burgmuseum Žleby bei Pardubitz, Pendeluhr mit 1-Sek-Pendel aus Holz und zentraler Sekunden-Raffie.
- 10) Burckhardt A. F., Böhmisches-Budweis, tätig um 1721 (Dr. Liška)
- 11) Bušta Anton, Hluboká, hat das Uhrwerk von W. Delavos für das Schloß Ohrada ganz umgearbeitet.
- 12) Čeka Franz, Iglau
Arb.: Schloßmuseum Pardubitz, Figurenuhr um 1820
- 13) Červený Andreas, Prschestitz, tätig um 1820 (Lábek)
- 14) Christ Michael, Schluckenau
Arb.: Stadtmuseum Rumburg, Portaluhr um 1820
- 15) Delavos Wenzel, Jungbunzlau
1728 verfertigte er eine Kunstuhr für das Schloß Ohrada in Südböhmen (Dr. Liška)
- 16) Dittrich Anton, Brüx, Landmeister 1824
- 17) Erlacher Karl, Leitomischl
Arb.: Stadtmuseum Leitomischl, Tischstanduhr um 1820
- 18) Ertel Georg, Fulnek
Arb.: Stadtmuseum Troppau, Tischstanduhr um 1810
- 19) Flieglmüller Heinrich, Feldsberg (Valtice)
Arb.: Stadtmuseum Troppau, Tischstanduhr um 1780
- 20) Gallischka Karl, Tetschen, Landmeister 1814
- 21) Garten Franz, Beraun, tätig um 1735, Böhmisches Gasse Nr. 51
(Vávra: Paměti města Berouna 1899)
- 22) Goll Aloys, Kaaden, erwarb 1844 das Bürgerrecht
(Bürgermatrik Kaaden fol. 76)
- 23) Hajek Wenzel, Petschky, Landmeister 1844
- 24) Hantschke Josef, Teschen, Landmeister 1825
- 25) Heimbach Philipp, Znaim
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv. Nr. 57 694, Portaluhr um 1810
- 26) Hennig Laurenz, Böhmisches-Leipa, tätig 1. Hälfte 19. Jh. (Vojtíšková)
- 27) Hoffmann Alois, Karlsbad, Landmeister 1844
- 28) Hollischka Johann, Leitmeritz, Landmeister 1814
- 29) Hönner Hans, Bechin

- 1741/42 reparierte er die Kunstuhr auf dem Schloß Ohrada bei Hluboká (Dr. Liška)
- 30) Horn Franz, Böhmisches-Leipa, Landmeister 1814
 - 31) Hossmann Ludwig, Kaaden, gekommen aus Joachimsthal, erwarb 1788 das Bürgerrecht (Bürgermatrik Kaaden fol. 34)
 - 32) Hüttel (Hättel?) Wenzel, Teschen, Landmeister 1814
 - 33) Jechl Franz, Brüx, Landmeister 1834
 - 34) Kammerer L., Nikolsburg
Arb.: Stadtmuseum Troppau, Portaluhr um 1820
 - 35) Kauer Johann, Kaaden, erwarb 1797 das Bürgerrecht (Bürgermatrik Kaaden fol. 41)
 - 36) Kecher Franz, Böhmisches-Leipa, gekommen aus Langenau, tätig 1. Hälfte 19. Jh. (Vojtíšková)
 - 37) Kerber Josef, Karlsbad
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv.Nr. 52319, Tischstanduhr um 1800
 - 38) Konvička Hans, Dobruschka
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag, Depos. VK 545, Portaluhr um 1820
 - 39) Körner Anton, Kaaden, erwarb 1839 das Bürgerrecht (Bürgermatrik Kaaden fol. 69).
 - 40) Körner Karl, Kaaden, Bruder des Vorigen, erwarb 1841 das Bürgerrecht (Bürgermatrik Kaaden fol. 72).
 - 41) Korzen (Koršen) Anton, Beraun, Landmeister 1814—1834
Oboist des Regiments Generals Kallenbrunner, seit 1773 in Beraun tätig, † 1834 (Vávra).
 - 42) Kraus Hans, Břewnow
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv.Nr. 52955, Tischstanduhr um 1780
 - 43) Laffs Johannes, Saaz
Arb.: Kreismuseum Reichenberg, Portaluhr um 1810
Bezirksmuseum Reichenberg, Tischstanduhr altdeutscher Art um 1770
 - 44) Mader Franz, Karlsbad, Landmeister 1844
 - 45) Masák Jan, Leitomischl
Arb.: Stadtmuseum Leitomischl, Tischstanduhr um 1800
 - 46) Mayer Franz, Kremsier
Arb.: Stadtmuseum Troppau, Tischstanduhr um 1780
 - 47) Modestin Josef (1739—1802), Chrudim, Sonnenuhrmacher
 - 48) Modestin Thadeas Wenzel, Sohn des Vorigen, Chrudim, tätig ca. 1800—1825
 - 49) Möhler Christoph, Brüx, Landmeister 1814
 - 50) Novak Josef, Kolin, erwarb 1799 das Bürgerrecht
 - 51) Nowotny Bernard, Melnik, Landmeister 1844

- 52) Nowotny Josef, Schüttenhofen, Landmeister 1834
- 53) Pech Josef, Böhmisches-Budweis, Landmeister 1844
- 54) Peter J., Nikolsburg
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv.Nr. 55 884, Portaluhr 1810
- 55) Placht Franz d. Ä. aus Hammern, Uhrmacher in Niemes, Conscr. Nr. 27
* 1781, tätig etwa 1800—1825
- 56) Placht Franz d. J. (1816—1893), Sohn des Vorigen, Niemes
- 57) Rauch Nikolaus und dessen Sohn Christoph, St. Georgenthal um 1653
tätig. Vertrag zwischen der Stadt Böhmisches-Aicha und dem Uhrmachermeister Nikolaus Rauch und dessen Sohn Christoph vom 22. 5. 1653 (MNExKl 22 <1899> 378 f.).
- 58) Reuse Franz, Grulich (Králiký)
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv.Nr. 39 660, Portaluhr um 1820
- 59) Řezníček Karl, Tschaslau, Landmeister 1824
- 60) Richter Rudolf Anton, Wischau
Arb.: Stadtmuseum Königgrätz, astronomischer Sekundenregulator, Pendel mit Glaskompensation um 1850.
- 61) Rittinger Anton, Böhmisches-Budweis, Landmeister 1824
- 62) Schmid Ignaz, Elbogen
Arb.: Kunstgewerbemuseum Prag Inv.Nr. 55 886
- 63) Seidler Gottfried, Böhmisches-Leipa, tätig 1. Hälfte 19. Jh. (Vojtišková)
- 64) Seidler Mates, Beraun, tätig um 1825 (Vávra)
- 65) Škop Anton, Chotzen
Arb.: Stadtmuseum Prag Inv.Nr. 18 980, um 1840
- 66) Sommer Josef, Jungbunzlau, Landmeister 1824
- 67) Spitza Franz, Kolin, erwarb 1800 das Bürgerrecht
- 68) Strouhal Ferdinand, Tabor
Arb.: Antiquitätengeschäft Prag 1967, Portaluhr um 1810
- 69) Taucha Anton, Schönlinde, tätig um 1820
- 70) Tröger Peter, Asch
Arb.: Stadtmuseum Karlsbad Inv.Nr. 773, Tischstanduhr um 1800
- 71) Vodráike Josef, Kalivody
Aus der Zeit des Rathausumbaus in Kladno (1839) gibt es von ihm ein Gutachten über die alte Uhr und ein Offert für die Renovierung (Stadtarchiv Kladno).
- 72) Wagka Anton, Böhmisches-Budweis, Landmeister 1814
- 73) Weißhaupt Anton, Karlsbad, Landmeister 1814
- 74) Weißhaupt Mathes, Sohn des Vorigen, Karlsbad, tätig um 1839
- 75) Willenbacher Josef († 1834), Josefstadt, Landmeister 1814
Arb.: Privateigentum Pardubitz, Portaluhr um 1820

76) Zeidler Franz, Karlsbad, Hausbesitzer an der Egerstraße, Groß- und Kleinuhrmacher um 1839.

Anfang des 19. Jahrhunderts hat sich die Uhrenerzeugung spezialisiert. Die Uhrmacher stellten nur den mechanischen Teil der Uhren her und paßten dann die Uhrwerke in die Uhrenschränke ein. Die Uhrenschränke wurden von selbständigen Handwerkern erzeugt, die weder in die Tischler- noch in die Uhrmacherzunft eingegliedert wurden. In den Matriken sind sie als selbständige Handwerker geführt. Als solche konnte ich feststellen:

Katzberger Franz, Prag

∞ 16. 5. 1802 im Alter von 32 Jahren Theresia (Pfamt. der Teynkirche)

Pelikán Wenzel, Prag

∞ 23. 2. 1802 im Alter von 25 Jahren Anna (Pfamt. der Teynkirche)

Sommer Josef, wohnhaft I., Conscrip. Nr. 111

27. 4. 1850 Prager Bürger (Bürgerbuch 548, 373).

SUDETENDEUTSCHE UND GERMANISCHE VOLKS- KUNDLICHE WORTGEOGRAPHIE

Von Ernst Schwarz

Seitdem Karten des Deutschen Wortatlasses¹ und Arbeiten dazu vorliegen², wird es möglich, Verbindungen zu anderen germanischen Sprachen herzustellen und nach einer germanischen Wortgeographie zu streben. Schwierig aber bleibt es vorderhand, wenn das Material lückenhaft ist. Trotzdem muß der Versuch gewagt werden.

1. Stadel, Scheune, Scheuer.

Zum Haus und zur Feldwirtschaft des deutschen und germanischen Bauern gehört die Scheune. Es ist bekannt, daß sich in Deutschland drei große Wortbereiche gegenüberstehen, Stadel, Scheune und Scheuer. Ihr Verhältnis im einzelnen ist bisher nur in geringem Maße behandelt worden, weil eine gesamtdeutsche Wortkarte fehlt.

Nun ergibt sich die Möglichkeit, die Sudetenländer, Schlesien, Thüringen und Ostfranken zu überblicken, Gebiete, in denen alle drei Grundbezeichnungen eine Rolle spielen, so daß sich dadurch weitere Ausblicke auf den deutschen Sprachbereich und einige Vermutungen über die Verhältnisse in germanischer Zeit ergeben.

Schon auf der sudetendeutschen, zuerst veröffentlichten Karte³ treten alle drei Hauptformen hervor (Abb. 1): im Süden im mittelbairischen und im größten Teil des nordbairischen Anteils der Sudetenländer herrschend Stadel, im Norden Scheune, schließlich um Hotzenplotz aus Oberschlesien hereinragend Scheuer. Für Schlesien steuert der Schlesische Sprachatlas eine Wortkarte Scheune bei⁴. Hier galt Scheune, nur in Oberschlesien Scheuer. Für Thüringen bringt eine Karte den Dativ Sing. Der Satz lautete: Die Leute sagen, er hat in seiner neuen Scheune Feuer gelegt⁵. Im Hauptteile Thü-

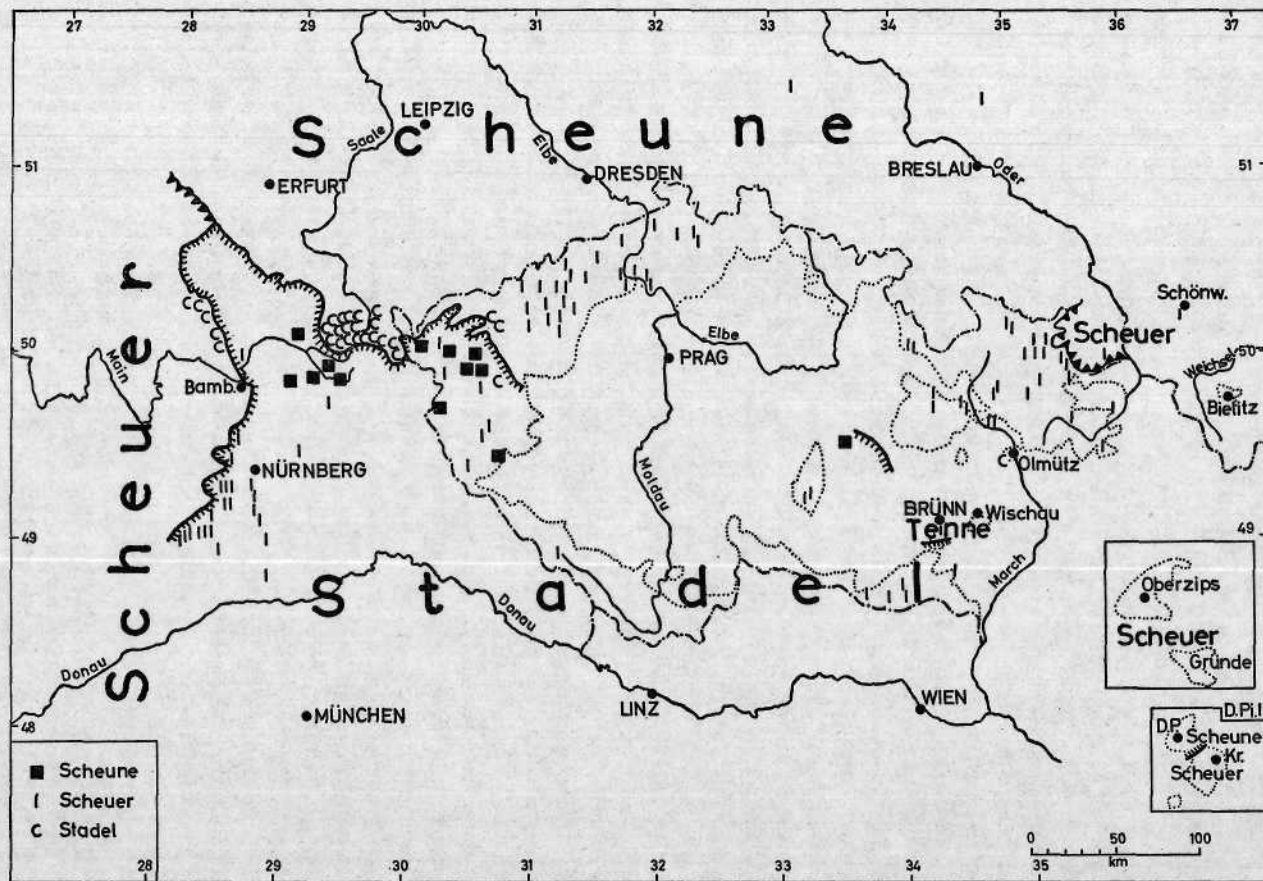
¹ Deutscher Wortatlas. Hrsg. von Walter Mitzka, fortgef. von W. Mitzka und Ludwig Erich Schmitt (1951 ff.).

² Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Hrsg. von Ludwig Erich Schmitt. Bd. 1—5, 1958 ff.

³ Weinelt, Herbert: Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern (1938), Karte 30 und Text S. 132—134 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 2. Hrsg. von Ernst Schwarz). — Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Wortatlas. Bd. 1 (1954), Karte 23 und Text S. 30 f.

⁴ Schlesischer Sprachatlas. Hrsg. von Ludwig Erich Schmitt. 2. Bd. Wortatlas von Günter Bellmann (1965), Karte 22 und Text S. 30 f.

⁵ Thüringischer Dialektatlas. Bearb. von Herman Hucke. Berlin 1961, Karte 13



ringens herrscht Scheune, südlich vom Thüringer Wald setzt Stadel ein, westlich Fladungen und Schmalkalden beginnt das Gebiet von Scheuer. Der Kanzlei des Ostfränkischen Wörterbuches wird eine Karte verdankt, die den Anschluß für Thüringen und Böhmen bietet⁶. Unsere Abb. 1, aus den vier Teilkarten auf einen gleichen Maßstab gebracht, vereinfacht insofern, als einzelne Wörter, auf die es in diesem Aufsatz nicht ankommt, beiseite gelassen werden, also Meldungen von Schupfen und Bühne im Sudetenraum, von Halle in Ostfranken. Auf die mundartliche Aussprache wird nicht eingegangen. Die Abb. 1 gestattet, den Südostteil des deutschen Sprachgebietes zu überblicken, und ermuntert dazu, die einzelnen Wortlandschaften nicht nur zu beschreiben, sondern auch den Ursachen des Gebrauches bestimmter Bezeichnungen nachzugehen und sich die Frage vorzulegen, ob und welche Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte eingetreten sein können. Da Teile Altdeutschlands mit spätmittelalterlichen Ausbazonen verbunden sind und in den Sudetenländern die in Böhmen und Mähren liegenden Sprachinseln (immer vom Standpunkt der Zeit bis 1945) Anregungen geben, weiter die deutschen Sprachinseln der Slowakei (bis 1945) und ebenso die oberschlesischen hinzutreten, außerdem Siebenbürgen berücksichtigt wird, wird nicht nur die Verteilung im Altlande, sondern auch im Neulande mit seinen eigenen Problemen zu erörtern sein. Das Material ist für die Sudetenländer vor dem Zweiten Weltkrieg, für Schlesien von Vertriebenen nach 1945 zusammengebracht worden. Die eingetragene Sprachgrenze in Böhmen und Mähren gilt für die Zeit bis 1945. Das Belegnetz ist, auf ländersweiser Abfragung beruhend, nicht ganz gleich, aber doch so reichhaltig, daß die darauf beruhenden Folgerungen eine feste Grundlage haben.

Das Stadelgebiet der Sudetenländer umfaßt den gesamten bairischen Anteil im Süden, also die zum mittelbairischen Mundartraum gehörenden einst deutsch besiedelten Gebiete von Südmähren, Südböhmen, den unteren und mittleren Böhmerwald bis Schüttenhofen südlich vom Tauser Paß, ferner den nordbairischen Anteil in Westböhmen. Stadel reicht nicht bis zur Ostgrenze der nordbairischen Mundart, die von Duppau bis Jechnitz verläuft, sondern entspricht etwa der mehr verschlungenen Apfel/Appel-Linie westlich davon⁷. Wo sich ostmitteldeutscher Einfluß in der zweiten Lautverschiebung geltend macht, wird von der Scheune gesprochen. Stadel gilt in der Budweiser Sprachinsel, die dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet Südböhmens vorgeschoben war, ferner in der Iglauer Insel und den deutschen Dörfern um Preßburg. Der Ascher Zipfel und der anschließende Kamm des Erzgebirges gehörten zum Scheune-Gebiet.

und Text S. 63—66 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentl. d. Inst. f. dt. Sprache und Literatur 17).

⁶ Dem Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuches in Erlangen, Dr. Eberhard Wagner, sei für die Erlaubnis gedankt, die Karte abzudrucken.

⁷ Ein kleines Stück der Stadel/Scheune-Grenze um den Ascher Zipfel zeichnet ein Braun, Hermann: Wortgeographie des historischen Egerlandes. Halle 1938, Karte 53, dazu Text S. 120 (Mitteldeutsche Studien 12. Hrsg. von Theodor Frings).

Stadel in Böhmen und Mähren setzt das gleiche Wort der Oberpfalz, des übrigen Bayern und von Österreich fort. West- und Südböhmen sowie Südmähren sprechen Stadel, weil bairische Bauern im 12. und 13. Jahrhundert den Ausdruck über die Grenze hereingetragen haben. Daß die Iglauer Insel dasselbe Wort gebraucht, erklärt sich daraus, daß diese Inselmundart, die sich im 13. Jahrhundert gebildet hat, in der Hauptsache auf oberpfälzischer Grundlage beruht⁸. Dadurch wird gesichert, daß Stadel in der Heimatlandschaft der südböhmischen und südmährischen Kolonisten im 13. Jahrhundert die herrschende Form war. Die obersächsischen Bergleute, die sich in der Iglauer Insel betätigt und auch in der Mundartgestaltung ihre Spuren hinterlassen haben (es wird ostmitteldeutsches mp, pp in Strumpf, Schupfen gesprochen), haben gewiß das Wort Scheune mitgebracht und beim Wortausgleich den Ausdruck der Mehrheit, der oberpfälzischen Bauern, angenommen. In der Brünner und Wischauer Insel wäre eigentlich Stadel zu erwarten, obgleich sich in einzelnen Fällen ostmitteldeutsche Wörter nordmährischer Prägung bis ins östliche Südmähren vorgeschoben haben⁹. Der Schluß gründet sich darauf, daß im westlichsten Dorf der Olmützer Sprachinsel, in Nebotein, bis 1945 vom Stadel gesprochen wurde. Die Bauern stammten vermutlich aus dem südmährischen Raum der Brünner und Wischauer Sprachinsel und ihrer einstmals weiter reichenden deutschen Nachbarschaft und sind um 1250 erschienen¹⁰. Vereinzelt scheint Stadel in Nordmähren und Sudetenschlesien noch im 16. Jahrhundert bekannt gewesen zu sein, denn 1535 und 1539 werden in der Stadt Jägerndorf mehrere Stadel erwähnt¹¹. Der bairische Anteil war in Nordmähren gering, so daß auch die bairischen Wörter schließlich dem Ausgleich zum Opfer gefallen sind.

In Ostfranken stimmt die vom Thüringischen und Ostfränkischen Wörterbuch eingezeichnete Stadel-Grenze sehr gut überein, obgleich verschiedene Abfragungen vorliegen. Im allgemeinen ist der Thüringer- und Frankenwald die Scheide. Man kann in diesem Teil des Stadel-Gebietes nicht behaupten, daß Stadel nur ein bairisches Wort sei. Es gilt im Ostteil des Ostfränkischen, auch in solchen Gegenden, die nicht oberpfälzische Beteiligung am Landesausbau erfahren haben, wie es für die an die Oberpfalz anstoßende Landschaft zutrifft, denn vom Stadel wird auch um Ruhla, Suhl und Schmalkalden gesprochen.

Am hohen Alter von Stadel kann kein Zweifel bestehen. Es gibt dafür genügend ältere Belege, etwa in Eger die Mehrzahlform *stedel*¹². Zu den ältesten zählt in Tirol 1066 *de curtibus stabulariis, quae vulgo stadelhof dicimus*¹³. Ortsnamen zeugen vom Alter in bestimmten Gegenden, so im

⁸ Ausführlicher darüber Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. 2. Aufl. München 1962, S. 91—107 (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 2).

⁹ Dazu Schwarz, Ernst: Die bairische-schlesische Überschichtung in Mähren. Zeitschrift für Phonetik 2 (1948) 274—287.

¹⁰ Dazu Schwarz: Sprachräume 293—296.

¹¹ Weinelt 133 ff.

¹² Die Chroniken der Stadt Eger. Bearb. von Heinrich Gradl: Nr. 45.

¹³ Stolz, Otto: Die Schwaighöfe in Tirol. München 1930, S. 30.

Kreis Fürth, heute nahe der Stadel-Grenze, das Dorf Stadeln, 1239 *Stadeln*¹⁴. Im Kreise Staffelstein östlich Bamberg wird Stadel 1149 als *Stadeln* erwähnt¹⁵. In Kärnten heißt Stallhofen (Obervellach) 1287 *Stadlhof*, 1300 *Stalhoven*. Stadling (Kollnitz) ist ein sogenannter unechter -ing-Name und geht auf *Stadlern* „bei den Leuten am Stadel“ zurück, 1096–1102 *Stadlaren*¹⁶.

Es spricht alles dafür, daß die Baiern das Wort bereits bei ihrer Landnahme etwa um 535 mitgebracht haben. Das Tschechische besitzt das Lehnwort *stodola*, das über das Polnische bis ins Russische weitergegeben worden ist (poln. *stodola*, russ. *stodóla* „Schuppen, Wetterdach“)¹⁷. Das Alter des Wortes folgt daraus, daß das *a* des ahd. *stadal* in beiden Silben durch *o* vertreten ist. Da der Übergang des urslawischen *a* zu *o* etwa in die Mitte des 9. Jahrhunderts zu setzen ist¹⁸, wird das Alter der Entlehnung verbürgt. Das ahd. *st* wird hier durch slawisches *st* wiedergegeben, nicht durch *št*. Da das tschech. *škoda*, eine Entlehnung aus dem ahd. *scado* „Schaden“, zeigt, daß schon im 9. Jahrhundert im Althochdeutschen vor *k* ein *š*, ein stimmloser zwischen *s* und *ž* liegender Laut, gesprochen wurde¹⁹, wird *stodola* in etwas früherer Zeit als *škoda* eingedrungen sein. Ein *s* war noch in einigen anderen ins Tschechische entlehnten Wörtern vorhanden, so im Kirchenwort *biskup* „Bischof“ aus ahd. *biskof*. Dieses Wort kann wegen des *sk* in Böhmen-Mähren nicht erst zur Zeit bekannt geworden sein, als nach der Gründung des Bistums Prag (973) deutsche Bischöfe ins Land kamen. Zumindest schon in der Zeit des Großmährischen Reiches wird man in Mähren und der westlichen Slowakei dieses Wort gekannt haben. Kyrill und Method hatten sich bei ihrer Ankunft in Mähren 862 schon mit der bairischen Mission auseinanderzusetzen und die aus dem Bairischen stammenden Kirchenwörter waren nicht zu verdrängen. Die Taufe von 14 tschechischen Vornehmen 845 in Regensburg tritt gegenüber den in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Mähren und der Slowakei schon blühenden Kirchenbauten zurück, die in den letzten Jahren in Altstadt bei Ung. Hradisch und Mikulstschitz bei Göding ausgegraben worden sind²⁰. Schon um 828 hat Erzbischof Adalram von Salzburg die Kirche in Nitra (Neutra)

¹⁴ Wießner, Wolfgang: Stadt- und Landkreis Fürth. In: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Mittelfranken. Bd. 1 (1962), S. 93.

¹⁵ Ziegelhöfer, Adam / Hey, Gustav: Die Ortsnamen des ehemaligen Hochstifts Bamberg (1911), S. 202.

¹⁶ Kranzmayer, Eberhard: Ortsnamenbuch von Kärnten. Bd. 2 (1958), S. 211.

¹⁷ Vasmer, Max: Russisches etymologisches Wörterbuch. Bd. 2 (1953), S. 17.

¹⁸ Schwarz, Ernst: Zur Chronologie von *asl. a > o*, ASlPh 41 (1927) 124–136.

¹⁹ Dazu Schwarz, Ernst: Die germanischen Reibelauts *s*, *f*, *ch* im Deutschen. Reichenberg 1926, S. 7 ff. (Schriften der deutschen wissenschaftl. Gesellschaft in Reichenberg 1).

²⁰ Die in den letzten Jahren veröffentlichte Literatur über Kultur und Christianisierung des Großmährischen Reiches wird von Zagiba, F., Poulík, Josef und Hrubý, Vilém in dem Band: Großmähren, Slawenreich zwischen Byzantinern und Franken. In: Römisch-germanisches Zentralmuseum Mainz, Ausstellungskataloge. Bd. 1 (1966), S. 27 ff., 38, 45 angeführt.

in der Slowakei geweiht, wie die um 870 geschriebene *Conversio* weiß²¹. Ein *st* zeigt noch das Kirchenwort tschech. *půst*, slowak. *post*, das noch gesamtslawisch geworden ist. Vasmer setzt sich mit Recht dafür ein, die Entlehnung nach Mähren-Pannonien ins 9. Jh. zu setzen und im ahd. *fasto* die Grundlage zu sehen²². Nach der Besiegung der Avaren 796 hat sich die Mission den Avaren und ihren slawischen Nachbarn in Mähren, Pannonien und der westlichen Slowakei zugewendet. Zumindest seit dieser Zeit, wenn nicht schon im 8. Jahrhundert, wird man von Bischöfen gehört haben.

Nun ist aber kaum damit zu rechnen, daß die christliche Mission den *stadal* zu den Westslawen gebracht hat. Man hat Kirchen zu bauen begonnen und damit, vom ahd. *kāstel* (< lat. *castellum*) ausgehend, den Begriff „Kirche in der Burg“ geschaffen, tschech. *kostel*, auch Wörter wie tschech. *mnich* „Mönch“ aus altbairischem *munich* und tschech. *pop* „Priester“ < ahd. *pfaffo* werden Eingang gefunden haben. Aber diese kirchlichen Berührungen sind nicht mit bäuerlichen Beziehungen von Volk zu Volk gleichzusetzen, die die Voraussetzungen für die Übernahme von *stadal* bilden. Man könnte daran denken, daß die in Böhmen und Mähren vermutlich nach 568 einwandernden Slawen bei den im Lande verbliebenen Germanenresten, die den Slawen Fluß- und Bergnamen vermittelt haben²³, Stadel gesehen haben, aber bei dem einzigen Platz in Böhmen, in dem germanische und slawische Häuser nebeneinander gefunden worden sind, Priesen (Březno) bei Laun, ist bisher nicht nachzuweisen, daß sich hier Germanenreste und Slawen tatsächlich getroffen haben²⁴, obwohl mit dieser Möglichkeit durchaus zu rechnen ist und dieser Nachweis vielleicht einmal von der Frühgeschichtsforschung geliefert werden wird. Aber dieser Gedanke scheidet deshalb aus, weil die Entlehnung von *stodola* nicht in die Einwanderungszeit der böhmischen Slawen des 6. Jahrhunderts fällt. Damals haben die böhmischen Germanen, wohl die Vorfahren der Baiern, **statbal* mit stimmlosem *tb* gesprochen, die Verschiebung des *tb* > *d* fällt im Ahd. ins 8. Jahrhundert, im 6. Jahrhundert wäre das Wort als **statala* entlehnt worden, das Wort würde im Tschechischen und den anderen slawischen Sprachen **stotola* lauten. Die Entlehnung fällt deshalb frühestens in das 8. Jahrhundert, wohl in seine zweite Hälfte, und die Bekanntschaft mit den bairischen Stadeln wird in einer Landschaft erfolgt sein, als Baiern und Slawen in dieser Zeit zusammenzuwohnen begannen, also in der Grenzzone beider Völker in der Oberpfalz oder am oberen Main²⁵. Das Alter der bairischen Stadel wird auch durch diese Über-

²¹ De conversione Bagoariorum et Carantanorum libellus (MG. SS. XI, 1854), cap. 11.

²² Vasmer II, 415.

²³ Dazu Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. Aufl. München 1961, S. 17–61 (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 1).

²⁴ Pleinerová, Ivana: Germanische und slawische Komponenten in der altslawischen Siedlung Březno bei Loupy. Germania 43 (1965) 121–138.

²⁵ Über den Beginn der sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen ab etwa 750 in diesen Landschaften Schwarz, Ernst: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Erlangen 1960, S. 176 ff. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 4).

legungen gesichert. Der Stadel wird für die Slawen etwas Neues bedeutet haben, d. h. die Entlehnung dringt mit der Sache ostwärts und bedeutet eine Kulturerrungenschaft²⁶. In relativ junger Zeit hat das Slowenische das Wort aus dem Bairischen übernommen. Warum das nicht auch im 8. Jahrhundert geschah, wird noch erörtert werden.

Die Slawen haben seit alter Zeit einen eigenen Dreschplatz besessen, das altslaw. *gumno*, tschech. *humno*, sie werden auch Aufbewahrungsstellen für das ungedroschene Getreide gekannt haben. Das sind idg. Wörter wie tschech. *stob* „Schober, Heuhaufen“, russisch *zoród* „eingehogter Platz, Schober“ u. a. Der Fortschritt bestand in der Zusammenfassung von Tenne und Garbenspeicher unter einem gemeinsamen Dach²⁷. Das hat zur Aufnahme des neuen Wortes geführt. In Kroatien kennt man bis zur bosnischen Grenze *štajelj*, *štajel* als Nebenform zu *štadel*, aber *št* und die Bewahrung des *a* sowie die Abschwächung des *-al* zu *-el* zeigen, daß es sich hier um eine jüngere Entlehnung handelt. Gelegentlich hört man in diesen südslawischen Sprachen auch *stodola*, das aber keine weitere Rolle spielt und aus anderen slawischen Sprachen herübergenommen sein dürfte²⁸.

Bevor weitere Folgerungen daraus gezogen werden, soll die Lage im alemannischen Gebiet erörtert werden, für das bisher keine Wortkarte vorliegt, so daß nur eine allgemeine Übersicht gegeben werden kann. Nach Kretschmer²⁹ reicht Stadel bis in die Ostschweiz (St. Gallen). Er spricht von einem hauptsächlich bairisch-österreichischen Wort. Zum Unterschiede von Scheune werde es vielfach von einem auf dem Feld befindlichen Holzbau gebraucht, in dem besonders Heu aufbewahrt werde (Heustadel). In Vorarlberg, in dem eine schwäbische Mundart gesprochen wird, ist der Stadel bekannt³⁰. Sonst ist im schwäbischen Gebiet Stadel in der Bedeutung „Scheuer“ im Osten und Südosten gebräuchlich, in Zusammensetzungen wie Heu-, Holz-, Salzstadel³¹. In der Schweiz ist das Wort heute im wesentlichen auf zwei geschlossene Randgebiete beschränkt, ein ostschweizerisches, das sich nach Norden und Osten über die Grenze fortsetzt, und ein südwestliches mit etwas abweichender Bedeutungsentwicklung, das Wallis und dessen südliche Außenorte in Piemont umfassend, während im Kerngebiet andere Bezeichnungen wie Gaden, Schür (Scheuer), Spicher „Speicher“ eingetreten sind³². Im Elsaß ist Stadel „Scheune“ nur noch in dem Straßennamen

²⁶ Janko, J.: O pravěku slovanském [Vom slawischen Altertum] (1912), denkt S. 105 nach der Lautgestalt des Wortes an die Zeit um 700.

²⁷ Schier, Bruno: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. 2. Aufl. (1966), S. 336 ff.

²⁸ Schneeweis, Edmund: Die deutschen Lehnwörter im Serbokroatischen (1960), S. 7.

²⁹ Kretschmer, Paul: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (1918), S. 408.

³⁰ Jutz, Leo: Vorarlbergisches Wörterbuch. Bd. 2 (1960), S. 1246.

³¹ Fischer, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 5 (1920), Sp. 1615 ff.

³² Schweizerisches Idiotikon. Bd. 10 (1939), Sp. 1334 ff.

Stadelgaß in Straßburg erhalten³³. Der Familienname Stadler aber ist in der Schweiz, in Baden und im Elsaß nicht selten. Man gewinnt den Eindruck, daß Stadel einmal im Alemannischen einheimisch war, aber seit langer Zeit besonders durch Scheuer verdrängt wird und seitdem auf den Süden und Osten beschränkt ist. Hier sichern Ortsnamen das Vorkommen in älterer Zeit, so Stadelhof, abgegangen bei Münsterhausen. 1492 *Stadel*, 1565 *Stadelhoff*³⁴; Stadels (Gemeinde Görisried), 1328 *zem Stadol*³⁵. Unweit Zürich wird Stadel 1044 *de Stadelan* genannt, Stadelhofen bei Zürich 952 *Stadolof*, 1158 *Stadelhoven*, in Baden Stollhofen (Kreis Rastatt) 1154 *Stadelhoven*³⁶. Es ist möglich, daß einmal auch in Unterfranken Stadel bekannt war und ebenso wie im Alemannischen von Scheuer zurückgedrängt worden ist, dem als „fränkischem“ Wort ein Mehrwert gegenüber dem mehr mundartlich gebliebenen Stadel zugekommen sein dürfte. Stadel bei Herrieden (Mittelfranken) wird in den Fuldaer Traditionen *Staden* geschrieben³⁷ und das ohne das -l-Suffix erweiterte Wort spielt im Mittelniederdeutschen eine Rolle.

Aus diesen Erwägungen über das Vorkommen von Stadel im Bairischen und Alemannischen sowie über das tschechische Lehnwort *stodola* darf man folgern, daß es sich um ein elbgermanisches Wort handelt, das durch Volksbewegungen der Völkerwanderungszeit nach Süddeutschland gebracht worden ist.

Im Mittelniederdeutschen bedeutet *stadel*, Mask. und Ntr., eine Stätte, im Altsächsischen eine Stelle, wo man Früchte, Waren usw. aufschüttet. Es wird in Goslar im 14. Jahrhundert gebraucht³⁸.

Es handelt sich um ein gemeingermanisches Wort, das im altisl. *stǫdull* m. „Melkplatz, Senne“, ags. *statbol* „Grundlage, Stellung, Platz“ vorliegt. Das mittelniederdt. *stade* „Ort, wo die Ernte aufgehäuft wird“ entspricht dem altnord. *stadi* „Heustapel, Scheune“. Ausgangspunkt ist die idg. Wurzel **stā-*, **stə-* „stehen“. Man leitet *stadal* gewöhnlich von einer Weiterbildung mit dem Suffix -*ilo-* her, das in lat. *obstaculum* vorliegt³⁹, vergißt aber dabei auf die Form *stade*, so daß eher an ein l-Suffix zu denken ist, zu dem auch norwegisch *staal* „Stapel, Stoß, zusammengedrückte Masse“, altnordisch *stāl* n. „Getreideschober“, ags. *stæl* „Platz, Ort, Stellung“ gehören. Damit ist auch die Bedeutungsentwicklung gegeben, die von „Stand,

³³ Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Bearb. von E. Martin und H. Lienhart. Bd. 2 (1904–1907), S. 574.

³⁴ Hilble, Fritz: Landkreis Krumbach. In: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Schwaben. Bd. 2 (1956), S. 59.

³⁵ Dertsch, Richard: Landkreis Marktoberdorf, ebenda, Bd. 1 (1953), S. 67.

³⁶ Förstemann, Ernst: Altdeutsches Namenbuch. Ortsnamen Bd. 2. 3. Aufl. Bonn 1913–16, Sp. 854–856.

³⁷ Dronke, Ernst F. J.: Traditiones et antiquitates Fuldensis (1844), cap. 9, 10.

³⁸ Schiller, Karl / Lübber, August: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bd. 4 (1878), S. 350.

³⁹ Kluge, Friedrich: Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte (1899), § 142. — Falk, H. S. / Torp, Alf: Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. Bd. 2 (1911), S. 1199. — Pokorny: Indogerm. etym. Wörterbuch (1959 f.), S. 1005.

Stellung“ zu „Heustapel, Scheune“ führt, die gemeingerm. sein wird, aber sich in der Bedeutung „Scheune“ vielleicht nur in einem Teil der germanischen Welt verbreitet haben kann, weil im Fränkischen das Wort zu fehlen scheint. Die Bedeutungsverengung hat zu „Heu-, Getreidestapel unter einem Dach“ geführt. Natürlich ist es möglich, daß das Wort im Altfränkischen im Wettbewerb mit Scheuer untergegangen ist. Der Hauptausbildungsraum scheint im Elbgermanischen zu liegen, von wo es ins Bairische, Alemannische und vielleicht in Teile des Ostfränkischen gelangt ist, hier und im Alemannischen durch Scheuer zurückgedrängt⁴⁰. Diese Auseinandersetzung, die hier nur als Hypothese vorgetragen wird, aber immerhin nicht ganz unbegründet ist, wird deutlicher, wenn andere Wörter im Wortfeld „Scheune“ herangezogen werden.

Das Altbairische hat das Wort *skugina* „Scheune“ besessen, eine Bildung zur idg. Wurzel **(s)keu-*, von der Schwundstufe aus weitergebildet. Ihr Dasein wird durch altbairische Glossen gesichert, die schon bei Schmeller⁴¹ zusammengestellt sind. Das Alter im Bairischen wird außerdem durch das slowenische Lehnwort *skedenj* (windisch in Kärnten *skadin* < *skvdi* < *skugina*⁴² bestätigt, das *sk* und *v* voraussetzt und deshalb ins 8. Jahrhundert zurückgehen wird, als sich die Baiern in der zweiten Hälfte in Kärnten festzusetzen begannen und nun das Zusammenleben der beiden Völker einsetzte. Es ist ins Kroatische als *skadanj*, *skedanj*, *skedenj* und in jüngerer Gestalt mit *šk* als *škedenj*, *škedanj* weiter gewandert. Vermutlich liegt das altbair. *skugina* im Ortsnamen Schöndorf bei Vöcklabruck in Oberösterreich vor, 824 *Scugindorf*, 1147 *Scovendorff*, 1151 *Scoubendorf*, 1183 *Scovendorf*, um 1325 *Schöndorf*⁴³. Es scheint zwar einen alten Personennamen *Skugo* gegeben zu haben, der in Schign an der Sur im Salzburggau, 10. Jahrhundert *Skuginga*⁴⁴, vorliegt, sonst aber nicht begegnet und dessen Bestand wenig gesichert ist, da es auch von Appellativen gebildete -ing-Namen im Altbairischen gibt. *Scugina* erscheint weiter im Ortsnamen Schigendorf (Kreis Überlingen), 828 *Scuginnothorf*⁴⁵. Das Vorkommen des Wortes im Altbairischen und Altalemannischen legt es nahe, es auch dem Elbgermanischen zuzusprechen. Das Altnordische hat es ebenfalls besessen, vgl. norwegisch-dialektisch *skygne* n. „Hütte, Scheuer, Verdeck“ und das altenglische *skygni* m. „Schutz, Versteck“. Es wird eine Grundform **skuwinō* vor-

⁴⁰ Zum ostfränkischen Problem vgl. zuletzt Schwarz, Ernst: Germanische Stammeskunde zwischen den Wissenschaften (1967), S. 55 ff.

⁴¹ Schmeller, Joh. Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Bd. 2 (Neudruck 1961), Sp. 425.

⁴² Lessiak, Primus: Die Mundart von Pernegg in Kärnten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 28 (1903) 139.

⁴³ Urkundenbuch des Landes ob der Enns 824 I Nr. 66; 1147 II Nr. 161; 1151 Nr. 175; 1183 Nr. 261; weiter Schiffmann, Konrad: Historisches Ortsnamenslexikon des Landes Oberösterreich. Bd. 2 (1935), S. 379. Ein Beleg aus dem 12. Jahrhundert *Schöndorf* in MG. Necrol. I 262.

⁴⁴ MG. Necrologia I 665.

⁴⁵ Wartmann, Hermann: Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bd. 1 (1863), S. 291.

ausgesetzt⁴⁶. Die Bedeutungsentwicklung führt von „Schutz, Hütte, Versteck“ zu „Scheune“. Zur selben Wurzel **(s)keu-* gehören auch ähnliche Bildungen, so aisl. *skjá* f. „Scheuer“ < **skeuā*, *skjöl* n. „Versteck, Zuflucht, Schutz, Scheuer“ und das noch zu besprechende ahd. *scūr* m. „Wetterdach, Schutz“. Das Zurücktreten des Wortes in Süddeutschland wird damit zusammenhängen, daß sich hier *stadal* durchgesetzt hat.

Aber die Entwicklung ist komplizierter. Aus ahd. *skugina* ist mhd. *schbiune* „Scheune“ entstanden und heute in der neuhochdeutschen Schriftsprache zum Siege gelangt. Unsere Abb. 1 zeigt, daß es in Böhmen und Mähren vom östlichsten Teil des Egerlandes und Westböhmens über Nordböhmen bis Nordmähren streicht, außerdem in Obersachsen und Schlesien und im größten Teil von Thüringen gilt. Besonders ist auf das Vorkommen in der einstigen großen Schönhengster Sprachinsel im Norden der böhmisch-mährischen Höhe um Landskron, Zwittau und Mährisch-Trübau aufmerksam zu machen, wo in der Hauptsache eine ostfränkische Mundart gesprochen wurde, die nach ihren besonderen Zügen aus dem Lande an der oberen Saale und der Nachbarschaft, etwa um das heutige Naila, in Mischung mit schlesischen und bairischen Einflüssen entstanden ist⁴⁷. Nun gilt im allgemeinen in Oberfranken Stadel, westlich der Stadel-Grenze mit den vermuteten früher etwas anderen Verhältnissen Scheuer und es wäre auffällig, daß sich keines dieser Wörter im Schönhengst durchsetzen konnte, wenn dessen Mundart aus dem ostfränkischen „Altlande“ stammte. Stadel ist aber im nordöstlichen Teile von Oberfranken um Stadtsteinach, Münchberg, Naila, Hof und Rehau nurmehr mit einzelnen Belegen vertreten, hier ist Scheune die Hauptform und nach den Verhältnissen im Schönhengst kann man vermuten, daß es so schon um 1250, der Einwanderungszeit in den Schönhengst, gewesen ist. Wenn sich Scheune auch in Obersachsen, Schlesien, Nordböhmen und Nordmähren ausgebreitet hat, so gewiß ursprünglich im Wettbewerb mit Stadel, das die aus der Oberpfalz stammenden Bauern des 12. und 13. Jahrhunderts in das Land nördlich der heutigen Stadel/Scheune-Grenze mitgebracht haben, d. h. daß sich hier die thüringischen Sprecher mit Scheune durchgesetzt haben. In der Bielitzer Insel hat Scheune gegolten, das man sich im Ausgleich mit Scheuer als siegreich vorzustellen hat, ist doch auch im Kuhländchen, wohin mundartliche Beziehungen in der frühesten deutschen Ausbauzeit bestanden haben⁴⁸, Scheune das herrschende Wort geworden. In der Slowakei hat Scheune in der Deutschprobener Sprachinsel gegolten, es wird von Waldrodern aus einer schlesischen Ausbaulandschaft (vielleicht in Galizien) mitgebracht worden sein⁴⁹. Scheune war ursprünglich auch in Teilen des Südens bekannt, obwohl es z. B. in Bayern nicht volkstümlich ist. Aber man kennt es im alemannisch sprechenden Allgäu und im anschließenden Vor-

⁴⁶ Falk, H. S. / Torp, Alf: Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. Bd. 2 (1911), S. 1040.

⁴⁷ Schwarz: Sprachräume 301 ff., Abb. 52.

⁴⁸ Ebenda 276 ff.

⁴⁹ Ebenda 333 ff.

arlberg⁵⁰, hier in der Sonderbedeutung „Lager für den Heustock“⁵¹. In einem Iglauer Schöffenspruch des 14. Jahrhunderts ist von einem *gertil mit der schewen* „Garten mit der Scheune“ die Rede⁵², wobei daran zu erinnern ist, daß das bergmännische Element in der Iglauer Insel aus dem Scheune-Gebiet der Mark Meißen stammte.

In Niederdeutschland kennt man das Wort im Ostteile, nicht nur im ostniederdeutschen Kolonialland, sondern auch z. B. in Hadeln südlich der Elbemündung⁵³. In Pommern muß Scheune bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, denn das Kaschubische hat in dieser Zeit *šk^uuńa* aus mittelniederdeutschem *skiune* entlehnt. Das Vorkommen in Thüringen und am Ostrande des alten niederdeutschen Landes vor der Ausbreitung nach Osten macht es begreiflich, daß es weiter ostwärts mitgenommen werden konnte. Hier wird ein Ausgleich zwischen Scheune und Scheuer stattgefunden haben, da auch aus dem Westen des niederdeutschen Raumes stammende Siedler am Landesausbau im Osten teilgenommen haben.

Die ursprüngliche Verbreitung hat von Skandinavien über die festländische Heimat der Angelsachsen bis ins Alemannische gereicht und im Elbgermanischen, Nordseegermanischen und Skandinavischen ist die Ausbildung der Bedeutung von „Schutzdach, Obdach“ zu „Scheune“ gut zu überblicken. Nur gegen den Rhein zu hat ein anderes sinngleiches Wort gesiegt. Hier herrscht Scheuer, dessen Vordringen im Alemannischen und Ostfränkischen uns schon beschäftigt hat. In Westthüringen westlich Eisenach wird dafür z. T. in der Mundart *schänn* gesprochen, das nicht das mhd. *skiune*, sondern *schiore* fortsetzt⁵⁴.

Die Auseinandersetzung von Scheune und Scheuer in Thüringen hat an der Hand der Literatur Bahder verfolgt⁵⁵. Luther selbst zieht zunächst *scheune* vor, aber 1548 spricht er von der *schewer*⁵⁶. Das ist vorderhand das in der Schriftsprache bevorzugte Wort, es wird auch von schlesischen Schriftstellern gebraucht. Bahder täuscht sich aber, wenn er annimmt, daß noch heute Scheuer in der Mundart nach Böhmen, Mähren, Schlesien reiche⁵⁷. Diesen Eindruck hat Kretschmer aus den Angaben seiner städtischen Gewährsmänner gewonnen. Es handelt sich hier darum, daß Scheuer sein Übergewicht in der Schriftsprache nicht behaupten konnte, seit sich die Klassiker entschlossen, unter dem Eindruck der thüringischen Umgangssprache für Scheune zu entscheiden.

⁵⁰ Fischer, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 5 (1920), Sp. 802.

⁵¹ Jutz: Vorarlbergisches Wörterbuch II, Sp. 907.

⁵² Tomaschek, J. A.: Der Oberhof Iglau in Mähren und seine Schöffensprüche aus dem XIII.—XVI. Jahrhundert (1868), Nr. 327.

⁵³ Teut, Heinrich: Haderer Wörterbuch. Der plattdeutsche Wortschatz im Lande Hadeln (Niederelbe). Bd. 3 (1959), S. 88.

⁵⁴ Hucke 64 ff.

⁵⁵ Von Bahder, Konrad: Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache (1925), S. 10 ff.

⁵⁶ Ebenda 11.

⁵⁷ Ebenda 12.

Gewiß ist durch den ostmitteldeutschen Landesausbau Scheuer nach dem Osten getragen worden. Im Kreise Coburg, wo Scheuer heute nicht bekannt ist und Scheune vorherrscht, liegt Scheuerfeld, 1100 *Schurinvelt*, mundartlich *šoirfalt*⁵⁸. Einzelbelege auf der Abb. 1 zeigen, daß das Wort auch sonst den Mundarten West- und Nordböhmens sowie Nordmährens nicht fremd ist.

Auch in der schlesischen Mundart war Scheuer noch eine Zeitlang im Gebrauch. Noch die Kataster des 18. Jahrhunderts sprechen von ihr, so lagen in Daleschitz (Bezirk Gablonz a.N.) Felder und Wiesen *obig, bei* und *hinter der Scheuer*, in Grünwald bei Gablonz ein Trieschberg *hinter der Scheuer* usw. In der Mundart herrschte aber durchaus in der Gegenwart Scheune vor⁵⁹. Ähnlich steht es im Freudenthaler und Jägerndorfer Bezirk, wo im 17. und 18. Jahrhundert ausschließlich Scheuer gebraucht wird. Das Freudenthaler Urbar von 1629 schreibt: *in die scheuern führen*⁶⁰. In Wirklichkeit werden, wie der Sieg von „Scheune“ zeigt, beide Wörter bekannt gewesen sein, aber Scheune wird seit dem 16. bzw. 18. Jahrhundert einen Mehrwert erhalten haben. Scheuer ist wirklich gesprochen worden und nicht etwa nur auf die Schreibsprache beschränkt, wie ein Gebirgsname beweist. Der öfters behandelte Name des Heuscheuergebirges in der Grafschaft Glatz erscheint in der heutigen Schriftgestalt zuerst 1605, aber das Volk nannte das Gebirge Heuscheune. Von der Heuscheuer schreiben schon alte Handschriften, so: *Ein narr nymbt ein bewschewren für ein purgk*⁶¹. Im Tschechischen der Bezirke Politz und Nachod wird das Gebirge *Hyšovina*, mundartlich *bejšovina*, genannt⁶². Wenn hier deutsches mundartliches *bāšoine* die Vorlage war, so zeugt doch die Auseinandersetzung zwischen beiden Formen, daß auch Heuscheuer einmal in der Mundart gegolten haben wird und die amtliche Schreibung bewahrt⁶³.

Wie die Abb. 1 zeigt, beginnt am Ostrande des Bezirkes Hotzenplotz ein Scheuer-Gebiet, das sich in der deutschen Mundart des anschließenden Oberschlesien fortsetzte. In diesen Mundarten sind ebenso wie in der der Grafschaft Glatz hessische und z. T. mittelfränkische Züge zu erkennen⁶⁴. Diese Siedler werden Scheuer mitgebracht haben, das sich mit dem von thüringischen Bauern gebrauchten Scheune auseinandergesetzt hat. So wird es begreiflich, daß in der altschlesischen Sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz ne-

⁵⁸ Grasmuck, Horst: Die Ortsnamen des Landkreises Coburg. Diss. Erlangen 1955, S. 58.

⁵⁹ Schwarz, Ernst: Die Flurnamen des Bezirkes Gablonz (1935), S. 26 (Sudeten-deutsches Flurnamenbuch 1).

⁶⁰ Weinelt 133.

⁶¹ Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Bd. 2 (Neudruck 1961), Sp. 457.

⁶² Sedláček, A.: Snůška starých jmen [Sammlung alter Namen]. In: Rozpravy české akademie věd a umění I, Nr. 60 (1920), S. 116.

⁶³ Dazu in Auseinandersetzung mit anderen Meinungen Schwarz, Ernst: Die Heuscheuer. ZONF 12 (1936) 247–251.

⁶⁴ Schwarz: Sprachräume 237 ff.

ben Scheune von der *šajer* gesprochen wurde⁶⁵. Das Dorf ist 1269 begründet worden, die Bauern sind aus Oberschlesien gekommen, dafür sprechen Lautformen und Wörter. Auch Kostenthal in Oberschlesien auf halbem Wege zwischen Leobschütz und Cosel, wo sich Deutsche noch früher niedergelassen haben und schon 1225 erwähnt werden⁶⁶, wo deutlich mittelfränkische Lautungen bis 1945 vorhanden waren, hat das Heu in die Scheuern gebracht. Die Kremnitzer Sprachinsel in der Slowakei hat das Wort Scheuer gebraucht, die benachbarte Deutsch Probener Scheune. In beiden Inseln mit ähnlicher Mundart haben sich schlesische Waldroder und bairische Bergleute seit dem 14. Jahrhundert getroffen. Stadel kennt man nicht, Scheune und Scheuer werden aus einer oberschlesischen seitdem versunkenen Sprachinsel in Galizien mitgebracht worden sein und sich auf dem Inselboden in der Slowakei nach verschiedenen Seiten ausgeglichen haben⁶⁷.

An dem hohen Alter des fränkischen Wortes Scheuer besteht kein Zweifel. Tatian und Otfrid haben *sciura*, daneben hat es eine *j*-Ableitung *scūria* gegeben. Die Lex Salica und das Capitulare de villis Karls des Großen kennen die *scūria*. Das Wort hat in Teilen des Französischen Heimatrecht erlangt und man kann hier *scūra* und *scūria* unterscheiden. Im Altfranzösischen gilt *écurie* „Pferdestall“, provenzalisch *escura* „Stall“. Das Wort ist bis in den französischen Süden gedrungen⁶⁸. Die Franken haben offenbar lange an der gewohnten Bezeichnung festgehalten. Die Bedeutung geht von „Schutzdach, Wetterschupfen“ aus. Norwegische Dialekte kennen *skur* in der Bedeutung „oberste Schicht in einem Heuschober“, schwedische in der von „Schutzdach, Bretterschupfen“, das Altfriesische hat *schur*, das Mittelniederdeutsche *schur* „Schutz, Schupfen“. Es muß aber von altnord. *skūr*, ahd. *scūr* „Regenschauer“ (dazu lat. *caurus* „Nordwestwind“), getrennt gehalten werden. Es handelt sich um eine Weiterbildung zu derselben idg. Wurzel **(s)key-*, die auch in *skugina* „Scheune“ vorliegt, die in der idg. Wortbildung eine große Rolle spielt, vgl. lat. *ob-scūrus* „dunkel“, eigentlich „bedeckt“, und litauisch *skūrā* „Baumrinde“. In der Bedeutung „Scheune“ ist im Westniederdeutschen auch das auf *scūr* zurückgehende Schauer bekannt, so in Hadeln *Schuur* „Schutz“⁶⁹. Rechts und links der unteren Mosel und in Nassau ist Schauer in der Bedeutung „Scheuer“ verbreitet, aber

⁶⁵ Über Schönwald Gusinde, Konrad: Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz (1911) (Wort und Brauch 7). — Ders.: Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines Dorfes im polnischen Oberschlesien (1912) (Wort und Brauch 10). — Schwarz: Sprachräume 258 ff.; zuletzt ders.: Schönwald bei Gleiwitz, Oberschlesien und die Rheinlande. Vierteljahresschrift Schlesien (1966) 112 f.

⁶⁶ Schwarz: Sprachräume 253 ff.

⁶⁷ Ebenda 333 ff.

⁶⁸ Altfränkische Belege und Diskussion über französisch *écurie* bei Winkler, E.: Zur Lokalisierung des sogenannten Capitulare de villis. Zeitschrift für romanische Philologie 37 (1913) 534. — Baist, G.: Zur Interpretation der Brevium Exempla und des Capitulare de villis. VSWG 12 (1914), § 19.

⁶⁹ Teut: Haderer Wörterbuch III, 88.

auch in der Bedeutung „Ort, an dem man sich gegen den Regen schützt“⁷⁰. Dieser Sinn von „Schutz“ unterscheidet das Wort von der Scheuer, die im Rheinland allgemein gilt⁷¹, ebenso im Elsaß und von deren Vordringen im alemannischen Raum schon die Rede war. Das Wort war gemeingermanisch und ist auch in Bayern nicht ganz fremd. Schmeller kennt es und bemerkt, daß es weit weniger üblich sei als Stadel⁷². Es begegnet in bairischen und österreichischen Ortsnamen⁷³. Es hat früher wohl eine größere Rolle hier gespielt, ist es doch in der südtirolischen Sprachinsel Lusern belegt (*schaür* f.) und in Tiroler Alpentälern, wo *schair* einen großen Raum, eine größere Stube, ein großes und gutes Gebäude bezeichnet⁷⁴. Die Bedeutung ist also z. T. noch von Stadel verschieden. Erst der Zusammenfall hat zum Zurücktreten geführt. Das Hauptgebiet bleibt aber das Fränkische mit seinen Einflußzonen.

Der Verbreitung von Schauer wird hier nicht weiter nachgegangen. Das Mittelniederdeutsche kennt es und zwar als *Schur* n. und *Schure* f. „Ort, der Schutz gewährt, Scheuer“⁷⁵. Aus ihrer niederdeutschen Heimat um Lüneburg haben die Langobarden ihr *skür* „Fensterladen, der das Eindringen des Lichts in das Zimmer hindert“ nach Italien mitgebracht, wo es im Italienischen zu den Wörtern mit dem größten Verbreitungsgebiet gehört⁷⁶.

Scheuer ist nicht nur in Oberschlesien das herrschende Wort gewesen, sondern auch in den beiden Zipsen, sowohl in der Oberzips als auch in den Gründen. Die Deutschen sind hierher zwischen 1170 und 1240 gekommen. Der mittelfränkische Einfluß ist sowohl in der Lautgebung als auch in der Wortwahl deutlich, ostmitteldeutsche Beimischung vielleicht nur in einer Zwischenheimat an der Saale zu vermuten⁷⁷. Noch deutlicher sind die mittelfränkischen Merkmale im Siebenbürgischsächsischen zu erkennen, das direkt als moselfränkische -riparische Sprachinsel bezeichnet werden kann. Diese rheinischen Siedler, die schon um 1150 in Siebenbürgen erschienen sind, haben Scheuer aus ihrer rheinischen Heimat mitgebracht⁷⁸. Sein Alter ist dadurch gesichert, daß es in Ortsnamen vorkommt, so Klein- und Großscheuern, mundartlich *kli-*, *grüßeirn*, 1359 *Paruum-*, *Magnum borreum* (lat. *borreum* „Scheuer“), später *Clein-*, *Grosschwur*, *-schuren*, das ins Rumänische als *Şuramare* übernommen ist. Das Rumänische in Siebenbürgen hat auch das Appellativum übernommen (mit langem *u*, während es sonst

⁷⁰ Dittmaier, Heinrich: Rheinische Flurnamen (1963), S. 261.

⁷¹ Rheinisches Wörterbuch. Bd. 7 (1948), Sp. 1074.

⁷² Schmeller: Bayer. Wörterbuch II, Sp. 457; über Schauer im Bair. II, Sp. 450.

⁷³ Belege aus Oberösterreich bei Schiffmann, Konrad: Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich. Bd. 2 (1935), S. 352 ff.; Bd. 3 (1940), S. 406.

⁷⁴ Schatz, Josef: Wörterbuch der Tiroler Mundart. Bd. 2 (1956), S. 520.

⁷⁵ Schiller / Lübken: Mittelniederdeutsches Wörterbuch IV, 153.

⁷⁶ Gamillscheg, Ernst: Romania Germanica. Bd. 2 (1935), S. 158.

⁷⁷ Schwarz: Sprachräume 351 ff.

⁷⁸ Schwarz, Ernst: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen (1957), S. 84 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks B 8).

im Rumänischen zu kurzem *u* verkürzt worden ist)⁷⁹. Die deutsche Scheune hat auch in Siebenbürgen für die Nachbarn etwas Neues bedeutet. In der Verpflanzung von Scheune und Scheuer setzt sich das Nebeneinander und der schließliche Ausgleich der einen oder anderen Gestalt nach Osten fort, der Entlehnung in das Französische entspricht die ins Rumänische.

Es gibt noch andere Bezeichnungen für die Scheune, die hier nicht mehr behandelt werden, da es auf das Verhältnis von Stadel-Scheune-Scheuer ankommt. Im Kerngebiet der Schweiz wird neben *Schür* vom *Gaden* und dem *Spicher* gesprochen. Der Gaden, mhd. *gadem*, *gaden*, gilt zunächst für ein Haus mit nur einem Gemach, dann für eine Kammer, hoch gelegenen Verschlag. Das Wort ist auch in Bayern bekannt und aus Ortsnamen wie Berchtesgaden vertraut. Ein Lehnwort ist Speicher, mhd. *spicher* < spätlat. *spicārium* „Getreidespeicher“, verwendet auch in der Bedeutung „Lagerraum, Vorratshaus, Dachboden“. Es handelt sich in beiden Fällen um Übertragungen auf die Scheune, ebenso bei Halle in Ostfranken und Schupfen in Westböhmen, nicht mehr um sinngleiche, sondern mehr oder minder um sinnähnliche Wörter. Ob Gaden und Speicher in der Schweiz als Ausweichwörter aufzufassen sind, die sich während der Auseinandersetzung von Stadel und Scheuer empfohlen haben, bedarf der näheren Untersuchung.

Das auf der Abb. 1 eingezeichnete Tenne gehört ebenfalls zu den sinnähnlichen Wörtern, die nur bei Sinngleichheit andere Wörter, so in der Wischauer und Brünner Sprachinsel den Stadel, verdrängen konnten. Das mhd. *tenne*, ahd. *tenni* bedeutet zunächst den „Dreschplatz“ und kann, da der Stadel auch zum Dreschen benützt wird, landschaftlich (so noch im Burgenland) als Synonym auftreten, während es in anderen Gegenden ein Teil der Scheune ist. Die Herkunft wird bisweilen als nicht geklärt bezeichnet⁸⁰, mit Unrecht, wenn man die Mundarten heranzieht, z. B. mecklenburgisch *denn* „Lagerstätte, niedergetretene Stelle im Korn“, mittelniederdeutsch *denne* „Niederung“, mittelniederländisch *dan* „wüster von Buschwerk umgebener Platz, Platz, Land“, altenglisch *denn* „Höhle, Wildlager“. Daraus kann man ein **danjō* erschließen, ins Vulgärlateinische als *danea* „area“ eingedrungen. Die Bedeutung geht von einem „geebneten Lehm- oder Bretterboden, Buschplatz, Hausflur, glatt getretenen Ort“ aus und Pokorny⁸¹ wird im Recht sein, wenn er von einem idg. **dben-* „Fläche der Hand, des Erdbodens“ ausgeht, vgl. die ahd. Weiterbildung *tenar*, mhd. *tener* „flache Hand“.

Es ist versucht worden, Stadel aus dem süddeutschen Raum in die Heimat der Elbgermanen vor ihrer Ausbreitung nach Süddeutschland zu verlegen. Da die Markomannen und Quaden schon im ersten Jahrhundert vor Chr. in Süddeutschland erscheinen, die Alemannen 261 den Limes durchbrechen

⁷⁹ Orend, Misch: Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen. Deutsche Dialektgeographie 20 (1927) 20, 17.

⁸⁰ So im Großen Duden: Etymologie der deutschen Sprache, Herkunftswörterbuch (1963), S. 706.

⁸¹ Pokorny: Idg. etym. Wörterbuch 249.

und sich mit großen Teilen schon vorher an dem Main verlagert haben müssen⁸²; wird sich schon in der Zeit vorher die besondere Bedeutung von Stadel ausgebildet haben, die in eine Zeit zurückreichen wird, in der noch räumliche Verbindungen zu Nordsee- und Nordgermanen bestanden haben. Auch hier ist die Bedeutung vorhanden, Hauptform aber ist sie im Elbgermanischen geworden. Es hat schon damals sinnähnliche Wörter gegeben, so *skugina*, früh ebenfalls in Süddeutschland vorhanden, aber auch im Norden, sowie *scūr(a)*, *scūria*. Je mehr sich dieselbe Bedeutung einstellte, mußte es zu einem Ausgleichstreben kommen. Das Ergebnis ist die Verteilung von Stadel auf den Süden, Scheune auf die Mitte und den mittel- und niederdeutschen Osten, Schauer und Scheuer auf den Westen. Restformen lassen die ursprüngliche Verbreitung erkennen, aber auch das Zurücktreten von Scheune im Süden, von Stadel gegenüber Scheuer, das als fränkisches Wort einen Mehrwert in bestimmten Gegenden hat. Die Überlegenheit der germanischen Scheune führt dazu, daß *stadal* in die slawischen Sprachen, *sku-gina* ins Slowenische, *scūr(i)a* ins Französische entlehnt wird und sich unter eigenen Bedingungen ausbreitet. Noch im 12. Jahrhundert dringt *schuur* ins Rumänische ein. Das Zusammenleben mit anderen Völkern bringt es mit sich, daß auch fremde Wörter in deutsche Mundarten entlehnt worden sind, so Speicher oder egerländisch *bummel* „schmale Dachkammer“ < tschechisch *bumno* „Dreschtenne“, salzburgisch *otter* „Scheunenabteilung“ < altslaw. *odr* „Zaun“ und kärntisch *panta* „Dachboden“ < altslaw. *petro* „Speicher, Gerüst, Stockwerk“⁸³. Die westslawische Scheune wird wie die deutsche zum Einfahren eingerichtet. Die Ausbildung der Scheunenwirtschaft in Mitteleuropa führt zur Verbreitung germanischer Wörter bei fast allen Nachbarn im Westen und Osten.

2. Mahr, Alp, Drude (Abb. 2).

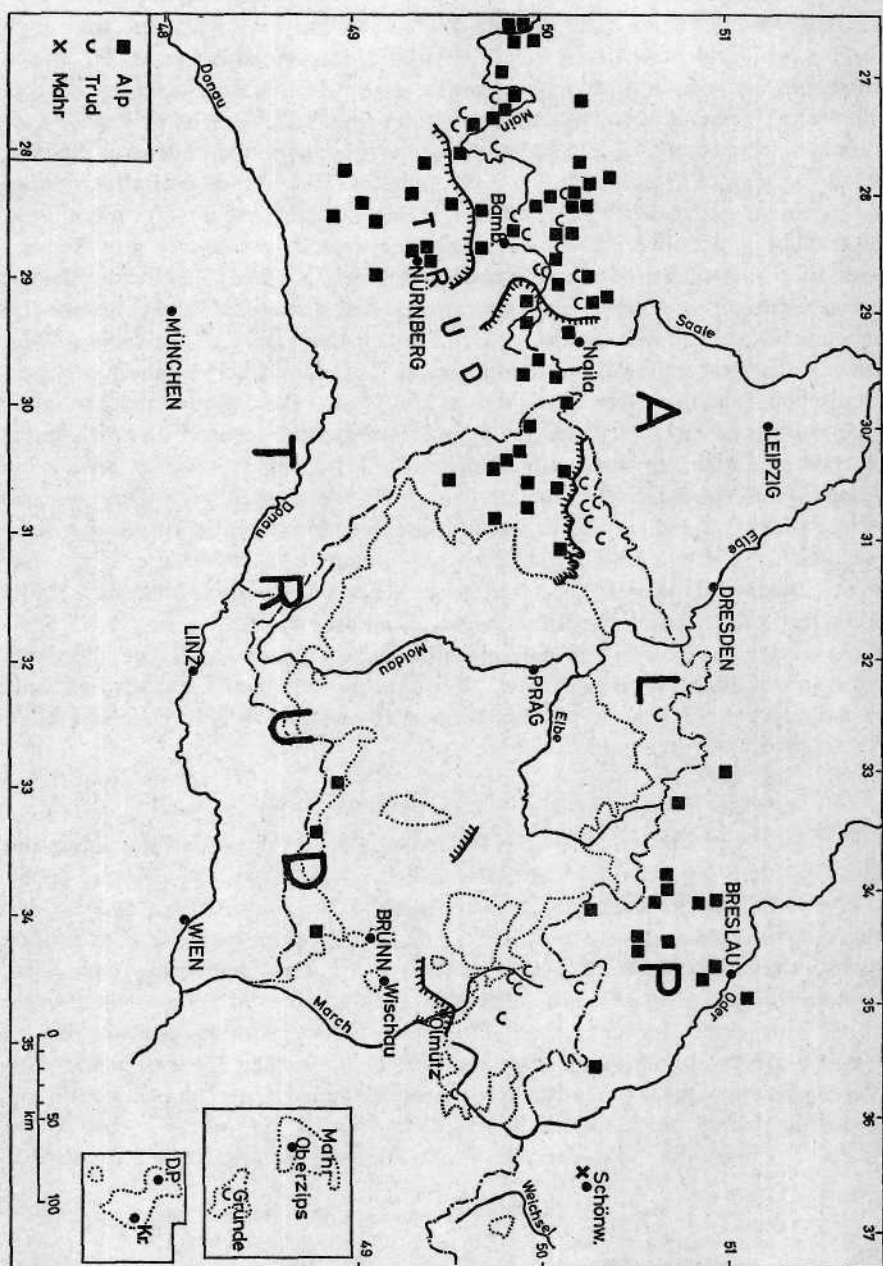
Der Sudetendeutsche Wortatlas III, Abb. 72 brachte eine Karte über die geographische Verbreitung der Ausdrücke für gespenstische Wesen, denen man den Alpdruck zuschreibt⁸⁴. Den Anschluß in Schlesien bietet jetzt der kurze Artikel Alb mit einer Abb.⁸⁵. Dem Entgegenkommen der Kanzlei des Ostfränkischen Wörterbuchs in Erlangen wird die Fortsetzung nach Ostfranken verdankt, wenn auch noch Lücken bestehen. So ist es möglich, als Abb. 2 eine Karte für den Raum Ostfranken-Sudetenland-Schlesien beizugeben, die einige Erwägungen über die drei Hauptformen für gespensterhafte Wesen, denen man den Alpdruck zuschreibt, anzustellen erlaubt. Der Volksglaube ist nicht mehr überall lebendig, es werden also nur die Restbelege erfaßt. Doch ist die Zahl der Ausdrücke für gespensterhafte Wesen überall

⁸² Dazu Schwarz, Ernst: Germanische Stammeskunde (1956), S. 159 ff. — Ders.: Germanische Stammeskunde zwischen den Wissenschaften 19 ff., 27 ff.

⁸³ Schier: Hauslandschaften 337.

⁸⁴ Dazu Text, S. 8—9.

⁸⁵ Mitzka, Walther: Schlesisches Wörterbuch. Bd. 1 (1962), S. 30 mit Karte nach S. 24.



sehr bedeutend. Von ihnen wird hier abgesehen. In Schlesien wird Alp für den Alpdruck nur noch aus ganz wenigen Orten gemeldet, doch muß man bedenken, daß es sich hier um eine Abfragung bei Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg handelt, so daß das Belegnetz nicht sehr dicht ist. Doch genügen die Angaben, um einen Überblick über die Hauptformen zu gewinnen.

Das Alpdrücken in der Nacht wird durch schlechte Lage und Atemnot ausgelöst und dort, wo noch der Glaube bekannt ist, einem Wesen zugeschrieben, das sich in tierischer oder menschlicher Gestalt auf dem Körper niederläßt und ihn bis zur Erstickungsgefahr drückt. Dadurch wird im Schlaf hochgradige Angst ausgelöst. Der Alptraum gehört zu den ältesten und verbreitetsten Vorstellungen, die noch heute z. T. im deutschen Volksglauben lebendig sind⁸⁶. Auch andere Völker kennen ähnliche Vorstellungen. Die Bezeichnungen dafür sind freilich z. T. Neubildungen, z. B. griech. ἐφιάλτης „Aufspringer“, im Lat. vor allem *incubus* „Auflieger“. In drei idg. Sprachen kann als Hauptbenennung das idg. **mora* f. „Alp“ zur Wurzel **mer-* „aufreiben“ nachgewiesen werden, im Germanischen, Keltischen und Slawischen, die ursprünglich benachbart waren. Es ist das deutsche Mahr, meist f. U. a. liegt der idg. Stamm vor in unserem Fremdwort Marmor, altisl. *merja* „schlagen, zerstoßen“, ahd. *maro* und *mur(u)wi* „mürib“. Als Bezeichnung für ein übernatürliches Wesen findet sich *mora* im altirischen *mor(r)ígain* „Alpkönigin“ (mit Anlehnung an *mōr* „groß“) und in slawischen Sprachen, vgl. serbokroatisch *mora* „Hexe“, kleinruss. *mora* „Alp, Drude, Nachtmännchen“⁸⁷. Im Altschechischen lautet das Wort *móra*, neutschech. *můra*, poln. *mora*, *zmora*, obersorbisch *murava*, niedersorbisch *morava*. Das Russische kennt das Wort nur in der Zusammensetzung *kikomora* „Gespenst, das nachts spinnt, Hausgeist“⁸⁸. Die Herleitung des slawischen *mora* aus dem Germanischen⁸⁹ ist verfehlt. Der tschechische Volksglaube stellt sich darunter einen Nachtfalter vor, der auf die Seele drückt. Im Hannakischen wird deshalb ein Schmetterling als *mora* bezeichnet. Das Wort ist gemeingermanisch, vgl. altengl. *mare*, mittelniederdeutsch *mare*, altisl. ahd. *mara*. Im Altenglischen gibt es die Zusammensetzung *wudumær* m. „Echo“, eigentlich „Waldmahr“.

Das Verbreitungsgebiet in Deutschland liegt im nördlichen Raum, vgl. mittelniederländisch *mare* „Nachtpuk, Quälgeist, Nachtgeist“, Scheltwort für eine Frau, was auch in anderen deutschen Mundarten gilt, *nachtmare*, *-merie* in derselben Bedeutung⁹⁰, an der unteren Elbe *Maar*, *Moor* m. f.

⁸⁶ Vgl. den ausführlichen Artikel von Ranke, Friedrich im Handwörterbuch des deutschen Volksaberglaubens (1927—1942). Bd. 1, Sp. 281—305; Bd. 5, Sp. 1508 ff. — Als Bezeichnungen des Aufhockers finden sich Mahr, Alp u. a. auf Karte 41 im Atlas der deutschen Volkskunde. NF, hrsg. von Matthias Zender.

⁸⁷ Pokorny: Idg. etym. Wörterbuch 736.

⁸⁸ Vasmer I, 556.

⁸⁹ Hirt, Hermann: Grammatisches und Etymologisches. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 23 (1898) 335.

⁹⁰ Verdam, J.: Middelnederlandsch Handwoordenboek (1964), S. 347, 373.

„Nachtmahr, Alpdrücken“, dazu *Nachmaar* „Nachtmahr“, in Westfalen *nachtmarre*⁹¹. Das Vorkommen im Rheinland zeigt eine Abb.⁹². Das Mahr-Gebiet hört im allgemeinen von Norden ausstrahlend an der Nahe auf, daran schließt sich Druckmännchen, weiter ist Mahr vereinzelt eingestreut in das Gebiet von Alpdrücken. Auch *noptsmār* ist bezeugt, das Geschlecht schwankt. In Schleswig-Holstein ist Mahr m. für das Alpdrücken bekannt, daneben Maard „Marder“, gewiß ausgelöst durch die Lautgestalt, Nachtmahr f. „drückender Nachtgeist“⁹³. Auch in der Lüneburger Heide wird vom *Nachtmord* m. gesprochen, im Südhannöverschen vom *Marte*, im Nordteile von *Mor*⁹⁴. In Ostpreußen war Mahr das gebräuchliche Wort⁹⁵. Nordhausen in Thüringen kennt das Mahrdrücken, während sonst Huckauf und Alp für das Alpdrücken verwendet werden⁹⁶. Diese Belege, die vermehrt werden können, zeigen Norddeutschland sowohl im West- als auch im Ostteile als Verbreitungsgebiet.

Rheinische Siedler im Bereich des Vorkommens im 12. Jahrhundert haben das Wort nach dem Osten gebracht, so daß es in Siebenbürgen auftaucht, hier daneben noch örtlich in der Zusammensetzung *muorlaj* (*mara* + *alb*). Dadurch werden Überlegungen angeregt, wie sich dieser Tatbestand mit den heutigen rheinischen Verhältnissen vereinigen läßt, worüber noch zu sprechen sein wird. Abb. 2 zeigt, daß Mahr in der Oberzips für das Druckgespenst gebraucht worden ist, das sich hier wieder mit dem Siebenbürgisch-sächsischen und ebenso mit Schönwald bei Gleiwitz trifft, wo *müore* w. galt. Man sagte: *de müore es owa kboma* „der Alp drückt“. Es liegt hier keine Entlehnung aus dem Polnischen vor, denn ein *mora* hätte in Schönwald *mūra* ergeben⁹⁷. Dem Altschlesischen war das Wort nicht ganz fremd⁹⁸, das Vorkommen in Schönwald ist ein Rückzugsgebiet.

Das Alter des altfränkischen Mahr ist nicht nur durch die Ostmundarten gesichert, sondern auch dadurch, daß es ins Französische aufgenommen worden ist, wo *cauchemar* eine romanisch-germanische Zusammensetzung ist, der erste Teil das lateinische *calcare* „treten“, der zweite das mittelniederländische *mære* „Gespenst“ enthält, wobei Gamillscheg⁹⁹ daran denkt, daß die Vorlage ein mndl. **druckmære* gewesen sein könnte. Im Rumänischen sind die *moroi* ungetauft gestorbene Kinder, die in der Nacht wieder zur

⁹¹ Teut: Haderer Wörterbuch III, 25. — Woeste, Fr.: Wörterbuch der westfälischen Mundart. 2. Aufl. (1930), S. 182.

⁹² Rheinisches Wörterbuch. Bd. 5, Karte 15, aufgrund eines rheinischen volkskundlichen Fragebogens 1936. Dazu Text Sp. 745 ff.

⁹³ Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Hrsg. von Otto Mensing (1931), S. 571, 561, 737 ff.

⁹⁴ Kück, Eduard: Lüneburger Wörterbuch. Bd. 2 (1962), Sp. 436.

⁹⁵ Ziesemer, Walther: Preußisches Wörterbuch. Bd. 1 (1935—39), S. 118.

⁹⁶ Waehler, Martin: Thüringische Volkskunde (1940), S. 291.

⁹⁷ Schwarz: Schönwald bei Gleiwitz 119.

⁹⁸ Mitzka: Schlesisches Wörterbuch II, 846.

⁹⁹ Gamillscheg, Ernst: Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache (1926—29), Sp. 195.

Mutter kommen, um sie zu quälen, besonders im Altreich verbreitet. Das Wort ist hier eine Entlehnung aus dem Slawischen *mora*¹⁰⁰.

Es ist richtig, daß die heutige Verbreitung im Deutschen ein zusammenhängendes Gebiet im Norden ergibt, das sich auf Skandinavien und England erweitert. Es hat aber einstens weiter gereicht. Es ist in Teilen des Bairisch-Österreichischen die Mahr noch bekannt. Die bairischen Glossen des 9. Jahrhunderts bringen es, ebenso war es der frühmhd. Zeit nicht fremd, in Kärnten spricht man noch von der Mohr und Nachtmohr¹⁰¹. Es ist hier dieselbe Beobachtung zu machen wie bei dem altbair. *skugina* „Scheune“. Alte Zusammenhänge mit dem Elbgermanischen tauchen auf, Wortbewegungen der ältesten Zeit können gehant werden. Es wird deutlich, daß die Mahr eine gesamtgermanische Gestalt gewesen ist, daß aber neue Wörter die Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden unterbrochen haben, so daß im Süden die Mahr in eine Rückzugsstellung geraten ist.

Eine dieser neuen Benennungen ist Alp, vorzugsweise auf Mitteldeutschland (im sprachlichen Sinne) beschränkt, so aus dem Niederhessischen bezeugt¹⁰². Weitere Angaben bietet das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. In Westböhmen verläuft die Grenze zwischen dem nördlichen Alp und dem südlichen Trud ungefähr mit der bairisch-ostfränkischen Mundartgrenze (bzw. in Böhmen zwischen dem Nordbairischen und dem Nordwestböhmischem), wobei viele Alp-Meldungen aus dem Egerland und südlichen Westböhmen zeigen, daß es hier lange einen Ausgleich gegeben hat, der noch nicht beendet war. In Schlesien ist Alp und einigemal Nachtalb nur noch aus wenigen Orten auf der Karte des Schlesischen Wörterbuches verzeichnet. In Ostfranken ist Alp nicht mehr gebietsbildend, aber mit vielen Einzelbelegen vertreten, besonders in Unterfranken und im nördlichen Teil von Mittelfranken. Das Schreckgespenst heißt hier häufig Hexe, worauf nun nicht weiter eingegangen wird. Das Wort hat sonst eine allgemeinere Bedeutung. In dem Gebiet, aus dem vermutlich ein großer Teil der Schönhengster stammt, herrscht an der oberen Saale Trud, aber eingestreute Alp-Belege lassen es als möglich erscheinen, daß hier in der Mitte des 13. Jahrhunderts beide Formen nebeneinander vorhanden waren, so daß sich ein selbständiger Ausgleich in beiden Landschaften vollziehen konnte. Die Verhältnisse können hier so gewesen sein wie in Unterfranken und Nachbarschaft. Als Erreger des Alpdrucks konnten verschiedene Spukgestalten aufgefaßt werden. In Bayern ist Alp in früherer Zeit als Erreger des Alpdrucks bekannt gewesen, wie die von Schmeller¹⁰³ beigebrachten Belege zeigen, die

¹⁰⁰ Popinceanu, Jon: Religion, Glaube und Aberglaube in der rumänischen Sprache. Erlangen 1964, S. 56 (Erlanger Arbeiten zur Sprach- und Kunstwissenschaft 19).

¹⁰¹ Lexer, Matthias: Kärntisches Wörterbuch (1862), S. 192.

¹⁰² Hofmann, Fritz: Niederhessisches Wörterbuch. Deutsche Dialektgeographie 19 (1926) 50.

¹⁰³ Schmeller I, Sp. 64. Einige Belege bringt aus dem 11. Jahrhundert das Althochdeutsche Wörterbuch. Bearb. und hrsg. von Karg-Gasterstädt und Theodor Frings. Bd. 1 (1951), Sp. 193.

er freilich unter Alben „Alpe“ bringt. In den Rheinlanden heißt es vom Alp, daß die Lautung nicht rein mundartlich sei¹⁰⁴. Die alten Verhältnisse vor allem an der Mosel dürften aus dem Siebenbürgischsächsischen aufzuklären sein. Hier, auch im Nösnischen, spricht man vom *qqlf*¹⁰⁵, der als klein, dick, mit struppigem Haar, runzeligem Gesicht, plattgedrückter Nase, weitem, gefräßigem Mund, kurzen krummen Beinen und Armen beschrieben wird. Die siebenbürgische Aussprache ist zum Unterschied vom Rheinland vollkommen lautgerecht. Daraus ist zu folgern, daß Alb doch einmal im Rheinland an der Mosel vertreten war und dem Wettbewerb von Mahr später unterlegen ist. Es waren offenbar zur Abwanderungszeit der Mittelfranken in der Mitte des 12. Jahrhunderts drei Bezeichnungen vorhanden, Alp, Mahr und Drude, die noch nicht so abgeklärt waren wie heute, wobei sich Mahr durchgesetzt hat, Alp aus der lebenden Mundart verdrängt wurde und Drude im Siegerland nur noch in einem Bastlösespruch bekannt ist. Es wird auch sonst in Grenz- und Überschneidungsgebieten damit zu rechnen sein, daß beim Zusammentreffen mehrerer Namen für das Druckgespenst ein Wortausgleich zustande gekommen ist. Aus Handschuhsheim in Baden wird berichtet, daß noch selten Alp vorkommt (neben Schrättele und anderen Wörtern)¹⁰⁶. Auch die noch zu besprechenden Verhältnisse in Südwestdeutschland weisen darauf, daß der Sieg von Alp in gewissen Gebieten erst das Ergebnis einer länger dauernden Auseinandersetzung gewesen sein wird. In Ostpreußen, wo das gebräuchliche Wort für die Erscheinung des Alpdrückens Mahr gewesen ist, war doch Alp m. als Kobold bekannt, aber fast nur in der Verbindung Alpdrücken. Es ist deshalb damit zu rechnen, daß das schriftdeutsche Wort auch in die Mundarten eingedrungen ist.

Die Bedeutungsentwicklung von Alb ist noch zu erkennen. Die vielen germanischen und althochdeutschen Personennamen mit *Alb-* werden nicht die Bedeutung des Nachtdämons enthalten, das würde zum Geist der diese Namen bildenden Zeit nicht passen. *Alb-* im Namen des Zwergenkönigs *Alberich* kann nicht den Quälgeist meinen, sondern wird „Zwerg“ bedeuten. *Alb-* finden wir auch in Personennamen verschiedener germanischer Stämme, nicht nur im Langobardischen (*Alboin*), auch im Westgotischen (*Alverigus*), Altenglischen (*Aelfsig*), Westnordischen (*Alfarinn*)¹⁰⁷. Jan de Vries, der sich in mehreren Studien mit der Frage der ursprünglichen Gestalt der Elben beschäftigt hat, kommt zum Ergebnis, daß es sich bei den *álfar* im Norden ursprünglich um Totengeister handelt. Ein *álfablót* „Elbenopfer“ wird aus Götland 1018 für eine Feier im Spätherbst bezeugt. Sie hausen in einem Hügel, was für Totengeister bezeichnend ist. Ein gestorbener König wird als *álfr* verehrt¹⁰⁸. Im Norden ist die alte Bedeutung, wenn auch nicht

¹⁰⁴ Rheinisches Wörterbuch. Bd. 1 (1928), Sp. 91.

¹⁰⁵ Siebenbürgischsächsisches Wörterbuch. Bd. 1 (1908 ff.), S. 80.

¹⁰⁶ Ochs, Ernst: Badisches Wörterbuch (1925–1940), S. 34.

¹⁰⁷ Schramm, Gottfried: Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen Personennamen der Germanen (1957), S. 104.

¹⁰⁸ De Vries, Jan: Altgermanische Religionsgeschichte. 2. Aufl. Bd. 2 (1956 f.), S. 285 ff.

für Totengeister, aber doch für Wald- und Blumenelfen bekannt geblieben und im 18. Jahrhundert tauchen die Elfen als Entlehnung aus dem englischen *elf*, einer Bezeichnung für liebliche, feenähnliche Wesen, die im Mondschein tanzen (vgl. Goethes Erlkönig), in der Dichtung auf und werden in der Zeit der Romantik beliebt. Weil es sich ursprünglich um unterirdische Geister handelt, kann sich daraus die Bedeutung „Zwerg“ entwickeln. Das Mhd. scheidet zwischen *alp* m. und *elbe*, *elbinne* f. „die Elfe“ und kennt auch das Adjektiv *elbisch* „elfenartig; durch elbischen Spuk sinnverwirrt“; *alpleich* „Spiel der Elbe“. Die Geister können den Menschen helfen oder schaden. Die Verallgemeinerung der schlechten Bedeutung hat in der Mitte Deutschlands zum Zurücktreten der guten und damit zum Durchsetzen in „Alpdrücken“ geführt, eine Entwicklung, die schon in althochdeutscher Zeit einsetzen dürfte und das Zurückdrängen von Mahr verursacht hat. In der aufgeklärten Oberschicht glaubte man nicht mehr an den bösen Geist, so daß Alp als weitere Bedeutung die von „Dummkopf“ einnimmt. Meister Hildebrand sagt aufreizend zu dem jungen Dietrich von Bern: *sie sprechent, du sîst ein rehter alf*¹⁰⁹.

Darum ist es berechtigt, als Bedeutungsgrundlage des elbischen Wesens Zugehörigkeit zu idg. **albhos* „weiß“ anzunehmen, demselben Stamme, der in Flußnamen wie Elbe und dem schwedischen *elfr* „Fluß“ und, mit dem in Tierbezeichnungen vorkommenden Formans -*d-*, in ahd. *albiz*, tschechisch *labut* „Schwan“ vorliegt¹¹⁰.

Das im Südteil Böhmens und Mährens, in Österreich und der Oberpfalz herrschende Wort ist die Trude, heute amtlich Drude geschrieben. Das Schwanken geht auf den Zusammenfall von *t-* und *d-* im Bairischen zurück und darauf, daß man sich über die Etymologie nicht klar war. Auch dachte man im 18. Jahrhundert an eine Verbindung mit den keltischen Druiden. Es handelt sich um ein gespenstisches weibliches Wesen, das nach dem Volksglauben den Alpdruck erzeugt. Man war früher geneigt, hier eine Ablautform zu mhd. *trüt* „traut“ zu sehen. Andere dachten wenig einleuchtend an den Walkürennamen *Thrūd*r und altnord. *thrūdugr* „gewaltig“¹¹¹. Schon im Mhd. heißt es: *trutt oder der alp, der die frauen reitt*¹¹². Im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens wird an Zugehörigkeit zu got. *trudan* „treten“ gedacht, was für einen „tretenden“ Geist einleuchtet. Eine Beziehung zur idg. Wurzel **dreu-* „laufen“¹¹³ bleibt lautlich schwierig, denn das gotische und altnordische *trudan* läßt sich nicht von ahd. *tretan* „treten“ trennen, sondern gut als germanisches Aoristpräsens verstehen. Die Ablautreihe (ursprünglich IV mit Liquida vor dem Vokal) zeigt eine im Germanischen verbreitete Sippe, zu der noch ahd. *trat* „Tritt, Trift“, häufig in süddeutschen Flurnamen, gehört. Zu einer germanischen Weiterbildung

¹⁰⁹ Rosengarten D 530, 3 ff. — Trübners Deutsches Wörterbuch Bd. 1 (1939 ff.), S. 64.

¹¹⁰ Pokorny: Idg. etym. Wörterbuch 30.

¹¹¹ Trübners Deutsches Wörterbuch. Bd. 2 (1941), S. 95.

¹¹² Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch II, 1551.

¹¹³ Pokorny: Idg. etym. Wörterbuch 205.

**trus* läßt sich mhd. *trollen* < **truzlōn* „sich in kurzen Schritten laufend fortbewegen“, nhd. *trollen*, schwedisch mundartlich *trösale* „Kobold“, norwegisch mundartlich *trusal* „Tor, Narr“ (von **truzlá-*) stellen. Das altnordische *troll* „Unhold“, mhd. *trol*, *trolle* „Kobold, Tölpel, ungeschlachter Mensch“ bietet ähnliche Bezeichnungen für Geister. In diesen Bedeutungskreis paßt Trude gut hinein und wäre deshalb besser mit *t-* zu schreiben. In dieser Verbindung entzieht sich *tr-* der 2. Lautverschiebung.

Da man sich den Unhold, der das Alpdrücken verursacht, in weiblicher Gestalt vorstellt, hat man alte Frauen für Truden gehalten. Die Walpurgisnacht wird landschaftlich als *Trudennacht* bezeichnet, man reiht die Truden unter die Hexen ein und hat als Unholde männlichen Geschlechtes ein *Truder* gebildet. Drudenstein nennt das Volk in Süddeutschland Steine auf Höhen, wo sich die Unholde zu versammeln pflegten, um zu beraten, welche Menschen von ihnen getreten (gedrückt) werden sollten. Diese Benennungsweise läßt sich auch dort nachweisen, wo die Trude keineswegs das herrschende Wort für den das Alpdrücken hervorruufenden Dämon ist. Noch im Schwäbischen ist Trud weit verbreitet¹¹⁴ und erscheint in Flurnamen wie Druttenweg, -platz, Drudenstein, -berg¹¹⁵. Die Bezeichnung war ursprünglich weiter verbreitet, in Westfalen heißen die Zwerge Trudenmännkens¹¹⁶. Im Siegerland ist Drude veraltet, kommt aber in einem Bastlöserspruch noch vor¹¹⁷. Dann wird es begreiflich, daß die Drude im Siebenbürgisch-sächsischen als Ausdruck für eine Hexe bekannt ist und im Nösnerland ein Flurname *truddnwqgr* „Drudenweiher“ heißt¹¹⁸. Daß ein Unhold wie die Trude eine Rolle beim Alpdrücken spielen kann und in diesem Sinn in Süddeutschland hervortritt, ist verständlich. Ob man darin eine gemeingermanische Bezeichnung sehen darf, bleibt fraglich. Im Wortausgleich aber konnten die Druden sich leicht durchsetzen. Einer großen Landschaft, in der sie noch die Bedeutung „Unhold“ besitzen, steht eine kleinere süddeutsche mit der von „Alpdrücken“ gegenüber.

Ähnlich steht es, worauf hier nur noch nebenbei hingewiesen wird, beim Namen Schrat, Schratz, womit besonders in Südwestdeutschland auch der Alp bezeichnet wird, so im Münstertal im Elsaß Schratt, Schrättel¹¹⁹. In Tirol sagt man, das Schrattl sei für das Vieh, was für den Menschen die Trud sei¹²⁰. Im Bairischen belegt Schmeller Schrätz als scherzhafte Bezeichnung für einen im Wachstum zurückgebliebenen Menschen und für ein Kind,

¹¹⁴ Fischer: Schwäb. Wörterbuch. Bd. 5 (1920), Sp. 419.

¹¹⁵ Keinath, Walther: Orts- und Flurnamen in Württemberg (1951), S. 199.

¹¹⁶ Weinhold, Karl in Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 8 (1898) 116.

¹¹⁷ Rheinisches Wörterbuch I, 1515.

¹¹⁸ Kisch, Gustav: Vergleichendes Wörterbuch der Nösner und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart (1905), S. 226 (Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen 1).

¹¹⁹ Wörterbuch der elsässischen Mundart. Bearb. von E. Martin und H. Lienhart. Bd. 2 (1907), S. 519.

¹²⁰ Von Alpbensburg, J. N. Z.: Mythen und Sagen Tirols (1857), S. 369.

Schretzel für einen Kobold¹²¹. Die Einschränkung auf den Alpdruck ist besonders in Südwestdeutschland und der Schweiz daheim, darüber hinaus gilt die ursprüngliche Bedeutung „Kobold“. In Flur- und Ortsnamen findet sich die Bezeichnung in Kärnten (Schratzberg, Schrottenberg)¹²² und auch in Württemberg wird in Flurnamen Schrattenberg, -weg, Schrätteleinskanzel¹²³ an die ältere Bedeutung „Kobold“ zu denken sein, ebenso in Bayern bei Schrattenweg, Schratzmännl¹²⁴.

Die Überlieferung setzt im 11. Jahrhundert ein: *Pilosi / scratvn ... scratin, pilosus scraaz, satyrus waltscrhate*¹²⁵. In einem Gedicht wird um 1180 im Elsaß *scraz* als Scheltwort gebraucht: *scraz, ih bān arbeit*¹²⁶. Als dämonisches Wesen begegnet es im Thurgau in der Schweiz im Lancelot: *Unz daz im selbn ein geiselslac von dem schraze wart geslagen*¹²⁷. Noch zu dieser Zeit war in Südwestdeutschland die ursprüngliche Bedeutung „dämonisches Wesen“ üblich. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts setzt sich die Bedeutung „den Alpdruck verursachendes Wesen“ durch¹²⁸. In dem Heinrich von Freiberg zugeschriebenen Schwank vom Schrätel und dem Wasserbär¹²⁹ handelt es sich um einen Bergdämon, der mit den deutschen Bergleuten, die seit dem 13. Jahrhundert nach Böhmen kamen, bekannt geworden sein wird. Als Familiennamen sind Schratz, Schrätzel in den Sudetenländern im Egerland, Mies, Iglau, z. T. also in Bergbauorten, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu belegen¹³⁰. Auf bairisch-österreichischem Boden begegnen Ortsnamen wie Schranbach als *Scratinpach* seit dem 8., Schrattenberg, -hofen seit dem 12. Jahrhundert¹³¹.

Das Wort ist gemeingermanisch, vgl. altisl. *skratti* „Zauberer“ (neusl. ein Teufel), schwedisch *skratte* „Kobold, Teufel“, dialektisch *skrate* „Gespenst, Kobold“, neuengl. *scrat* „Zwitter“, dialektisch „Teufel“. Dem altengl. *scritta* m. „Zwitter“ entspricht ahd. *screz*. Das Nebeneinander von ahd. *-t-* und *-tz-* geht auf das von germanisch *-d-* und *-tt-* zurück. Bei der Etymologie herrscht Schwanken. Pokorny denkt an eine Basis **(s)ker-* „ein-

¹²¹ Schmeller: Bayer. Wörterbuch II, Sp. 614.

¹²² Kranzmayer, Eberhard: Ortsnamenbuch von Kärnten. Bd. 2 (1958), S. 211.

¹²³ Keinath 199.

¹²⁴ Schnetz, Joseph: Flurnamenkunde. München 1952, S. 88 (Bayerische Heimatforschung 5. Hrsg. von Karl Puchner).

¹²⁵ Die althochdeutschen Glossen. Hrsg. von Elias Steinmeyer und Eduard Sievers. Bd. 1 (1879), S. 602, 12, 420, 72.

¹²⁶ Heinrich der Glichezære: Reinhart Fuchs. Hrsg. von Georg Baesecke (1925), V. 597 (Altdeutsche Textbibliothek 7).

¹²⁷ Lancelot, eine Erzählung von Ulrich von Zatzikhoven. Hrsg. von K. A. Hahn (1845), V. 437.

¹²⁸ Eine Zusammenstellung älterer Belege in Trübners Deutschem Wörterbuch. Bd. 6 (1955), S. 209 ff.

¹²⁹ Bernt, Alois: Heinrich von Freiberg (1906). Das Schrötöl und der Wasserbär S. 249 ff.

¹³⁰ Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln-Graz 1957, S. 287 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 3).

¹³¹ Förstemann: Ortsnamen II, Sp. 792.

schrumpfen, runzeln, vertrocknet, mager, verkümmert“ und damit an die volkstümlichen Vorstellungen von dem Aussehen eines Kobolds, Holthausen möchte an mhd. *schrätzen*, neuengl. *scrat* „kratzen“, schwedisch und norwegisch *scrata*, *scratta* „lärmen, laut lachen“ anknüpfen¹³². Die Bedeutungsentwicklung in einem Teil der germanischen Sprachen zu „Teufel“ wird der christlichen Mission zuzuschreiben sein. Bei dem Übergang zur Bedeutung „Urheber des Alpdrucks“ handelt es sich um einen begreiflichen Vorgang, der früh oder spät eintreten konnte, sobald man an einen böse gesinnten Kobold glaubt.

Das Slowenische hat *škrat* in der Bedeutung „Waldgeist“ entlehnt, mit *šk*, also zwischen dem 9. und frühen 12. Jahrhundert¹³³. Schwierig ist das altschechische *skřět*, *škřietek*, neutschechisch *skřítek* zu erklären, weil ein ahd.-frühmhd. **skret* nicht nachzuweisen ist. Die Verkleinerung *škřietek* könnte ein ahd. *skrätelīn* teilweise übersetzen und darnach ein Simplex gebildet worden sein.

Mahr war eine idg. Bezeichnung, Alp und Trude sind deutsche Neuerungen, gut bei Alp zu verfolgen, Schrat dürfte eine des ausgehenden Mittelalters im Südwesten, alle als „Urheber des Alpdrucks“ gemeint, sein. In der Gegenwart sind diese Bezeichnungen vom Aussterben bedroht.

¹³² Pokorny: Idg. etym. Wörterbuch 933. — Holthausen, F.: Altenglisches etymologisches Wörterbuch (1934), S. 283.

¹³³ Am Ende des 12. Jahrhunderts wird in Kärnten das mhd. *ī* diphthongiert, vorher war schon *š* < *sk* entstanden, vgl. die Lehnwörter *šipa* Scheibe, *šribatə* schreiben. Alte slowenische Lehnwörter wie *škāf* Schaff, *škiliti* schielen bieten noch *šk*. Vgl. Lessiak, Primus: Die Mundart von Pernegg in Kärnten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 28 (1903) 138—139. — Kranzmayer, Eberhard: Die deutschen Lehnwörter in der slowenischen Schriftsprache (1944), S. 11 (Veröff. des Inst. für Kärntner Landesforschung 1).

NIKOLAJ J. DANILEVSKIJ UND DER TSCHJECHISCHE PANSLAWISMUS

Von Erwin Herrmann

Es mag übertrieben sein, das politisch-philosophische Hauptwerk des Russen Nikolaj Jakovlevič Danilevskij als die „Bibel“ oder den „Katechismus“ des Panslawismus zu bezeichnen; diese Ansicht war jedoch noch nach dem Ersten Weltkrieg verbreitet und verlieh dem Namen des Verfassers gewisse Resonanz. Jedenfalls ist sein Werk „Rußland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt“¹ eine wichtige Zusammenfassung und zugleich eine Art Neuorientierung panslawistischen Ideengutes, das zudem erstaunliche Aktualität aufweist. In seiner strikten großrussischen Haltung, in seiner Tendenz, Panslawismus mit russischem Nationalismus zu identifizieren und die Orthodoxie, die russische Form der Rechtgläubigkeit, als Trägerin politischer Zwecke anzusehen, weist Danilevskij dem Panslawismus nicht nur neue erfolgreiche Bahnen; er errichtet darüber hinaus eine dogmatische Konstruktion zum Zwecke der Heilsfindung, deren Ablehnung notwendigerweise ein Verstoß wider die rechte Erkenntnis, ein Akt von virtueller Sündhaftigkeit sein mußte. Diese letztlich religiöse Struktur seines Denkens, verbunden mit einer Zyklentheorie, unterscheidet ihn von fast allen Geistesverwandten, und sie formt auch seine Einstellung vor allem gegenüber den westslawischen Völkern, den Polen und Tschechen².

N. J. Danilevskij's Biographie ist ohne sonderliche Höhepunkte, sein beruflicher Werdegang ist sogar erstaunlich, will man ihn nur einseitig von seinem Hauptwerk aus betrachten. Er wurde am 28. November 1822 in Oberez bei Orlow als Sohn eines Offiziers (der 1855 an der Cholera starb) geboren, lernte bereits in seiner Jugend sowohl Moskau, Livland wie Zarskoje Selo

¹ Danilevskij, Nikolaj Jakovlevič: *Rossija i Evropa*; geschrieben ab 1865, erschienen 1869 in der Zeitschrift *Zarja* [Morgenröte] in zehn Fortsetzungen; erschienen als Buch St. Petersburg 1871. Eine (nicht ganz vollständige, jedoch die Hauptkapitel enthaltende) deutsche Übersetzung von Karl Nötzel (Rußland und Europa) erschien 1920; eine sehr ausführliche französische Zusammenfassung befindet sich bei Skupiewski, J. J.: *La Russie et l'Europe; coup d'oeil sur les rapports politiques entre le monde slave et le monde germano-romain*. St. Petersburg 1889.

² Keinesfalls kann man Danilevskij als areligiös bezeichnen (so Rjazanovskij, N. V.: *Rußland und der Westen. Die Lehre der Slawophilen*. München 1954, S. 175: „Danilevskij . . . der aller religiösen Grundlagen entbehrte . . .“); es führt auch zu weit, seine Auffassung von der politischen Rolle der Orthodoxie als Heuchelei bezeichnen zu wollen. Solche Ansichten übersehen den chiliastischen Charakter der Haltung Danilevskij's.

kennen³, und studierte 1843—47 in St. Petersburg hauptsächlich Botanik. 1849 kam er in längere Untersuchungshaft wegen Verdachts der Teilnahme an anarchistischen Umtrieben, wurde schließlich zwar freigesprochen, aber nach Samara versetzt⁴. Sein weiteres berufliches Leben gehörte gleichermaßen der Statistik wie der russischen Fischerei; er erforschte in mehreren Expeditionen die Fischereiverhältnisse in den großen Flüssen und in den Meeren, die an das europäische Rußland grenzen. Am 7. November 1885 starb er auf einer Dienstreise in Tiflis an einer Herzkrankheit.

Werdegang und Beruf Danilevskijs brachten es mit sich, daß er auch an philosophisch-politische Fragen mit der Methode des Naturwissenschaftlers heranging. Das braucht an sich noch kein Nachteil zu sein; Dilettantismus im guten Sinn kann durch Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit befreiend und befruchtend auf erstarrte Positionen wirken. Indes sind Danilevskijs oftmals gebrauchte Vergleiche und Analogien zwischen physikalischen Vorgängen und politischen und kulturellen (auch ethnischen) Bewegungen und Entwicklungen nicht nur unkritisch, sie wirken auch (jedenfalls heute) recht gesucht. Es entspricht seiner panslawistischen Neigung wie seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung, daß seine (scheinbar) exakt erarbeiteten Schlußfolgerungen über die universalgeschichtliche Rolle Rußlands und der Orthodoxie mit ähnlichem Anspruch dargeboten werden wie unumstößliche physikalische Gesetze, daß er vielfältige historische Entwicklungen in ein Gerüst logisch-schematischer Abläufe zwingen will.

Man hat Danilevskij wegen seiner Zyklentheorie schon bald nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung seines Buches mit Oswald Spengler verglichen⁵. Ging Spengler von der Annahme aus, daß kulturschaffende Völker analog dem menschlichen Individuum heranwachsen, eine Hochblüte erreichen (die freilich je nach dem geistes- und naturwissenschaftlichen Entwicklungsstand verschieden sein muß und die auch durch verschiedene Begabung der Kulturträger beeinflusst wird — das 19. Jahrhundert mit seinen zunächst primitiven Rassenlehren ist auch am Propheten des abendländischen Untergangs nicht spurlos vorübergegangen) und schließlich absinken und vergehen, so lehnt Danilevskij grundsätzlich jede chronologische Betrachtung der Geschichte als in sich unsinnig ab und gelangt zur Annahme einer Folge von Kultur- oder Entwicklungstypen. Die grobe Einteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit zerschneidet seiner Ansicht nach die zusammengehörige Gesamtschau der stammesmäßigen Entwicklung der Romanen

³ Nötzel, Karl: Einleitung zu der oben erwähnten Übersetzung, S. 11. — Danilevskij besuchte übrigens das bekannte Lyzeum in Zarskoje Selo. Kurze Hinweise auf diesen Ort kommen mehrmals in seinem Werk vor.

⁴ Es handelt sich um dieselbe Untersuchung, in deren Verlauf Dostojevskij nach Sibirien verbannt wurde. Vgl. Kohn, Hans: Die Slawen und der Westen. Wien-München 1956, S. 184. — Ferner Nötzel, Karl: Das Leben Dostojewskis. Osna-brück 1967 (Neudruck der Ausgabe von 1925).

⁵ Vgl. Luther, A.: Ein russischer Vorläufer Oswald Spenglers. In: *Alere flammam* (Festschrift f. Georg Minde-Pouet). Leipzig 1921, S. 51—59.

und Germanen; denn nur in geringem Maß (und das ist ein Unterschied zu Spengler) können die Kulturen voneinander übernehmen, ein Weiterbauen auf übernommenen Grundlagen ist ausgeschlossen: Nach dem romanischen Zeitalter kam eine völlig neue Epoche, und nach der rationalistisch-kapitalistisch bestimmten (Fehl-)Entwicklung Westeuropas müsse nun das Zeitalter der slawischen Welt heraufziehen⁶. Verschiedenheiten zwischen Spengler und Danilevskij sind also vorhanden; ein Zyklus — im Gegensatz zu einer Stufentheorie — wird von beiden angenommen, doch die Art der Reihung ist grundlegend unterschieden⁷. Der Versuch, Danilevskij als „Vorläufer“ Spenglers zu betrachten, ist doch wohl nur teilweise berechtigt, der Vergleich bleibt äußerlich.

Danilevskij selbst ist hinsichtlich seiner Zyklen-theorie durchaus Epigone. Mat hat darauf hingewiesen, daß er das Buch des Breslauer Professors Heinrich Rückert „Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung“ (Leipzig 1857) gekannt habe⁸. Rückerts Werk, in dem das Werden historischer Gegebenheiten „organisch“, d. h. nach einem immanenten Bau- oder Entwicklungsplan ähnlich dem in der organischen Natur erklärt wird, ist heutzutage nicht nur schwer lesbar, sondern auch schwer erträglich; nach einer so tiefgreifenden Korrumpierung organischer Theorien in der Geisteswissenschaft durch die Anhänger einer biozentrischen Erkenntnis (im Gegensatz zur rationalen logozentrischen Forschung) berühren heute solche Ideen zumindest eigenartig, wenn sie auch im Gesamtbild des 19. Jahrhunderts gewiß nicht fehlen dürfen⁹. Sicher hat Danilevskij das Rückertsche Buch gekannt; doch sollte nicht übersehen werden, daß die Theorie einer zyklischen Geschichtsfolge auch dem frühen Panslawismus bereits eigen ist. Zu nennen ist besonders der polnische Graf August Cieszkowski (1814—1894), für den die Antike das erste menschliche Zeitalter und eine Epoche

⁶ Dazu Luther, vor allem S. 54 f., und Kohn 168 f. — Die einschlägigen Ansichten Danilevskijs sind niedergelegt im 3. Kapitel seines Buches (Die kulturhistorischen Typen und einige Gesetze ihrer Bewegung oder Entwicklung, S. 61 ff.).

⁷ Nur der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, daß beide selbstverständlich zu einem völlig verschiedenen Ergebnis kommen: Während Danilevskij das slawische Zeitalter heraufdämmern sieht und Rußland bzw. das Slawentum als unverbrauchte neue Kraft betrachtet, sieht Spengler im Deutschtum die Voraussetzung für ein neues (im wesentlichen wohl antizivilisatorisches) tragendes Element. Bemerkt sei auch, daß Danilevskij die Begriffe Kultur und Zivilisation nicht scharf trennt (vgl. auch Luther 56 f.).

⁸ Nötzel im Nachwort zu seiner Übersetzung, S. 328.

⁹ Als einer der wichtigsten Begründer biozentrischer Auffassung ist wohl der in München lebende Privatgelehrte Alfred Schuler anzusehen (1865—1923), dessen verschwommene Ideen von Weltgeist und Blutmystik fragmentarisch überliefert sind; vgl. Klages, Ludwig: Alfred Schuler. Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß. Leipzig 1940. Doch auch ein so glänzend geschriebenes Werk wie „Der Geist als Widersacher der Seele“ (1910) eben von Klages ist hier zu nennen; recht unqualifiziert erscheinen dann manche Veröffentlichungen in der Biozentrischen Schriftenreihe, die während der dreißiger Jahre herausgegeben wurde. — Vgl. zu diesen Fragen auch das (recht positivistische) Sammelwerk von: Ziegler, Th.: Die geistigen und sozialen Strömungen des Neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1901².

der Sinnlichkeit war, die Zeit des Christentums ein Zeitalter der Verneinung und des Spiritualismus; notwendigerweise würde dann eine dritte, nahe bevorstehende Zeit den Ausgleich zwischen Sinnlichkeit und Spiritualismus bringen und dadurch zu tieferen Einsichten führen. Diese Vorstellung ist bei Cieszkowski freilich eng verknüpft mit der Unterdrückung Polens; die Anschauung, Polen sei der „Christus der Nationen“, seine Leidenszeit müsse bald in einer menschlicheren Epoche enden¹⁰, hat seine Gedankenwelt stark beeinflusst. Doch steht Cieszkowski keineswegs allein; u. a. kennt auch Ibsen jene Dreiteilung der Geschichte der Menschheit (die sich natürlich nur auf engere abendländische Geschichte beziehen kann), und in seinem Drama „Kaiser und Galiläer“ drückt er sie deutlich genug aus. Mit Ibsen (jedenfalls dem späten Ibsen) sind wir an eine Schlüsselfigur geraten; es ist wenig bekannt, daß Ibsen ein Verehrer nordisch-rassischer Theorien war und offensichtlich, unter dem Einfluß des abstrusen Österreichers Jörg Lanz-Liebenfels, kurz nach der Jahrhundertwende einem faschistoiden „Templer“-Orden beitrug und seine Anschauung von der Abfolge der Geschichte wandelte zu einem Messianismus biologistischer Art; seine ersehnte dritte Weltepoche wurde zu einem Millenium, einem „Dritten Reich“ eigener Prägung¹¹. Nun ist allerdings die Idee vom Dritten Reich¹² erheblich älter als das 19. Jahrhundert. Wir treffen hier auf eine Vorstellung, die seit dem Hochmittelalter system-immanent tradiert wird, ab und zu politische Wirksamkeit erreicht, dann wieder für lange Zeit in den sublitterarischen Untergrund zurücksinkt und, hauptsächlich in der Form mehr oder weniger verschwommener Prophetien weitergeführt, höchstens antiquarischen Wert besitzt.

Wenn wir — schon wegen der äußerst unsicheren Überlieferung — von frühmittelalterlichen ketzerischen Tendenzen einmal absehen, so ist wohl als das Hauptwerk, als Verkündigungsschrift des neuen, dritten Zeitalters des Heiligen Geistes, die *Expositio in Apocalypsin* des süditalienischen Abtes Joachim von Fiore (gestorben 1202) zu betrachten, der für das Jahr 1260 nicht nur das Erscheinen des Antichrists (ein durchaus traditionelles Motiv des Mittelalters zumindest seit Adso), sondern auch, nach der Endschlacht des wahren (deutschen) Kaisers gegen den Antichrist, den Anbruch eines neuen Zeitalters erwartete. Ein neues Evangelium sollte gelten, ein neuer

¹⁰ Vgl. Kühne, W.: Graf August Cieszkowski, ein Schüler Hegels und des deutschen Geistes. Leipzig 1938.

¹¹ Das interessante Buch von Daim, W.: Der Mann, der Hitler die Ideen gab. München 1958, bringt die einzelnen Nachweise auch für die überraschende Haltung Ibsens und seine (anscheinend freundschaftlichen) Beziehungen zu Lanz-Liebenfels. — Hinzuweisen ist, daß auch Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ Geschichtsbetrachtung in Form einer Zyklenfolge bringt. Darüber wird vom Verf. an anderer Stelle berichtet.

¹² Vgl. zu diesem Begriff (außer der Schrift von Moeller van den Bruck): Neuhöfer, J.: Der Mythos vom Dritten Reich. Stuttgart 1957. — Bietenhard, H.: Das Tausendjährige Reich. 1954². — Benz, E.: Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung. München 1965. — Töpfer, B.: Das kommende Reich des Friedens. Berlin 1964.

Bund mit Gott abgeschlossen werden, der das Verschwinden jeglicher Häresie und den primitiv-sozialistischen Ausgleich der Besitzverhältnisse bringen sollte; Träger der neuen Ordnung sollte nicht mehr die Papstkirche sein, sondern das Mönchtum¹³. Diese kombinatorische Sicht erwies sich als unglaublich zählebig und politisch relevant; in Verbindung mit der genuinen deutschen Kaisererwartung¹⁴ ist diese prophetische Vision schließlich zu einer Art Volksliteratur geworden, die rasch Übersetzungen in die wichtigsten europäischen Sprachen erlebte. Getragen von einem neuen Nationalismus, richtete sich diese Prophetie in der Form der sog. *Visio Gamaleonis* im 15. Jahrhundert scharf gegen die profranzösische prophetische Schrift des Telesphorus; sie hat ohne Zweifel zum Entstehen der revolutionären Bewegungen im Reich im 15. und 16. Jahrhundert beigetragen¹⁵. Die Verbindung, die nun zwischen den Joachiten und den Panslawisten des 19. Jahrhunderts hergestellt werden soll, ist keineswegs nur theoretischer Natur und nicht aus der auffälligen Gleichheit der Zyklenvorstellungen abgeleitet. Cieszkowski selbst verrät durch Titel wie Inhalt seines Hauptwerkes „*Ojcie Nasz*“ (Paris 1848), daß er joachitische Nachfolgeschriften gekannt haben muß¹⁶. Ganz überraschend ist schließlich die Ansicht des jüngeren Solovjov (Vla-

¹³ Vgl. dazu: Funkenstein, Amos: Heilsplan und natürliche Entwicklung. München 1965. — Huck, J. C.: Joachim von Floris und die joachimitische Literatur. Freiburg 1938. — Benz, E.: *Ecclesia Spiritualis*. Stuttgart 1934. — Liebeschütz, H.: Das allegorische Weltbild der heiligen Hildegard von Bingen. Berlin 1930. — Kamlah, W.: Apokalypse und Geschichtstheologie. Berlin 1935. — Bloomfield, M. W.: Joachim of Flora. *Traditio* 13 (1957) 248 ff. — Grundmann, H.: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. 1935. — Ders.: Die Papstprophetien des Mittelalters. AKG 19 (1929) 77—138. — Zum Antichrist-Motiv v. a.: Konrad, R.: *De ortu et tempore Antichristi*. Kallmünz 1964. — Wadstein, E.: Die eschatologische Ideengruppe: Antichrist, Weltsabbat, Weltende und Weltgericht. Leipzig 1896.

¹⁴ Dazu vor allem: Kampers, F.: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896. — Kantorowicz, E.: Zu den Rechtsgrundlagen der Kaisersage. DA 13 (1957) 115—150. — Bezold, F. v.: Zur deutschen Kaisersage. *Sitzungsberichte der Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Classe*. München 1884, S. 560—606. — Voigt, G.: Die deutsche Kaisersage. HZ 26 (1871) 131—187. — Grauert, H.: Zur deutschen Kaisersage. HJb 13 (1892) 100—143.

¹⁵ Darüber (neben den Forschungen von H. Grundmann) besonders: Lauchert, F.: Materialien zur Geschichte der Kaiserprophetie im Mittelalter. HJb 19 (1898) 844—872. — Rohr, J.: Die Prophetie im letzten Jahrhundert vor der Reformation als Geschichtsquelle und Geschichtsfaktor. HJb 19 (1898) 29—56, 447—466. — Brandl, A.: The Cock in the North. Poetische Weissagung auf Percy Hotspur. *Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss.* 1909, Heft XIV, S. 1160—1189. — Auch darüber wird an anderer Stelle zu handeln sein.

¹⁶ Die französische Übersetzung des Werkes (von Gasztowtt, M. V.): *Notre Père*. 3 Bde., erschien in Paris 1906—1928. Cieszkowski gliedert sein Werk nach den sieben Bitten des Vaterunsers und will die Voraussetzungen für das Königreich Gottes auf Erden nennen, das bald anbrechen soll. — Vgl. Ujejski, J.: *Dzieje polskiego mesjanizmu do powstania listopadowego włącznie* [Geschichte des polnischen Messianismus bis zum Novemberaufstand]. Łwów 1931. — Eine eigene Untersuchung des polnischen Messianismus unter dem Blickwinkel spätmittelalterlicher polnischer Vatikinen wäre dringend erforderlich; es fehlt an Vorarbeiten.

dimir Sergejevič Solovjov, 1853—1900), der annahm, die messianische Lehre vom Königreich Gottes offenbare sich in der Geschichte und stelle deren eigentlichen Sinn dar, und Rußland sei berufen, diese Lehre und das neue Zeitalter zu erfüllen¹⁷. Solovjov griff tatsächlich direkt zurück auf die alte joachitische Prophetie: Durch seine Vermittlung konnte Dostojevskij 1877 die Prophezeiung über den *Aquila grandis* (in der älteren Fassung meist *aquila volans*), der sich dereinst im Osten erheben sollte, veröffentlichen. Solovjov hat, der späten Form nach zu schließen, den Text wohl der „Pronosticatio“ des Johannes Lichtenberger entnommen¹⁸; freilich passen Solovjov und Dostojevskij den Text der Moderne an und verbinden die Vorhersage des gewaltigen Adlers nicht mit einem dritten Kaiser Friedrich (wie das die ursprüngliche staufische „Reichsprophetie“ in Deutschland und Italien getan hatte), sondern mit einem künftigen machtvollen Zaren, der das Problem der slawischen Einigung wie jenes der orientalischen Frage lösen und die Christenheit unter der Orthodoxie einigen würde. Und eben das problematische Verhältnis Rußlands zur Türkei ist auch für Danilevskij ein Hauptteil seiner Untersuchung. Wir glauben, daß die generelle Übernahme joachitischen Gedankengutes (bei Dostojevskij wohl in gezielter messianischer Absicht) durch die Panslawisten nicht zu leugnen ist, jedenfalls durch die „nationalen“ Panslawisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts¹⁹. Bei Danilevskij tritt dazu (in seiner Beurteilung der Westslawen, speziell der Tschechen) eine recht eigenwillige Auffassung des Hussitismus und des Sinns der tschechischen Geschichte überhaupt.

In seiner verdienstlichen, gründlichen Studie über die Entstehung des Panslawismus weist H. Kohn darauf hin, daß die russischen Nationalisten wie Danilevskij und Katkov unter dem überwältigenden Eindruck Bismarcks und des Alldeutschtums gestanden hätten²⁰. Es erscheint fraglich, ob dies für Danilevskij zutrifft. Gewiß nimmt er in seinem Werk Bezug auf den Krieg von 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes, doch zieht er keine Parallelen zwischen preußischem Aufstieg und russischer Zukunft; vorherrschend ist vielmehr eine stark aggressive Haltung gegenüber dem Vielvöl-

¹⁷ Kohn 193.

¹⁸ Einige Zitate bei Kohn 194. — Zu Lichtenberger vgl.: Kurze, D.: Johannes Lichtenberger. Lübeck-Hamburg 1960. — Ders.: Nationale Regungen in der spätmittelalterlichen Prophetie. HZ 202 (1966) 1—23.

¹⁹ Offen bleibt, inwieweit auch der erste bekannte „Panslawist“ (der allerdings diesen Terminus noch nicht kannte), der kroatische Jesuit Križanić (1618—1683), der russisches zaristisches Führertum mit religiöser Vormachtstellung der katholischen Kirche verbinden wollte und zur Propagierung seiner Ideen sogar nach Rußland selbst ging (jedoch sehr wenig Resonanz fand), von joachitischen Vorstellungen beeinflusst war. Über diese spezielle Frage gibt es unseres Wissens noch keine Untersuchung. Vgl. zu Križanić: Vondrák, B. V.: *Slovenská myšlenka u Križaniće a jeho soud o Slovanech vůbec* [Die slawische Idee von K. und seine Beurteilung der Slawen im allgemeinen]. Brunn 1921. — Leger, L.: *Un précurseur du panslavisme au XVII^e siècle*. Nouvelles Etudes Slaves (Paris 1888) 1—47.

²⁰ Kohn 244. — Danilevskij erwähnt einmal (S. 260 der deutschen Ausgabe) die „glänzende Politik“ Bismarcks.

kerstaat Österreich-Ungarn, gegenüber der Germanisierungs- und Madjarisierungspolitik. Sein größter Haß gilt aber dem slawischen Renegaten Polen und der Türkei, gegen die sich das Dritte Rom, Moskau, unter dem Banner der Rechtgläubigkeit erheben müsse. Wir wollen hier nicht näher auf den geradezu traumatischen Haß gegen Polen, der aus Danilevskijs Worten spricht, eingehen; er wirft dem unglücklichen Volk sowohl seine Katholizität²¹ wie seinen Selbständigkeitsdrang, seine nationale Selbstbehauptung während der Teilung vor²². Das Kirchenrecht des Mittelalters kennt seit Augustinus den Terminus „cogere (oder compellere) intrare“; das ist der Ausdruck für gewaltsames Vorgehen gegen einen Ketzer, einen vom Christentum Abtrünnigen (Heiden sind davon also nicht betroffen, weil diese ja die ewige Wahrheit noch nicht erkannt und durch die Taufe erlangt hatten), einen Pönitenzverweigerer²³. Die Sprache Danilevskijs gegenüber Polen erinnert in Wortwahl wie Inhalt lebhaft an jene kirchenrechtliche Maßnahme. Polen ist vom Slawentum abgefallen, es ging über zu Europa, verriet die Orthodoxie, und muß nun in langsamer, schmerzhafter „pädagogischer“ Arbeit bekehrt und geläutert werden²⁴. Danilevskij, das dürfte inzwischen klar geworden sein, ist entschiedener Antiwestler; es sei tief unter der Würde des

²¹ Danilevskij 292: „(Wir sehen) . . . auch bei den Westslawen, in dem tiefentstellenden Einfluß des Lateinertums auf den polnischen Volkscharakter den Beweis dafür, daß eine Religionslehre bei den slawischen Völkern nicht an der Oberfläche hinkriecht, vielmehr imstande ist, auf diesem dankbaren Boden durchaus alles das zu äußern, was in ihm enthalten ist, wobei der gesäte Samen, . . . zu einer guten Frucht heranwächst oder zu Unkraut und Distel.“

²² Ebenda 305: „Wenn Polen im Verlauf seines geschichtlichen Lebens das Beispiel bot von dem Fehlen jedes politischen Sinns, so bestärkt auch dieses negative Vorbild nur unsere Behauptung, indem es beweist, daß jene Untreue gegen die slawischen Grundsätze, die Polens Leib und Seele zerfraß, auch dementsprechende Früchte bringen mußte . . .“; oder, in einem Abschnitt über den Allslawischen Bund (S. 208): „ . . . wer die nationale und sogar die politische Freiheit Ländern gab, die in dem Bestand des Reiches eingeschlossen sind, wie z.B. Finnland und dem feindlichen Polen — wobei diese Freiheit erst nach ihrem allerunsinnigsten, zweimaligen Mißbrauch aufgehoben ward, um einem Teile des russischen Volkes seine von den Polen bedrohte Freiheit zu erhalten —, der wird keinen Anschlag machen auf die Freiheit seiner Bundesgenossen . . .“ Das kann man schwerlich anders denn als Heuchelei bezeichnen.

²³ Zu diesem Komplex sei nur genannt der instruktive Aufsatz von Kahl, H.-D.: *Compellere intrare. Die Wendenpolitik Bruns von Querfurt im Lichte hochmittelalterlichen Missions- und Völkerrechts*. ZfO 4 (1955) 161—193, 360—401.

²⁴ In diesem Zusammenhang ist nicht uninteressant die Meinung eines frühen polnischen Panslawisten, des Grafen Valerian Krasiński (1780—1855), der die Wiederherstellung Polens forderte, weil nur dadurch eine dauerhafte trennende Macht zwischen Deutschland und Rußland geschaffen werden könne; Polen sei der vorgeschobene Schild Europas gegenüber Rußland (Krasiński war „Westler“). Das ist also die Neuauflage der alten französischen Idee der barrière de l'est. Vgl. dazu: Krasiński, V.: *Panslavism and Germanism*. London 1848. — Puttkamer, E. v.: *Frankreich, Rußland und der polnische Thron 1733*. Berlin 1937. — Boyé, P.: *Stanislas Leszczyński et le troisième traité de Vienne*. Paris 1898. — Reinherz, H. W.: *Die preußisch-französischen Beziehungen in den Jahren 1758—1770*. Diss. Berlin-Leipzig 1936.

großen Rußland, einen schlechten Abklatsch europäischer Entwicklungen zu bieten, es sei vielmehr seine geschichtliche Rolle, sich von Europa (und damit vom Erbe Peters) abzuwenden, das Fenster nach dem Westen schleunigst zu schließen und, gestützt auf die altslawische Dorfgemeinschaft und die Orthodoxie, die slawische Einung und das neue Dritte Zeitalter heraufzuführen²⁵. Daß sich Danilevskij bei solcher Haltung scharf gegen Čaadajev wenden muß, überrascht nicht²⁶. Und es ist folgerichtig, daß bei dieser Grundhaltung auch die Tschechen (trotz gewisser „Verwestlichung“) eine Sonderbeurteilung erfahren müssen — schon auf Grund der geographischen oder besser geopolitischen Lage ihres Landes, auf Grund ihrer aktiven Rolle bei der Entstehung des panslawistischen Gedankens innerhalb der Donaumonarchie und endlich auf Grund ihrer großen religiösen Bewegung, des Hussitismus (über dem Danilevskij sogar den Katholizismus eines großen Teiles des tschechischen Volkes vergißt).

Danilevskij interpretiert eigenwillig die böhmische Geschichte: „... Auch diejenigen slawischen Stämme, wie z. B. die Tschechen, bei denen infolge der germanischen Gewaltsamkeit die Rechtgläubigkeit dem Katholizismus gewichen war, offenbarten niemals religiöse Unduldsamkeit. Sie litten nur von ihr, zwangen aber nicht andere zu leiden; in ihrem Blute wurden die rechtgläubigen Erinnerungen erloscht, welche in den herrlichen Zeiten des Hus und Žižka mit solcher Kraft durchgebrochen waren²⁷.“ Das billige Schlagwort von der „germanischen“ Unterdrückung, sicher von Danilevskij selbst ehrlich angenommen, gewinnt in panslawistischem Zusammenhang durchaus ideologischen Charakter. Slawisierung oder genauer Russifizierung in Ostpolen und im Baltikum ist unabdingbare Voraussetzung für slawische Gesundung. Die westeuropäische Einstellung dagegen, der Liberalismus also,

²⁵ Danilevskij 21: „Gehört nun ... Rußland zu Europa? ... Nein, es gehört nicht dazu. Es nährte sich nicht durch eine einzige der Wurzeln, durch welche Europa sowohl wohlthätige wie schädliche Säfte unmittelbar einsog: aus dem Boden der von ihm zerstörten alten Welt — es nährte sich auch nicht durch die Wurzeln, welche aus der Tiefe des germanischen Geistes Nahrung schöpften.“

²⁶ Ebenda 29: „In unserer Literatur erschien vor mehr als dreißig Jahren ein Zeitschriftenartikel des verstorbenen Tschaadajeff, der zu seiner Zeit viel Lärm erregte. In ihm fand das bittere Bedauern darüber seinen Ausdruck, daß Rußland infolge der Besonderheiten seiner Geschichte derjenigen Grundlagen beraubt sei (wie z. B. des Katholizismus), aus deren Entwicklung Europa zu dem ward, was es ist. Hierüber Schmerz empfindend, verzweifelt der Autor an der Zukunft seines Vaterlandes, da er nichts sah und nichts verstand als Europäertum.“

²⁷ Danilevskij 118. — Er fährt fort mit Bezug auf Polen: „Eines von den slawischen Völkern, die Polen, bildet freilich eine traurige Ausnahme. Gewaltsamkeit und Unduldsamkeit bezeichnen den Charakter ihrer Geschichte. Aber der verhältnismäßig kleine Teil des polnischen Volkes, die Schlachta, auf den sich gerechterweise allein dieser Vorwurf beziehen kann, konnte sich die europäische Zivilisation nicht anders aneignen, als indem er auch seinen ganzen slawischen Charakter aufgab, nachdem er zu einem Renegaten des Slawentums geworden war ...“ — Und ebenso S. 128: „Die höchsten Stände Polens, die den Nationalismus zugleich mit dem Katholizismus und verschiedenen deutschen Ordnungen eingesogen hatten, trugen so Vergiftung in das ganze Leben des Polenreiches ...“

führt auf dem ihm „fremden Boden des Slawentums“ (S. 128) zur Korruption der slawischen Völker; „... in Tschechien gab er die Hand der Verdeutschung, im westlichen Rußland aber der Polonisierung des Volkes“²⁸. Es ist klar, daß allein die Existenz slawischer Völker innerhalb der Donaumonarchie ein unerträgliches Ärgernis darstellt (genauso die Existenz von antirussischen selbständigen Freiheitsbewegungen in den kleinen slawischen Völkern); noch unerträglicher aber wäre (bei Lösung der orientalischen Frage und Zurückdrängung der Türkei) die Vergrößerung Österreichs: „Es besteht keine Notwendigkeit, heutigestags zu beweisen, daß das Abtreten irgendeines Teiles der slawischen Länder an Österreich ein wirkliches Verbrechen gegen das Slawentum und völlig entgegengesetzt ist den Interessen Rußlands“²⁹. Die einzigartige Situation Rußlands (im Gegensatz zu den germanisierenden Unterdrückern) sei eben, daß es niemanden zu unterwerfen brauche, um seine Macht zu vergrößern, daß es niemanden knechten müsse wie alle europäischen Staaten — es brauche vielmehr nur zu befreien und wiederaufzurichten, es brauche nur die West- und Südslawen in die allslawische Völkerfamilie heimholen (S. 196). Dieses bis ins 20. Jahrhundert wirkende Dogma ist ohne Zweifel beeinflusst von den frühen tschechischen Panslawisten³⁰; Danilevskij übernimmt diese Anschauung und stellt die slawischen Völker als selbständigen (zusammengehörigen) kulturhistorischen Typ dar, ungeachtet aller realen Verschiedenheiten (S. 88). Und wie nur durch ein politisches Bündnis mit Rußland Serbien hoffen dürfe, seinen Kampf gegen Italienisierung, Madjarisierung und Germanisierung zu bestehen („Das tapfere und starke serbische Volk muß sich hüten vor der polnischen Gewohnheit, sich ehrgeizig Fremdes anzueignen und daher das Seinige aus der Hand zu lassen“; S. 201), so gelte das Gleiche, sogar in noch höherem Grade, für das tschechische Volk, dessen Gebiet wie eine Bastion, wie ein Bollwerk in die deutschen Gebiete einschneide, das allerdings von der deutschen Siedlung schon stark gefährdet sei³¹. Danilevskij trifft sich hierin mit seinem Zeitgenossen General Rostislav A. Fadejev (1826—1884), der die Heilige Allianz ablehnte und verachtete, weil in ihr Rußland seine ureigensten Interessen für Europa und für die Germanisierung der westslawischen Völker aufgeopfert habe. Rußland sollte ein antiwestliches, antiliberales, freilich auch kein asiatisch-mongolisches Reich werden, sondern eben ein allslawisches; die Rettung der nichtrussischen (also vor

²⁸ Ebenda 129.

²⁹ Ebenda 185.

³⁰ Zu den frühen tschechischen und slowakischen Panslawisten, über ihre (Herderschen) Ideen von slawischer Völkerfamilie und slawischer Gemeinsprache siehe Kohn 17—25 (so über Kollár und Šafařík). Erheblich kühlere Haltung zeigte Havlíček, der im Sinne eines Austroslawismus gegen jede russische Hegemonie wirkte (Kohn 34).

³¹ Danilevskij 202: „... Weder der innere Ansturm der Deutschen noch die äußeren Überfälle, welchen dieser Zankapfel zwischen Slawen- und Deutschtum nicht zu entgehen vermag, können mit Erfolg abgewehrt werden ohne enge Vereinigung mit dem ganzen Slawentum.“

allem der österreichischen) Slawen biete die einzige hinlängliche Gewähr für die slawische Zukunft Rußlands; „... die Tschechen waren für ihn die Vorhut der Slawen und Böhmen war eine wertvolle strategische Bastion³².“ Danilevskij sieht die Rolle der Tschechen durchaus auch militärisch: „Wir haben jenseits unserer Grenzen nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen treuer Bundesgenossen... in den türkischen und österreichischen Slawen, denen wir nur die Möglichkeit geben müssen, für uns einzutreten³³.“ Vor allem eine historische Erscheinung gibt ihm Hoffnung auf den rechten Weg der Tschechen, der Hussitismus, die große antideutsche Bewegung, die das Unheil der Einfügung Böhmens in das Sacrum Imperium wieder wettmachte; Danilevskij betrachtet die hussitische Bewegung als eine Art konsequenter Wiederaufnahme einstiger slawischer Selbständigkeit in der Zeit des Großmährischen Reiches (er erwähnt sowohl Svatopluk von Mähren wie auch die Slawenlehrer Kyrill und Method; S. 172): „In dem von Bergen umgebenen Tschechien erhielt sich die slawische Selbständigkeit länger, aber auch es unterwarf sich dem Lateinertum... Nur lebte die Erinnerung an die Rechtgläubigkeit in ihm stärker als in den übrigen westslawischen Ländern — und sie brach mit unaufhaltsamer Kraft durch in dem berühmten Hussitenkampf, der auf lange Zeit hinaus in den Tschechen ihre völkischen Elemente stählte und ihnen so die Möglichkeit gab, neu zu erstehen nach völliger äußerer Unterdrückung³⁴.“ Dabei sei der Charakter der Slawen überhaupt, also auch der der Russen, der Anlage nach gekennzeichnet von Weichheit, Fügsamkeit und Ehrfurcht, sei jeder Gewalttätigkeit fremd und erfüllt vom christlichen Ideal der Liebe; und aus dieser slawischen Veranlagung heraus sei auch die hussitische Bewegung zu verstehen: „... die allerreinste und idealste von den religiösen Reformen, in der sich nicht der aufrührerische, lediglich auf Umwandlung gerichtete Geist der Reform Luthers und Calvins offenbarte, vielmehr ein auf Wiederherstellung, Neuerrichtung gerichteter Charakter, der nach Rückkehr zu der geistigen Wahrheit hinstrebte, die einstmals vom Heiligen Kyrill und Methodius überliefert worden war³⁵.“ Die geistige Belebung Böhmens durch Hus und die Hussiten ist nach Danilevskij die Grundvoraussetzung für Gründung und Existenz des wohlgeordneten slawischen Staatswesens unter Podiebrad gewesen. Diese rein slawische „Insel oder Oase“ (S. 296) hätte jedoch niemals ohne Stützung auf

³² Kohn 164.

³³ Danilevskij 275. — Allerdings schränkt er selbst seine Ansicht gleich wieder ein mit der Bemerkung, daß viele Russen Zweifel hätten an dieser Unterstützung angesichts der literarischen Parteien in einem Teil der tschechischen Jugend zugunsten Polens. Am polnischen Problem schieden sich eben die Geister.

³⁴ Ebenda 173. — Wieder folgt der obligate Seitenhieb auf Polen, das katholisch wurde; „... und deshalb war es im Verlauf des größten Teiles seiner Geschichte nicht nur ein nutzloses, vielmehr sogar ein schädliches Mitglied der slawischen Familie, da es die gemeinsamen slawischen Anfänge verraten hatte und durch Gewalt und Verführung danach strebte, das der slawischen Welt feindliche katholische... Prinzip bis ins Herz Rußlands hinein zu verbreiten.“

³⁵ Ebenda 292.

die ganze Kraft des Slawentums bestehen können, und ebenso könne auch jetzt das Tschechentum nicht auf die brüderliche Hilfe Rußlands in seinem Kampf gegen die Germanisierung verzichten. Polens Unabhängigkeit sei, mit Böhmen verglichen, zwar von längerer Dauer gewesen; doch es habe sich der moralischen (eigentlich ja der unmoralischen) Kulturherrschaft des Westens weitgehend unterworfen, es habe, wenn es gleich längere Zeit seinen „politischen Körper“ erhielt, darüber seine slawische Seele verloren; „... um sie aber wiederzufinden, mußte es in enge, wenn auch leider nicht freiwillige Vereinigung mit Rußland treten“ (S. 296). Der Verlust tschechischer staatlicher Unabhängigkeit sei aber nicht zu werten als Hinweis auf politische Unfähigkeit — im Gegenteil, gerade in Böhmen hätten sich bis zu seiner endgültigen Eingliederung in die Habsburger Erblande hervorragende Kulturkeime gezeigt, die (obwohl auf der religiösen, volkstümlichen Grundlage des Hussitentums basierend) nicht zur Reifung gekommen seien, weil „dieser heroische Anlauf zur slawischen Selbständigkeit in slawischem Blut erstickt [wurde] durch die vereinigte Kraft des Lateiner- und des Germanentums“ (S. 310). Danilevskij sieht also den Hussitismus nicht nur als nationale Reaktion gegen Überfremdung, sondern vor allem als religiöse Rückbesinnung auf den slawischen Urgrund, als antigermanischen (und anti-feudalen) Versuch einer Rückkehr zur altslawischen Prawda und zur Orthodoxie — eine Anschauung, die nicht sonderlich weit entfernt ist von manchen Ideologemen aus den Jahren nach 1945 zum selben Thema³⁶. Danilevskijs Ansichten sind in gewissem Sinn modern. Es entspricht im übrigen seiner Einstellung gegenüber dem Westen, daß er in der Beherrschung großer slawischer Stammesteile auf dem Balkan durch den Islam nach der türkischen Eroberung einen Akt der Vorsehung erblickt, durch den diese Slawen vor einer Aufsaugung durch das westliche Christentum bewahrt wurden; nun aber sei Rußland erstarkt und berufen, die zeitweilige unfreiwillige „Schutzrolle“ der Türkei abzulösen durch die Eingliederung der unterdrückten slawischen Brüder in das Zarenreich.

Zu den wichtigsten Abschnitten des Buches Danilevskijs gehören seine fünf „Gesetze der geschichtlichen Entwicklung“, die aus seiner Untersuchung der kulturhistorischen Typen hervorgehen. Er kennt nur drei mögliche Rollen eines selbständigen Kulturtyps: Entweder positive Tätigkeit, oder zerstörende Tätigkeit (als sog. Gottesgeißel) gegenüber altersschwachen Völkern, oder untergeordnete Lieferung rein ethnographischen Materials im Dienst fremder Ziele, stärkerer Völker (S. 59). Aus dieser Erkenntnis folgen seine Gesetze. Jede Völkerfamilie, die sich durch verwandte Sprache auszeichnet, bildet einen selbständigen kulturhistorischen Typus; damit sich die immanen-

³⁶ Vgl. nun zu diesen Fragen und der Forschungsentwicklung v. a. die Forschungen von F. Seibt, besonders: *Hussitica. Zur Struktur einer Revolution*. Köln-Graz 1965. — Auch Machilek, F.: *Ludolf von Sagan und seine Stellung in der Auseinandersetzung im Konziliarismus und Hussitismus*. Diss. München 1967 (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder 8).

ten Anlagen jeden Typs entfalten können, ist politische Unabhängigkeit der zugehörigen Völker unbedingt erforderlich. Die Völker eines jeden Typus müssen ihre eigenen Kulturgrundlagen erarbeiten, sie können keine fremden Einflüsse übernehmen und können andererseits auch ihre Kultur anderen nicht vermitteln. Jeder kulturhistorische Typus erreicht nur dann seine volle mögliche Blüte, wenn seine ethnischen Einzelbestandteile in einer engen Föderation vereinigt sind. Und schließlich zieht Danilevskij noch einen gewagten botanischen Vergleich: Der Entwicklungsgang der kulturhistorischen Typen, also der selbständigen Völker oder Föderationen, gleiche demjenigen von Pflanzen, die in mehrjähriger Entwicklung nur einmal Frucht tragen, bei denen also nach einer längeren Wachstumsperiode eine relativ kurze und einmalige Periode des Blühens und Reifens erfolge³⁷. Man kann diese Einstellung Danilevskijs sicher nicht besonders optimistisch nennen; sie verrät eine ebenso rigorose wie pessimistische Natur (und hierin liegt allerdings wieder eine Ähnlichkeit mit Spengler). Die fünf kulturhistorischen Entwicklungsgesetze basieren offensichtlich auf der Zyklentheorie. Der zitierte Untergangsgedanke, der von der Anschauung kommt, jede Kultur müsse völlig von vorn anfangen, es gebe keine Übernahme und fruchtbare Vermittlung, ist nichts anderes als eine (historisch ungerechtfertigte) Katastrophentheorie, die die realen und oft überraschend starken Kontinuitäten auch über sogenannte Umbruchs- und Umsturzeiten hinweg (wie in der Spätantike) einfach ignoriert.

Die idealisierende Volksbetrachtung Danilevskijs kennt als treibende „politische“ Kraft (in einem sehr weiten Sinn) nur den Willen eines Alleinherrschers auf der festen Grundlage von Orthodoxie und altslawischer Prawda³⁸, er sieht also das Volk als ungegliederte Masse ohne differenzierende Strukturmerkmale (und übersieht selbstverständlich Existenz und Wirken von Substrukturen in einer Gesellschaft, übersieht — im Sinne einer starren Schichtentheorie — Statusveränderungen durch soziale Spannungen). Es liegt auf der Hand, daß der Versuch einer kulturellen Einbeziehung der Slawen in die Donaumonarchie als Schlag gegen die Selbständigkeit des Slawentums überhaupt strikt abgelehnt werden mußte, aber auch, daß eine staatliche (und damit zugleich völkische) Existenz der Tschechen für Danilevskij nur in Frage kam innerhalb einer Föderation mit Rußland. So ist es nur logisch, daß er als Endziel den Allslawischen Bund vorschlägt (S. 235). Einen Weltstaat lehnt er ab, die Vielfalt der Kulturen solle erhalten bleiben (S. 227);

³⁷ Die fünf Gesetze sind formuliert im dritten Kapitel des Werkes Danilevskijs (S. 61 ff.).

³⁸ Zu diesem letzteren Begriff v. a. Sarkisyanz, E.: Rußland und der Messianismus des Orients. Sendungsbewußtsein und politischer Chiliasmus des Ostens. Tübingen 1955. — Talmon, J. L.: Politischer Messianismus. Die romantische Phase. Köln-Opladen 1963. — Es sei erlaubt, auf ähnliche Annahmen auf völlig anderem Gebiet hinzuweisen: Die Gestalt der Libuša in der gleichnamigen Oper B. Smetanas in ihrer Gegenüberstellung zum „Volk“ weist Züge auf, die panslawistisch beeinflusst sein dürften (und die offensichtlich auch bei modernen Aufführungen im Národní Divadlo in Prag keinesfalls beim Publikum Mißfallen auslösen).

der Allslawische Bund würde eben nicht Weltherrschaft bedeuten, sondern vielmehr den einzigen Schutz vor ihr und dem expansiven westeuropäischen System bieten können. Nötig sei freilich, um die Haltbarkeit einer slawischen Föderation zu garantieren, „die Erhebung der russischen zur allslawischen Sprache, solange die slawischen Stämme noch nicht politisch befreit sind“ (S. 231). Schwierigkeiten sieht er in diesem Punkt voraus; nur einige wenige „auserwählteste Vertreter des Slawentums“ werden fähig sein, die Notwendigkeit einer allgemeinen Sprache zu begreifen, und zwar nur diejenigen, die nicht dem zerfressenden europäischen Einfluß unterliegen (S. 232). Aber noch andere Probleme könnten auftauchen; gerade die westslawischen Panslawisten hätten auf den beiden Kongressen von Moskau und St. Petersburg eine vorwiegend wissenschaftlich oder literarisch bestimmte Vereinigung der Slawen gefordert, also eine „überpolitische“ Einheit. Von solchen ätherischen Gemeinsamkeiten hält Danilevskij recht wenig (S. 233). Außerdem sei das Slawentum einander noch vielfach entfremdet durch Stammesfeindschaften, ja, gerade die slawischen Begriffe von Rußland seien „die allertrübsten und vielleicht entbehrten sogar seine Beziehungen zu ihm jegliches Vertrauen“ (S. 233). Alle diese unbestreitbaren Hemmnisse müßten jedoch überwunden werden, und sie würden es auch durch die unausbleibliche, schicksalhafte Auseinandersetzung zwischen Rußland und dem Westen, durch den chiliastischen Endkampf, dem das slawische Millenium, die Herrschaft des Dritten Rom folgen wird auf der Grundlage der brüderlichen Einigung aller befreiten Slawen. „Der Kampf mit dem Westen ist das einzige Rettungsmittel sowohl zum Ausheilen unserer russischen Kulturkrankheiten wie auch zur Entfaltung der allslawischen Sympathien; damit endlich einmal durch sie alle kleinlichen Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen slawischen Stämmen und Richtungen vernichtet werden³⁹.“ Die Rolle der Tschechen hierbei ist klar: Sie sind die Speerspitze im Kampf gegen den Westen, die vorgeschobene Bastion des Slawentums, die wichtigsten Mitglieder der allslawischen Front.

In dieser Annahme eines unabwendbaren, apokalyptischen, eben chiliastischen Endkampfes zwischen Rußland und Europa trifft sich Danilevskij mit Dostojevskij⁴⁰. Der Zar würde hierbei der gottgesandte Anführer sein. Danilevskij hätte es sich kaum vorstellen können, daß der letzte Zar (weit entfernt, einen Endkampf zu leiten) von einer ständig wachsenden Zahl seiner Untertanen des Verrats an der Prawda bezichtigt wurde, besonders seit dem Jahre 1905, als Militär in eine Prozession schoß, die den Zaren um Rückkehr zur Prawda bitten wollte⁴¹.

Danilevskij befürchtete sicher nicht zu Unrecht, daß seine Idee eines Allslawischen Bundes unter Vorherrschaft Rußlands vor allem bei den „europäisch zersetzten“ Westslawen zum Teil auf wenig Gegenliebe stoßen wür-

³⁹ Danilevskij 235.

⁴⁰ Kohn 173.

⁴¹ Vgl. zu diesen Vorgängen das erwähnte, ausgezeichnet geschriebene Buch von E. Sarkisyanz (vgl. Anm. 38).

de. Es ist nicht zu übersehen, daß seine Propaganda den tschechischen Panslawismus wohl beeinflußt, aber kaum zu größerer Rußlandfreundlichkeit gebracht hat. Eines der einschneidendsten Ereignisse für die tschechischen, westlich orientierten Panslawisten war die Herstellung des staatlichen Dualismus in der Donaumonarchie, des Wunschtraums der Madjaren. Der offizielle Austro-Slawismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den Palacký wie Havlíček vertraten, konnte in einer allzu engen Umarmung der Tschechen durch die Russen, wie Danilevskij sie forderte, nur eine neue tödliche Gefahr erblicken. Der romantisierende Idealismus des frühen tschechischen und slowakischen Panslawismus wurde von diesen Männern überwunden, sie näherten sich keiner Form des russischen Messianismus, der für sie doch mehr oder minder utopisch bleiben mußte⁴². Die utopisch anmutenden Forderungen Danilevskijs und seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen, sein politischer Messianismus auf großrussischer Grundlage (der legitimen Widerstand gegen die russischen Ziele als Abfall von der Orthodoxie bewertete und verdammt — der also seine messianistischen Ziele als irdische Heilsfindung deklariert, von der es erlaubte Abweichungen nicht geben konnte) haben den Untergang des alten Feudalregimes in Rußland überdauert; die Idee der Heraufführung des Tausendjährigen Reiches auf allslawischer Grundlage ist in stark säkularisierter Form (in seltsam naher Verwandtschaft zu faschistischen oder doch nationalbolschewistischen Ideen⁴³) übergegangen in den russischen Marxismus-Lenismus, der seine Ausbreitung (vor allem jetzt in Asien) mit ideell identischen, wenngleich quantitativ geänderten Methoden betreibt. Diese Ideologie ist kaum zu verstehen, wenn die messianistisch-chiliasmatische Grundlegung der Bewegung nicht beachtet wird⁴⁴. Sogar die Grenze im Westen, die Danilevskij als unbedingt notwendig für seinen Allslawischen Bund gefordert hatte, wurde durch den Zweiten Weltkrieg erreicht — ob nun durch bewußte panslawistische Orientierung der russischen Staatsführung (wie Kohn annimmt) oder durch den Zufall der Kriegsentwicklung, bleibe dahingestellt; erstaunlich bleibt jedenfalls der politische Blick Danilevskijs, sein Wissen oder Ahnen um die notwendige Erweiterung der Machtbasis Rußlands⁴⁵.

⁴² Kohn 34 f. — Vgl. von einem Teilgebiet her: Jähnichen, M.: Zwischen Difamierung und Widerhall. Tschechische Poesie im deutschen Sprachgebiet 1815—1867. Berlin 1967. — Zu den Theorien des 19. Jahrhunderts und zu Masaryk vgl. die grundlegende Studie von Bosl, Karl: Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und „Slawische Legende“. *BohJb* 5 (1964) 12—52.

⁴³ Vgl. dazu vor allem (um nur einige wenige Werke zu nennen): Schüddekopf, O.E.: Linke Leute von rechts. Stuttgart 1960. — Niekisch, E.: Das Reich der niederen Dämonen. Hamburg 1953. — Nolte, E.: Der Faschismus in seiner Epoche. München 1963. — Halévy, E.: *The Growth of Philosophical Radicalism*. London 1949.

⁴⁴ Bereits die frühe Studie von Gerlich, F.: *Der Kommunismus als Lehre vom Tausendjährigen Reich*. München 1920 (der einen stark pietistischen Grundzug des politischen Messianismus herausarbeiten will) zieht diese Parallelen.

⁴⁵ Auch in der Übergangsphase von 1939—41 hat sich die großrussische Orientierung als stärker erwiesen als die panslawistische; im Deutsch-Russischen Vertrag vom

Das Werben Danilevskijs um die Westslawen, besonders um die Tschechen, in seinem Werk blieb im wesentlichen erfolglos. Der siegesgewisse Schluß des „Kampf“-Kapitels: „Das Zeichen, auf dem geschrieben sein wird: Rechtgläubigkeit, Slawentum und Bauernlandteil — d. h. das sittliche, politische und ökonomische Ideal der Völker des slawischen Kulturtyps — muß notwendigerweise zum Symbol der Sieger werden — zu unserem ‚In diesem Zeichen wirst du siegen‘, das in unsere und unserer Verbündeten Reihen Siegesgewißheit bringen wird — und Entsetzen und Verwirrung in die Reihen unserer Gegner“⁴⁶ vermochte keineswegs die Westorientierung der tschechischen Führer zu ändern, sie vom Nationalismus westlicher Prägung abzubringen; sein Haß gegen Europa mußte sie eher abstoßen. Ohne Zweifel spielt bei dieser Abneigung der Begriff des „Gegentypus“ eine gewichtige Rolle; die scharfe Antithesis zwischen der russisch-panslawistischen „Wir-Gruppe“ und der westeuropäischen „Sie-Gruppe“, um soziologisch-ethnologische Termini zu gebrauchen, findet ihren Ausdruck in der politischen Ost-West-Spannung. Es ist hierin sicher W. E. Mühlmann zuzustimmen: „Dabei tritt der psychologische Mechanismus der Projektion ins Spiel: Man haßt, weil man sich selbst vom ‚Gegentypus‘ gehaßt glaubt“⁴⁷. Es handelt sich bei dieser Aversion wesentlich um ein Stereotyp, nicht unähnlich dem später relevant gewordenen Stereotyp Arier-Semiten; letztlich ist wohl auch im späten Panlawismus der Einfluß Gobineaus zu verspüren. Insgesamt also hat Danilevskij die Westslawen nicht gewinnen können (auch das sog. Konstantinopel-Abkommen vom 18. 3. 1915 zwischen den Entente-Mächten, das Rußland im Falle eines Sieges über die Türkei die von Danilevskij geforderten Grenzen geben sollte, hat den kleinen slawischen Völkern die russische Hegemonie nicht schmackhafter gemacht)⁴⁸. Zwar gab es auch unter den Tschechen Theoretiker auf der Linie großrussischer panlawistischer Ideen, zwar hat selbst Th. G. Masaryk solche Gedanken wenigstens anklingen lassen⁴⁹; doch kann die westliche Ausrichtung gerade Masaryks und seiner Nachfolger nicht verkannt werden⁵⁰. Diese vorherrschende Ausrichtung wird auch in der Forschung hervorgehoben oder, in manchen Fällen, als

23. 8. 1939 wurden schließlich die Westslawen dem Faschismus kaltblütig geopfert. Vgl. Kohn 245.

⁴⁶ Danilevskij 277.

⁴⁷ Mühlmann, W. E.: Rassen, Ethnien, Kulturen. Moderne Ethnologie. Neuwied 1964, S. 106 f. — Es ist auch N. V. Rjazanovskij zuzustimmen (Rußland und der Westen. München 1954), der sagt, daß für die Slawophilen der Haß des Westens auf den Osten ein Axiom gewesen sei (S. 60 ff.).

⁴⁸ Kohn 218 f.

⁴⁹ Vgl. v. a.: Masaryk, Th. G.: Rußland und Europa. Jena 1923. — Ders.: La résurrection d'un Etat. Paris 1930⁷. — Ders.: Jan Hus. Prag 1923. — Ferner Opočenský, J.: Der Untergang Oesterreichs und die Entstehung des tschechoslowakischen Staates. Prag 1928.

⁵⁰ Vgl. Masaryk, Th. G.: Problém malého národa [Das Problem der kleinen Nation] (zuerst 1905 erschienen). Prag 1937. — Beneš, E.: Où vont les Slaves? Essais sur le Slavisme. Paris 1948. — Kohn 335 f. — Čapek, K.: Masaryk on Thought and Life. New York 1938.

selbstverständlich betrachtet, wobei freilich die Nachkriegsereignisse eine gewisse Tendenz der Beurteilung nahelegen vermögen⁵¹. Danilevskij's „Bibel“ oder „Katechismus“ des Panslawismus hat den großrussischen Nationalisten klare Ziele und Methoden gewiesen, hat die Fronten abgesteckt; seine Vorstellungen haben dazu beigetragen, unter den tschechischen Geistesverwandten romantisierende Ideen Herderscher Nachfolge in politisch relevante Kategorien zu verwandeln. Eine qualitative Veränderung des westslawischen Panslawismus hat Danilevskij jedoch nicht erreichen können.

⁵¹ Vgl. zum neueren Forschungsstand die Untersuchungen von: Luciani, G.: *Panslavisme et solidarité slave au XIX^e siècle*. Bordeaux 1963. — Fadner, F.: *Seventy years of Pan-slavism in Russia*. Georgetown 1962. — Petrovich, M.B.: *The emergence of Russian panslavism, 1856—1870*. New York 1956. — Hepner, B.-P.: *Bakounine et le panslavisme révolutionnaire*. Paris 1950. — Mousset, A.: *Le monde slave*. Paris 1947². — An älteren Untersuchungen wären (als Beispiele aus vielen) zu erwähnen: Nadolny, R.: *Germanisierung oder Slawisierung? Eine Entgegnung auf Masaryks Buch: Das neue Europa*. Berlin 1928. — Köhler, W.: *Revanche-Idee und Panslawismus*. Berlin 1924. — Molisch, P.: *Vom Kampf der Tschechen um ihren Staat*. Wien 1929. — Sehr einseitig ist Gogolák, L.: *Pánszlávizmus*. Budapest 1940. — Es fehlt eine Zusammenfassung neuerer Strömungen auf alter Grundlage in Polen und der CSSR.

STAATSREFORM UND KRIEGSPOLITIK

Existenzprobleme Österreichs vor Beginn und während des Ersten Weltkrieges*

Von Harald Bachmann

Der Außenminister der Donaumonarchie 1916/18, Ottokar Graf Czernin, hat einmal den Weltkrieg als ein „kosmisches Ereignis“ bezeichnet, das sich dem Einfluß der verantwortlichen Staatsmänner mehr und mehr entzogen habe¹. Es soll nicht Aufgabe dieses Vortrags sein, den Wahrheitsgehalt der resignierten Aussage des böhmisch-österreichischen Aristokraten nachzuprüfen, es soll vielmehr auf grundlegende Fragen eingegangen werden, die das Schicksal dieser europäischen Großmacht bestimmt haben. Die beiden Gesichtspunkte, „Staatsreform“ und „Kriegspolitik“, sollen die Tatsache markieren, daß Zisleithanien, wie das österreichische Staatswesen provisorisch genannt wurde, Objekt zahlloser Reformversuche war, bis es durch den Ausbruch des Weltkrieges — am Rande der Verfassungsmäßigkeit stehend — in den Strudel des Kriegsabsolutismus gerissen wurde. Seine weitere Existenz war in viel größerem Maß als die anderer europäischer Staaten von der Kriegspolitik und dem Kriegsglück abhängig, waren doch die ideologischen, politischen und wirtschaftlichen Phänomene der europäischen Krise im 20. Jahrhundert überall auf österreichischem Boden in vielfältiger Erscheinungsform zu finden.

Der gesellschaftliche Aufbau des Kaiserstaates mit seiner anachronistischen Sozialstruktur wurde schon 1914 von führenden Wissenschaftlern als rückständig angesehen. So hat der deutschfreundliche schwedische Historiker Rudolf Kjellén die Monarchie in diesen Jahren als einen „Saurier“ unter den Großmächten bezeichnet. Die beginnende Desintegration der Monarchie war nicht abzuwenden; gesellschaftliche, ideologische und wirtschaftliche Phänomene wirkten zusammen und beschleunigten diesen Prozeß².

Karatheodory Pascha, der türkische Staatsmann des Berliner Kongresses, hat einmal erklärt, das 19. Jahrhundert habe den Zerfall der Türkei gebracht, das 20. Jahrhundert aber werde das Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie herbeiführen³. In der Tat hatten bereits die letzten Jahr-

* Vortrag, der anläßlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Passau am 30. Oktober 1967 gehalten wurde.

¹ Czernin, Ottokar: Im Weltkriege. Berlin-Wien 1919, 427 S., hier S. 369.

² Bennis, F. Lee: Europe since 1914. 5. Aufl. New York 1943, 998 S., hier S. 113—128.

³ Baernreither, Joseph Maria: Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuches 1897—1917. Hrsg. von Oskar Mitis. Wien 1939, 313 S., hier S. 20.

zehnte des 19. Jahrhunderts, vor allem die Ära Taaffe (1879—1893), den inneren Zusammenhalt der Monarchie stark gelockert, die, wie Robert Musil mit sanfter Ironie sagt, „an einem Sprachfehler zugrundegegangen ist“. Neben dem permanenten nationalen Kampf um die Vormacht in Böhmen entwickelte sich der polnisch-ruthenische, deutsch-slowenische und deutsch-italienische Konflikt zu einer Vehemenz, die den Durchbruch neuer Ideologien, neuer nationalpolitischer sowie wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Konzeptionen erwarten ließ. Doch damit nicht genug! Wie ein Danaergeschenk wirkte sich die Okkupation Bosniens und der Herzegowina aus, deren nationale, wirtschaftliche und sozialpolitische Komplikationen zur Zeit des Berliner Kongresses noch gar nicht vorausgeahnt, geschweige denn erfaßt werden konnten. Österreich-Ungarn fand sich als Verwalter der Konkursmasse des türkischen Sultanats mit Aufgaben konfrontiert, die nur ein sehr funktionstüchtiger, moderner und anpassungsfähiger Staat auf die Dauer hätte erfüllen können.

Seit der Ära des Neoabsolutismus hatte sich der politisch-nationale Gegensatz zwischen „Wien“ und „Prag“ zur gefährlichsten Bedrohung des Staatswesens entwickelt, der Ausgleich von 1867 und die Reichsgründung 1871 drängten Österreich immer tiefer in die Zone Zwischeneuropas ab, in ein Gebiet, das als Schütterzone vielfache Herrschaftsformen erlebt hatte. Im politischen Raum Zisleithaniens, wie es 1867 unter der zweifelhaften Bezeichnung „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ verfassungsmäßig entstand — ein Kompromiß zwischen österreichischen Liberalen und ungarischer Gentry —, waren die Lose zu ungleich verteilt, als daß dem Ausgleichswerk Deáks langes Leben beschieden sein konnte.

Nach 1871, dem Jahre, in dem der Kampf um die Fundamentalartikel am Widerstand der herrschenden Deutschliberalen scheiterte, geriet die böhmische Innenpolitik in einen fortschreitenden Umwandlungsprozeß, dessen Ursachen nicht allein nationaler und parteipolitischer Natur waren. Der Strukturwandel im Bereich der böhmischen Bevölkerung, man möge das Beispiel Prags, wie Hans Lades gezeigt hat, heranziehen, die einsetzende Industrialisierung, die von ihr bedingte Fluktuation, das biologische Übergewicht des Slawentums, seine erstaunliche geistige, wirtschaftliche und politische Regsamkeit, schließlich der Fleiß des einzelnen national eingestellten Volksgenossen wirkten zusammen. Sie alle leiteten während der bemerkenswert langen Regierung Ministerpräsident Graf Taaffes (1879—1893) zum markanten Durchbruch hin. Es war das Jahrzehnt der Entscheidung angebrochen. Soziale, vormarxistische Bewegungen schlossen sich zur Arbeiterpartei zusammen, deren Integrationsversuche übernationaler Tendenz Hans Mommsen in seinem Buch über die Sozialdemokratie im Habsburgerreich dargestellt hat. Auf dem Boden des Bürgertums und Kleinbürgertums formierten sich die nationalen Parteien unter der Devise der Wahlreform zum Kampf gegen die Bastionen der Interessenvertretung. Die Wahlreform Graf Taaffes — Einführung einer neuen Wahlkurie, der sog. 5-Gulden-Männer — verschob das politische Gewicht sofort zuungunsten der Deutschen, die als Ver-

teidiger von „Besitz und Bildung“ gerade noch dem Druck der alttschechischen Partei standhalten konnten. Das denkwürdige Buch des leider zu wenig bekannten Wiener Ministerialbeamten und deutschnationalen Politikers Armand Freiherr Dumreicher von Österreich mit dem Titel „Südostdeutsche Betrachtungen“ stellt vor Augen, welch tragische, fast zwangsläufige Entwicklung Österreich — am Rande der slawischen Welt — bevorstand. Es war daher naheliegend, daß sich die ursprünglich staatstreue, reichspatriotische Gesinnung der Deutschösterreicher — in Anbetracht der staatlich geförderten Slawisierung — in eine nationale, staatsfeindliche verwandelte, so daß mit Recht behauptet werden kann, den deutschen Parteien habe mit Ausnahme der Sozialdemokraten die übernationale Idee gefehlt, nach der sie die *reformatio Austriae in capite et membris* hätten durchführen können. Die in eine Defensivstellung gedrängten Deutschen entwickelten in ihren Abwehrzentren Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnten und Tirol eine rege Initiative auf parteipolitischem und vor allem bürokratischem Gebiet, wie es dem Rechtsdenken und der Verwaltungsroutine Zisleithaniens entsprach. Sie suchten vornehmlich eine Lösung der nationalen Fragen auf sprachrechtlicher Ebene nach dem Prinzip der regionalen Aufteilung, der territorialen Autonomie, zu erreichen. Dies kam dem Denken und Handeln altösterreichischer Bürokratie, etwa im Stile Schmerlings und Perthalers, entgegen, doch es stand nicht mehr im Einklang mit den nationalen Ideologien, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts auf dem Boden der Donaumonarchie entwickelt hatten. Karl Renner hatte recht, wenn er etwa sagte, die Kronlandgrenzen entsprächen nicht mehr der Entwicklung der Nationen. Wie wäre es, um nur ein Beispiel anzuführen, möglich gewesen, das nationale Emanzipationsstreben der „historischen“ Völker (man vgl. den *terminus technicus* Clam-Martinić von den historisch-politischen Individualitäten) in das Prokrustesbett einer ad hoc gebildeten Bezirksabgrenzung zu spannen, wie es die deutschböhmisches und in größerem Rahmen die deutsch-österreichische Defensivpolitik in den Sudetenländern versuchte?

Die bürgerlichen Parteien, besonders die Staatspartei der österreichischen Liberalen, hatten bei ihren Maßnahmen, die ihre Defensivposition schützen sollten, noch an dem Gedanken der Idealharmonie im wirtschaftlichen Geschehen festgehalten. Sehr bald erwies es sich als falsch, die industrielle und kommerzielle Dynamik zu unterschätzen, deren Kennzeichen etwa die fortschreitende Fluktuation der Bevölkerung in den sprachlich gemischten Gebieten gewesen ist. Die bürgerlichen Parteien deutscher Provenienz arbeiteten an einer Abgrenzung innerhalb der „historischen“ Kronländer, sie versuchten, den geschichtlich gewachsenen Einheiten ein rational erklügeltes System sprachlicher Dislokation gegenüberzustellen und erkannten nicht, daß die sozialistische Bewegung den Sprachenstreit und die sprachpolitische Aufteilung mehr und mehr als Werk der herrschenden Gesellschaftsschichten empfand und daher ablehnte.

Zwei wesentliche Widersprüche belasteten das Werk obendrein:

- 1) Die industrielle und wirtschaftliche Dynamik des Liberalismus stand im

schroffen Gegensatz zu jeglicher statischen Abgrenzung der Machtsphären.

- 2) Die Lohnpolitik der liberalen deutschen Unternehmer förderte die Einwanderung slawischer Arbeiter, deren Eindeutschung nicht mehr möglich war.

Sehr bald wurde offenkundig, daß die deutsche Defensivtaktik die soziologischen Faktoren der Bevölkerungswanderung und die sozialen Aufgaben des Bevölkerungsschutzes gar nicht einkalkulierte, sondern im Vergleich zur tschechischen Nationalpolitik unterschätzte.

Wir fragen: Was hat dies mit den Existenzproblemen der Donaumonarchie zu tun? Ausgleich und Abgrenzung, Erhaltung der Staatsidee und politische Verständigung wurden mehr und mehr vom Kampf um das Wahlrecht und um die Entwicklung der Sozialpolitik Zisleithaniens beeinflußt. Die Interessenvertretung der Deutschen hatte schon durch die Änderung des Wahlrechts im Jahre 1882, schließlich durch die Einführung des allgemeinen (nicht gleichen) Wahlrechts 1896 (infolge Anfügens einer allgemeinen Wählerklasse) einen empfindlichen Stoß erhalten. Die politische Praxis der nicht-deutschen Parteien, vor allem der fortschrittlich eingestellten Jungtschechen, nützte das Festhalten der bürgerlichen Staatsdeutschen an der Interessenvertretung, an Zensuswahl und Privilegien, konsequent aus, obwohl das Klassenwahlrecht sogar noch in Großbritannien bis 1918 — allerdings unter anderen Prinzipien — aufrechterhalten wurde. Der Ruf nach einem modernen, nach französischem Vorbild organisierten Wahlrecht, das allgemein und gleich sein sollte, lag im Sinn der franzosenfeindlichen tschechischen Nationalpolitik. Eduard Beneš hat in seiner Inauguraldissertation in Dijon (1908) „L'Autriche-Hongrie et la question tchéque“ den Umbau des Staates auf der Basis des allgemeinen und gleichen Wahlrechts begrüßt und empfohlen. Die politischen Forderungen der kleinbürgerlichen Jungtschechen wie der Sozialdemokraten konnten somit gegen die österreichischen Staatsparteien koordiniert werden.

Auch Thomas Garrigue Masaryk, Benešs Lehrer und Mentor, unterstützte den Kampf der slawischen Nationen um das Wahlrecht bereits in den neunziger Jahren. Schon zur Zeit des Omladina-Prozesses hatte er das allgemeine und gleiche Wahlrecht als neue Grundlage für die weitere politische Entwicklung Zisleithaniens gefordert, wohl wissend, daß die gesamteuropäischen Tendenzen der Parlamentarisierung und Demokratisierung dem Slawentum zugute kommen mußten.

Wir wenden uns dem Fundament für Masaryks Lebenskampf zu — den Ausgangspunkten des tschechischen Wiederaufstiegs. Die tschechische Nation, seit dem Zeitalter der Erneuerer moralisch, gesellschaftlich und ideologisch erstarkt, hatte schon seit Palacký und Havlíček-Borovský die Bahnen der großen Politik beschritten, so daß bereits die Taktik der Alttschechen, etwa Riegers, trotz aller austrophiler Beteuerungen über den Bereich der Wiener Staatsinteressen hinausführte. Riegers Reise nach Moskau, aber auch die engen Verbindungen zu den sehr aktiven slawischen Zirkeln in Pa-

ris sind die Vorboten einer neuen Epoche, in der die Konspiration bewußt auf dem Wege der wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen vorangetrieben wurde. Wer waren schon die „Bohemiens“? Die Durchschnittskenntnisse des gebildeten Franzosen boten keine klare Vorstellung von der völkerekundlichen Entwicklung innerhalb der Grenzen Österreich-Ungarns. Es war eine der Auswirkungen des verlorenen Krieges 1870/71, daß sich die französische Öffentlichkeit, besonders die Wissenschaft und Diplomatie, den ostmitteleuropäischen Staats- und Volksproblemen in höherem Maße zuwendete, als dies in den Jahren vor dem Krimkrieg der Fall gewesen war. Der Aufbau der Slawistik an der Sorbonne, zunächst in den Händen polnischer Emigranten, bot schließlich französischen Gelehrten vom Range eines Leger oder Denis auch politische Einflußmöglichkeiten. Es war von entscheidender Bedeutung für den Kurs der tschechisch-nationalen Politik, daß eine ihrer führenden Persönlichkeiten der Vorkriegszeit, Karel Kramář, seine Studien in den achtziger Jahren in Leipzig, aber auch in Paris absolvierte und dort in den engeren Führungskreis der französischen Slawophilen vordrang. Volkswirtschaftlich und sozialpolitisch vorgebildet, hatte Kramář, dem man als unbestrittenen Führer der tschechischen Vorkriegspolitik gern ein konservatives Mäntelchen umhängt, eine sehr klare Vorstellung von der modernen Linie des tschechischen Nationalismus, der sich unter Betonung des demokratischen und parlamentarischen Elements gegen die feudal-alttschechischen Kreise formierte. Das böhmische Staatsrecht sollte mit dem zeitnahen Inhalt konstitutionell-demokratischer Gedanken erfüllt werden. Diese Tendenz entsprach auch der politischen Überzeugung Masaryks, dessen nationale Ideologie erst allmählich (und nach tiefen Enttäuschungen) die Bahnen österreichischer Staats- und Ausgleichspolitik verließ.

Masaryks politische Entwicklung war von den philosophischen Ideen beeinflusst, die er als Schüler Franz Brentanos, aber auch als Kenner der empiristischen Lehre Humes zur Grundlage seiner realistischen Staatsauffassung gemacht hatte. Masaryk war voll Ressentiments gegen Habsburg-Österreich, und er war erfüllt von der Ideologie moderner Demokratien, die er als die Staatsform höchster und ethischer Vollendung ansah. In seinem Werk „Die Weltrevolution“ schließt er mit dem Satz: „Die Demokratie ist die politische Form der Menschlichkeit.“ Masaryk, dessen geistige Bildung, akademischer Werdegang und parlamentarische Karriere die Grenzen des deutschösterreichischen Kulturraums überschritten, hat selbst, trotz realistischer Einschätzung der nationalen Kräfte, dem nationalen Chauvinismus in seinem Werk „Das neue Europa“ eine Absage erteilt.

In der Tat scheinen die Grundgedanken seiner Kriegsprogramme sowie das Wesentliche seiner Auslandsdiplomatie auf religiösen, sozialen und staats-theoretischen Prinzipien zu beruhen, die in ihrer Gesamtheit die Basis für die Erneuerung der Welt bilden sollten, für den Kampf der kleinen Völker — im Gewande der Demokratie — gegen die Theokratien Mitteleuropas, deren scheinkonstitutionelles Regime Masaryk in Österreich-Ungarn kennengelernt hatte und verachtete. Hinzu kam sein starkes soziales Verständnis, sein Mit-

fühlen mit dem Schicksal der Arbeiterklassen. Gründliche Kenntnis der Triebkräfte der modernen Welt — vom politischen, völlig unakademischen Standpunkt aus — verhalf Masaryk zu der Initiative, der er zu Beginn des Ersten Weltkrieges bedurfte, um sein staatspolitisches Programm ins Werk zu setzen. Der politisierende Professor wurde oft verkannt und als weltfremder Theoretiker eingeschätzt. Der Weltkrieg sollte das Gegenteil beweisen.

Man hat oft behauptet, die Tschechen und ihre Führer seien unvorbereitet in den Krieg eingetreten. Dies scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein. Die tschechische Vorbereitung hatte sich auf zwei Ebenen vollzogen. Zunächst waren bereits zahlreiche freundschaftliche Beziehungen ins Ausland geschaffen worden, die sich als ein ganzes Netz von Kontakten erwiesen. Daneben stand die Geheimerarbeit der Maffia, deren Verbindungen bis in die Zentrale der österreichisch-ungarischen Behörden liefen. Es ergab sich daher: 1) Die Exilarbeit als Negativismus und 2) Das politische Bekenntnis zur Habsburgermonarchie als Aktivismus. So war es möglich, bei allen Wechselfällen des Kriegsgeschehens die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Doch damit wäre den Ereignissen vorgegriffen, die entscheidenden Einfluß auf den Verfall der Donaumonarchie ausgeübt haben. Die Kämpfe um das Wahlrecht waren nur der Ausdruck der Tatsache, daß die Nationen dieses Großstaates gesellschaftlich und wirtschaftlich in Bewegung geraten waren. Einsichtige Staatsmänner erkannten bereits in den neunziger Jahren, daß die nationalen Probleme vielfach in engem Zusammenhang mit Aufgaben der Sozialreform und Sozialpolitik standen. Ein Staat, in dem die Sozialstruktur alle Wirtschaftsformen von der beginnenden Großindustrialisierung bis zum Kolonatsystem, dem Kmetensystem Bosniens, aufwies, bedurfte vor allem einer weitblickenden Sozialpolitik. Großzügige Sozialreformen hätten die nationalen Gegensätze überbrücken können. Es lag an der Initiative Ernest v. Koerbers zu versuchen, ob umfassende soziale und wirtschaftliche Neuerungen den kleinlichen Nationalitätenstreit überwunden hätten. Trotz intensiver Studien des österreichischen Staatsproblems scheiterte Koerber an der parlamentarischen Krise. An zahlreichen Beispielen ließe sich außerdem nachweisen, daß innenpolitische Reformen in einer Zeit außenpolitischer Verwicklungen einfach nicht mehr möglich waren. Die großen Pläne der österreichischen Sozialversicherung, deren System nach deutschem und britischem Vorbild geplant war, blieben in den endlosen Verhandlungen stecken, die sich an den Beckschen Entwurf von 1908 angeschlossen. Es gelang den fortschrittlich und sozial denkenden Staatsmännern nicht, die Sozialversicherungspläne in ihren finanziellen Forderungen gegenüber den Rüstungsausgaben durchzusetzen. Die konservativen Politiker standen den Projekten einer Sozialreform ohnehin voll Skepsis gegenüber, Versorgungsdenken und übermäßige Bürokratisierung komplizierten die besten Entwürfe, von denen man erwarten konnte, daß sie den Aufbau des modernen Sozialstaates Österreich vorbereitet hätten. Auf die international bekannten Sozialpolitiker Joseph Maria Baernreither und Michael Hainisch sei kurz hingewiesen.

Die größten Schwierigkeiten bereitete in Zisleithanien die ständige Schwäche der Staatsfinanzen, deren Ausgleich nur zeitweise in den neunziger Jahren gelang. Trotz aller Anstrengungen der modern denkenden Politiker war es nicht möglich, das starke soziale Gefälle zu beseitigen, das zwischen den hochentwickelten Gebieten, etwa den Sudetenländern, und den unterentwickelten, stiefmütterlich behandelten Randprovinzen bestand, wenn diese Bezeichnung hier gewählt werden darf. Man denke etwa an Galizien oder die Gebiete des österreichischen Küstenlandes, über die aus berufenem Munde gesagt wurde, einige 100 000 K. Zuschuß an diese wirtschaftlich schwachen Gebiete hätten Wunder gewirkt. Die Vernachlässigung der Provinz hatte üble Konsequenzen. Vielfach waren die Gebiete der angrenzenden Nationalstaaten, etwa Italiens oder Serbiens, in sozialpolitischer Hinsicht moderner organisiert, so daß die Attraktionspolitik und der Irredentismus auch in dieser Richtung ihre Propaganda ansetzen konnten. Es machte sich bei der Behandlung der einzelnen Nationalitäten eine immer impulsivere Politik der Konzessionen bemerkbar, die eine tiefer greifende Planung vermissen ließ. Es war bezeichnend, daß die positive Staatsgesinnung, das Bekenntnis zum übernationalen Staat, durch kleine Zugeständnisse einfach nicht mehr erkaufte werden konnte.

Noch bedeutsamer im Rahmen des Themas dürfte es sein, auf die enge Verklammerung bzw. Wechselwirkung zwischen Sozialpolitik und außenpolitischer Entwicklung Österreichs aufmerksam zu machen. Dies findet seinen charakteristischen Ausdruck in der wirtschaftlichen und politischen Lage der Okkupationsländer, deren Annexion Österreich-Ungarn 1908 in die größten Schwierigkeiten verstrickte. Böhmen, seit Jahrzehnten Unruheherd Zisleithaniens, war seit dem Jahre 1908, insbesondere seit dem Agrarer Hochverratsprozeß, in den Hintergrund gerückt: Die jugoslawische Frage beherrschte nun das Interesse der österreichisch-ungarischen und — der europäischen Öffentlichkeit. Österreich-Ungarns weitere Existenz war durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina, bei der man glaubte, *pleno et optimo iure* zu handeln, aufs tiefste gefährdet.

Die Schwächen der dualistischen Reichskonstruktion traten nun offen zutage: Die Uneinigkeit, der Widerspruch der politischen Interessen, das Gegeneinander von Wien und Budapest, machten die Annexionsgebiete zu einem Territorium, in dem Kraftproben zwischen *cis* und *trans* an der Tagesordnung waren. Die unleugbaren Fortschritte der österreichisch-ungarischen Verwaltung wurden oftmals gehemmt und in den Augen der Bevölkerung, die nach den gleichen Bürgerrechten strebte, illusorisch gemacht. Gewiß waren die Erfolge auf dem industriellen Sektor bedeutsamer als im landwirtschaftlichen Bereich (wie Kurt Wessely kürzlich dargelegt hat), auf dem ein verhängnisvoller agrarpolitischer Konflikt die Schwäche und den Immobilismus der österreichischen Verwaltung offenkundig machte⁴.

Besonders das privatrechtliche Abhängigkeitsverhältnis der Kmeten, das

⁴ Wessely, Kurt: Österreich-Ungarns Wirtschaft vor dem Ersten Weltkrieg. Don 12 (1967) 13—37.

eine Variante des dalmatinischen Kolonatsystems darstellte, bereitete Schwierigkeiten. Die Kmeten, zumeist Christen, waren den Grundherrschaften (Bégs oder Ágas) zur Abgabe eines Drittels der Ernte (der *tretina*) und zu anderen Dienstleistungen verpflichtet, die sich aus diesem Abhängigkeitsverhältnis ergaben. Nur zögernd nahm sich die Verwaltung der Okkupationsgebiete, die zudem lange Zeit in den Händen von Ungarn lag, die das Amt des gemeinsamen Finanzministers bekleideten, der Kmetenablösung an. Zu einer allgemeinen Grundentlastung, zu einem obligatorischen Freikauf der Kmeten, konnte man sich bis 1918 überhaupt nicht durchringen. Diese konservative Einstellung der österreichisch-ungarischen Bürokratie war in erster Linie von der Furcht davor bestimmt, daß die Kmetenablösung zu einer Proletarisierung dieser Bevölkerungsschicht führen könnte. Außenpolitische und fiskalische Rücksichten ließen, wie man in den führenden Kreisen der Verwaltung annahm, keine andere als eine konservative Haltung der gemeinsamen Regierung zu. Es wurde nach 1911 die fakultative (freiwillige) Ablösung des Kmetenbesitzes durch Gewährung von Landesdarlehen gefördert. Diese Maßnahme stieß auf heftige Kritik, da die so geförderte Kmetenablösung viel zu langsam vor sich ging. Der Wiener Nationalökonom Prof. Grünberg errechnete eine Laufzeit bis zum Jahre 2025⁵. Andere Länder, die als ehemals türkischer Besitz ebenso mit dieser Hypothek des türkischen Immobilienrechts belastet waren, hatten die Agrarreform schon längst durchgeführt. Die wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen dieser Frage waren sehr weitreichend, man möge nur die wirtschaftlichen ins Auge fassen: Die grundabhängigen Kmeten hatten nur geringes Interesse an der Ausnutzung des Bodens, da sie hohe Abgaben an den Grundherrschaften entrichten mußten. Sie arbeiteten nur mit mäßigem Einsatz, da ihnen der Ertrag ihrer Leistung teilweise wieder entzogen wurde. Die Kmeten waren in ihrer Überzahl orthodoxe Serben; dies komplizierte die Situation erheblich, wenn man bedenkt, daß sich die Verwaltung der Annexionsländer vornehmlich auf die Parteien der katholischen Kroaten und auf die Mohammedaner stützte.

Der südslawische Konflikt verschärfte seit der Fiumaner Resolution (1905) die Lage in den annektierten Gebieten, deren Landtag, der Sabor, in gar keiner Weise den Vorstellungen entsprach, die sich die bosnisch-herzegowinischen Parteien von ihrem Landesparlament gemacht hatten. Die Unzufriedenheit der Landesbewohner mit der Landesverfassung vom 17. 2. 1910 wurde offenkundig, als man den Vorwurf erhob, den Landesbewohnern werde das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten. Die deutschen Konsulatsberichte aus Sarajewo, aber auch die Relationen des sehr österreichkundigen Wiener Botschafters von Tschirschky waren in einem besorgten Ton gehalten. Tschirschky schrieb am 21. 2. 1910, der bosnische Landtag sei ein „Zwitterprodukt des Dualismus, ein Mittelding zwischen Parlament und Landtag, eine Volksvertretung und doch wiederum in mancher Beziehung auf ein

⁵ Grünberg, Karl: Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und der Herzegowina. Leipzig 1911.

niedrigeres Maß von Rechten herabgedrückt als irgendeine Kronlandsvertretung“⁶.

Die obligatorische Ablösung stieß auf den Widerstand der Mohammedaner, deren Führer sich gegen die von den Serben propagierte totale Grundentlastung wandten. Die offizielle österreichisch-ungarische Politik war seit der Annexion 1908 in immer größerem Maß antiserbisch orientiert. Wie sollte es gelingen — auch wenn fortschrittlich gesinnte Politiker auf die wirtschaftliche Abhängigkeit beider Nachbarn voneinander hinwiesen — einen Interessenausgleich zustandezubringen? Man möge in Betracht ziehen, daß die südslawische Frage nicht das einzige Streitobjekt der Monarchie gewesen ist, deren „sedes mali“, wie schon ausgeführt, auch Böhmen war! Es ist daher umso bedrückender, zu bemerken, daß die Außenpolitik der Monarchie, seit 1912 von Graf Berchtold geleitet, auf die inneren Verhältnisse der annektierten Länder wenig Rücksicht nahm. Berchtold sah sich einer schweren Aufgabe gegenübergestellt, als er die Nachfolge Aehrenthals antrat.

Es war für den Minister Graf Berchtold sehr bedenklich, daß ihm in den Delegationen des Reichsrates im November 1913 bei der Bestimmung über den Dispositionsfonds des Ministeriums des Äußern nur eine knappe Mehrheit von 12 Stimmen zufiel. Diese Abstimmung galt in wohlunterrichteten Kreisen der Donaumonarchie als eine Art Vertrauensfrage; daher bezog sich der deutsche Botschafter von Tschirschky auf diese Nachricht und fügte in seinem Bericht bei, daß die Mehrheit von 12 Stimmen sich aus 7 Herrenhausmitgliedern und 5 Abgeordneten des Reichsrates zusammensetzte. Tschirschky bemerkte hierzu: „Eine für das k. u. k. Ministerium des Äußeren so ungünstige Abstimmung hat seit Jahrzehnten in der österreichischen Delegation nicht stattgefunden“⁷.

Schon etwa 5 Monate vorher, am 3. Juli 1913, hatte Tschirschky das Auswärtige Amt über vertrauliche Mitteilungen des Grafen Berchtold informiert, die sehr treffend die politische Zwangslage der Monarchie kennzeichneten. Berchtold hatte unumwunden angedeutet, daß die Monarchie zum Handeln gezwungen sei, um den südslawischen Besitzstand zu wahren. Über die Gefährlichkeit eines militärisch ins Gewicht fallenden serbischen Piemont gab sich Berchtold keinen Illusionen hin. Der Außenminister beabsichtigte, den psychologisch richtigen Moment zum Eingreifen zu finden — aber er hat ihn schließlich doch nicht gefunden⁸.

⁶ Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Bonn. Österreich 109 Bd. 1. Bosnien-Herzegowina. Bericht der Kais. Botschaft in Wien Nr. 100; Wien, 21. 2. 1910. — Zum Kmetenproblem vgl.: Frangeš, Otto von: Die sozialökonomische Struktur der jugoslawischen Landwirtschaft. In: Schriften der Internationalen Konferenz für Agrarwissenschaft. Berlin 1937, S. 1—288.

⁷ Politisches Archiv. Österreich 91 (Nr. 2) Bd. 13. Österreichisch-ungarische Delegationen. Bericht der Kais. Deutschen Botschaft in Wien Nr. 371; Wien, 28. 11. 1913.

⁸ Politisches Archiv. Österreich 103 Bd. 7. Telegramm v. Tschirschkys an das Ausw. Amt. Wien, 3. 7. 1913.

Nach Robert Kanns Auffassung hätte ein Staat wie die Donaumonarchie nur durch den Frieden gerettet werden können. Der Krieausbruch mußte als bedrohliches Warnsignal wirken, sofort gab er der Politik der unerlösten Nationen gewaltigen Auftrieb — im Inland wie jenseits der Staatsgrenzen. Dort hatte eine nach Hunderttausenden zählende Emigration bereits vorgearbeitet — man denke an die Tschechen, Slowaken, Kroaten, Slowenen und die österreichischen Serben, deren großes Ziel der demokratisch organisierte Nationalstaat oder die Jugoslawia war. Die außenpolitische Konflagration wirkte aber auch im Innern des zisleithanischen Staates wie Zündstoff: Die Parlamentskrise vom März 1914 erwies sich als unheilvoll, die subversive Politik der Nationen entzog sich mehr und mehr der Kontrolle des Staates. Dringende staatliche Reformen wurden seit Jahren durch die Obstruktion der unerlösten Nationen verhindert: Fast keine Epoche der europäischen Geschichte zeigte ein so verwirrendes Bild wie die letzten Jahrzehnte der Franz-Joseph-Zeit, in der es bedeutenden Politikern gelang, ein geniales Doppelspiel bis zum Krieausbruch durchzuhalten. Der Reichsratsabgeordnete Prof. Masaryk, geistiger Repräsentant seiner Nation und spiritus rector der tschechischen Realistenpartei, hatte wohl schon lange gegen Österreich-Ungarn Stellung bezogen, da er die Existenz des Kaiserstaates als Anachronismus empfand. Wie hätte er sonst bereits 1898 an Kramář schreiben können: „Sie sind gründlich nach rechts gekommen! Ich habe eine einzige psychologische Erklärung (lange habe ich darüber nachgedacht): daß Sie Vertrauen, ja geradezu Liebe zur Dynastie gewonnen haben. . . Ich teile dieses Vertrauen nicht und deshalb scheine ich Ihnen ‚ordentlich links‘ zu stehen.“ Und 1899 wieder an Kramář: „Hauptsache Sie haben Angst um Österreich. Ich nicht. Wir waren und werden vor und nach Österreich sein. Aber wenn es bis Palacký nur eine Phrase war — ich will, daß es eine Tatsache werde“.⁹

Als einziger Staat hatte die Monarchie seit Krieausbeginn die parlamentarischen und verfassungsmäßigen Grundrechte suspendiert und sogar das Parlament geschlossen. Der Krieabsolutismus lähmte alle innenpolitischen Reformbestrebungen, sofern sie offiziellen Charakter erhalten sollten. Graf Stürgkhs Krieasregime stieß schließlich auf heftige Kritik. Fortschrittlich denkende Persönlichkeiten, die genaue Kenntnis der demokratischen Welt besaßen, bemühten sich darum, den Krieabsolutismus zu beseitigen, um eine Reformära einzuleiten, in der „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat“, wie Karl Renner es charakterisierte, zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht werden konnte. Es ging vor allem um eine modernere Lösung der böhmischen Frage, über die seit Jahren kontroverse Auffassungen vorgetragen wurden. Sie sollte die Basis für einen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen sein. Das in starkem Maß antiparlamentarische Regiment bot während der ersten beiden Krieasjahre keinerlei An-

⁹ Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. PA rot 768. Zitate aus den aufgefundenen Korrespondenzen Masaryks. (In: Anklageschrift des k. k. Militär-anwalts in Wien im sog. Olič-Prozeß 1916.)

knüpfungsmöglichkeiten für eine Befriedungsaktion, überdies hofften nun ja beide Parteien, Deutsche wie Tschechen — unter dem Einfluß der Kriegs- und Auslandspropaganda —, auf eine klare, kompromißlose Entscheidung durch den Ausgang des Ringens.

Es wäre an dieser Stelle wohl angebracht, auf die Problematik einer Strukturanalyse Zisleithaniens am Vorabend des Ersten Weltkrieges hinzuweisen und die klassenmäßige Schichtung kurz anzudeuten. Nach den umstürzenden Ereignissen der Wahlreform hatte der alte habsburgische Hochadel, die berühmten „60 Familien“, fast den letzten politischen Einfluß verloren, sofern man an die staatlichen und vor allem sozialen Funktionen dieses Adels denkt¹⁰. Diese Schicht bekannte sich nicht mehr zu ihrer traditionellen sozialen Funktion. Aber immer noch ergänzte sich die oberste Kategorie des Beamtenstaates aus einem monarchischen Element, dem Beamten- und Militäradel. Die Großbourgeoisie, zum überwiegenden Teil deutsch, war noch in einer führenden Position, die — für die spätkapitalistische Epoche charakteristisch — die Tendenzen zur Entwicklung von innerstaatlichen nationalen Wirtschaftssystemen förderte. Ihre ideologische Isoliertheit war jedoch ausgeprägt. Die Ursache für die Gegensätze der Nationen im österreichischen (böhmischen) Raum lag in ihrer divergierenden wirtschaftlichen Entwicklung: Dies ist in auffallender Form nachweisbar an dem scharfen Gegensatz zwischen deutschem und tschechischem Bürgertum und an der faktischen Unmöglichkeit, diesen Gegensatz zu überbrücken¹¹. Der bürgerliche (kleinbürgerliche) Mittelstand, in erheblichem Maße in die Beamtenhierarchie Österreichs einbezogen, eines Staates, dem man die beste Bürokratie Europas zuschrieb, war nationalen Interessen sehr zugänglich und zeigte, verglichen mit der gemäßigten Einstellung der Großbourgeoisie, einen stark nationalen, oftmals staatsfeindlichen Affekt. Die supranationalen Bestrebungen großösterreichisch eingestellter Kreise konnten daher nur über Adel und Kirche im Kleinbürgertum, namentlich in der christlichsozialen Bewegung, Eingang finden. Besonders heterogen entwickelte sich die politische Ideologie des Arbeiterstandes, die im Bannkreis des Marxismus eine supranationale Integration anstrebte. Auch hier trat das Nationale als Ferment der Desintegration in Erscheinung. Es wirkte aus dem Bereich der bürgerlichen Ideologie herüber.

Robert Kann hat hervorgehoben, daß die Hauptursache der Desintegration in erster Linie in der unterschiedlichen ethnischen Entwicklung („ethnische Ungleichheit“) zu suchen sei¹². Diese Behauptung sollte jedoch den Einfluß der verschiedenartigen ökonomischen Zustände nicht ausschließen. Es war eine wichtige Frage, ob es möglich gewesen wäre, die ethnischen Unterschiede durch soziale Maßnahmen, wie sie modern denkende Politiker planten,

¹⁰ Preradovich, Nikolaus von: Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804—1918). Wiesbaden 1955, 240 S., hier S. 72.

¹¹ Prinz, Friedrich: Probleme der böhmischen Geschichte. BohJb 6 (1965) 332—358.

¹² Kann, Robert A.: Werden und Zerfall des Habsburgerreiches. Graz-Wien-Köln 1962, 283 S., hier S. 81.

gänzlich auszugleichen. Manche der sozialpolitischen Institutionen wirkten sich, wie man aus der Diskussion um ihre Einrichtung entnehmen kann, in gewissem Maße ausgleichend, aber auch zentralisierend und damit integrierend aus.

Ein Reformversuch, der „gleichsam schwebend“ zwischen den Kategorien Staatsreform und Kriegspolitik unternommen wurde und der die Signatur eines der bedeutendsten Staatsmänner Österreichs im Kabinett Clam-Martinic, des Dr. Baernreither, trug, soll in seiner Konzeption und in seinem Scheitern kurz dargestellt werden. Minister a. D. Baernreither, dessen oppositionelle Einstellung gegenüber dem Regime Stürgkh schon vor 1914 offenkundig war, gewann auch während der Kriegszeit keine bessere Meinung von den Fähigkeiten des Ministerpräsidenten, als es seine Tagebücher *vor* dem Krieg dartun. Er war überzeugt, daß eine Lösung der böhmischen Frage unter Stürgkh im Krieg genauso unmöglich sei wie in den letzten Friedensjahren. Die Ausgleichsversuche Stürgkhs erschienen ihm ohnedies kraftlos gewesen zu sein, sie dienten oft nur zur Verschleierung des scheinkonstitutionellen Systems. Baernreithers politisches Ansehen sowie seine Beteiligung an den Friedensaktionen in Böhmen hatten ihm auch eine Gewißheit gegeben: Er war überzeugt, daß es sehr schwer sein würde, die Tschechen zu irgendwelchen Konzessionen zu bewegen. In seinem Tagebuch hat er diese Auffassung festgehalten, wie sie ihm von tschechischer Seite übermittelt worden war. Es bestand daher kaum eine Möglichkeit, „einen gesunden Kompromiß“ zwischen Deutschen und Tschechen abzuschließen, also eine Vereinbarung, die Baernreither schon 1904 gefordert hatte, um die wirtschaftlichen und kulturellen Interessen Gesamtböhmens neben oder vor den nationalen Ansprüchen besser berücksichtigen zu können. Sein hoher Rang als fortschrittlicher Staatsmann der Donaumonarchie, seine Welterfahrenheit und seine Reputation als Sozialpolitiker verliehen ihm die Autorität, die für die Lösung einer so schweren Frage notwendig war.

Als Ministerpräsident Graf Stürgkh von Friedrich Adler, dem Sohn des Führers der österreichischen Sozialdemokraten, ermordet worden war, folgte nach einer kurzen Zwischenregierung Koerbers der böhmische Graf Heinrich Clam-Martinic, ein alter Bekannter Baernreithers aus der Zeit der Ausgleichsverhandlungen 1910–1912. Clam erhielt seine Berufung Ende Dezember 1916. Nun änderte sich das Bild. Der junge Kaiser Karl hatte noch zur Amtszeit Koerbers die Einberufung des Reichsrates in Aussicht gestellt und die Pläne der Deutschnationalen durchkreuzt, deren Absicht es war, die Neuordnungen Österreichs zu oktroyieren.

Der Gedanke an einen Oktroi hatte 1914–1916 auch Baernreither und die Abgeordneten der Deutschböhmischen Vereinigung intensiv beschäftigt; es schien ja, wenn man die Leistungen der Deutschösterreicher während der ersten Kriegsjahre in Betracht zog, nicht verfehlt, nunmehr von der Regierung eine Anerkennung der nationalen Wünsche, etwa in Form einer Sprachenregelung sowie einer Garantie nationaler Selbstverwaltung zu verlangen, wie sie schließlich jeder Volksgruppe zustehen sollte. Baernreither hatte

bereits im ersten Kriegsjahr seine Entwürfe aus der Zeit von 1910—1912 vorgenommen und ihnen ergänzende Elaborate für ein endgültiges Sprachengesetz hinzugefügt. Die „Denkschrift über die Sprachenfrage in Österreich“ aus dem Jahre 1915 stellte eine gründliche und wohlabgewogene Erörterung der Staats- und Volksinteressen sowie der im Moment einzuschlagenden Taktik dar, durch die Baernreither versuchte, die Idee eines integrierenden Groß-Österreich mit den aufstrebenden Mächten des Nationalismus in Einklang zu bringen. Aus langjährigen Beobachtungen gewann Baernreither die Einsicht, es werde ratsam sein, die Sprachenfrage ländersweise, und zwar in voller Übereinstimmung mit der geltenden Verfassung zu regeln. Daß er alle Maßnahmen auf den Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes abstimmte, war für Baernreithers Denken charakteristisch: er erteilte damit als deutschbewußter Österreicher eine Absage an alle überspannten Forderungen, die gewisse Gruppen deutschnationaler Abgeordneter während des Weltkrieges vorbrachten. Die Abgeordneten des Deutschen Nationalverbandes traten in ihrer Mehrzahl für eine konsequente Oktroyierung der Sprachengesetze ein und verlangten eine Regelung, die den deutschen Wünschen in besonderem Maße entsprochen hätte. Baernreither erwies sich in seiner Denkschrift als vorsichtiger Mann. Da ihm die Schwierigkeiten eines Oktrois, das im Namen des Herrschers verkündet werden sollte, klar waren, plante er eine Aktion, bei der der Monarch nicht hätte hervortreten müssen, damit die Krone keinen allzugroßen Belastungen ausgesetzt sei. Daher schien ihm ein Vorgehen, bei dem die Sprachengesetze, auch das Gesetz für Böhmen, in Form einer §-14-Notverordnung verkündet würden, als die einzige Möglichkeit, die „Staatsnotwendigkeiten“ in einer für die Verwaltung des Gesamtbereichs erträglichen Form zu lösen. Die verfassungsmäßigen Rechte der Volksstämme sollten nicht verletzt werden. Auf die böhmische Frage bezogen, mußte dies bedeuten, daß die grundsätzliche Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen garantiert werde. Aus der Einführung einer staatlichen Vermittlungssprache, so erläuterte Baernreither, dürfte der tschechischen Sprache kein Nachteil erwachsen; es dürfte auch nicht verhindert werden, daß die Bevölkerung die zweite Landessprache erlerne; Baernreither hielt vielmehr die obligatorische Einführung der anderen Landessprache in allen Mittelschulen, Gewerbeschulen und Lehrerbildungsanstalten für notwendig. Das Erlernen der tschechischen Sprache erschien ihm im Interesse der Deutschen als dringend geboten.

Anfangs hielt Baernreither die Regierung Clam-Martinic für stark genug, den Oktroi zur Lösung der Sprachenfrage in Böhmen durchzusetzen. Es sollte aber nicht der sog. „Kriegsabsolutismus“ triumphieren; über die Erledigung der „nationalpolitischen Vorlagen“ hinaus, zu denen auch die böhmischen Sprachangelegenheiten zählten, gedachte man den Übergang zu einem neugeordneten parlamentarischen Regime zu schaffen, für das eben die Lösung der nationalen Frage unbedingte Voraussetzung war. Baernreither war ein energischer Fürsprecher für einen Oktroi; um die Jahreswende 1916/17 sah er wirklich mit berechtigter Hoffnung in die Zukunft und glaubte an

einen „deutschen“ Kurs der neuen Regierung. Graf Czernin, der neue Außenminister, unterstützte Baernreither, bei dem nun alle Fäden der deutschösterreichischen und deutschböhmischen Politik zusammenliefen, da der 2. deutsche Vertrauensmann in der Regierung, Handelsminister Dr. Urban, mit den Fragen seines Ressorts allzusehr beschäftigt war. Dr. Titta, Obmann des Deutschen Volksrates für Böhmen, faßte Baernreithers Aufgabe im Kabinett Clam sogar als die eines deutschen Landsmannministers auf, er verkannte dabei jedoch, daß sich Baernreither vor allem sozialpolitische Pläne für seine Regierungsarbeit zurechtgelegt hatte¹³.

Die ministeriellen Vorbereitungen für die böhmischen Vorlagen gediehen unter dem neuen Innenminister Baron Handel nicht über ein Mittelmaß bürokratischer Kenntnisse hinaus, es waren überdies an den verstärkt einsetzenden Vorarbeiten Persönlichkeiten beteiligt, die keine klaren Vorstellungen von den böhmischen Verhältnissen hatten. Ohne genaue Kenntnis der Nationalitätenfrage dieses Kronlandes waren jedoch die bürokratischen Entwürfe fast wertlos, es darf daher nicht überraschen, wenn Baernreither am 2. Februar 1917 die Beiziehung von 2 Experten, des Sektionschefs Dr. Schauer und des Prager Statthaltereirates Dr. Janka, empfahl. Dr. Janka wurde beauftragt, neue Entwürfe vorzulegen. Baernreither erkannte eine der Ursachen für das Scheitern der innenpolitischen Reformpläne: Sie lag in bürokratischer und personaler Unzulänglichkeit.

Es waren viele politische Probleme, denen er in den entscheidenden Monaten der Regierung Clam volle Aufmerksamkeit widmen mußte. Trotz allem forderte Baernreither immer wieder dringend die Regelung der böhmischen Frage. Wirtschaftliche, soziale und karitative Aufgaben zählten ohnedies zu seinem Wirkungskreis, und er suchte sie stets in engem Zusammenhang mit der Lösung nationalpolitischer Fragen zu behandeln. Es muß aber bedenklich stimmen, wenn Baernreither, der als ein erfahrener Ratgeber der Regierungen in allen Kalamitäten galt, nun seine Kräfte zersplitterte. Zum Regierungsprogramm Clam hatte er ohnedies bereits wesentliche Anregungen vorgetragen und den Ministerpräsidenten dringend gebeten, seine Reformgedanken in aller Öffentlichkeit zu erörtern.

Schon bald begannen die Komplikationen immer bedrohlicher zu werden. Die Vorlagen, deren Ausarbeitung der Innenminister Baron Handel veranlaßt hatte, waren nach Baernreithers Urteil „radikal“, aber — wie bereits erwähnt — nicht von sachkundigen Persönlichkeiten konzipiert worden, da weder Baron Handel noch Hofrat Dr. Wenedikter (ein Gottscheer) Böhmen aus eigener Anschauung genauer kannten.

Eingehende landeskundliche und behördentechnische Kenntnisse schienen für eine Aufgabe unerlässlich, wie sie die „Oktroivorlage“ darstellte. Vor allem das Staatssprachengesetz und die Sprachengesetze für Böhmen waren

¹³ Schreiben Dr. Josef Wenzel Tittas, Obmann des Deutschen Volksrates für Böhmen, an Baernreither. Trebnitz in Böhmen, 22. 12. 1916. Allgem. Verwaltungsarchiv Wien. Akten aus dem Amt des k. k. Ministers Dr. Baernreither 1916/17.

nach dem Urteil Baernreithers ungeeignet und mußten umgearbeitet werden. Die Deutsche Fortschrittspartei in Böhmen, deren liberale Einstellung bekannt war, trat mit Denkschriften und Anträgen zur Minderheitsfrage und Selbstverwaltung an Baernreither heran. Der Universitätsprofessor Dr. Bruno Kafka (an der Deutschen Karl-Ferdinands-Universität Prag) bemühte sich in jenen für die Innenpolitik Österreichs entscheidenden Monaten um die Rechte der deutschen Minderheit Prags. Er bezeichnete seine Vorschläge in einem Schreiben an Baernreither vom 10. April 1917 als „eine vollkommen gerechte Forderung“ und verlangte „eine entsprechende Berücksichtigung der Prager deutschen Minderheit im Gemeinde-, Kreis- und Landtage“¹⁴. Die Postulate der Prager Deutschen waren schon vor Jahren vergebens vorgebracht worden. Kafka konnte darauf hinweisen, daß sie mit dem Statthalter, Graf Max Coudenhove, und mit Dr. Janka abgesprochen waren, ebenso mit dem Prager Universitätsprofessor Dr. Ludwig Spiegel, der Baernreither den „Entwurf einer Denkschrift der Deutschen Prags“ vorlegte. Spiegel forderte in dieser Denkschrift die Übernahme des nationalen Katasters, wie er im Mährischen Ausgleich (1905) angewendet worden war, auf die lokalen Verhältnisse in Prag.

Die Umarbeitung der „Stürgkhschen Entwürfe“ durch Handel erwähnte auch Josef Redlich in seinem „Politischen Tagebuch“ und vergaß nicht zu bemerken, daß Baernreither und Urban durch fortwährende Änderungen die günstige Zeit für den Oktroi (Januar-März 1917) versäumten. Die Pläne wurden zu oft korrigiert, sie sollten der politischen und militärischen Situation entsprechend abgeändert und für die Tschechen „erträglich“ gemacht werden. Es gelang aber nicht, Clam, der überdies im Februar 1917 erkrankte, zu konsequentem Vorgehen zu bewegen. Gewiß mußte man auch annehmen, daß der Ministerpräsident von einflußreichen tschechischen Politikern gewarnt worden war.

Tatsächlich verschlechterten sich die Aussichten auf eine Oktroyierung im März 1917 so stark, daß die militärische und politische Lage eine Entscheidung gegen die Slawen Österreichs nicht mehr zuließ. Die Politik des Nationalverbandes, der auch Graf Czernin zunächst zugestimmt hatte, wurde ganz über den Haufen geworfen. Nun forderte Czernin mit Rücksicht auf den Sozialistenkongreß in Stockholm die Einberufung des Reichsrates und nahm dem Ministerium Clam die Möglichkeit, den Oktroi auf Grund einer Notverordnung durchzuführen. Baernreither notierte unter dem 27. April 1917 in sein Tagebuch: „Wir Deutschen in Österreich haben eine Schlacht verloren. Ob das Mißlingen der Ordnung in Sachen der Staatsprache und der böhmischen Sachen später gut zu machen ist — steht dahin“¹⁵.

Unter dem Ministerium Seidler ergab sich noch einmal die Möglich-

¹⁴ Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Nachlaß Baernreither Karton 36. Brief Prof. Kafkas an Baernreither. Prag, 10. 4. 1917.

¹⁵ Nachlaß Baernreither. Tagebuch, Eintragung vom 27. 4. 1917.

keit, Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung zu gewinnen, deren Innenminister, Graf Toggenburg, den deutschböhmisches Wünschen und Forderungen nicht abgeneigt zu sein schien. Baernreither wunderte sich, daß die Deutschen im Februar 1918 erneut mit der immer wieder aufgeschobenen Forderung nach Errichtung eines deutschen Kreisgerichts in Trautenau hervortraten, und hielt diese Ämterpolitik für grundfalsch. Er gab zu, daß die Deutschen in Österreich „durch Enttäuschungen zermürbt“ seien, schien aber auch selbst 1918 an der Möglichkeit einer staatsrechtlichen Lösung der böhmischen Frage zu zweifeln.

Im Laufe des letzten Kriegsjahres kam es, abgesehen von vorbereiteten Konferenzen und Erklärungen zu keinem energischen Vorgehen mehr, das die Befriedung Böhmens in die Wege geleitet hätte. Die Auffassungen der sudetendeutschen Politiker unterschieden sich überdies in wesentlichen Fragen von dem politischen Programm der erbländischen Deutschen (Alpen-Deutschen), deren Meinung Baernreither für richtig hielt. Die Sudetendeutschen beharrten auf der nationalen Abgrenzung, Baernreither jedoch lehnte die „Krämerpolitik kleinster Sorte“, wie sie etwa in der Bezirksabgrenzung getrieben wurde, kategorisch ab. Es scheint daher, daß er sich eher mit dem Gedanken abfand, auf die Abgrenzung, die er für nutzlos, ja sogar für schädlich hielt, zu verzichten und die Einheit des Kronlandes Böhmen zu bewahren. Das Eingehen Baernreithers auf ein Programm, das die von den Tschechen gefürchtete Landeszerreißung ausschloß, war nicht nur ein taktischer Rückzug, zu dem die verzweifelte Kriegslage überdies Anlaß genug gegeben hätte, denn wir wissen, daß Baernreither nie ein großer Freund der Abgrenzung war. Er erkannte auch die tiefgreifende revolutionäre Bewegung in Böhmen und Mähren und war zu klug, um sich über den Wert kleinlicher Verwaltungsmaßnahmen, wie etwa der Bezirksabgrenzung, Illusionen hinzugeben. Große Pläne der Regierung Seidler wurden ohnedies durch den Einspruch tschechischer Persönlichkeiten verhindert, so daß an eine politische oder verwaltungsmäßige Sicherstellung der Autonomie Deutschböhmens nicht zu denken war. Baernreithers abfälliges Urteil über die Abgeordneten des Nationalverbandes, die Parteiprogramme und Wählerinteressen in den Vordergrund rückten, während die Slawen um neuartige nationale und staatsrechtliche Konzeptionen kämpften, charakterisierte die Aussichtslosigkeit der Situation. Als Kenner der sozialen Entwicklung Österreichs mußte sich Baernreither sagen, daß alle Projekte zur Lösung des „böhmischen Rätsels“ an der Macht der neuen Tatsachen scheitern würden, die das Kriegsende unwiderruflich schaffe. So ist es im Sinne eines Realpolitikers, wie es Baernreither immer war, verständlich, wenn als letzte Eintragung in seinem Tagebuch unter dem 7. November 1918 (anläßlich einer Besprechung bei Ernst von Plener) vermerkt ist: „Ebenso war man der Meinung, daß Deutschböhmen sich mit dem czechischen Staat abfinden soll, je eher, desto besser“¹⁶.

¹⁶ Ebenda 7. 11. 1918.

War es also nicht schon längst zu spät für eine Staatsreform Zisleithaniens? Es war wohl keine große parteiideologische Übertreibung, wenn Ludo Moritz Hartmann am 31. Mai 1914 in der „Frankfurter Zeitung“ schrieb: „Wenn das Sprichwort die Wahrheit sagt: ‚Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit‘, so muß Gott dem katholischen Österreich allerdings gewaltig zürnen, denn was dieses Staates Organe, seine Staatsmänner, in der letzten Zeit verbrochen haben, ist augenfällig: keine Klarheit der Ziele, keine überlegte Wahl der Mittel, vollständige Gleichgültigkeit, wenn nicht Unkenntnis der Lebensbedingungen des Staates und der verfassungsmäßigen Gesetzlichkeit gegenüber; Überspannung der Finanzen und Hemmung aller produktiven Kräfte, Zersetzung der Verwaltung und Hinneigung zu den reaktionären Gewalten — das Sündenregister kann niemals vollständig sein. Aber bei aller gerechten Verurteilung der Stürgkh und Berchtold — sie sind nur ein Gattungsbegriff — muß man ihnen doch mildernde Umstände zuerkennen. Die Organe eines kranken Staates können selbst nicht gesund sein. Und dieser Staat selbst ist aber vermöge seiner Geschichte, seiner Zusammensetzung nichts als ein soziologisches Rudiment aus früheren Zeiten, dem seine Funktion abhanden gekommen ist¹⁷.“

Gesellschaft und Staat der Monarchie, deren Struktur in eine Krise geraten war, sind durch den Gegensatz der bürgerlich-nationalen und der sozialistischen Ideologie gekennzeichnet. Der Krieg, in dem die Krise des Staates offenkundig wurde, kündigte auch den beschleunigten Verfall der österreichischen Führungsschichten an. Die aristokratische Elite der Monarchie, aus dem anational eingestellten althabsburgischen Adel des 17. Jahrhunderts hervorgegangen, verlor schon vor 1914 ihre führenden Positionen, die sie nur noch teilweise im Bereich der Diplomatie halten konnte. Das intellektuell hochstehende Bürgertum, dessen bedeutende Persönlichkeiten, man denke an Baernreither, Josef Redlich u. a. m., den Aufstieg einer neuen Elite einleiteten, wandte sich, wie die sozialdemokratische Führungsschicht, bereits vom monarchischen (scheinkonstitutionellen) Gesellschafts- und Staatssystem ab.

Es gelang nicht, die bereits zitierte ethnische Verschiedenheit durch sukzessive soziale Ausgleichsmaßnahmen zu kompensieren. Dagegen wirkten die nationalen Außenzentren jenseits der Grenzen auf das ethnische Gefüge der Monarchie und förderten den Desintegrationsprozeß auch im sozialen Bereich. Hierzu kam eine gewissermaßen „vertikale“ Strukturkrise, die aus dem fehlenden Kontakt zwischen den Führungsschichten und dem Mittelstand (Kleinbürgertum) zu erklären ist. Sie wurde durch den Gegensatz von Zentralismus und Föderalismus, der wieder mit gesellschaftspolitischen Fragen zusammenhing, auf allen Ebenen kompliziert. Nationale Integrationsversuche überschritten sich schließlich mit der supranationalen Integration der Arbeiterklasse auf der Grundlage der marxistischen Theorie. Die bisherige, sehr heterogene Gesellschaft der Monarchie, in der die Nationen

¹⁷ „Frankfurter Zeitung“ vom 31. 5. 1914. Artikel Ludo Moritz Hartmanns: „Soziologische Betrachtung über Österreich“.

gleichsam auf zwei Ebenen kämpften, der fortschreitenden Auflösung Zisleithaniens und der beginnenden Bildung der Nationalstaaten, geriet in das Spannungsfeld einer sich entwickelnden modernen Klassengesellschaft. Die numerisch starke Schicht des sog. Mittelstandes, die den bürokratischen Staatskörper Zisleithaniens repräsentierte, hat schließlich unter dem Einfluß der nationalen Ideologie den Zerfall Zisleithaniens gefördert. So erklärt sich der Zusammenbruch der Monarchie auch aus dem Zerfall ihrer Struktur, die den modernen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht mehr gewachsen war.

ROOSEVELT UND DIE SUDETENFRAGE

Eine Untersuchung der amerikanischen Diplomatie

Von James H. Wolfe

Präsident Franklin D. Roosevelts Vergeltungspolitik gegenüber Deutschland und seine Beschwichtigungspolitik gegenüber der Sowjetunion zeigen sich sehr deutlich an seiner Haltung zur Sudetenfrage. Die Entscheidung, die tschechische Exilregierung in London als legitim anzuerkennen und in Benešs Forderung nach Vertreibung der Sudetendeutschen einzuwilligen, ist daher ein Prototyp der amerikanischen Diplomatie während des Zweiten Weltkrieges.

Hintergrund der Entscheidung

Die persönliche Diplomatie Roosevelts muß besonders hervorgehoben werden, wenn die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechtes für die Sudetendeutschen analysiert werden soll. Für diese Untersuchung bietet sich die Entscheidungstheorie als beste Methode an¹. Die Schlüssel zum Verständnis der amerikanischen Politik in Mitteleuropa während des Krieges sind demnach der Kompetenzbereich des Präsidenten, seine Informationsquellen und seine Motivierung.

Der Kompetenzbereich des amerikanischen Präsidenten wird im wesentlichen durch zwei Faktoren bestimmt, nämlich durch seine verfassungsmäßigen Rechte gegenüber den Institutionen der Legislative und der Justizgewalt, und durch seine Persönlichkeit als politischer Führer, der Kritiker in seinem Kabinett und im Kongreß zum Schweigen bringen kann. Die Geschichte der Vereinigten Staaten lehrt, daß der in der Verfassung festgelegte Kompetenzbereich des Präsidenten während eines Krieges zunimmt. Im Falle Roosevelts zeigt sich das sehr deutlich. Aufbauend auf seinen Machtbefugnissen als Oberbefehlshaber der Streitkräfte und als Leiter der Außenpolitik schuf er einen mächtigen politischen Apparat, der den Kongreß und den Obersten Gerichtshof überschattete. Die amerikanische Verfassung fordert, daß der Senat (das Oberhaus des Kongresses) alle internationalen Verträge mit einer Zweidrittelmehrheit billigt und die Ernennung hoher Staatsbeamter bestätigt. Der Bundeshaushalt und alle anderen Gesetze werden vom

¹ Als Einführung in die Entscheidungstheorie siehe Foreign Policy Decision-Making. An Approach to the Study of International Relations. Hrsg. von Richard C. Snyder, H. W. Bruck, und Burton Sapin. New York 1962, 274 S.

Abgeordnetenhaus und vom Senat gemeinsam verabschiedet. Theoretisch kann der Kongreß die Außenpolitik in starkem Maße beeinflussen, aber in Roosevelts Fall ermöglichte ihm der Enthusiasmus der Bevölkerung für seine Regierung unabhängige Handlungen, ohne daß er dabei Repressalien des Kongresses befürchten mußte. Zum Teil um Wilsons Schwierigkeiten mit dem Senat wegen des Versailler Vertrags zu vermeiden, schloß Roosevelt „exekutive Abkommen“ ab, die dem Senat nicht mitgeteilt wurden, aber genauso rechtskräftig waren wie vom Senat genehmigte Verträge: das Abkommen von Jalta ist ein Beispiel². Der Oberste Gerichtshof hatte 1936 entschieden, daß der Präsident nicht nur die Befugnisse besitzt, die die Verfassung von 1787 aufführt, sondern überdies die souveränen Rechte der britischen Krone in Amerika vor der Unabhängigkeitserklärung von 1776³. Daher hielt der Oberste Gerichtshof Roosevelts Entscheidung aufrecht, amerikanische Staatsbürger japanischer Abstammung 1942 ohne Gerichtsverhandlung gefangen zu setzen⁴.

Roosevelts Image als politischer Führer läßt sich weniger deutlich fassen als seine verfassungsmäßige Rolle. Er war sich der Tatsache bewußt, daß die Stärke eines während eines Krieges amtierenden Präsidenten nach Beendigung der Feindseligkeiten rapide abnimmt, obwohl er zu Beginn mehr von der Öffentlichkeit unterstützt wurde als Woodrow Wilson, dem der Kongreß feindlich gegenüberstand und den die Wähler 1918 zurückwiesen. Die politischen Traditionen der Vereinigten Staaten setzen der Macht des Präsidenten Grenzen, die selbst ein pseudo-charismatischer Führer nicht übertreten kann. Die amerikanische Gesellschaft legt großes Gewicht auf persönliche Leistung und zwingt daher den einzelnen, sich auf seine wirtschaftlichen Interessen zu konzentrieren, und öffentliche Angelegenheiten, vor allem die Außenpolitik, zu vernachlässigen. Der Durchschnittsamerikaner neigt zu politischer Teilnahmslosigkeit und zeigt meist nur dann Interesse für die internationale Lage, wenn eine Krise aufkommt. Diese Krisenmentalität ist gefühlsmäßig bedingt und bewirkt fast immer extreme Lösungen für vielschichtige Probleme. Die meisten Amerikaner hegen Mißtrauen gegen den Intellektualismus und die Subtilität, ohne die sich keine erfolgreiche Diplomatie betreiben läßt⁵. Bedingungslose Kapitulation und völlige Isolation sind typisch für die Außenpolitik einer Gesellschaft, die zwischen den Extremen absoluter Verpflichtung und desinteressierter Apathie schwankt. Roosevelt zeigte, daß er die labile Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber außenpolitischen Problemen verstand, als er in Jalta sagte, daß der Kongreß die Stationierung amerikanischer Truppen in Europa nur für zwei

² The Private Papers of Senator Vandenberg. Hrsg. von Arthur H. Vandenberg Jr. und Joe Alex Morris. Boston 1952, S. 147 und 359.

³ United States Reports. Bd. 299: United States v. Curtiss-Wright Export Corporation et al 1936. Washington 1937, S. 304—333.

⁴ Ebenda Bd. 323: Korematsu v. United States 1944. Washington 1945, S. 214—248.

⁵ Almond, Gabriel A.: The American People and Foreign Policy. New York 1950, S. 53—58.

Jahre nach Ende des Krieges dulden würde⁶. Er sah die Rückkehr zur isolationistischen Politik nach Kriegsende voraus. Seine Prognose erwies sich als korrekt, bis die Blockade Berlins 1948/49 die Vereinigten Staaten zu erneuter Intervention in Europa zwang.

Der Präsident ernennt seine Kabinettsmitglieder selbst, sie brauchen sich nicht vor dem Kongreß zu verantworten. Es handelt sich dabei gewöhnlich um prominente Persönlichkeiten, deren Ernennung das Prestige der Regierung steigert. Dem Gesetz zufolge sollten der Außenminister und der Kriegsminister den Regierungschef während seiner Amtsperiode beraten. Roosevelt erweiterte jedoch seinen Kompetenzbereich in solchem Maße, daß diese beiden Kabinettsmitglieder nur wenig Einfluß auf gewichtige außenpolitische Fragen hatten. Die Entscheidungen, die die amerikanische Diplomatie während des Zweiten Weltkrieges bestimmten, waren also ausschließlich die des Präsidenten und nicht die der Mehrheit in seinem Kabinett.

In Friedenszeiten liegt die Verantwortung für die Diplomatie der Staaten normalerweise beim Außenminister. Nach seiner Amtseinssetzung 1933 war Roosevelt so sehr von innenpolitischen Problemen in Anspruch genommen, daß er vor 1936 keine wichtige Rede über seine außenpolitischen Pläne hielt. Außenminister Cordell Hull, ein vormaliger Senator von Tennessee und ein prominentes Mitglied der demokratischen Partei, verdankte sein Portefeuille einflußreichen Freunden im Kongreß und der Wahlhilfe, die er Roosevelt 1932 geleistet hatte. Nach Kriegsausbruch übernahm der Präsident persönlich die Leitung diplomatischer Beziehungen zu den europäischen Mächten und in geringerem Ausmaß zu asiatischen Regierungen. Hull spielte bis zu seinem Rücktritt 1944 eine immer unwichtigere Rolle. Zwischen ihm und seinem Chef bestanden tiefreichende Differenzen über innenpolitische Fragen, da Hull viel konservativer eingestellt war als Roosevelt. Dieser Unterschied wirkte sich auch auf ihren gesellschaftlichen Umgang miteinander ungünstig aus. Die persönlichen Berater des Präsidenten nutzten diese Situation aus und beschuldigten das Außenministerium, es sei faschistisch beeinflusst. Sie schlugen daher vor, daß wichtige außenpolitische Angelegenheiten durch andere Ministerien bearbeitet werden sollten. Als Folge leiteten die amerikanischen Gesandten in London, Paris und Moskau ihre Berichte direkt an Roosevelt, der dem Außenministerium nicht immer Kopien dieser Berichte zuschickte. Für besondere diplomatische Mission benutzte er persönliche Gesandte, wie seinen Berater Harry Hopkins. Während des Krieges verhandelte Hopkins mit Regierungschefs in London und Moskau; hierbei war er ausschließlich dem Präsidenten verantwortlich. 1941 war Colonel William J. Donovan mit ähnlichen Instruktionen als Gesandter Roosevelts in Spanien und auf dem Balkan tätig gewesen⁷. Roosevelt regte auch Beamte des Außenministers dazu an, unabhängig und ohne Wissen des Außenministers zu handeln, und verringerte

⁶ Foreign Relations of the United States. The Conferences at Malta and Yalta 1945. Hrsg. vom Department of State. Washington 1955, S. 617 (zitiert: FRUS. Yalta).

⁷ Launay, Jacques de: Secret Diplomacy of World War II. New York 1963, S. 41—46, 70—74.

damit Hulls Kompetenzbereich noch mehr. Der Staatssekretär des Ministers, Sumner Welles, tat sich in dieser Hinsicht besonders hervor⁸. Es war charakteristisch für Roosevelt, daß er behauptete, seine Unterredungen mit Stalin und Churchill beträfen nur militärische Angelegenheiten, und damit Hull von allen wichtigen Konferenzen während des Krieges ausschloß⁹.

Henry L. Stimson amtierte als Kriegsminister von 1933 bis 1945. Stimson als Republikaner half durch seine Anwesenheit im Kabinett eines Präsidenten der Gegenpartei die Fassade nationaler Einheit aufrechtzuerhalten. Obwohl Stimson von 1929 bis 1933 Präsident Hoovers Außenminister gewesen war und daher weitreichende Kenntnisse über Probleme politischer und militärischer Strategie besaß, wurde er nie zum inneren Kreis von Roosevelts Beratern zugezogen. Stimson beschreibt in seinen Memorien anschaulich seine und Hulls Isolierung von dem Gremium, das die außenpolitischen Entscheidungen traf. Bezeichnenderweise hatten weder Hull noch Stimson Zutritt zum Kartenraum des Weißen Hauses; dieser Raum diente als geheimes Operationszentrum, das der Präsident zur Verständigung mit den Regierungschefs der Alliierten benutzte¹⁰. Im Kriegsministerium und im Außenministerium herrschten oft chaotische Zustände, da die beiden Minister nicht über wichtige politische Entscheidungen unterrichtet wurden¹¹. Hulls und Stimsons Anwesenheit im Kabinett erklärt sich hauptsächlich durch ihre Geschicklichkeit, mit der sie ein gutes Verhältnis zwischen Regierung und Kongreß aufrechterhielten. Durch ihre Bemühungen hoffte Roosevelt die politische Katastrophe zu vermeiden, in die Woodrow Wilson geraten war.

Roosevelts Kompetenzbereich war größer als der aller seiner Amtsvorgänger¹². Nach der politischen Tradition der Vereinigten Staaten muß der Präsident über Parteiinteressen stehend an die ganze Nation appellieren können; andererseits soll er als Parteichef die Opposition diskreditieren, indem er ihre Unfähigkeit in innen- und außenpolitischen Angelegenheiten nachweist¹³. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor herrschte die erste Rolle vor und die „Zwei-Parteien“-Außenpolitik begann; das heißt, die Außenpolitik der Regierung wurde von beiden Parteien gleichermaßen akzeptiert. Als Resultat gab es im Kongreß kaum Debatten über außenpolitische Fragen. Die folgende Anekdote veranschaulicht die Beziehungen zwischen Roosevelt

⁸ Welles, Sumner: *The Time for Decision*. New York 1944, S. 86.

⁹ Hull, Cordell: *The Memoirs of Cordell Hull*. 2 Bde. New York 1948, hier Bd. 1, S. 194–208.

¹⁰ Rigdon, William M.: *White House Sailor*. Garden City, New York 1962, S. 7–12. — Walker, Richard L.: Edward R. Stettinius Jr. In: *The American Secretaries of State and Their Diplomacy*. Hrsg. von Robert H. Ferrell. Bd. 14. New York 1965, S. 1–83, hier S. 14.

¹¹ Stimson, Henry L. / Bundy, McGeorge: *On Active Service in Peace and War*. New York 1947, S. 333–334, 494–495.

¹² Corwin, Edward S.: *Total War and the Constitution*. New York 1947, Kapitel 2 und 3.

¹³ Westerfield, H. Bradford: *Foreign Policy and Party Politics*. Pearl Harbor to Korea. New Haven 1955, S. 15–16.

und dem Kongreß treffend: Churchill besuchte Washington im Mai 1943 und hielt eine ungewöhnliche informative Rede vor einer Plenarsitzung des Kongresses. Daraufhin beschwerten sich einige Abgeordnete, daß sie nur dann den wahren Stand der Dinge erführen, wenn der britische Premier eine Rede vor ihnen halte¹⁴. Präsident Roosevelt interpretierte seine Rolle als die des Oberbefehlshabers eines nationalen Kreuzzuges, der sich vom Zwiespalt der Parteien im Kongreß distanzieren kann. Es gab zwar einige Kritiker, die Diskrepanzen zwischen tatsächlicher Politik und Propaganda aufzeigten¹⁵, aber Roosevelt wurde dennoch 1944 mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt; die Wähler billigten seine Cincinnatuspose.

Roosevelts Verständnis der sudetendeutschen Frage beruhte auf vorgefaßten Meinungen, seine Kenntnis deutscher Geschichte und Politik reichte nicht sehr tief. Während der Jalta-Konferenz bemerkte er, seine Erfahrungen in Deutschland vor vierzig Jahren hätten ihn gelehrt, daß ein geeintes Deutschland unvereinbar mit der deutschen partikularistischen Tradition sei¹⁶. Auf so dürftigen Eindrücken beruhte die Politik, die die Vereinigten Staaten Mitteleuropa gegenüber verfolgten. Roosevelt vernachlässigte Experten im Außen- und Kriegsministerium, auf deren Kenntnisse er sich hätte verlassen können, zugunsten persönlicher Berater, die nach Halls Beschreibung zur extremen Linken gehörten¹⁷.

Unter diesen Beratern ragte Harry Hopkins (1890—1946) aus Iowa als der Bedeutendste heraus. Er weist zahlreiche charakteristische Merkmale des amerikanischen diplomatischen Stils während des Krieges auf, wie etwa die Tendenz zu Pragmatismus und Improvisation verbunden mit einem Mangel an Verpflichtungen auf weite Sicht¹⁸. Hopkins hatte keine Geduld mit der introspektiven Art seines Chefs; er legte großen Wert auf seine vermeintliche Fähigkeit, einfache Lösungen für vielschichtige Probleme zu ermitteln¹⁹. Es überrascht kaum, daß ein solcher Mann sich innerhalb des Jahres 1940 vom typischen Anhänger der Isolationspolitik aus dem Mittelwesten zum Befürworter der Intervention in einem europäischen Krieg wandelte. Hopkins nahm als persönlicher Berater des Präsidenten an allen wichtigen Konferenzen während des Krieges teil und führte zudem noch besondere diplomatische Sendungen durch, seine letzte derartige Mission war 1945 in Moskau. Er überschritt im Gegensatz zu seinem historischen Vorgänger, Wilsons engstem Vertrauten Colonel Edward M. House, nie seine Befugnisse und genoß daher Roosevelts Vertrauen bis zum Ende.

¹⁴ Sherwood, Robert E.: *Roosevelt and Hopkins. An Intimate History*. New York 1948, S. 729.

¹⁵ Ober, Frank B.: *Is President Roosevelt Indispensable? An Analysis of His Record in Foreign Affairs and National Defense*. Baltimore 1944, S. 97—101.

¹⁶ FRUS, Yalta 614.

¹⁷ Hull I, 202.

¹⁸ Bailey, Thomas A.: *The Art of Diplomacy. The American Experience*. New York 1968, S. 95.

¹⁹ Sherwood 5—13.

Hopkins schriftlicher Nachlaß enthält Teile eines Buches, in dem er seine Vorstellung von der Weltordnung nach dem Krieg niederlegen wollte. Er mißbilligte das britische Weltreich, da es den Kolonialvölkern ihre Freiheit vorenthalte. Andererseits ließ er jedoch die Tatsache außer Acht, daß die Sowjetunion ebenfalls ein Imperium darstellt, das mehrere Nationen unter großrussischer Herrschaft einschließt. Er erhob in seinen Unterredungen mit Stalin vom 25. Mai bis zum 7. Juni 1945 auch keine Einwände gegen die vorgeschlagene Errichtung eines sowjetischen Protektorates über Polen²⁰. Stattdessen kritisierte er diejenigen Amerikaner scharf, die eine Zusammenarbeit mit den Sowjets auf die Dauer für unmöglich hielten. Er beharrte darauf, daß die amerikanischen und russischen Interessen gegenseitig vereinbar seien, obwohl er wegen der repressiven Aspekte des kommunistischen Systems einige Vorbehalte hatte. Dieser Standpunkt beherrschte die außenpolitischen Empfehlungen von Roosevelts Ratgebern. Hull und andere, die den sowjetischen Absichten mißtrauten, fanden kaum Zutritt zum Weißen Haus. Der Präsident verließ sich hauptsächlich auf Henry Morgenthau (Finanzminister von 1934 bis 1945) für Vorschläge, was für eine Politik Deutschland gegenüber eingeschlagen werden sollte. In einem Gespräch mit Hull am 18. August 1944 gab Morgenthau zu, daß er keine offizielle Befugnis zur Planung der Nachkriegspolitik in bezug auf Deutschland hatte; aber er bestand darauf, daß die Richtigkeit seiner Ideen ihn damit fortzufahren zwingen. Hull konnte nur dazu sagen, daß das Außenministerium in dieser Sache nicht einmal zu Rate gezogen wurde²¹. Henry L. Stimson's Proteste, die Ausführung des Morgenthauplans sei ein „Verbrechen gegen die Zivilisation“, verhallten unbeachtet²². Der Plan wurde von Roosevelt und Churchill auf einer Konferenz in Quebec am 16. September 1944 akzeptiert. Morgenthau hatte seinen Propagandafeldzug so gut organisiert, daß er und seine Mitarbeiter im Finanzministerium, unter denen sich kommunistische Mitläufer befanden²³, Roosevelts Denken über die deutsche Frage praktisch beherrschten. Ungeachtet aller gegenteiligen Berichte schrieb Eleanor Roosevelt in ihren Memoiren, daß ihr Gatte sich nie vom Morgenthauplan distanziert hatte²⁴.

Der Morgenthauplan sah nicht nur die Umgestaltung Deutschlands in einen reinen Agrarstaat vor, sondern auch die Zerstückelung des Reiches. Vertrauensleute des Weißen Hauses wie Sumner Welles hatten diese Zerstückelungspolitik schon lange befürwortet²⁵. Einem Memorandum des Finanzministeriums vom 5. Mai 1944 zufolge sollte der deutsche Staat so auf-

²⁰ Ebenda 898—925.

²¹ Kennan, George F.: *Memoirs 1925—1950*. Boston 1967, S. 216—217. — Morgenthau *Diary. Germany*. 2 Bde. Hrsg. von Anthony Kubek im Auftrag des Senats der Vereinigten Staaten. Washington 1967, hier Bd. 1, S. 416—417 (zitiert: Morgenthau).

²² Morgenthau I, 621—623.

²³ Ebenda 5.

²⁴ Roosevelt, Eleanor.: *This I Remember*. New York 1949, S. 330—334.

²⁵ Welles: *Time for Decision* 336—361.

geteilt werden, daß die Sowjetunion, Polen, Frankreich und Dänemark beträchtliche Teile annectieren würden; Bayern, Württemberg und Baden sollten dann als Süddeutscher Staat, Preußen, Sachsen und Thüringen als Norddeutscher Staat zusammengefaßt werden. Der Rest des deutschen Territoriums von 1937 sollte in eine „Alliierte Zone“ unter Kontrolle der Verbündeten umgebildet werden²⁶. Diese Aufteilung war auf der Gipfelkonferenz in Teheran (27. November bis 1. Dezember 1943) von allen Teilnehmern gebilligt worden²⁷. Wie auch immer man diesen Plan interpretiert, er hatte eine unvermeidliche Folge: Ostdeutschland und die Sudetenländer lägen dann außerhalb der Interessensphäre der Vereinigten Staaten. Das Versprechen der nationalen Selbstbestimmung, das Amerika den Völkern Ostmitteleuropas 1918 gegeben hatte, galt nicht mehr.

Roosevelts Entscheidung, die provisorische tschechoslowakische Regierung in London anzuerkennen und ihren Plan der Vertreibung der sudetendeutschen Bevölkerung stillschweigend zu akzeptieren, wurde durch taktische Überlegungen motiviert. Er hatte ein ihm wichtigeres Ziel vor Augen und war zur Preisgabe des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung bereit, um Zustimmung für seine Vision einer neuen Weltordnung zu erlangen. Schon 1926 hatte er einen Plan für einen Verband der Nationen entworfen, der dann weltweiten Frieden garantieren würde²⁸. Im Wahlkampf für die Präsidentschaft 1912 unterstützte Roosevelt den international gesonnenen Kandidaten Woodrow Wilson gegen seinen eigenen Vetter Theodore Roosevelt²⁹. Als Folge von Wilsons Sieg wurde Roosevelt zum assistierenden Marinesekretär von 1914 bis 1920 ernannt. Er wollte wie sein politischer Mentor Wilson das System des Gleichgewichtes der Mächte durch ein System kollektiver Sicherheit ersetzen und das Recht der freien Meinungsäußerung allgemein verbindlich machen³⁰. Der Krieg in Europa bedeutete für Roosevelt den Gesamteinsatz aller Kräfte gegen Deutschland, dessen aggressive Natur er auf Bismarcks Entlassung durch Wilhelm II. zurückführte³¹. Die Parole „bedingungslose Kapitulation“ zeigt seine im wesentlichen dualistische Auffassung internationaler Beziehungen als Kampf zwischen „Diktatur“ und „Demokratie“³². Als rationelle Begründung für das Bündnis mit Stalin galt die sogenannte „Konvergenztheorie“, nämlich die Überzeugung, daß Sowjetrußland letzten Endes den Marxismus aufgeben und eine Demo-

²⁶ Morgenthau 548—554.

²⁷ Foreign Relations of the United States. The Conferences at Cairo and Tehran 1943. Hrsg. vom Department of State. Washington 1961, S. 600—604.

²⁸ Roosevelt 353—366.

²⁹ Robinson, Edgar Eugene: The Roosevelt Leadership 1933—1945. Philadelphia 1955, S. 43.

³⁰ Greer, Thomas H.: What Roosevelt Thought. The Social and Political Ideas of Franklin D. Roosevelt. East Lansing/Michigan 1958, S. 196. — The Public Papers and Addresses of Franklin D. Roosevelt. 13 Bde. Bd. 9: War and Aid to Democracies. New York 1941, S. 672.

³¹ Range, Willard: Franklin D. Roosevelt's World Order. Athens/Georgia 1959, S. 76—81.

³² Greer 31—35.

kratie ähnlich der Amerikas entwickeln würde³³. Eine amerikanische Garantie der Sicherheit der Sowjetunion würde dann eine Tendenz zur politischen Liberalisierung anregen³⁴. Roosevelt ignorierte alle gegenteiligen Warnungen und blieb bis zum Ende voll von seiner Fähigkeit überzeugt, mit Stalin erfolgreich umgehen zu können³⁵.

Die Vereinigten Staaten, Großbritannien und die Sowjetunion sollten nach der Vorstellung des Präsidenten eine neue „Heilige Allianz“ eingehen, die den Frieden bewahren und die Grundlage für ein weltumfassendes System kollektiver Sicherheit schaffen sollte³⁶. Churchill wollte eine Vereinbarung über territoriale Fragen vor Einstellung der Feindseligkeiten mit den Sowjets erzielen, aber Roosevelt stellte sich dagegen, da derartige Verhandlungen während des Krieges die militärischen Bündnisse gefährden könnten³⁷. Die ausschlaggebende Erwägung bei dem Bestreben, Stalin entgegenzukommen, war die Furcht, daß die Sowjetunion sich gegen den Eintritt in den Krieg mit Japan entscheiden könnte³⁸. 1918 wollte Amerika die tschechische Legion zur Verteidigung der Transsibirischen Bahn einsetzen und war deshalb zur Anerkennung des tschechoslowakischen Nationalrates als kriegführende Regierung bereit. Im Zweiten Weltkrieg überschatteten die militärischen Erfordernisse im Fernen Osten die Realität der mitteleuropäischen Politik. Schon 1942 hatte Roosevelt wie Wilson vor ihm entschieden, Erörterungen politischer Probleme bis nach Friedensschluß zurückzustellen, wenn sie von einer Weltorganisation behandelt werden konnten, um damit zu vermeiden, daß er seine Militärbündnisse gefährdete³⁹. Dementsprechend bestand die amerikanische Delegation zur Jalta-Konferenz hauptsächlich aus Militärs und spiegelte so die Auffassung des Präsidenten von der Zielsetzung dieses Treffens⁴⁰.

Roosevelts Tendenz zur übertriebenen Vereinfachung komplexer Fragen war charakteristisch für seine Diplomatie und seinen ganzen politischen Stil⁴¹. Im Einklag mit Machiavellis Maxime wollte er zugleich Löwe und Fuchs sein⁴². Er strebte nach der Macht als einem Mittel, mit dem er der

³³ Ebenda 33, 191—203.

³⁴ Bullitt, William C.: *How We Won the War and Lost the Peace*. Life 25 (30. August 1948) 82—97.

³⁵ Kennan, George F.: *Russia and the West under Lenin and Stalin*. Boston 1960, S. 355.

³⁶ Range 173—174.

³⁷ Feis, Herbert: *Churchill-Roosevelt-Stalin: A Diplomatic History of World War II*. Princeton 1957, S. 343. — Neumann, William L.: *After Victory*. Churchill, Roosevelt, Stalin and the Making of the Peace. New York 1967, S. 65.

³⁸ Feis 596.

³⁹ Range 77. — Welles, Sumner: *Seven Decisions that Shaped History*. New York 1950, S. 145.

⁴⁰ Robinson 345.

⁴¹ White, William S.: *Majesty and Mischief. A Mixed Tribute to F. D. R.* New York 1961, S. 162.

⁴² Burns, James MacGregor: *Roosevelt. The Lion and the Fox*. New York 1956, S. 472—477.

restlichen Welt seine Vorstellung internationaler Gerechtigkeit aufzwingen konnte; dabei war er jedoch ein gewandter Politiker und kein Ideologe⁴³. Als hervorragender Schauspieler verheimlichte er oft seine wahren Ziele selbst vor seinen engsten Mitarbeitern und informierte sie nur über das, was sie zu einem gegebenen Zeitpunkt wissen mußten. Erst wenn sich genügend Zustimmung zu seiner geplanten Politik fand, äußerte er seine Absichten. Von diesem Augenblick an gestattete er keinerlei Debatte über seine Entscheidungen mehr. Stimson notierte am 17. September 1944 in seinem Tagebuch, daß der Präsident höchst ungehalten über jeglichen Widerspruch war, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte⁴⁴. Von der Richtigkeit seiner Handlungsweise überzeugt, scheute er nicht davor zurück, Ausnahmen von dem Prinzip zu machen, das Wilson in seinem Punkt X zum Ausdruck gebracht hatte. In seinen Augen wurde diese Handlungsweise durch seine welt-historische Mission gerechtfertigt.

Die Entscheidung

Zwei Entscheidungen des Präsidenten lagen der amerikanischen Politik in Bezug auf die sudetendeutsche Frage zugrunde, nämlich die diplomatische Anerkennung der provisorischen tschechoslowakischen Regierung in London am 30. Juli 1941 und die passive Annahme des Plans von Beneš für die Vertreibung der Sudetendeutschen am 12. Mai 1943.

Beidesmal lag der Ursprung in Roosevelts unentschiedener Politik während der Septemberkrise 1938. Als die Krise bedrohliche Ausmaße annahm, rief Hull am 28. Mai 1938 zu einer friedlichen Lösung auf⁴⁵. Am 23. Juni telegraphierte Botschafter William Bullitt von Paris nach Washington, daß die dortigen tschechischen Diplomaten nicht ganz aufrichtig hinsichtlich der Kompromißbereitschaft ihrer Regierung waren⁴⁶. Botschafter Hugh Wilson schlug aus Berlin am 13. August eine Volksabstimmung vor⁴⁷. Aus London berichtete Botschafter Joseph P. Kennedy (der Vater Präsident John F. Kennedys): „Chamberlain ist heute die beste Versicherung gegen einen Krieg in Europa“⁴⁸.

Roosevelt war ungehalten über Kennedys sogenannte „Beschwichtigungspolitik“ und zog den Rat Morgenthau vor, der auf der Höhe der Krise von Frankreich zurückkehrte und darauf drängte, daß die Vereinigten Staaten Großbritannien und Frankreich finanziell unterstützen sollten⁴⁹. Der Präsi-

⁴³ White 76.

⁴⁴ Stimson 578.

⁴⁵ Foreign Relations of the United States. Diplomatic Papers 1938. 5 Bde. Hrsg. vom Department of State. Washington 1955, hier Bd. 1, S. 520—521 (zitiert: FRUS. 1938).

⁴⁶ Ebenda 526—528.

⁴⁷ Ebenda 544—545.

⁴⁸ Ebenda 560—561.

⁴⁹ Blum, John Morton: From the Morgenthau Diaries. 2 Bde. Bd. 1: Years of Crisis 1928—1938. Boston 1959, S. 513—518.

dent war sich jedoch darüber klar, daß die amerikanische öffentliche Meinung eine Politik der Nicht-Intervention begünstigte. Er sandte deshalb am 26. September einen überall veröffentlichten persönlichen Aufruf zur Fortsetzung der Verhandlungen an Hitler. Kopien des Briefes wurden an Neville Chamberlain und Edouard Daladier übermittelt⁵⁰. Hitler antwortete, daß die Krise nur durch den Anschluß des Sudetenlandes an Deutschland zufriedenstellend gelöst werden könne⁵¹. Die Reaktion der britischen und französischen Regierungen darauf war ermutigend und legte indirekt eine zweite amerikanische Initiative nahe⁵². Am folgenden Tag richtete Roosevelt einen zweiten Appell für Verhandlungen an Hitler⁵³ und instruierte den amerikanischen Botschafter in Rom, er solle Mussolini ersuchen, daß er sich als Vermittler anbiete⁵⁴. Der Duce stimmte zu und die Münchener Konferenz wurde einberufen. Als Morgenthau von Hitlers Zustimmung zu einer Konferenz erfuhr, machte er Roosevelt Komplimente zu seinen Friedensbemühungen⁵⁵. Der Präsident selbst war erleichtert und gratulierte Chamberlain nach der Unterzeichnung des Abkommens⁵⁶.

In einer Rede in Chicago am 5. Oktober 1937 hatte Roosevelt die Rolle des Löwen gespielt und die Isolierung aggressiver Staaten in Europa und Asien gefordert⁵⁷. Konfrontiert mit dem Unwillen der amerikanischen Bevölkerung, die die Neutralitätspolitik nicht aufgeben sehen wollte, gab er sich als Fuchs und richtete zwei Friedensappelle an Hitler. Wegen dieser Aufrufe nannte ihn sein Gegner in der Wahlkampagne von 1940 „Pate der unglückseligen Münchener Konferenz“, der sich ungerufen in die Angelegenheiten Europas einmischte⁵⁸. München wurde für Roosevelt zu einem Symbol der Niederlage, das zu tilgen er entschlossen war.

Nach dem Münchener Abkommen dankte Beneš als Präsident der tschechoslowakischen Republik ab und suchte schließlich Zuflucht in den Vereinigten Staaten. Am 28. Mai 1939 traf er für dreieinhalb Stunden mit Roosevelt zusammen. Der Präsident war zweifellos von Benešs amerikanischem Freundeskreis beeindruckt, zu dem auch Hamilton Fish Armstrong gehörte, der Verleger der einflußreichen Zeitschrift „Foreign Affairs“, in der Beneš zum erstenmal seine Idee der Vertreibung der Sudetendeutschen veröffentlichte⁵⁹. Roosevelt hatte ein zweites Gespräch mit Beneš am 24. Juli 1941 und erklärte sechs Tage später, daß ein offizieller amerikanischer Vertreter

⁵⁰ FRUS. 1938 657—658.

⁵¹ Ebenda 669—672.

⁵² Ebenda 662—663.

⁵³ Ebenda 684—685.

⁵⁴ Ebenda 677.

⁵⁵ Blum 522.

⁵⁶ Burns 385—387.

⁵⁷ Krock, Arthur: The „Quarantine“ Policy Must Await Definitions. New York Times (6. Oktober 1937) 24.

⁵⁸ Rosenman, Samuel I.: Working with Roosevelt. New York 1952, S. 235.

⁵⁹ Beneš, Eduard: The Organization of Postwar Europe. FA 20 (Januar 1942) 226—242, hier 237.

bei der provisorischen tschechoslowakischen Regierung akkreditiert würde⁶⁰. Die Entscheidung, die Exilregierung anzuerkennen, bestätigte formell die Ansicht des Präsidenten, daß das Münchener Abkommen von Anfang an ungültig sei.

Am 11. Mai 1943 kam Premierminister Churchill mit zahlreichem Stab für eine zweiwöchige Planungskonferenz unter dem Decknamen „Trident“ in die Vereinigten Staaten. Beneš nahm an einigen der Unterredungen teil, die sich mit mitteleuropäischen Problemen befaßten⁶¹. Zu Beginn des Jahres hatten ihm die Sowjets Unterstützung seines Anspruches auf die Vorkriegsgrenzen der tschechoslowakischen Republik zugesichert. Als die „Trident“-Konferenz begann, setzte Moskau Beneš darüber in Kenntnis, daß man dort mit seinem Plan der Vertreibung der Sudetendeutschen einverstanden sei. Beneš betonte diese Information geschickt in einer Unterredung mit Roosevelt am 12. Mai. Als der Präsident von Stalins Haltung erfuhr, deutete er seine Billigung der vorgeschlagenen Aussiedlung an⁶². Diese Entscheidung stand in Einklang mit Morgenthaus Ansichten, mit dem sich Beneš kurz nach Konferenzende besprach. Artikel XIII des Potsdamer Abkommens⁶³ bestätigte offiziell die Abmachung von 1943 zwischen Roosevelt und Beneš. Um seine Vision einer gerechten Weltordnung zu realisieren, verriet der amerikanische Präsident sein fundamentales Prinzip der nationalen Selbstbestimmung. Die Vision wurde noch immer nicht verwirklicht, aber die Kompromisse sind Teil der tragischen Geschichte Mitteleuropas.

⁶⁰ Beneš, Eduard: *Memoirs of Dr. Eduard Beneš. From Munich to New War and New Victory*. London 1954, S. 76—81, 174—188 (zitiert: Beneš: *Memoirs*). — *Foreign Relations of the United States. Diplomatic Papers 1941*. 7 Bde. Hrsg. vom Department of State. Washington 1959, hier Bd. 2, S. 33.

⁶¹ Feis 198—200.

⁶² Beneš: *Memoirs* 180—187.

⁶³ *Foreign Relations of the United States. The Conference of Berlin 1945*. 2 Bde. Hrsg. vom Department of State. Washington 1960, hier Bd. 2, S. 1495—1496.

REVISION UND EXPANSION

Überlegungen zur Zielsetzung, Methode und Planung der Tschechoslowakei-Politik Hitlers*

Von Jörg K. Hoensch

Planvoll und unbeirrbar hat Hitler die „Zerschlagung“, „Zerschmetterung“, „Vernichtung“ der Tschechoslowakei als eines der Nahziele seiner Außenpolitik verfolgt und am 15. März 1939 zum Abschluß gebracht. Der Anschluß Österreichs und die „Beseitigung der Tschechei“ erschienen ihm als die wichtigsten Schritte zur Lösung der „deutschen Frage“. Seinen Außenminister, den Kriegsminister und die Oberbefehlshaber der Streitkräfte hatte er am 5. November 1937 in beunruhigender Eintönigkeit von der Notwendigkeit eines „Schlages gegen die Tschechei“, des „Krieges gegen die Tschechei“, der „Erledigung der tschechischen Frage“, des „Handelns gegen die Tschechei“, eines „Überfalls auf die Tschechei“ und der Niederwerfung der Tschechei zu überzeugen versucht. Das „Deutschtum in der Tschechoslowakei“ war dagegen nur einmal am Rande des vierstündigen Monologs erwähnt worden¹. Als Hitler schließlich am 30. Mai 1938 seinen „unabänderlichen Entschluß“ verkündete, „die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen“², konnte das Schicksal der CSR trotz ihres umfassenden Bündnissystems als besiegelt gelten. Die an ihr im Münchner Abkommen vollzogene Amputation und der — in den Worten Weizsäckers — kaum fünf Monate darauf eingeleitete „chemische Auflösungsprozeß“³ wurden durch den Zusammenbruch des Systems der kollektiven Sicherheit ermöglicht. Während Hitler die grundsätzlichen Mängel dieses Systems schon vor 1933 auszunutzen vermocht hatte, um zur Macht im Staate zu gelangen, so verstand er es nach dem Einzug in die Reichskanzlei, alle Lücken des Systems zu entdecken, sie zu vergrößern und es schließlich zu sprengen.

Durch materialreiche Aktenveröffentlichungen, durch die Memoiren und die Apologien beteiligter Zeitgenossen und durch eine — heute selbst für

* Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der am 20. Februar 1968 in München im Rahmen eines vom Institut für Zeitgeschichte veranstalteten Colloquiums tschechoslowakischer und deutscher Historiker über die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen gehalten wurde.

¹ Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918—1945. Serie D, Bd. I (künftig: ADAP, D, I), Nr. 19, Niederschrift des Obersten Hoßbach vom 10. November 1937 über die Besprechung in der Reichskanzlei am 5. November 1937.

² ADAP, D, II, 221.

³ ADAP, D, II, 304.

den Experten kaum mehr überschaubare — Flut von Monographien und von Artikeln sind wir sowohl über die Grundzüge als auch die Einzelheiten der deutschen Außenpolitik in den Jahren des Dritten Reiches ausreichend unterrichtet. Es wird hier also nicht der Versuch unternommen werden, den Ablauf der außenpolitischen Ereignisse in den Jahren von 1933 bis 1937 lückenlos darzustellen und alle diplomatischen Interdependenzen aufzuzeigen. Auf eine Behandlung der wirtschaftspolitischen Aspekte als Triebmittel der Hitlerschen Großraumpolitik wird bewußt verzichtet. Auch die Hitler als scheinheilige Begründung für die Liquidation der ČSR dienende „Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes“ und die „nationale Bedrückung“ der Sudetendeutschen durch die tschechoslowakischen Behörden soll ausgeklammert bleiben. Die Beschränkung auf eine knappe, wesentlich auf Zeugnisse für sein eigenes Denken basierende Analyse von Hitlers außenpolitischer und strategischer Zielsetzung, Methode und Planung am Beispiel seines Vorgehens gegen die Tschechoslowakei sollte dennoch genügen, um das Verhältnis von Volkstumsfragen und Expansionspolitik und, allgemeiner, das Verhältnis von Diplomatie und Strategie, von Außenpolitik und militärischer Planung zu bestimmen. Die Konzentration auf Hitler, der als Reichskanzler schließlich auch gegen Widerspruch und Widerstand der verantwortliche und bis in Einzelheiten richtunggebende Leiter der deutschen Politik war, soll die historische Bedeutung und das moralische Gewicht der Teilhabe nicht verringern oder gar ausschließen.

Obwohl Edvard Beneš einer der wenigen Staatsmänner gewesen sein dürfte, der sich — ebenso wie Litvinov und Barthou — bereits vor der Machtergreifung mit den von Hitler im zweiten Band von „Mein Kampf“ geäußerten Zielen und Methoden einer künftigen nationalsozialistischen Außenpolitik beschäftigt hatte, so scheinen diese maßlosen, dilettantischen, im Gehalt aber eindeutigen Gedanken keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn hinterlassen zu haben. Zu unglaublich klangen diese Thesen eines radikalisierten Darwinismus, unter denen Schlagworte wie „Bodenerwerb“ oder „Lebensraum“ und ein fanatischer Rassismus zu einem ideologisierten Bestandteil der Außenpolitik erhoben wurden. Das Ziel, die Zerschlagung des französischen Paktsystems in Europa und danach die Errichtung eines osteuropäischen Imperiums für das — nach Hitlers Vorstellungen — einmal auf 300 Millionen anwachsende deutsche Volk, dessen Reichtum und Macht auf den slawischen Helotenvölkern ruhen sollte, schien ganz einfach zu illusionär, um ernst genommen zu werden. Zudem hatte Hitler mehrfach den Primat der Innenpolitik hervorgehoben: Erst wenn „dem Volke . . . die Kraft in der Form des freien Machtstaates“ wiedergegeben worden war, dann erst waren die Voraussetzungen für die „Vorbereitung zur Wiedererringung der Freiheit von morgen“ geschaffen⁴. Außenpolitik bedeutete für Hitler in der ersten Phase immer zugleich und zuerst revolutionäre

⁴ Hitler, Adolf: Mein Kampf. München 8 1931, S. 687.

Innenpolitik. Diese Auffassung hat Hitler ein Jahr vor der Machtergreifung in seiner bekannten Rede vor westdeutschen Wirtschaftsführern im Industrie-Klub zu Düsseldorf erneut unterstrichen: „Nicht das außenpolitische Primat kann unser inneres Handeln bestimmen, sondern die Art unseres inneren Handelns ist bestimmend für die Art unserer außenpolitischen Erfolge, ja sogar unserer Zielsetzung überhaupt“⁵.

Hatten aber die mit Hilfe der Außenpolitik beschworenen und auf innere Ziele konzentrierten sozialen Energien zu einer radikalen Umgestaltung der inneren Verhältnisse und der Festigung des Regimes beigetragen, dann konnten sie ihre Entladung wieder durch das klassische Ventil der Außenpolitik finden⁶. Danach erst war die Zeit gekommen, „die Befreiung unterdrückter, abgetrennter Splitter eines Volkstums oder von Provinzen eines Reiches“ vorzunehmen, die nicht stattfinden konnte „auf Grund eines Wunsches der Unterdrückten oder eines Protests der Zurückgebliebenen, sondern durch die Machtmittel der mehr oder weniger souverän gebliebenen Reste des ehemaligen gemeinsamen Vaterlandes“⁷. Was Hitler 1926 als programmatische Forderung geschrieben hatte — „Besitzt unser Volk aber eine Staatsleistung, die darin ihre Mission sieht, so werden keine sechs Jahre vergehen und der kühnen außenpolitischen Leitung des Reiches wird ein ebenso kühner Wille eines freiheitsdurstigen Volkes zur Verfügung stehen“⁸ —, sollte er nach der Machtergreifung präzise erfüllen. Diese Grundkonzeption einer „großdeutschen Volkstumspolitik“, die nach Hitlers Vorstellung nur mit Waffengewalt zu erreichen war, hatte 1928 Gottfried Feder in seinen Erläuterungen des Parteiprogramms noch radikaler aufgegriffen und den Anspruch auf die Vereinigung aller erhoben, „die deutschen Blutes sind, ob sie heute unter dänischer, polnischer, tschechischer, italienischer oder französischer Oberhoheit leben . . . , in einem deutschen Reich“⁹. Aber nicht nur an die kriegerische „Befreiung“ deutschbesiedelter Gebiete dachte Hitler: Die „Grenzen der Lebensräume anderer Völker“ waren für ihn zufällige „Augenblicksgrenzen“, denn „Staatsgrenzen werden von Menschen geschaffen und durch Menschen geändert. Die Tatsache des Gelingens eines unmäßigen Bodenerwerbs durch ein Volk ist keine höhere Verpflichtung zur ewigen Anerkennung derselben. Sie beweist höchstens die Kraft der Eroberer und die Schwäche der Dulder. Und nur in dieser Kraft allein liegt dann das Recht“¹⁰. Schon vor dem von Hitler in Aussicht genommenen „Zug nach dem Osten“, bei dem für Deutschland „die ihm gebührende Stel-

⁵ Vortrag Adolf Hitlers vor westdeutschen Wirtschaftlern im Industrie-Klub zu Düsseldorf am 27. Januar 1932. München o. J. [1932], S. 6 f., 24 ff., 31.

⁶ Vgl. dazu die Überlegungen von Broszat, Martin: Die völkische Ideologie und der Nationalsozialismus. Deutsche Rundschau 84 (1958) 53 ff. und von Schubert, Günter: Anfänge nationalsozialistischer Außenpolitik. Köln (1963), S. 239 f.

⁷ Hitler: Mein Kampf 686.

⁸ Hitler: Mein Kampf 716.

⁹ Feder, Gottfried: Das Programm der NSDAP und seine weltanschaulichen Grundlagen. München 3 1928, S. 19.

¹⁰ Hitler: Mein Kampf 740.

lung auf dieser Erde“ sichergestellt und es „eines Tages zum Herrn der Erde“ gemacht werden sollte¹¹, hatte die ČSR in seinen Augen jede Daseinsberechtigung verloren. Denn „in den Mittelpunkt“ Europas wollte Hitler „den stählernen Kern eines zu unverbrüchlicher Einheit geschmiedeten, großen Deutschland stellen. Österreich, Böhmen und Mähren, den polnischen Westen. Den Block von 100 Millionen, unzerstörbar, ohne Riß und ohne fremde Nationen“¹². Germanisierung des „rassisch wertvollen Bevölkerungsteils“, Umsiedlung oder Vernichtung schien bei einer Verwirklichung dieses Plans dem tschechischen Volk zu drohen.

Man wird nun nicht erwarten dürfen, daß sich die Realisierung dieser Belege für eine seit den zwanziger Jahren auf Raumgewinn, Krieg und Ausrottung hin angelegte außenpolitische Konzeption geradlinig und völlig widerspruchslos nach der Machtergreifung nachweisen läßt, so als ob der Ablauf des Geschehens von Hitler von Anfang an bis in die Einzelheiten hinein und unter genauer Terminfestlegung eingeplant gewesen wäre. Die Führungsspitze der Reichswehr machte er zwar schon vier Tage nach seinem Einzug in die Reichskanzlei mit seinen radikalen Vorstellungen einer „Wiedergewinnung der politischen Macht“ und der Schaffung einer absoluten Kampf- und Wehrbereitschaft des ganzen Volkes durch „strafste autoritäre Staatsführung“ bei der Alternative vertraut: „Vielleicht Erkämpfung neuer Export-Möglichkeiten, vielleicht — und wohl besser — Eroberung neuen Lebensraums im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung“¹³. Die „völlige Umkehrung der gegenwärtigen innenpolitischen Zustände“ und die Hindernisse bei der inneren Gleichschaltung haben von Hitler bei der Festlegung seiner außenpolitischen Taktik ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit und Improvisationsvermögen verlangt. „Ich bin nicht Reichskanzler geworden“, erklärte er am 2. November 1933 in Weimar, „um anders zu handeln, als ich 14 Jahre lang gepredigt habe“¹⁴. Dank seines klaren Programms und in zielbewußter, skrupelloser Verfolgung des einmal eingeschlagenen Kurses gelang es Hitler durch ein verwirrendes Lavieren zwischen Kontinuität und Neueinsatz in erstaunlich kurzer Zeit, die Verfechter des Status quo und die Protagonisten einer „appeasement-policy“ in die Verteidigungsstellung zu drängen. Versprechen und Drohungen, Friedensvorschläge und Bündnisangebote, die Aufhebung bestehender und der Abschluß neuer Verträge verhalfen ihm zur Unterhöhlung des vom Völkerbund garantierten Systems der kollektiven Sicherheit. Daß sich Hitler durch das Ausbleiben großer Erfolge, durch empfindliche Rückschläge und durch die relative Isolierung Deutschlands in den ersten zwei Jahren seiner Herrschaft von seinen einmal konzipierten Zielen nicht abbringen ließ, zeugt

¹¹ Hitler: *Mein Kampf* 782.

¹² Rauschnig, Hermann: *Gespräche mit Hitler*. Zürich usw. 1940, S. 118. Vgl. auch S. 30 und 44 ff.

¹³ Aufzeichnung des Generalleutnants Liebmann, zit. nach Vogelsang, Thilo: *Neue Dokumente zur Geschichte der Reichswehr*. VfZ 2 (1954) 434 f.

¹⁴ *Völkischer Beobachter*, 3. November 1933.

von seinem blinden Vertrauen in die zehn Jahre zuvor gewonnene Überzeugung einer „inneren Verrottetheit“ der westlichen Demokratien. Das traditionell gute deutsch-russische Verhältnis war tief abgekühlt; mit dem Austritt aus dem Völkerbund hatte Hitler der Sowjetunion den Weg nach Genf geöffnet. Das Dollfuß-Attentat hatte zu einer empfindlichen Störung der sich anbahnenden Freundschaft mit Mussolini geführt und Hitler zu einem Zurückstecken in der Anschlußfrage gezwungen. Der deutsch-polnische Vertrag vom 26. Januar 1934 war zwar ein gewisser Erfolg, aber er mußte erkauf werden mit einem Aufgeben deutscher Revisionsforderungen, für die die europäische öffentliche Meinung relativ günstig gestimmt war¹⁵. Und trotz allem hatte gerade in diesem Zeitraum durch die innenpolitische Gleichschaltung und den Bruch mit der friedlichen Revisionstaktik der Weimarer Außenpolitik Hitlers Zielsetzung und Methode nur noch an Schärfe gewonnen. Der im Ausland weit verbreitete Illusionismus und Immobilismus haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, die folgende Phase aktiver nationalsozialistischer Außenpolitik vorzubereiten.

Auch heute bleibt es noch ein schwerverständliches Phänomen, wie es Hitler gelingen konnte, die wahren, von Anfang an so offen dargelegten Ziele seiner Außenpolitik nach der Machtergreifung zu camouflieren und den Eindruck zu erwecken, er strebe nur eine Revision des Versailler Vertrags, vornehmlich in der Frage der militärischen Gleichberechtigung und der deutschen Ostgrenzen, an. Hitler hat sich Ribbentrop gegenüber einmal geäußert, „es sei sein größter Fehler gewesen, daß er die außenpolitischen Kapitel seines Buches ‚Mein Kampf‘ veröffentlicht habe“¹⁶. Die Vertreter einer Aufrechterhaltung der Versailler Ordnung haben sich trotz ihres anfänglichen Mißtrauens gegenüber Hitler jedoch erst dann zu einer Koordinierung ihrer Abwehrmaßnahmen bereit gefunden, als der Diktator bereits fest im Sattel saß und die zu Beginn festgefügte Front der Gegner durch geschickte Schachzüge durchlöchert hatte. Vielleicht ist diese anfängliche Tolerierung dadurch zu erklären, daß Hitler Nahziele zu verfolgen vorgab, die als ein Anliegen des deutschen Volkes in seiner Mehrheit gelten konnten, und die auch von weiten Kreisen des Auslands, vornehmlich in Großbritannien, als berechtigt anerkannt wurden. Für Hitler aber war dieses revisionistische Programm, das in der Forderung der militärischen Gleichberechtigung der Deutschen, nach der Vereinigung mit Österreich, nach der Beachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Sudetendeutschen und selbst ihrer Vereinigung mit dem Reich, nach einer Änderung der Korridorregelung und der Rückgliederung Danzigs „nationale“ und von fast allen deutschen Parteien vertretene und als legitim erachtete Gravamina aufzugreifen schien, nicht Ziel oder Zweck seiner Außenpolitik, sondern nur ein Mittel. In der Wertung dieser Politik scheiden sich deshalb auch heute noch die Geister:

¹⁵ Vgl. die Überlegungen von Bracher, Karl Dietrich: Das Anfangsstadium der Hitlerschen Außenpolitik. VfZ 5 (1957) 69—74.

¹⁶ Ribbentrop, Joachim von: Zwischen London und Moskau. Leoni 1953, S. 43.

Für die einen ist die Außenpolitik des Dritten Reiches, abgesehen von der Methode, solange — und damit bis zum 15. März 1939 — gerechtfertigt, als sie die Revision in einem als „vernünftig“ gebilligten Rahmen betrieb. In der entgegenstehenden Betrachtungsweise wird die durchaus beweisbare Tatsache, daß Hitler an Österreich, an den Sudetendeutschen, am Korridor und an Danzig nichts lag und er die Revision des Versailler Vertrags nur betrieb, um ein Sprungbrett für weitere Eroberungen zu gewinnen, zum Anlaß genommen, um die Berechtigung der außenpolitischen Ansätze des Dritten Reiches überhaupt abzulehnen. Die häufig vertretene — und zur Klarlegung der Problemstellung überspitzt formulierte — Auffassung, der totalitäre Staat sei eo ipso als ein aggressiver und imperialistischer anzusehen, der die eigentlich „nationalen“ und begrenzten Ziele nie als einen Selbstzweck anstrebe und sie immer nur als Mittel für größere Pläne vorbringe, hat daher in der Geschichtsschreibung bei der Beurteilung der Außenpolitik Hitlers gegenüber der ČSR nicht immer zu einer Aufhellung der Hintergründe beigetragen¹⁷.

Übereinstimmung bei der Beurteilung der nationalsozialistischen Außenpolitik ist jedoch in dem einen Punkt erzielt worden, daß sich nämlich der anfängliche Verzicht Hitlers auf schwerwiegende persönliche Eingriffe in die Struktur des Auswärtigen Amtes ausgezahlt hat. Die Wahrung der außenpolitischen Fassade und das Vertrauen, das nicht nur in Deutschland in die Person des Außenministers, in den Freiherrn Konstantin von Neurath, als Bremsklotz für außenpolitische Abenteuer gesetzt wurde, haben Hitler geholfen, manche mißliche Anfangssituation zu überstehen. Das Beibehalten und Verschieben altangesehener Diplomaten verschaffte dem neuen Regime Glaubwürdigkeit und förderte die Appeasement-Illusionen. Die von Hitler noch 1932 erwogene Ernennung des durch seine Schrift „Der Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik“ (München 1927) „qualifizierten“ Rosenberg zum Außenminister oder zum Staatssekretär im AA wurde daher zurückgestellt, weil sie anfangs innenpolitisch kaum durchzusetzen gewesen und im Ausland als ein Bekenntnis zu einer doktrinär ideologischen Außenpolitik aufgefaßt worden wäre. Doch als Träger einer verantwortlichen, abgewogenen Außenpolitik hatten die „gelernten“ Diplomaten, die die Gefährlichkeit des außenpolitischen Dilettanten Hitler unterschätzten und mit einer gewissen Überheblichkeit auf ihre Unersetzbarkeit pochten, unter dem „Führer“ ausgedient. Aus den für Hitlers eigene Psychologie charakteristischen abwertenden Äußerungen über die Angehörigen des Auswärtigen Dienstes¹⁸ und den Überlegungen Goebbels geht hervor, daß „die vorhandenen Diplo-

¹⁷ Aufschlußreich in dieser Richtung ist der Aufsatz von Freund, Michael: Hitlers Außenpolitik. Ihre Gestalt und ihre Lehren für die Gegenwart. Außenpolitik 6 (1955) 413—419.

¹⁸ Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941/42. Stuttgart 1963, S. 238 und 443. — Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40. Hrsg. von H.-G. Seraphim. Göttingen 1956, S. 111.

maten in Unkenntnis über die Hintergründe der Politik“ gehalten werden mußten. „Sie müssen manchmal eine Rolle spielen, zu der sie nicht die nötigen schauspielerischen Fähigkeiten mitbringen“, vermerkte Goebbels in seinem Tagebuch¹⁹. Auch in der entscheidenden Krisenphase im Jahre 1938/39 ist die deutsche Diplomatie kaum über die einfluß- und hilflose Repräsentationspose hinausgekommen, die zu der von Margret Boveri treffend benannten „Dienstbotenatmosphäre“ in der Wilhelmstraße unter Ribbentrop geführt hat²⁰. Die für Hitlers Herrschaftstechnik so charakteristischen Parallel-Organisationen wie das im März 1933 als Ersatzpfründe für Rosenberg eingerichtete Außenpolitische Amt, die bereits 1931 gegründete Auslandsorganisation der NSDAP unter dem ambitiösen Ernst Bohle, das Büro Ribbentrop und das Propagandaministerium machten sich alle den Rang streitig, die wahren Interpreten der außenpolitischen Intentionen Hitlers zu sein. Die bereits in der Weimarer Republik geschaffenen Institutionen zur kulturellen Betreuung der Auslandsdeutschen wurden ebenfalls gleichgeschaltet und wie der „Verein (bald Volksbund) für das Deutschtum im Ausland“ unter Hans Steinacher und der „Verband der deutschen Minderheiten in Europa“ unter der Oberaufsicht von Rudolf Heß in seiner Funktion als „Stellvertreter des Führers“ für die Ziele der Hitlerschen Expansionspolitik pervertiert. Heß hatte sich von Hitler am 27. Oktober 1933 in seiner Rolle als Alleinverantwortlicher für die Volkstumspolitik gegenüber den Sudetendeutschen bestätigen lassen und am 13. März 1934 die Pflichten an den VDA delegiert²¹. Als sich ein als Dachorganisation gedachter „Volksdeutscher Rat“ unter dem Geopolitiker Prof. Karl Haushofer als Präsidenten und Steinacher als Sekretär, in dem auch Ribbentrop und Bohle Sitz und Stimme hatten, nicht bewährte, um die Machtkämpfe der auf dem außenpolitischen Sektor rivalisierenden Organisationen auszuschalten, ließ Heß den „Volksdeutschen Rat“ einschlafen und setzte als Koordinationsstelle aller Maßnahmen gegenüber den Sudetendeutschen das „Büro von Kursell“ ein, das im Bedarfsfall Staats-, Partei- und Privatorganisationen zu Konsultationen heranzuziehen hatte²². Die Einrichtung der „Volksdeutschen Mittelstelle“ unter SS-Obergruppenführer Werner Lorenz am 1. Januar 1937 markiert dann den Einschnitt, nach dem — bereits unter dem Schatten Heinrich Himmlers und mit tätiger Mithilfe des Sicherheitsdienstes — über die Sudetendeutschen hinaus alle deutschen Volksgruppen Europas als „Fünfte Kolonnen“ des Nationalsozialismus mobilisiert werden sollten²³. Verantwort-

¹⁹ Goebbels' Tagebücher aus den Jahren 1942—43. Hrsg. von L. P. Lochner. Zürich 1948, S. 89.

²⁰ Frankfurter Allgemeine, 28. September 1957.

²¹ Documents on German Foreign Policy 1919—1939. Serie C, vol. II (künftig: DGFP, C, II), Nr. 330, 361; III, 16 und S. 43 Anm. 7.

²² DGFP, C, III, S. 995 Anm. 4; V, 480; Pol. Archiv AA, Film 8772/E 611359—61 und K 2312/K 658603/1.

²³ Die knappste, wenn auch heute in Teilen bereits überholte Darstellung der auf außenpolitischem Sektor arbeitenden Parallelorganisationen des „Dritten Reiches“ bietet Brown, MacAllister: The Third Reich's Mobilization of the German Fifth

liche Diplomaten wie von Bülow, Köpke, von Mackensen und nach ihm von Weizsäcker im AA, wie der zwischen 1921 und 1935 schließlich als Doyen des diplomatischen Korps sein Land in Prag vertretende alte National-Liberale Dr. Walter Koch oder der korrekte und auf Ausgleich bedachte Berufsdiplomat Dr. Ernst Eisenlohr haben, durch die neuen Organisationen in ihrem Wirkungskreis eingeschränkt und oft ohne direkte Einflußnahme auf Hitler, zwar gewarnt und gebremst, den verhängnisvollen Ablauf der Ereignisse aber nicht aufhalten können²⁴.

So fixiert und eindeutig die letzten Ziele der nationalsozialistischen Außenpolitik waren, so verwirrend und vielfältig war demgegenüber oft das Spiel der taktischen Schachzüge Hitlers, seiner spontanen Improvisationen und momentanen Einfälle. In ihnen die große Linie zu erkennen, fiel Gegnern und Freunden oftmals schwer, insbesondere angesichts der Doppelbödigkeit dieser Politik. Prognosen über die Stoßrichtung seiner ersten außenpolitischen Maßnahmen wagten selbst eingeweihte Beobachter im In- und Ausland nicht abzugeben. Sie fürchteten anfangs vor allem, daß sich der seit langem wegen Grenz- und Volkstumsfragen schwelende polnisch-deutsche Antagonismus zu einem militärischen Konflikt mausern könnte. Seit dem Abschluß des deutsch-tschechoslowakischen Schiedsabkommens im Rahmen der Locarno-Verträge am 16. Oktober 1925 hatten sich dagegen die Beziehungen zwischen Berlin und Prag betont korrekt, streckenweise sogar freundschaftlich, keinesfalls aber herzlich entwickelt²⁵. Anlaß zu einer begründeten revisionistischen Politik Hitlers gegenüber der ČSR war äußerlich, abgesehen von dem flächenmäßig und strategisch unbedeutenden Hultschiner Gebiet, nicht gegeben. Das tief in deutsches Territorium hineingreifende neue Staatsgebilde als wichtige Schaltstation des französischen Sicherheitssystems war jedoch von Anfang an als ständige Gefährdung des Deutschen Reiches empfunden worden. Die Kontakte zwischen den entlang der tschechoslowakischen West- und Nordgrenze siedelnden Sudetendeutschen und ihren bayerischen und sächsischen Landsleuten waren zudem nie besonders rege gewesen. Die Verweigerung einer deutschen Militärhilfe im

Column in Eastern Europe. *Journal of Central European Affairs* 19 (1959/60) 128—148. Die sich mit diesem Fragenkomplex auseinandersetzende Habilitationsschrift von Hans-Adolf Jacobsen ist dem Verfasser zuvor nicht zugänglich gewesen. Sie ist inzwischen unter dem Titel: *Nationalsozialistische Außenpolitik 1933—1938* im Dezember 1968 erschienen. — Siehe auch Jong, Louis de: *Die deutsche fünfte Kolonne im Zweiten Weltkrieg*. Stuttgart 1959 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 4).

²⁴ Die Darstellung des AA unter Neurath durch Gordon A. Craig in: *The Diplomats 1919—1939*. Hrsg. von Gordon A. Craig und Felix Gilbert. Princeton/N. J. 1953, S. 406—436, hat eine heftige Kontroverse ausgelöst. So hat vor allem Donald C. Watt in seinem Aufsatz: *The German Diplomats and the Nazi Leaders*. *Journal of Central European Affairs* 15 (1955/56) 148—160, Bedenken gegen eine Interpretation erhoben, den Einfluß der deutschen Diplomaten auf die Festlegung und Durchführung von Hitlers Außenpolitik unterzubewerten.

²⁵ Brügel, Johann Wolfgang: *Tschechen und Deutsche*. (München) 1967, S. 217 f.

Winter 1918/19 und die betont zurückhaltende Einstellung aller Weimarer Kabinette gegenüber den Anliegen der Sudetendeutschen hatte nicht dazu beigetragen, die traditionelle Ausrichtung nach Wien durch eine Orientierung nach Dresden oder gar Berlin zu ersetzen. Obgleich einige Beschwerden über die Auswirkung der tschechoslowakischen Nationalitätenpolitik in deutschen diplomatischen Kreisen als berechtigt anerkannt und vor dem Völkerbund unterstützt wurden, war man doch weit eher geneigt, die durchaus ernster zu nehmenden Klagepunkte der Deutschen aus Posen oder dem Korridor, denen man sich aus der gemeinsamen „preußischen“ Vergangenheit zusätzlich verbunden fühlte, aufzugreifen und für Abhilfe zu sorgen. Doch die mehr an das Gefühl als an den nüchternen Verstand appellierenden, zugkräftigen Parolen Hitlers und die Versprechungen von neuer nationaler Macht und Größe, Freiheit und Brot fanden auch jenseits der Grenzen unter den nationalistisch aufgewühlten Massen Widerhall, vor allem dann, als sich die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise verstärkt in den von Sudetendeutschen besiedelten Gebieten zu zeigen begannen. Gemeinsame ideologische Grundvorstellungen, im gärenden Wien der Vorweltkriegsjahre von Dr. Karl Lueger und Georg von Schönerer vertreten, trugen dazu bei, daß die nationalsozialistischen Vorstellungen Hitlers erst bei kleineren, nach der Machtergreifung rapide anwachsenden Kreisen einen aufnahmebereiten Boden fanden und sein Ziel, alle in Mitteleuropa lebenden Deutschen in einem „Groß-Deutschland“ zu vereinigen, weite Billigung erfuhr. Dabei trat Hitler nicht für die garantierten Minderheitenrechte der Sudetendeutschen ein, sondern forderte in erster Linie zunächst ihre gehorsame Unterwerfung unter seine Politik, eine Forderung, die der Selbstbestimmung im tschechoslowakischen Staat hinderlich sein mußte. Die Auffassung, „Volksgruppen sind Pfeiler künftiger politischer Baulichkeiten“²⁶, gibt den Worten der Karlsbader Rede Henleins, nämlich dem Anspruch auf Unterordnung des einzelnen Sudetendeutschen unter die „Lebensgesetze seines Volkes“²⁷ erst ihren vollen Sinn und ihre allgemeine Bedeutung. Dennoch wird gerade bei der Beurteilung dieses Gleichschaltungsvorgangs die Historiographie künftig stärker zu differenzieren haben und über die vorschnelle Verurteilung der Volksdeutschen in ihrer Gesamtheit als „Fünfte Kolonne“ hinaus auch ihrer teilweise durchaus gerechtfertigten Forderungen und deren Instrumentalisierung durch Hitler Rechnung tragen müssen.

Durch wahre Meisterleistungen in der Kunst der Propaganda und der Demagogie verstand es Hitler nach der Machtübernahme, sein Regime wenigstens so weit glaubwürdig zu machen, daß eine militärische Intervention der sich bedroht fühlenden Nachbarn unterblieb, gleichzeitig aber auch das von der öffentlichen Meinung des Auslands, vornehmlich in Großbritannien, seit langem empfundene Unbehagen über die Mängel der Friedensverträge

²⁶ Volker, H.: Volksdeutscher Nationalismus. Volk und Reich 10 (1943) 211.

²⁷ Konrad Henleins Rede in Karlsbad, in: Schriften des Deutschen Instituts für außenpolitische Forschung. Heft 4 (Berlin 1938).

vertieft wurde. In immer neuen Varianten betonte Hitler einerseits die grundsätzliche Friedensbereitschaft der nationalsozialistischen Regierung und wies andererseits unmißverständlich auf die unzumutbare Aufrechterhaltung des Status quo hin. Ohne den Verlust wichtiger Positionen zu scheuen, die der glaubhaften Stetigkeit der Weimarer Außenpolitik zu verdanken gewesen waren, nahm Hitler anfangs auch eine außenpolitische Isolation in Kauf. Obwohl seine „Taktik des Nacheinander“ noch mehrfach die Gefahr einer Intervention beschwor und nach dem Verlassen der Abrüstungskonferenz und dem Austritt aus dem Völkerbund am 14. Oktober 1933, nach dem Putsch in Wien am 25. Juli 1934 und nach der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 sowohl die öffentliche Meinung als auch die Regierungen der europäischen Demokratien Maßnahmen gegen das Dritte Reich Hitlers forderten und berieten, konnten sie sich doch zu keinem glaubwürdigen und den „Führer“ in die Schrankenweisenden Schritt entschließen. Der Erfolg seiner unkonventionellen, nicht von kleinlichen Rücksichten auf Recht, Ehre und diplomatischen Stil belasteten Maßnahmen schien Hitler Recht zu geben und entzog den Skeptikern in den eigenen Reihen den Boden für jede Kritik, der Opposition jede Möglichkeit für eine erfolversprechende, von der Mehrheit der Bevölkerung gutgeheißene Aktion gegen den Diktator. Die Rückgabe des Saargebiets am 1. März 1935, die überraschende Unterzeichnung des deutsch-britischen Flottenabkommens am 18. Juni 1935, schließlich der Überfall Mussolinis auf Abessinien am 3. Oktober des gleichen Jahres samt der offenkundigen Ohnmacht des Völkerbundes, die beschlossenen Sanktionen durchzuführen, waren die Stationen, die es Hitler ermöglichten, am 7. März 1936 in das entmilitarisierte Rheinland einzumarschieren, die Locarno-Verträge zu brechen und die Verwirklichung seiner großdeutschen Vision in Angriff zu nehmen. Der Zerfall des französischen Paktsystems, dokumentiert in der belgischen Neutralitätserklärung vom 14. Oktober, danach der Abschluß des „Achsen“-Abkommens am 25. Oktober und schließlich die Unterzeichnung des Antikominternpaktes am 25. November 1936 schufen die Voraussetzungen für Hitler, seit Jahresmitte 1937 in das konkrete Planungsstadium für den Anschluß Österreichs und die Zerschlagung der Tschechoslowakei einzutreten. Welche Rolle dabei die CSR in Hitlers außenpolitischer Planung und Taktik zukommt, wird im folgenden eingehender zu untersuchen sein.

Wenn auch der Haß und die Verachtung als Triebmittel der Hitlerschen Politik nicht ausgeschlossen werden dürfen, so war Hitler doch Realpolitiker genug, um sich von seiner seit den Wiener Jugendjahren lebendigen Abneigung gegen die Tschechen nicht bestimmend leiten zu lassen²⁸. Als „Abkömmlinge mongoloider Stämme“ hielt Hitler die Tschechen

²⁸ Boris Čelovský hat in seiner verdienstvollen Monographie: *Das Münchener Abkommen 1938*. Stuttgart 1958, S. 87, auf dieses Motiv verwiesen. Siehe auch Hitler: *Mein Kampf* 101, 118 f. und seine Ausfälle bei den „Tischgesprächen“, *Pikker*: *Hitlers Tischgespräche* 162, 256, 265, 289, 333, 349, 359, 362–364, 434 f.

der Eigenstaatlichkeit für unfähig; die CSR war für ihn „eben nicht . . . ein innerlich zu einem selbständigen Staat gewordenen Gebilde . . . , sie sei vielmehr über die kulturelle Anlehnung an deutsche Vorbilder hinaus auch in ihrem Wesen ein alter österreichischer Nationalitätenstaat geblieben“²⁹. Die deutsche Tschechoslowakei-Politik ist zudem von der Tatsache negativ beeinflusst worden, daß nicht nur Hitler, sondern auch führende Diplomaten und die öffentliche Meinung in Beneš die Personifizierung all dessen sahen, was die Kriegsniederlage und das System von Versailles an „nationaler Erniedrigung“ über Deutschland hatten hereinbrechen lassen. Selbst in der Weimarer Republik war die vorsichtige, sich auf den Völkerbund, Frankreich und die Kleine Entente stützende Defensivpolitik des tschechoslowakischen Außenministers mit größter Zurückhaltung bewertet worden. Sein kompromißloses vertretenes Konzept des tschechoslowakischen Nationalstaates stempelte ihn in deutschen Augen zum intoleranten Chauvinisten kleinbürgerlicher Prägung und ließ ihn zum Hauptverantwortlichen des integralen tschechischen Nationalismus und der nationalen Bedrückung der Sudetendeutschen werden. Die schon aus den zwanziger Jahren nachweisbaren steten Klagen des sicher nicht vom Nationalsozialismus infizierten Gesandten Koch, Beneš und den Prager Regierungen fehle es am guten Willen in allen Fragen, die Deutschland beträfen, stimmen bedenklich³⁰. Solange der deutsche Außenminister von Neurath als Marginalie auf einen Bericht seines Gesandten über die Aussprache mit Beneš lakonisch vermerken konnte: „Beneš lügt wie üblich“³¹, solange waren die Voraussetzungen für einen echten Ausgleich nach der Machtergreifung wohl nicht mehr gegeben. Beneš hat sich dagegen sowohl als Außenminister als auch als Präsident äußerste Zurückhaltung bei der Bewertung des Nationalsozialismus auferlegt; obgleich vor 1938 nur im Rahmen des Wahlkampfes von 1935 eine öffentliche, wenn auch verklausulierte Verurteilung des Nationalsozialismus nachweisbar ist³², hatte sich bei Hitler aber schon früh die fixe Idee festgefressen, in Beneš und dem von ihm repräsentierten Land auf die unversöhnlichsten Gegner seiner Großraumpolitik zu treffen³³.

²⁹ Picker: Hitlers Tischgespräche 362.

³⁰ Vgl. z. B. DGFP, C, II, 453; III, 477; IV, 128 [If I were to mark all the untruths and half-truths uttered by Beneš in a conversation such as this, I should have to place an exclamation mark in parentheses after almost every sentence]; V, 44.

³¹ DGFP, C, IV, 580, Bericht Eisenlohrs vom 23. Februar 1936. In DGFP, C, V, 284, leitete der deutsche Gesandte seine sonst durchaus objektive Wertung von Beneš mit den Worten ein: „In Deutschland gilt er als der ‚Vater der Lüge‘.“

³² Beneš, Edvard: Gedanke und Tat. Bd. 3. Prag 1936, S. 21; vgl. Čelovský: Das Münchener Abkommen 85.

³³ „Über die Tschechen und Beneš ruhig zu sprechen, war ihm wohl überhaupt unmöglich“, notierte Dolmetscher Paul Schmidt anlässlich einer Schilderung der Besprechung Hitler-Hácha vom 14./15. März 1939 (Statist auf diplomatischer Bühne. Bonn 1949, S. 437.). Die in Hitlers Argumentation immer wieder durchbrechende krankhafte Abneigung gegen Beneš hat ihren Niederschlag mehrfach auch in den Akten zur deutschen auswärtigen Politik gefunden. Solange unsere tschechischen Kollegen eine umfassende, aus dem bisher unerschlossenen

Faszinierend erscheinen daher heute in der Rückschau alle Versuche Hitlers, die wahren Ziele seiner Politik gegenüber der ČSR zu tarnen. In der für sein gesamtes Denken wie kaum eine andere Rede aufschlußreichen Ansprache vor seinen Oberbefehlshabern am 23. November 1939 hat Hitler mit zynischer Offenheit die einzelnen Stufen seiner Politik bis zur Annexion der ČSR und den Krieg gegen Polen nachträglich enthüllt³⁴. Das Grundprinzip hieß Kampf und Krieg, das Ziel Macht. An dem Staat der Tschechen und Slowaken interessierte ihn im Prinzip nur die Westhälfte, die industriell erschlossenen, in ihrer Agrarproduktion fortgeschrittenen und dank ihrer Kohlenlager wirtschaftlich bedeutungsvollen Länder Böhmen und Mähren-Schlesien. Die Slowakei und Ruthenien waren für Hitler vor dem Jahresende 1938 nur insoweit von Bedeutung, als sie dazu herhalten mußten, den Köder für eine Beteiligung Polens und Ungarns an der Liquidation der ČSR abzugeben; danach dienten sie als zusätzliche Basis für die militärische Umklammerung Polens und als Sprungbrett für eine Infiltration in den Donauraum. Hitler hat seine allein aus taktischen Überlegungen diktierte Bündnispolitik nur auf den möglichen Krieg ausgerichtet; in der Theorie wie in der Praxis glaubte er nur in der Aussicht auf einen gemeinsamen Erfolg „im Sinne gemeinsamer Erwerbungen, Eroberungen, kurz einer beiderseitigen Machterweiterung“³⁵ die Voraussetzung für eine auf ein konkretes Ziel angelegte Interessenkoalition zu sehen, die nach dem Abschluß der konkreten Aktion sofort jede Verbindlichkeit verlieren konnte. Das in Teilen sicher nicht unberechtigte Revisionsprogramm Ungarns wurde von Hitler ebenso leichtfertig instrumentalisiert wie die polnische Forderung auf eine Neufestsetzung der Grenze im Bezirk Teschen und in der Javorina. Und mit der gleichen Gewissenlosigkeit war Hitler auch bereit, die Sudetendeutschen, im März 1939 dann die slowakischen Autonomisten als auslösende Faktoren für die von ihm so planvoll vorbereiteten und geschürten Krisen einzusetzen.

Ohne die große Mitverantwortung eines Hans Krebs oder eines Rudolf Jung, eines Konrad Henlein oder gar eines Karl Hermann Frank und ihrer Mitläufer auch nur in Frage stellen zu wollen, erscheint ihre Kollaboration mit Hitler in einem Teil der Geschichtsliteratur eine Überbewertung erfahren zu haben, die diesen Epigonen ganz einfach nicht zukommt. Der ernstzunehmenden Forschung scheint bis heute der Nachweis wohl noch nicht ganz gelungen zu sein, aus ihnen eine mit Wissen und im Auftrag Hitlers seit 1929, spätestens aber seit dem Sommer 1933 und seit der Gründung der Sudetendeutschen Heimatfront konsequent auf das Auseinanderbrechen der

Quellenmaterial gearbeitete moderne Interpretation der Persönlichkeit und Politik Benešs vorenthalten, dürfte seine Beurteilung wie bisher im Zwielfichtigen stecken bleiben. Einen guten Ansatz zum besseren Verständnis der Politik Benešs während des Höhepunktes der Münchner Krise bietet jetzt Lvová, Míla: Mnichov a Edvard Beneš [München und Eduard Beneš]. Prag 1968.

³⁴ Text nach: Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg. Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vom 14. November 1945 bis 1. Oktober 1946. (künftig: IMT) Bd. 26, S. 327 ff.

³⁵ Hitler: Mein Kampf 697, vgl. auch 749.

ČSR hinarbeitende „Fünfte Kolonne“ zu machen. Dadurch sollen die belegbaren subversiven Kontakte nicht beschönigt oder gar weginterpretiert werden. Das Phänomen, wie eine von einem anfangs politisch Unbekannten und Unerfahrenen wie Henlein geführte Bewegung in einem demokratischen Staat, dessen Bürger die Auswirkungen der totalitären Herrschaft im Nachbarlande selbst verfolgen, am Schicksal der Emigranten nacherleben und ohne Beschönigung in ihren Presseorganen nachlesen konnten, sich trotz der steten Verbotsdrohung und der innerparteilichen Richtungskämpfe innerhalb von achtzehn Monaten zur stimmenstärksten Partei zu entwickeln vermochte, hat auch ein so belesener und engagierter Publizist wie Johann Wolfgang Brügel nicht überzeugend erklären können. Erst nach ihrem Wahlsieg hat Hitler die Einsatzfähigkeit und Manipulierbarkeit der SdP und ihrer Führer für die Ziele seiner Politik erkannt und einzusetzen begonnen. Die bescheidenen Summen, die gegen die Bedenken des Auswärtigen Amtes und des Prager Gesandten Koch auf persönliche Anweisung Hitlers im Winter 1933/34 zur Deckung der Verteidigungskosten sudetendeutscher Nationalsozialisten und zur Linderung der persönlichen Not ihrer Familien in die ČSR transferiert wurden³⁶, stellten, obwohl humanitären Zwecken dienend, immerhin bereits einen Eingriff in die Innenpolitik eines souveränen Staates dar. Doch erst nach dem überraschenden Wahlsieg Henleins und seinen — von ihm sicher übertriebenen — Erfolgen in England, wurde die SdP, zuvor eine *quantité négligeable*, zu einem wirkungsvollen Faktor in Hitlers außenpolitischem Kalkül. Erst im Frühjahr 1935 hielt man in Berlin die Zeit für gekommen, alle Ausfälle gegen Henlein in der deutschen Presse einzustellen³⁷, ihn seit dem Frühsommer 1936 auch gegen die Angriffe und Verdächtigungen aus den eigenen Reihen von Berlin aus in Schutz zu nehmen³⁸, nach langwierigen Beratungen die Wahlkampfausgaben von 331 711,30 RM zu tragen, das Startkapital für eine Tageszeitung der SdP in Höhe von 250 000,— RM bereitzustellen und zur Deckung der laufenden Kosten der Parteiarbeit monatlich 15 000,— RM beizusteuern³⁹.

Will man von einer sehr fragwürdigen „Quelle“ absehen, dann hat Hitler Henlein nachweislich erst während der Olympischen Spiele, am 13. August 1936, zu einer ersten kurzen Aussprache empfangen und ihm seine Sympathie für die Lage der Sudetendeutschen ausgedrückt⁴⁰. Als Fazit seiner Versprechen im Auswärtigen Amt mußte Henlein den Eindruck gewinnen, daß deutscherseits — jedenfalls nach den Worten Neuraths — in „aller-

³⁶ DGFP, C, II, 128, 132, 137, 180. Siehe auch Pol. Archiv AA Film 9556/E 672742—44 und E 672747 sowie Film 9542/E 672360—61.

³⁷ DGFP, C, III, 525.

³⁸ DGFP, C, V, 353, 364, 372.

³⁹ Die meisten der die finanziellen Transaktionen zwischen der SdP und verschiedenen Reichsstellen betreffenden Unterlagen sind auf dem Film 6144 enthalten. In den publizierten Aktenbeständen finden sich Hinweise in den DGFP, C, III, 482, 509; IV, 99, 119, 285, 320, 357, 413, 512; V, 599.

⁴⁰ DGFP, C, V, 508. Vgl. die Interpretation Brügels: Tschechen und Deutsche 287 f. und Anm. 63.

nächster“ oder „absehbarer“ Zeit nicht daran gedacht wurde, die sudetendeutsche Frage „mit dem Schwerte“ zu lösen. Aus Henleins „Bericht für den Führer und Reichskanzler über aktuelle Fragen der deutschen Politik in der Tschechoslowakischen Republik“ vom 19. November 1937 läßt sich unschwer entnehmen, daß er nicht über den Inhalt der zwei Wochen zuvor abgehaltenen „Hoßbach-Konferenz“ informiert war und er Hitler zu einem Eingreifen zu pressen versuchte⁴¹. Jedoch erst als nach dem Anschluß Österreichs die Weichen eindeutig auf die baldige Zerschlagung der ČSR ausgerichtet wurden, ist Henlein von Hitler am 28. März 1938 in seine konkreten Aufgaben eingewiesen worden⁴². Dennoch wird von einer selbständigen oder staatsloyalen Politik der SdP nach ihrem Wahlerfolg vom Mai 1935 keinesfalls gesprochen werden können⁴³.

Nach dem bisher Angeführten muß nicht noch besonders betont werden, daß das von Hitler bereits am 14. August 1920 abgegebene Versprechen, „daß wir niemals die Deutschen in der Tschechei im Stich lassen werden, und, wenn es gilt, in jeder Stunde bereit sind, ihnen zu helfen“⁴⁴, für den „Führer“ im Grunde genommen aus taktischen Erwägungen daher ebenso wenig Gewicht besaß wie seine seit der Reichstagsrede vom 23. März 1933 in zahllosen Varianten wiederholte Versicherung: „Das Schicksal der Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches, die als besondere Volksgruppen innerhalb fremder Völker um die Wahrung ihrer Sprache, Kultur, Sitte und Religion kämpfen, wird uns stets bewegen, mit allem zu Gebote stehenden Mitteln für die den deutschen Minderheiten garantierten internationalen Rechte einzutreten“⁴⁵. Schon eine Woche nach der Machtergreifung hatte Hitler den tschechoslowakischen Gesandten Dr. Vojtěch Mastný empfangen und nach dem Hinweis, keine Beziehungen zu der seit dem „Volkssport-Prozeß“ bedrohten DNSAP zu pflegen, betont, daß er „freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarn wünscht“⁴⁶. Seine Bereitschaft, sich „über alle schwierigen Fragen politischer und wirtschaftlicher Natur mit den anderen Nationen friedlich und vertraglich auseinanderzusetzen“, drückte er dann

⁴¹ ADAP, D, II, 23; Čelovský: Das Münchener Abkommen 116 f.

⁴² ADAP, D, II, 107.

⁴³ Henleins zu Jahresbeginn 1939 „Um die europäische Neuordnung“ und am 4. März 1941 vor der Wiener Verwaltungsakademie (Wortlaut in: Das größere Reich. Berlin 1943, S. 36—52) öffentlich abgegebene Rechtfertigungs- und Glorifizierungsversuche dürfen nicht dazu verleiten, in ihm von Anfang an einen auf Biegen und Brechen eingeschworenen Gefolgsmann Hitlers zu sehen. Vgl. die Interpretation Čelovskýs: Das Münchener Abkommen 117 f. und von Brügel: Tschechen und Deutsche 256—258.

⁴⁴ Deuerlein, Ernst: Hitlers Eintritt in die Politik und die Reichswehr. VfZ 7 (1959) 214, Dok. 23.

⁴⁵ Domarus, Max: Hitler. Reden und Proklamationen. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Bd. 1: Triumph (1932—1938). Neustadt/Aisch 1962, S. 229—237, hier S. 236.

⁴⁶ Berber, Fritz (Hrsg.): Europäische Politik 1933—1938 im Spiegel der Prager Akten. Essen 1942, S. 20.

am 17. Mai 1933 in seiner sogenannten „Friedensrede“ aus⁴⁷, unternahm aber gleichzeitig alle Anstrengungen, durch eine geheime Aufrüstung die machtmäßigen Voraussetzungen für seine Politik der Stärke zu schaffen. Als sich Hitler am 14. Oktober stark genug fühlte, die Abrüstungskonferenz zu verlassen und aus dem Völkerbund auszutreten, wodurch der erste Keil in das kollektive Völkerbundssystem geschlagen wurde, erklärte er sich willens, zur Sicherung des Friedens in Europa „auf längste Sicht“ kontinentale Nichtangriffsverträge abzuschließen⁴⁸. Bei allen schwerwiegenden Eingriffen in das System der kollektiven Sicherheit wiederholte Hitler diese angebliche Bereitschaft, durch bilaterale Abkommen, die von ihm bei der Stärke des deutschen Wirtschafts- und Rüstungspotentials nach Abschluß der Wiederaufrüstung nach Belieben zu manipulieren sein mußten, die zerbrochenen Bündnisfronten zu ersetzen. Dem besonders von Beneš und Barthou geförderten Ostpakt, der durch ein „Ost-Locarno“ zu einer Beruhigung in Ostmitteleuropa beitragen und jede deutsche Expansion vorbeugend ausschließen sollte, stellte Hitler ebenso sein Veto entgegen wie den als schwachen Ersatz dafür vornehmlich vom tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Hodža seit 1936 geförderten nebulösen Plänen einer Donauföderation oder eines gemeinsamen mitteleuropäischen Wirtschaftspools⁴⁹. Nach der Einführung der Wehrpflicht ließ Hitler die Welt vom Rostrum des Reichstags am 21. Mai 1935 erneut wissen, er lehne multilaterale Nichtangriffspakte ab und hege nicht die Absicht, Österreich zu annektieren oder die verbliebenen Vertragsbestimmungen des Locarno-Paktes nicht einzuhalten. Mit der Anprangerung der Torheit des Krieges und mit dem Bekenntnis zum Frieden verband er die Bereitschaft, in zweiseitigen Abkommen die Sicherheit der Nachbarn des Reiches zu garantieren⁵⁰. Nach dem Einmarsch in das Rheinland legte Hitler am 7. März 1936 dem Reichstag ein Memorandum vor, in dem er im Punkt 6 sein Angebot „wiederholt[e], mit den im Osten an Deutschland angrenzenden Staaten ähnlich wie mit Polen Nichtangriffspakte abzuschließen“⁵¹. Trotz dieser fortsetzbaren Kette angeblicher Hitlerscher Ausgleichsbereitschaft kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß er den Abschluß eines Nichtangriffs-

⁴⁷ Domarus: Hitler 270—278.

⁴⁸ Aufruf der Reichsregierung an das Deutsche Volk vom 14. Oktober 1933, Text nach Domarus: Hitler 307.

⁴⁹ Zum Ostpakt siehe Scott, William E.: *Alliance Against Hitler*. Durham/N. C. 1962; eine moderne Untersuchung der Donauföderationspläne und ihrer möglichen Ersatzlösungen steht noch aus.

⁵⁰ Domarus: Hitler 270—278; Schultheß' *Europäischer Geschichtskalender* 1935, S. 99—124; vgl. DGFP, C, IV, S. 172 f. Dem deutschen Gesandten wurde jedoch schon vier Tage danach offiziell mitgeteilt, die Reichsregierung wäre „not in the least concerned to give the impression that we desire any such political agreement with Czechoslovakia. There still remains no question whatever of any initiative on our part“. DGFP, C, IV, 105.

⁵¹ Domarus: Hitler 583—597, hier S. 595. Vgl. auch Hitlers Interview mit Ward Price in der *Daily Mail* vom 11. März 1936.

vertrags mit der ČSR nie ernsthaft in Erwägung gezogen hat. Dabei bleibt die Zahl seiner „Angebote“ an Prag umstritten⁵². Zwei dieser Sondierungen — die des deutsch-baltischen NSDAP-Funktionärs Sergius Wiegand von Hohen-Aesten im November 1933 und die weit ernster zu nehmende von Albrecht Haushofer und dem Grafen zu Trautmannsdorff im Winter 1936/37 — haben ihren Niederschlag in den Akten gefunden und zeigen die erschreckende Charakterlosigkeit von Hitlers außenpolitischen Methoden einmal mehr auf⁵³. Die nach jedem der von Hitler hinausposaunten Friedensangebote unternommenen Fühlungen der tschechoslowakischen Diplomatie in Berlin wurden jedoch entweder auf die lange Bank geschoben, blieben unbeantwortet oder erfuhren in unkorrekten Begründungen eine Ablehnung⁵⁴. Die in der prekären Situation nach der Rheinlandbesetzung am 31. März 1936 ausgesprochene Bestätigung der Weitergeltung des deutsch-tschechoslowakischen Schiedsvertrags aus dem Jahre 1925⁵⁵ war das einzige greifbare und, wie die auf eine Umgehung des Abkommens zielenden Überlegungen des AA im Mai 1938 zeigen⁵⁶, nicht einmal ehrlich gemeinte Resultat dieser Hitlerschen „Friedensoffensive“. Das von Beneš so geduldig und kunstvoll aufgebaute Spinnennetz der Verträge und Abkommen hat zudem eine bilaterale Abmachung nach dem Vorbild des deutsch-polnischen Nichtangriffsvertrags vom 26. Januar 1934 erschwert, wenn auch nicht von vornherein unmöglich gemacht. Die nach der Machtergreifung Hitlers mit dem Abschluß des Organisationsstatuts der Kleinen Entente am 16. Februar 1933 beginnende Kette von zusätzlichen Absicherungen, die in der Unterzeichnung der sowjetisch-tschechoslowakischen Defensivallianz vom 16. Mai 1935 ihren

⁵² Siehe dazu Čelovský: Das Münchener Abkommen 88—90.

⁵³ Gerhard L. Weinberg besitzt das Verdienst, in seinem Aufsatz: Secret Hitler-Beneš Negotiations in 1936/37. JCEA 19 (1959/60) 366—374, auf die weitaus ernster zu nehmende zweite Sondage hingewiesen zu haben. Die weiteren Publikationen basieren auf dem von ihm erschlossenen Material. Siehe Šnejdársek, Antonín: Tajné rozhovory Beneše s Německem v letech 1936—1937 [Benešs Geheimgespräche mit Deutschland in den Jahren 1936—1937]. ČSČH 9 (1961) 112—116; Pułaski, Michał: Tajne rokowania czechosłowacko-niemieckie o pakt nieagresji w latach 1936—1937 [Tschechoslowakisch-deutsche Geheimberatungen über einen Nichtangriffspakt in den Jahren 1936—1937]. Przegląd zachodni 20 (1964) 245—263. Pułaski ist in seinem Buch: Stosunki dyplomatyczne polsko-czechosłowacko-niemieckie od roku 1933 do wiosny 1938 [Die polnisch-tschechoslowakisch-deutschen diplomatischen Beziehungen vom Jahr 1933 bis zum Frühjahr 1938]. Posen (1967), auf beide Kontaktaufnahmen eingegangen. Ausführlich ist auch die Studie von Kvaček, Robert / Vins, Václav: K německo-československým sondážím ve třicátých letech [Über deutsch-tschechoslowakische Sondierungen in den dreißiger Jahren]. ČCH 14 (1966) 880—896. Siehe jetzt auch die von Robert Kvaček in dem Artikel: Tajná epizoda [Geheime Episode]. Listy Nr. 3, vom 23. Jan. 1969 publizierten Dokumente. — Die Darstellung Brügels: Tschechen und Deutsche 348 f. und 355—361 kann nicht überzeugen.

⁵⁴ In den DGFP, C, II und V finden sich, besonders für den Zeitraum Oktober 1933 — Februar 1934 und März 1936 — Oktober 1936 zahlreiche Dokumente, die als Beweis für die deutsche Hinhalt-Taktik dienen können.

⁵⁵ DGFP, C, V, 148, 268 und Film L 987/L 283887.

⁵⁶ Brügel: Tschechen und Deutsche 374 f.

Abschluß fand, hätte kaum mit den Vorstellungen Hitlers von einem „Bündnis“ in Einklang gebracht werden können⁵⁷. Gerade dieser Pakt zwischen der UdSSR und der ČSR hat Prag im Endeffekt mehr geschadet als Nutzen gebracht, da Goebbels und Rosenberg von jetzt ab nicht müde wurden, in ihrer Propaganda die Tschechoslowakei als „Flugzeugmutterschiff Sowjet-Judäas“⁵⁸ zu verketzern und die krankhafte Furcht einiger westlicher Politiker vor einem Festsetzen des Bolschewismus in Mitteleuropa zu schüren. Die Verbindung der Militärklauseln dieses Vertrags mit dem tschechoslowakisch-französischen Abkommen vom 16. Oktober 1925 hat zudem seine Wirksamkeit von Anfang an eingeschränkt; nach der Entwertung der französischen strategischen Ausgangsposition durch die Besetzung des Rheinlandes, die belgische Neutralitätserklärung und die wachsende Abhängigkeit Frankreichs von der britischen „appeasement-policy“ wäre eine sowjetische Militärhilfe bei dem Fehlen gemeinsamer Grenzen mit der ČSR sowieso nur beschränkt möglich gewesen. Ob — und wie weit — Beneš selbst in der Tuchačevskij-Affaire unbewußt als Handlanger der deutschen Abwehr zu einer Schwächung der Roten Armee im entscheidenden Zeitpunkt beigetragen hat, steht hier nicht zur Debatte.

Doch die von der tschechoslowakischen Außenpolitik stark überbewertete Interessengemeinschaft der Kleinen Entente zerfiel, bevor sie noch der ersten Belastung ausgesetzt wurde. Die von Hitler geheuchelte Sympathie für ihr Revisionsprogramm ließ die ungarische Regierung unter Gyula Gömbös seit Mitte 1935 stärker Anlehnung an das Dritte Reich suchen und führte unter Kálmán von Darányi zu einer Konzentration der magyarischen Forderungen auf die ČSR hin. Die Unterstützung von Mussolinis Abessinien-Abenteuer trug Hitler die stillschweigende Billigung des Duce für die österreichischen Anschlußpläne ein; die überraschend erzielte Vereinbarung vom 11. Juli 1936 zwischen Berlin und Wien, das Papen-Schuschnigg-Abkommen, schuf die Voraussetzung für die „Achse“ und legte die Grundlage für das gemeinsame Engagement im Spanischen Bürgerkrieg. Die vorläufige Zurückhaltung Hitlers gegenüber Becks ehrgeizigem Konzept eines von Polen dominierten „Dritten Europa“ schloß den Ring der ungleichen Partner um die ČSR.

Die verantwortlichen tschechoslowakischen Politiker haben diese Bedrohung zwar von Anfang an erkannt, aber — im Vertrauen auf ihre Verbündeten überheblich — sowohl außen- als auch innenpolitisch nicht immer ausreichende Abwehrmaßnahmen eingeleitet. Ob das am 18. Februar 1937 zwischen der Regierung Hodža und den loyalen deutschen Parteien abgeschlossene sogenannte „Aktivisten-Abkommen“ wirklich die vor dem Anheizen der Konfliktsituation durch Hitler optimalste der möglichen Lösungen war, bleibe dahingestellt; die weitverbreitete Auffassung, daß das verspätete und

⁵⁷ Zur Interpretation von tschechoslowakischer Seite vgl. z. B. DGFP, C, IV, 89, 429, 580; von deutscher Seite 105.

⁵⁸ So Alfred Rosenberg am 10. September 1936 auf dem Reichsparteitag in Nürnberg. Siehe DGFP, C, V, 550, 587; aber auch IV, 359.

unzureichende Eingehen auf die Forderungen der deutschen Minderheit Wasser auf die Mühlen der Henlein-Bewegung und damit direkt Hitlers gewesen sei, besitzt jedenfalls Überzeugungskraft. Auch bei der Beilegung der vom Deutschen Reich mit zunehmender Schärfe monierten zwischenstaatlichen Klagepunkte ließen sich die tschechoslowakischen Behörden Zeit. Sowohl 1933/34 als auch 1936 erweckte die Prager Außenhandelspolitik den Eindruck, einen auf einen Wirtschaftsboykott des Reiches hinzielenden Kurs zu steuern⁵⁹. Schon vor der Durchführung der Rheinlandbesetzung häuften sich im AA die Berichte, die ČSR sei mit französischer Unterstützung darauf aus, die deutschen Wirtschaftsinteressen auf dem Balkan zu beschneiden und durch den Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen Österreich wirtschaftlich und als Folge politisch eng mit der Kleinen Entente zu liieren⁶⁰. Als dann Mitte März 1936 — auf ihren Wahrheitsgehalt nicht überprüfbare — Informationen an das Auswärtige Amt gelangten, Beneš habe sich für Sanktionen ausgesprochen und vertrete die Auffassung, die innenpolitische Lage im Deutschen Reich sei so kritisch, daß Hitler durch einen Finanz- und Wirtschaftsboykott zur Zurücknahme der Rheinlandbesetzung gezwungen, wenn nicht sogar sein Regime gestürzt werden könne, rückte die ČSR einmal mehr zur Hauptzielscheibe der Goebbels'schen Propaganda auf.

Dieser Pressekrieg hatte in seiner ganzen Schärfe jedoch schon vor 1933 eingesetzt. Vielen demokratisch gesinnten Deutschen, besonders von der Linken, bot die ČSR ihre Gastfreundschaft an und ermöglichte ihnen auch, sich publizistisch gegen die Papen-Schleicher-Regierung, danach konzentriert gegen Hitler zu wenden. Das Parteienverbot und die anlaufende Judenverfolgung ließen immer mehr Emigranten in der ČSR um Asyl nachsuchen. Die wütenden Angriffe auf deutscher Seite führten schon im Juni 1933 zum Verbot von 98 deutschen Zeitungen in der ČSR; der deutsche Gesandte Koch klagte, daß es zu einer „beiderseitigen vollständigen Blockade“ gekommen sei⁶¹. Die Verhaftungs- und Prozeßwelle gegen reichs- und sudetendeutsche Nationalsozialisten in der ČSR und die deutschen Vergeltungsmaßnahmen gegen tschechoslowakische Staatsbürger ließen die deutscher- wie auch tschechischerseits erklärte Bereitschaft, die angeblich korrekten Beziehungen zu freundschaftlichen Kontakten ausbauen zu wollen, unglaublich werden⁶². Den mehrfachen Mahnungen Kochs, die deutsche Rundfunk- und Pres-

⁵⁹ Am 8. März 1933 stellte die Tschechoslowakische Nationalbank ihre Zahlungen an das Deutsche Reich ein; das am 17. März ausgesprochene Transferierungsverbot wurde nach der Unterzeichnung eines deutsch-tschechoslowakischen Devisenaustauschabkommens aufgehoben. Vgl. DGFP, C, I, 110 und Film 9618/E 678879—92. Vgl. auch den Bericht des verantwortlichen AA-Sachbearbeiters Hüfner nach einer Prag-Reise Anfang Januar 1934, DGFP, C, II, 180 und 453.

⁶⁰ DGFP, C, IV, 543, 559; V, 129.

⁶¹ DGFP, C, I, 326. Vgl. auch 334, 364, 429; II, 56.

⁶² Vgl. die Wirkung des Empfangs von Mastný durch Hitler am 14. Juli 1933, DGFP, C, I, 366, und die Erklärung Beneš vor dem Parlament am 31. Oktober 1933, in Auszügen zit. bei Čelovský: Das Münchener Abkommen 84f. Siehe auch DGFP, C, II, 56 und Film 9147/B 643359—60.

sekampagne gegen die ČSR zu mäßigen und von dem Einschleusen nationalsozialistischer Propagandaliteratur Abstand zu nehmen, war nur ein Teilerfolg beschieden⁶³. Immerhin wurde nach diskriminierenden Angriffen auf Masaryk „Der Stürmer“ im August 1934 für zwei Wochen verboten⁶⁴. Der SD schreckte vor Mord nicht zurück, um Stimmen des Protests gegen den nationalsozialistischen Terror zum Schweigen zu bringen: in der Nacht vom 23. zum 24. Januar 1935 wurde der Sprecher Rudolf Formis des von Otto Strasser eingerichteten Geheimsenders in Záhová von einem Kommando unter Alfred Naujoks erschossen⁶⁵. Als es die Prager Regierung Malypetr jetzt an der Zeit fand, ein von deutscher Seite seit 1933 mehrfach gewünschtes „Maulkorbgesetz“ für Emigranten zu erwägen, war Berlin an einer korrekten Lösung nicht mehr interessiert⁶⁶. Zu sehr schon hatte sich die gelenkte deutsche Presse auf die Tschechoslowakei eingeschlossen; Goebbels selbst hatte sudetendeutschen Nationalsozialisten wie Karl Viererbl die Spalten des „Völkischen Beobachters“ geöffnet. Die plötzliche Einstellung der Presseattacken im März 1937 bedeutete nur eine vorübergehende Ruhe vor dem Sturm: im Zusammenhang mit dem Zwischenfall von Teplitz-Schönau im Oktober/November 1937 und dann intensiv ab Ende Mai 1938 war keine Meldung zu unbedeutend, um, über Gebühr und Glaubwürdigkeit aufgebaut, die ČSR und ihre Regierungsform zu verleumden.

Die bisher angeführten Beispiele für die Unterwanderung der Volkstumsfragen durch die Expansionspolitik haben hoffentlich deutlich werden lassen, daß die Methode der nationalsozialistischen Außenpolitik gegenüber der ČSR allein in diplomatisch-politischen, wenn auch noch so unüblichen Kategorien nicht zu erfassen ist. Joachim Leuschner hat in seiner klugen Studie „Volk und Raum“ auf die schwer definierbare, sich jedoch steigernde Begriffsreihe in Hitlers Terminologie hingewiesen: ethnographisch — politisch — territorial — total⁶⁷. Hitlers eigener Gebrauch rechtfertigt eine weitgehende Gleichsetzung der Begriffe politisch und territorial; konkret bedeutete „Politik“ für Hitler unbeeinflusst von Volkstumsfragen Territorialgewinn, ihr Ziel war Eroberung. Der sonst verschwommen und vieldeutig verwendete Begriff des Totalen zielte im Falle der ČSR unverhüllt auf die Liquidierung des Staates oder wenigstens auf das Herausbrechen der Tschechoslowakei aus einem starken europäischen Paktsystem. Die erstrebte „totale Lösung“ entsprach methodisch der Totalisierung der Praktiken.

Während Hitler immer glaubte, den Anschluß Österreichs „friedlich“ oder wenigstens auf dem Weg einer nationalsozialistischen Regierungs-

⁶³ DGFP, C, I, 488; II, 68, 330, 355, 361.

⁶⁴ DGFP, C, III, 81 und Film 9559/E 672942.

⁶⁵ DGFP, C, III, 477 und Film 9140/E 642645.

⁶⁶ Siehe dazu DGFP, C, III, 480, 504, 523; IV, 128 und Film 8911/E 621990—94; E 622009—10; E 622040/42.

⁶⁷ Leuschner, Joachim: Volk und Raum. Zum Stil der nationalsozialistischen Außenpolitik. Göttingen (1958), S. 41 f.

übernahme krypto-legal erreichen zu können, ohne dabei auf Gewaltanwendung prinzipiell zu verzichten, war er fest überzeugt, daß sich die Zerschlagung der ČSR nur durch Krieg werde herbeiführen lassen. Zu fest verankert war seine These, daß neuer Landerwerb für Deutschland nur durch Bluteinsatz möglich sei⁶⁸. Die Politik war für ihn zu einem Mittel des Krieges abgesunken. Im Kampf sah er „das Schicksal aller Wesen“. Rückblickend auf das Jahr 1935 bezogen erklärte Hitler am 23. November 1939: Grundsätzlich habe ich die Wehrmacht nicht aufgebaut, um nicht zu schlagen⁶⁹. Wenn auch die Bedeutung der frühen, rein defensiv angelegten militärisch-strategischen Generalstabsplanungen nicht zu hoch angesetzt werden darf⁷⁰, so rechnete die sogenannte Studie „Schulung“ vom Mai 1935 bereits mit einem Angriff in südöstlicher Richtung; über „operative Studien“ hinaus wurde von diesem Zeitpunkt ab „der Eintritt in praktische Kriegsvorbereitungen“ für möglich erachtet. Ging Blombergs „Weisung für die einheitliche Kriegsvorbereitung“ vom 24. Juni 1937 noch von einer gewohnheitsmäßigen operativen Studie und nicht von konkreten Absichten aus, so waren Stoßrichtung und Gegner jedoch bereits eindeutig definiert: „Das Endziel besteht in einem planmäßig im Frieden vorbereiteten strategischen Überfall der Tschechoslowakei, der ... in Ausnutzung der völkischen Zersplitterung die Tschechoslowakei in kurzer Zeit zum Erliegen bringt“⁷¹. Der „Nachtrag“ vom 7. Dezember 1937 berücksichtigte bereits das von Hitler am 5. November in der „Hoßbach-Konferenz“ entwickelte Programm. Die konkrete, allein auf die Zerschlagung der ČSR gerichtete und nun in alle Einzelheiten gehende strategisch-militärische Planung begann mit der Besprechung über die „Grundlagen zur Studie ‚Grün‘“ zwischen Hitler und Keitel am 21. April 1938⁷², erreichte ihren Höhepunkt in Hitlers bereits zitierter lapidarer Erklärung: „Es ist mein unabänderlicher Entschluß, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine Militäroperation zu zerschlagen“⁷³, und fand in den minutiös ausgearbeiteten Operationsplänen vom August und September 1938 ihren makabren Niederschlag⁷⁴. Dem Ärger darüber, daß die noch am 20. September bekundete eigene Entschlossenheit, „die tschechische Frage selbst auf die Gefahr eines Weltkriegs zu lösen“⁷⁵, durch das Ultimatum der Westmächte und das erzwungene Nachgeben der ČSR nicht in die Realität umgesetzt werden konnte, hat Hitler mehrfach Ausdruck verliehen. Einmal mehr wird hier auch eine klare Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Volkstums-, Expansions- und Kriegspolitik gegeben: Nicht etwa die Befreiung der deutschen Volksgruppen ist das Ziel der Hitlerschen Außenpolitik gewesen, nicht die vernünftige friedliche Regelung von nationa-

⁶⁸ Hitler: *Mein Kampf* 739 f.

⁶⁹ IMT, XXVI, 327 ff.

⁷⁰ Siehe Čelovský: Das Münchener Abkommen 90 f.

⁷¹ IMT, XXXIV, 732 ff.

⁷² ADAP, D, II, 133.

⁷³ ADAP, D, II, 221.

⁷⁴ Vgl. z. B. nur ADAP, D, II, 388.

⁷⁵ ADAP, D, II, 554.

litätenrechtlichen Fragen, nicht die Autonomie für die Sudetendeutschen, nicht einmal mehr die Angliederung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich, sondern ausschließlich die Zerschlagung der CSR als Glied einer gegen Deutschland gerichteten Koalition, die Erprobung des Raumes und die zwangsweise Aussiedlung oder Germanisierung seiner nichtdeutschen Bewohner.

Durch die Immobilität der Verteidiger des Status quo begünstigt, hat Hitler mit den ihm im Versailler Vertrag gegebenen Waffen, dem Schlagwort des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker“ und dem „ungerechten Frieden“, im Abkommen von München und in der Errichtung des Protektorats Böhmen-Mähren innerhalb von sechs Jahren das erreicht, was er in seinem Kampf-Buch als erstes Ziel seiner Außenpolitik angeführt hatte. Die an sich einander widersprechenden Begriffe „Selbstbestimmungsrecht“ und „Imperialismus“ wurden von Hitler verschmolzen und sind wie die Instrumentalisierung der Nation und der Volksgruppen nur ein Beispiel für den allgemeinen Vorgang der Mittelsetzung politischer Ziele. Hinter der notdürftigen ideologischen Verbrämung schimmerten jedoch immer wieder die wahren Ziele und Methoden der Hitlerschen Außenpolitik durch. Hinter den außenpolitischen Schlagworten „Reich“ und „Raum“ verbarg sich das Leitmotiv des „Totalen“, des Unbegrenzten, des Kampfes und Krieges um den „Lebensraum“. Die kleinen Völker Europas hatten sich dem „Führervolk des Großraums auf Gedeih und Verderb“ auszuliefern⁷⁶. Dahinter stand Hitlers unbändiges Streben nach der Macht, der Macht als solcher, ungebunden durch Sitte und Recht, durch Klugheit oder politische Opportunität. Hitler wollte totale Macht. Unbegrenzt waren seine Ziele, unbeschränkt die Methoden seiner Politik. Nach dem rücksichtslos durchgesetzten Prozeß der inneren Machtergreifung, durch den die bei jeder künftigen außenpolitischen Krise erneut aufflackernden Widerstandsversuche im Keime erstickt werden konnten, verstand es Hitler, die lockere Interessenkoalition der Gegner Zug um Zug auszumanövrieren und das anfangs verfolgte transitorische Abschirmungskonzept durch die ursprüngliche Konzeption gewaltsamer Revision und schließlich Expansion zu ersetzen. Doch gerade das Gelingen dieser inneren Machtergreifung, das erst die Voraussetzung für Hitlers maßlose Raum- und Ausrottungspolitik schuf, sollte die deutsche Selbsterkenntnis zuerst nach der Eigenverantwortung fragen lassen, bevor die fragwürdige tschechoslowakische Nationalitätenpolitik, das Scheitern des Systems der kollektiven Sicherheit und das Versagen der kränklichen „appeasement-policy“ als gewiß äußerst bedeutsame Faktoren zur Erklärung von Hitlers Tschechoslowakei-Politik und der planvollen Entfesselung des Zweiten Weltkriegs herangezogen werden.

⁷⁶ Kluge, Paul: Nationalsozialistische Europaideologie. VfZ 3 (1955) 272.

DEUTSCHE PHILOSOPHIE IM PRAGER RAUM SEIT BERNARD BOLZANO

Von Herbert Cysarz

1. Durchblick

Die deutsche Philosophie in den böhmischen Ländern ist noch niemals zusammenhängend dargestellt worden. Ihre besonderen Initiativen ergeben freilich kein in sich geschlossenes Entwicklungsbild. Sie richten sich auch nicht nach den Stundenzeigern geschweige Minutenzeigern der Zeit-Uhr. Die Prager Philosophie hat seit Kant die geistesgeschichtlichen Hauptstraßen immer wieder verlassen. Sie hegte weder Anschlußfreude noch Vorrangssucht. Sie hielt es weder mit Hegel noch mit Nietzsche. Sie vertraute der jeweils erstrebten Wahrheit mehr als der Bewegung des Zeitgeistes, sie vertraute oft allzu strenggläubig auf absolute, auf apriorische Wahrheiten der Erkenntnis oder der inneren Erfahrung. Stets blieb sie dem schlechthin Gültigen mehr zugetan als dem umwälzend Neuen. Sie mißtraute jedem nicht vorweg methodisch gesicherten und kontrollierten Weg — und war doch nichts weniger als konservativ oder epigonal, war auch nie eine Plattform gemäßigten Fortschritts.

Sie zog bis zum Ersten Weltkrieg ganz überwiegend die Philosophie des Seins der Philosophie des Werdens, der Gesellschaft und Geschichte vor. Anthropologische Säkularisierungen der „Bestimmung des Menschen im All“ wurden ihr vornehmlich zu Problemen einer fundamentalen Psychologie, zu Themen einer ökumenischen Ethik oder zu Grundfragen einer humanistischen Pädagogik. Doch immer wieder prägte ein durchaus unpersönliches Argumentieren, ein strikt objektivierendes Denken zugleich sehr persönliche Züge der Lehren und ihrer Wirkungen. Diese Philosophie verbarg und offenbarte ein außerordentliches Potential geistiger Eigenart.

Sie bezeugt vielerlei Distanz selbst zu ihrem nächsten Lehrmeister Kant. Das entspricht auch schon der katholischen Herkunft der altösterreichischen Philosophie, mit deren scholastischen und Cartesianischen Traditionen die Prager Philosophie des 19. Jahrhunderts eng verbunden bleibt. Der einzige Österreicher, der um 1800 in der gesamtdeutschen Philosophie Rang und Namen erwirbt, ist der Wiener Karl Leonhard Reinhold (1758—1823). Er wird nach katholischer Ordensvorbildung zum inständig überzeugten Ausleger Kants und durch seine weitwirkenden „Briefe über die Kantische Philosophie“ Professor in Jena; schon vorher war er Mitarbeiter und Schwiegersohn Christoph Martin Wielands in Weimar geworden. Er tritt in freundschaftlichen Verkehr mit Schiller, Herder und seinem späteren Jenaer Nach-

folger J. G. Fichte, bald auch in dissidenten Briefwechsel mit Fr. H. Jacobi. 1794 nach Kiel berufen, entwickelt Reinhold schließlich ein fast sektierendes System der Einheit von Denken und Sein, Wissen und Glauben, das die Kategorien des Kantischen Kritizismus völlig preisgibt. Dieser Kritizismus sollte hinfort in Österreich erst bei Robert Reininger (1869—1955) eigenständige Weitergestaltung gewinnen. Kant blieb freilich auch in der Zeit Bolzanos, der Herbartianer und der Brentano-Jünger ein Vorbild der Analyse, in seinem Welthorizont aber wurden die meisten Österreicher nicht heimisch.

Die Auseinandersetzung mit Kant dauert füglich im alten Österreich unablässig an. Kant ist gerade hier ein allseits studierter philosophischer Klassiker, langhin der maßgebendste neben Aristoteles, Descartes und Leibniz. (Für Franz Brentano und die Seinen ist dann Aristoteles der *magister gentium*, der *imperator perpetuus* der Philosophie.) Unvergleichlich schwächer dringen Fichte, Schelling, vollends Hegel ein. Zum beherrschenden Gegenüber des Hegelianismus wird in Altösterreich und im besonderen in den böhmischen Ländern der Herbartianismus, die Lehre des norddeutschen Protestanten Karl Friedrich Herbart, des eigentlichen Nachfolgers Kants in Königsberg.

Herbarts Philosophie ist vorsätzlich weder idealistisch noch systematisch, ist am ersichtlichsten religiös und historisch-politisch neutral — und in alledem nirgendwie voluntaristisch. Fast allen führenden Denkern Altösterreichs, wiederum ganz besonders in Prag, eignet eine gewisse theoretische Willensfremdheit, manchmal fast Willensblindheit, eine geradezu antivoluntaristische Grundhaltung. Ein fast durchgehender Widerstand gegen den Dynamismus namentlich Fichtes und Hegels, fern auch von Schopenhauers antivoluntaristisch-voluntaristischer Willensverdammung, verstärkt die besagte Hinwendung zu Leibniz, zu Aristoteles und im inneren katholischen Bereich zur Scholastik. (Sowohl Bolzano als auch Franz Brentano und Anton Marty haben Priesterweißen empfangen.)

Hinzu kommt ein Streben nach wissenschaftlicher Autonomie, ja Autarkie des Philosophierens. Zugleich werden anschauliche Vergewisserungen der Wahrheit umworben, der Erfahrungs- wie der Vernunftswahrheit. Die individuellen und die sozialen Aktivitäten aber leben sich am unmittelbarsten in ethisch-pädagogischen Tendenzen aus. Notwendig erheischt auch der Antivoluntarismus ein Wollen gegen den Willen, das in eigentümliche Sublimierungen der Denkkräfte und Gedankenwirkungen eingeht. Daneben gibt es wohl manch angeborene Übereinstimmung zwischen dem leptosomen Kant und dem mönchisch unbedarften Bernard Bolzano, dem zart-edlen Franz Brentano, der gleichsam abwesenden Physis Meinongs oder Marty bei geradezu genuiner Konzentration auf geistige Gegenstände, der radikalen Introspektion des kleinwüchsigen, alle ursprüngliche Bewegung einhaltenden (durch „epoché“ ausklammernden) Husserl. Auch der wuchtig schlanke Schloßbaron Ehrenfels, der gleichfalls hochaufgeschossene Oskar Kraus mit dem schönen Schmalgesicht und flackernden Ausdruck eines Rembrandt-Rabbiners, der ebenso lebendig herzliche wie weltläufige, zierliche Alois

Höfler hatten wohl ein leidenschaftliches und doch nicht vom Willen bestimmtes Temperament gemein. Schon im Typus vereinen sich überlegene Abstraktion und seelische Intensität auf sehr verschiedene Weisen. Altösterreich ist eine Wiege und Pflegestätte rationalistischer Philosophie aus dem ganzen Menschen heraus.

Keineswegs ausschließlich! Den böhmischen Ländern entsprossen auch so aktive Zeitkritiker wie Friedrich Mauthner oder Reformer wie Josef Popper-Lynkeus, wie der nationalliberale Politiker und freilich sinologische Privatgelehrte Ernst Viktor Zenker. Vielleicht aber hilft die herausgehobene stoische Dominante der altösterreichischen Erkenntnis- und Seinsphilosophie erklären, daß gerade die tatkräftigen und vielbegabten, in allen Wissenschaften bewährten Söhne des deutschen Nordböhmen verhältnismäßig geringen Anteil an ihr hatten.

Philosophische Ausrichtung auf eine breitere Praxis brachte Friedrich Jodl ins Land, bedeutend als Ethiker und überaus erfolgreich um demokratische Volksbildung bemüht, auf beiden Gebieten gefolgt von dem in Wien lehrenden Emil Reich. Einen fortwirkenden denkerischen und sachwissenschaftlichen Pragmatismus nahm schon der skeptische Positivismus des Mähren Ernst Mach in sich auf. Evolutionistische Motive, auch von Jodl begünstigt, durchziehen die Psychologie und selbst Logik des aus Böhmen herkunftigen, in Wien tätigen Wilhelm Jerusalem, dessen Ausstrahlung, gleich der Publizität manches anderen fachgenössischen Landsmanns um 1900, in ungehörlichem Ausmaß auf Österreich beschränkt blieb. Die Zukunftssaat Johann Gregor Mendels, Saat im buchstäblichen und im höchsten geistesgeschichtlichen Sinn, ging erst vier Jahrzehnte nach seiner entscheidenden Vererbungsschrift (1866) auf. Die wissenschaftliche Anerkennung des gleichfalls aus Nordmähren stammenden Sigmund Freud folgte vorwiegend erst seinem nach 1918 unwiderstehlich aufsteigenden Weltruhm.

Indes die altösterreichischen Wegweiser waren nicht nur Antivoluntaristen der philosophischen Erkenntnis, sondern auch gewaltige Stifter und Führer philosophischer Schulen. Fast paradox die Suggestivität der spröden denkerischen Sachlichkeit! Bei dem Prager Bolzano, dem heute durch die interkontinentale Vorbereitung einer vielbändigen Gesamtausgabe in West und Ost gleich anerkannten, bei Bolzano scheint sich die sozusagen in Fleisch und Blut seiner Schüler eindringende Methodik des Philosophierens mit einer außerordentlichen menschenbildnerischen, auch seelsorgerischen Begabung vermählt zu haben. In den bisher veröffentlichten Briefwechseln bekunden seine Partner mit vielen Worten und zwischen den Worten eine gesamt menschliche Tiefe des Angesprochenenseins, die den Vergleich mit Briefen Descartes' oder Leibnizens nahelegt oder gar mit Gesprächen Sokrates', Epikurs. Die Faszination war in Bolzanos Fall sicherlich durch die orthodoxe Gefolgschaft theologischer Jünger, katholischer Zölibatäre, gegenüber ihrem Glaubenslehrer und Seelenhirten gesteigert. Doch auch die Bezauberungskraft der strengen Begriffslehre blieb zusehends ungeheuer. Vielleicht hat ebendarum die treue Jüngerschaft zunächst so wenig triftige Wei-

terbildung der Erkenntnisse Bolzanos gezeitigt. Sie sind erst in der Mathematik und logistischen Grundlagenforschung des 20. Jahrhunderts zu präziser Fortzündung gelangt.

Nicht unähnlich hat die zundertrockene Philosophie Johann Friedrich Herbars gerade in Österreich mehr verbreitende Anwendungen erfahren als kühn vorandringende Gedankenbewegungen entfacht. Wohl aber hat hier Herbart, der selber in jungen Jahren vom persönlichen Bann Pestalozzis ergriffen worden war, aus unpersönlicher Ferne ein Wachrufertum von unmittelbarer Intensität geübt. Wie so oft bei Adalbert Stifter ist es bei Herbart eben die harte Sachlichkeit und Verslossenheit, die seiner Psychologie, seiner Wirklichkeits- und Erkenntnislehre liebend ergebene Adepten zuführt. Herbart drillt nicht nur Köpfe, er penetriert Geister, er leitet kritische Menschen zu gedanklicher Befriedigung, ja Beglücktheit, und scharft sie zur verschworenen Gemeinschaft. Er gründet nicht Cliques, er schafft nicht Zeitgeist wie Hegel. Doch das redliche Begriffsdenken dieses Oldenburger Protestanten zündet im katholischen Österreich fast wie ein Lauffeuer fort, noch seine Selbstbeschränkungen und Begrenztheiten gehen durchs Land wie — man ist versucht, mehr erstaunt als bissig zu sagen: wie eine Epidemie.

Vollends charismatisch erscheint die Magie Franz Brentanos. Dieser 1874 von Würzburg nach Wien berufene und schon wenige Jahre später aus kirchenrechtlichen Gründen seines Wiener Lehrstuhls verlustige Denker hat die Erkenntnistheorie, Psychologie und Logik Altösterreichs in allen außerpositivistischen (also nicht mit der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Forschung wetteifernden) Bereichen bis über den Ersten Weltkrieg hinaus päpstlich beherrscht. Richtiger: nicht beherrscht, sondern durchdrungen bis ins Nerven- und Hirnmark, antidirigistisch, himmelfern von Kaptivation oder gar Demagogie. Persönlichkeit? Bezwingend durch die Reinheit des Denkertums, die sich auch in Brentanos Antlitz ausprägte, durch die unerbittliche Klarheit und Folgerichtigkeit der Wahrheitssuche, das von nichts in der Welt beirrte Ja und Nein des befindenden Urteils, durch die Feinheit des geistigen Sehens und Unterscheidens, nicht zuletzt den allein aus der Gültigkeit des Erkennens gespeisten Zauber des Absoluten. Und durch Unsagbares mehr. Vielleicht offenbarte sich dieses Geheimnis dem Zuhörer von Brentanos Vorlesungen und Gesprächen mächtiger als dem Leser der wiederholungsreichen Schriften, die größtenteils posthum aus Kolleg-Unterlagen, brieflichen Mitteilungen und diktierten Aufzeichnungen erstellt worden sind. Vielleicht läßt sich an späterer Stelle unseres Textes begründen, daß Brentano Entscheidendes evident sah und dachte, daß aber solches ihm evidente Denken-und-Sehen überzeugender persönlich vermittelt wurde als durch druckbar Formuliertes — eben weil er nur schlackenlos Ausgedachtes veröffentlichen, nur strikt Formulierbares formulieren wollte, sei es in vorsichtiger Allgemeinheit. (Nachmals hat eine wohl verwandte Unvollendbarkeit und Unsagbarkeit des ursprünglichsten Wissens den Wiener Ludwig Wittgenstein zu einer sprachlichen Skepsis bewogen, deren Kehrseite seinesfalls eine sophistische Überschätzung des sprachlichen Ausdrucks war.)

Der aus Mähren gebürtige Edmund Husserl, seinem Wiener Lehrer Brentano tief verpflichtet (auch durch polemische Impulse), seinem Prager Wegbereiter Bolzano in Bewunderung verbunden, hat eine weit verzweigte und weithin fortzeugende Schule, eine philosophische Disziplin organisiert. Und wieder war es kein Glanz der Person, vielmehr allein die personifizierte Vehemenz und Subtilität des Denkens, die Nachstrebende erweckte und bannte durch die lautere kognitive Potenz, die unverbrüchliche Konsequenz der inneren Beobachtung und grundbegrifflichen Analyse. Sie wirkt heute in alle Welt hinaus, nicht revolutionär aufrüttelnd und verführerisch wie Heidegger, in dessen Werk und Wirkung sich auch Suggestionen Hegels und Faszinationen Nietzsches gegenwartsgemäß verbünden. Immerhin hat Heidegger, hat auch Max Scheler Husserls Phänomenologie lernend durchschritten. Die hat sich bis in Husserls letzte Jahre selbstkritisch weiterentwickelt; doch eben in ihrer forschnerlichen Geradlinigkeit, in der voranreisenden Ausschließlichkeit ihrer Erkenntnisrichtung hat sie über die eigenen Arbeitsfelder hinaus gefruchtet.

Fällt nicht aus alledem manches Licht auf Adalbert Stifter, den quietistischen Sucher des Größten im Kleinsten, den selbstvergessenen Kunder der sanften Gewalt und aller Gewalt überlegenen Ordnung des Seins? Dieser friedlichste Stifter fanatisiert hundert Jahre nach seinem Ende eine internationale Gemeinde. Er löst eine Lawine deutender Schriften aus, er wird zum Kronzeugen einer literarkritischen Methode. Bislang aber läßt die immer noch wachsende Bibliothek der Interpretationen die Einbeziehung der ihm wahlverwandtesten Philosophen seines Jahrhunderts vermissen. Da fehlt vor allen Bolzano, der Analytiker des Wahrnehmungsurteils und Synthetiker des umfassendsten Gesetzes. Da fehlt Herbarts Leibnizischer Aspekt des statischen „Reals“, Herbarts versachlichte Pädagogik und Zuversicht auf das Sein im menschlichen Charakter. Mehr noch fehlt Franz Brentanos Evidenz des schlechthin Richtigen, seine Herleitung des allemal Richtigen aus der Einstimmung in den universalen Ordnungszusammenhang, auch seine Verknüpfung von unumstößlicher Wahrheit und Sittlichkeit.

Stifters Dichtung und vielerlei Dichtung Altösterreichs fragt seltener nach klassischer oder spezieller Ästhetik als nach philosophischer und religiöser Ontologie. Stifter hat sich nur wenig zeitgenössische Literatur seit Goethe und Jean Paul willig anverwandelt — und noch bei weitem weniger poetologische Kunstlehre. Um so unmittelbarer öffnet er sein Innerstes den allzeitigen Wahrheits-, Wirklichkeits- und Weltgewißheiten des Menschen. Stifter hat sicherlich keine Gedanken ins Werk gesetzt. Doch die Gewährsmänner der gültigen Ordnungen aller Wesen und Dinge bleiben ihm essentiell am nächsten: die bescheidenen, stillen und wahrhaft großen Geister vom Schlag Bolzano oder Franz Brentano, später Anton Marty oder Alexius v. Meinong.

Als Stifter stirbt, ist Bolzano zwanzig Jahre tot und öffentlich vergessen. Der längst dahingegangene Herbart regiert mit noch straffem Zügel in der „Zeitschrift für exakte Philosophie im Sinne des neuen philosophischen Realismus“ fort. Brentano bereitet als Würzburger Dozent den bis heute

heiß umstrittenen ersten Band seiner Psychologie vor. Die folgenden Jahrzehnte sind kein Ruhmeshain Stifters. Sein Weltruhm erhebt sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg und steigt nach dem Zweiten Weltkrieg in den Zenit. Während dieser jüngsten Jahrzehnte hat sich Bolzanos Fortwirkung erst eigentlich entfaltet, diejenige Brentanos beständig gefestigt und ausgebreitet. Das alles untersteht und widersteht bereits neuen Zeitverhältnissen.

Zu den Voraussetzungen altösterreichischen Geisteslebens im späten 18. und fast im ganzen 19. Jahrhundert gehören die Auseinandersetzungen der Philosophie mit der katholischen Dogmatik. Sie bestimmen Denkerschicksale, Gedankengebilde und -einflüsse — wie dann im 20. die politischen Mächte, allerdings unvergleichbar nach Ausmaß und Gewalttätigkeit. Bolzano, Rembold, Franz Brentano verloren ihre Lehrstühle, Fesl und andere, unter ihnen der Bischof Hurdálek, ihre kirchlichen Ämter. Der anfangs strenggläubige Restaurator Anton Günther kam auf den Index. Auch der Liberalismus hatte dogmatische Bannflüche zu gewärtigen. Franz Exner war eine Zeitlang mit Prozeß und Absetzung bedroht, Herbart wurde des Atheismus geziehen. Der Kreuzherr und Hegelianer Augustin Smetana verfiel der Exkommunikation, nach allerdings demonstrativem Widerstand, zuletzt in seiner nachgelassenen Selbstbiographie: „Geschichte eines Exkommunizierten“, 1863. Noch am Beginn des 20. Jahrhunderts hat der Kirchenrechtler Ludwig Wahrmund, aus der Innsbrucker in die Prager juristische Fakultät versetzt, die aufklärerische bzw. modernistische „Freiheit der Wissenschaft“ gegen kirchliche Autoritäten verfochten, unter nunmehr sensationellem Aufruhr in der liberalen Presse. (Von Smetana bis Wahrmund ist nirgendwie vorausgesehen, vorausgeahnt worden, wie viel Freiheit die gewählten statt vererbten Regierungsformen, die Parteidoktrin, die Presse, die Unabhängigkeit der Meinungsäußerung, ohne Unabhängigkeit der Information geschweige der praktischen Folgerungen, der Zukunft schuldig bleiben würden; und wie viele zeitgeschichtliche Engagements die Einheit, Eigenständigkeit und Freiheit der Philosophie dann, bislang, mehr zerrütten als erneuern würden. Diese Situationen und Aufgaben der Philosophie liegen größtenteils schon außerhalb der zu verfolgenden Entwicklung.)

Bis dahin steht die katholische Kirche, die so viel eigenes und scharf umgrenztes dogmatisches Gedankengut zu wahren hat, gerade der Philosophie zensorischer gegenüber als der Protestantismus, der oft in staatlichen und staatsmoralischen Dingen empfindlicher als in religiösen war. Insgemein treten im Raum der altösterreichischen Staatskirche die Kämpfe um die Säkularisierung religiöser Glaubensinhalte — neben und vor der Emanzipation der strikten Politik vom Obrigkeitsstaat — im Gang der Philosophie offener als in den Wissenschaften und Künsten zutage. Dies erklärt sich nicht ohne weitere historische Orientierung. Eingeschaltet sei darum vorerst ein eilender Rückblick in den geistesgeschichtlichen Quellgrund, von dem die Philosophie in den böhmischen Ländern seit Bernard Bolzano ihren teils evolutionären, teils revolutionären Ausgang genommen hat.

2. Rückschau

Den Umfang der böhmischen Länder bezeichnen hier die Grenzen, die durch die Kriege zwischen Maria Theresia und Friedrich II. gezogen worden sind. Von 1526 bis 1742 war das gesamte Schlesien habsburgisches Hoheitsgebiet gewesen, um acht Neuntel größer als hinfort das österreichische Schlesien. Bezöge unsere Rückschau das ganze Schlesien in die Sudetenländer ein, dann würden auch Jacob Böhme, Daniel Czepko von Reigersfeld, der „Cherubinische Wandersmann“ Johann Scheffler oder der Narr in Christo Quirinus Kuhlmann und andere in die Vorgeschichte, das altösterreichische Hinterland Bolzanos gehören. (Bolzano war der Sohn einer sudeten-deutschen Mutter, geborenen Maurer, und eines vom Como-See eingewanderten italienischen Kunsthändlers, vom Como-See, an dem auch Franz Brentanos Großvater, der Vater seines Oheims Clemens Brentano, geboren war.)

Schon Jacob Böhme, der erste Schlesier von literarischer und philosophischer Weltgeltung, hatte jene *unio mystica* gerade des Sinnfälligsten und gerade des Geistigsten vorgespurt, die dann zur Herzkammer der deutschen Barockdichtung werden sollte. Unser dichterisches Barock ist in weit geringerem Ausmaß als die Bildkünste „Kunst der Gegenreformation“, es ist vor allem das Produkt katholisch-protestantischer Wechselwirkungen. Die gediehen gerade in Schlesien, das auch während der Gegenreformation aus viel tausend Ursachen bikonfessionell geblieben war. Hier begegneten die prunkvollen, vornehmlich internationalen Schaukünste des Wiener Kaiserhofs der Lutherischen Glaubensinnigkeit und Knetkraft des Wortes; hier durchdrangen einander die Bilderpracht und der Bilderdurst der Gegenreformation und die protestantische Inbrunst, Gegenständlichkeit, Kunst der Sprache. So gewann im 17. Jahrhundert das ungeteilte altösterreichische Schlesien die Hegemonie in der deutschen Literatur. Nie zuvor und nie nachher hat eine Landschaft in unserer Dichtung vorgeherrscht wie die des schlesischen Neustamms im Jahrhundert Martin Opitzens und Andreas Gryphius' und unaufzählbarer Gefährten.

Die nachfolgende Aufklärung läßt Schlesiens Glorie rasch verblassen, seit Johann Christian Günthers Tod (1723) ersteht ein schlesischer Dichter gesamtdeutschen Rangs erst wieder in Joseph v. Eichendorff (geboren 1788). Die Schwerpunkte des deutschen Geisteslebens verlagern sich nach Leipzig, nach Berlin, nach Jena und Weimar.

Den weitesten Brückenschlag von der Reformation zur Aufklärung hatte schon J. A. Comenius (1592—1670) eingeleitet. Die überwiegend lateinischen Schriften dieses letzten Bischofs der Böhmisches Brüder wurden seit seiner Heimatvertreibung (1627) bis an sein Lebensende im Ausland abgefaßt. (Der „*Orbis sensualium pictus*“, die Fibel noch des Knaben Goethe, erschien zuerst in deutscher und erklärender lateinischer Sprache, Nürnberg 1658.) Es sind zumeist Botschaften eines permanenten und überkonfessionellen Reformismus, des Heils durch Vernunft, Erfahrung und nützliche Arbeit (nebst mancherlei barocken Zutaten). Der Pädagoge, Ireniker und Enzyklopädist

Comenius ist für die böhmischen Länder im Grund der erste Schrittmacher der Aufklärung, überdies ein Vorläufer Bolzanos und Herbarts, wohl auch Stifters.

Den Sudetendeutschen, die offensichtlich mehr der literarischen Bildung als dem Theater, den materiellen Künsten, den lateinischen Jesuiten-Traktaten zugeneigt waren, ging die Aufklärung wahlverwandt ein, als geschichtliche Bewegung und als Wesensmacht. Weder Bolzano noch Stifter, weder der Herbartianismus noch die sudetendeutschen Formen der Romantik und des Biedermeier verleugnen diese Zugehörigkeit. Im böhmischen Raum der vielfältigen elementaren Religionskrisen und der gewichtigsten Bibelübersetzungen des 15. Jahrhunderts, auf dem so durchpflügten Boden waren die Sudetendeutschen zum größten Teil begeisterte Lutheraner geworden. Sie hatten, namentlich in den nordböhmischen Industrie- und Bergstädten, den Verheerungen der Hussitenkriege das sudetendeutsche Wirtschaftswunder des 16. Jahrhunderts entrissen; es war ein kleines, doch wohl das vergleichbarste Vorspiel des westdeutschen Aufbaus nach 1945; und es war zugleich eine Hochblüte des Geisteslebens. Auch die Mehrheit der Tschechen und der Slowaken hatte vor der Schlacht auf dem Weißen Berg (1620) im Luthertum ihren lebendigsten Glauben gefunden. Nach dessen erzwungener Ablegung und langer Entbehrung optierten auch die Tschechen und Slowaken eifrig für die Aufklärung und deren religiöse Toleranz. Viele von ihnen sind weiterhin existentiell in der Aufklärung verwurzelt geblieben — bis zu Thomas G. Masaryk, der sich nach dem Ritus der Böhmisches bzw. Mährischen Brüder bestatten ließ, bis zu gestrigen Positivisten und zu heutigen Ideologen wie Karel Kosík, dem Philosophen der universellen Praxis, der gesellschaftlich-nützlichen Arbeit als anthropologischen, ethischen und metaphysischen Gleichgewichts, des Marxismus als „Aufhebung der Philosophie“ durch ihre ökonomische „Verwirklichung“.

Nach dem Toleranzpatent Josefs II. aus dem Jahr 1781, dem Todesjahr Lessings, dem Geburtsjahr Bolzanos und Erscheinungsjahr der „Kritik der reinen Vernunft“, sind nur gegen 80 000 Bewohner der böhmischen Länder zum Protestantismus zurückgekehrt, allem Anschein nach zumeist nicht darum, weil die übrigen mittlerweile so gute Katholiken, sondern weil sie dogmatisch weitgehend gleichgültig geworden waren. An solcher Gleichgültigkeit sind noch die nationalkirchlichen Experimente der Tschechen nach 1918 gescheitert.

Im 18. Jahrhundert schließen sich weite Kreise auch des deutschen und slawischen Klerus erstaunlich vorbehaltlos der Aufklärung an. Karl Heinrich Seibt, der erste Laie im Lehrkörper der Prager Universität, der einige Semester im Leipziger Hörsaal Gottscheds gesessen hatte und ein Günstling des Wiener Wissenschaftsgeneralissimus Gerard van Swieten geworden war, findet die stärksten Helfer seiner profanen Unterrichtsreformen in den Äbten Ferdinand Kindermann, Franz Stephan Rautenstrauch, Augustin Zippe. Freilich wird gegen ihn selbst 1779 von kirchlichen Behörden ein Prozeß eingeleitet. Und seine akademische Vormachtstellung geht bald da-

nach auf den 1785 nach Prag berufenen sächsischen Protestanten August Gottlieb Meißner über. Vier Jahrzehnte später müssen Bolzano und eine Reihe seiner Schüler, Anhänger und Fürsprecher ihre Stellungen auf Geheiß der katholischen Restauration räumen, desgleichen der aus Mähren stammende Philosoph Leopold Rembold in Wien. Indes noch in die katholische Restauration, die in Wien einen so gebietenden Schrittmacher hat wie Klemens Maria Hofbauer (einen gebürtigen Mähren, Sohn einer tschechischen Mutter), dringen aus den Sudetenländern Motive philosophischer Säkularisierungen ein, immer verwegener vorangetrieben von dem Deutschböhmen Anton Günther, dessen spätere Bücher sich noch viel weiter von den Dogmen entfernen als vergleichbare Schriften Franz v. Baaders, Friedrich Schlegels oder des alten Schelling (Günther hat sich dann aber „lößlich unterworfen“). Das alles vollzieht sich noch diesseits der nationalen Gegensätze, die Aufklärung und ihre Kulturkämpfe beschäftigen Deutsche und Slawen gemeinsam, obwohl nicht in gleicher Weise.

Der Theresianisch-Josephinische Zentralismus erweitert das Geltungsgebiet der deutschen Sprache. Sie wird allerdings nicht nur als Muttersprache gebraucht, sondern auch als neutrale Bildungssprache, insofern vergleichbar dem Latein der Gegenreformation, als Kalligraphie der Schule, als Esperanto des Verkehrs, als Neutraltinte der Verwaltung. Eben jetzt werden Sudetendeutsche zu Lehrern, Beamten und Industrie-Pionieren in der gesamten Donaumonarchie. Zugleich organisieren sie ihr eigenes, muttersprachliches Bildungswesen. Die Aufklärung hat den Dreißigjährigen Krieg begraben, die konfessionelle Demarkationslinie ausgelöscht. Das klassisch-romantische Zeitalter vollendet die Einswerdung der deutschen Kulturnation, die nunmehr trotz der staatlichen Zerrissenheit und volklichen Ohnmacht als seeleische Einheit und geistige Großmacht im Rund der Völker steht.

Auch in den Sudetenländern tun sich popularphilosophische und -wissenschaftliche Zeitschriften auf, wie in Wien seit Josef v. Sonnenfels (aus Nikolsburg/Mähren). Sieben Jahre nach dem Wiener Burg- und Nationaltheater wird das Deutsche Nationaltheater in Prag eröffnet, die Stätte der Erstausführung des „Don Giovanni“ und forthin manches festlichen Schiller-Abends (das Prager Tschechische Nationaltheater spielt erst seit 1881). Ignaz von Born gründet die „Königlich Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften“, die erste öffentlich-rechtliche, vom Staat privilegierte wissenschaftliche Gesellschaft in der gesamten Monarchie. An der Universität tritt seit Seibt die deutsche Vortragssprache immer überwiegender an die Stelle der lateinischen. Im Geist der Aufklärung, der überall das Fortgeschrittenere und höher Entwickelte begünstigt, nehmen die Tschechen diesen kulturellen nicht nationalen Vorzug der Weltsprache vorerst hin. Auf deutsch kommt man durch weite Länder, verständigt man sich mit vielen Völkern. Es diente keiner Germanisierung, daß unter Josef II. die Juden unter Verleihung deutscher Familiennamen in die allgemeinen Bürgerlisten aufgenommen wurden; so daß es noch im 20. Jahrhundert slawische Dörfer gab, in denen allein der jüdische Kaufmann oder Gastwirt einen deutschen Zu-

namen trug. Die tschechische Sprache drohte um 1800 zum nur noch gesprochenen Idiom zu schrumpfen. Bis dann die nationale Emanzipation der Tschechen den wachsenden Gegendruck ihres sprachlichen Selbstbewußtseins, die immer ehrgeizigere Rivalität ihrer rasch erstarkenden Literatur und Kultur heraufführte.

Der friedliche Vorabend des Wettstreites, des im 19. Jahrhundert beiderseits fruchtbaren Wettstreites der Kulturnationen innerhalb gemeinsamer Staatsordnung, hieß Bohemismus. Eine Losung dieses Landespatritismus war der Ausspruch des Statthalters Leo Graf Thun im Jahr 1848: „Ich bin weder Deutscher noch Tscheche, ich bin Böhme.“ (Verhängnisvoll, daß dieser Satz sich nicht ins Tschechische übersetzen läßt, denn dort sind die Begriffe Tscheche und Böhme homonym, „čech“, sie legen die synonymische Gleichung nahe: ich bin Böhme, daher Tscheche.) Solcher Bohemismus heißt Autoren wie Karl Egon Ebert oder Alfred Meißner Stoffe aus tschechischer Geschichte als Zeugnisse gemeinsamer Vergangenheit und Unterpfänder gemeinsamer Zukunft ergreifen, binational, nicht anational wie Grillparzer in der „Libussa“ oder Stifter im „Witiko“. Der deutschsprachige Schriftsteller Josef Wenzig, Schwager Franz Exners, läßt sich als Böhme gern einen Tschechen nennen. Und ein durchaus neutraler Bohemismus, der nur zwei „Volksstämme“ im gemeinsamen Heimatland kennt, naturgemäß bestärkt durch die Treue zum k. u. k. Vaterland, gehört zur Grundhaltung Bolzanos und vieler Prager Philosophen der Folgejahrzehnte.

3. Bolzano

Bernard Bolzano war der letzte Böhme deutscher Muttersprache, der von Deutschen wie von Tschechen als ihresgleichen geliebt, als gemeinsames Haupt des Geisteslebens anerkannt und verehrt worden ist. Noch lange haben Tschechen, namentlich tschechische Gelehrte und Philosophen, gelegentlich oder vorwiegend in deutscher Sprache publiziert. Der durchaus deutschsprachige Bolzano aber schien alle Gegensätze nicht bloß geistig-sittlich zu überwölben, sondern auch seelisch schlechtweg aufzuheben. Inständiger Menschheitsglaube und Aufblick zu den gemeinsamen göttlichen Dingen verdichteten sich in ihm zur einleuchtenden Inkarnation eines voraussetzungslosen Erkenntnis- und Weltauftrags.

Die theologische Fakultät, an der Bolzano lehrte, pflegte auch in der Zeit des fast ausschließlich deutschen Hochschulunterrichts im Bezirk der Seelsorge weithin die tschechische Sprache, ähnlich wie die medizinischen Lehranstalten im Umgang mit Patienten und in der Hebammenschule. Indes Bolzano bewegte sich nicht nur im binationalen Klerus der böhmischen Länder. Er lebte in der geistigen Einwelt der Leibniz-Wolffschen Aufklärungsphilosophie, die seit dem Jesuiten Josef Stepling (bis 1778) die von Bolzano besuchten Hörsäle der Prager Mathematiker und Naturforscher erfüllte. (Aus Steplings Schule kam auch der Laie Franz Josef Gerstner, der in Prag die Gründung der ersten Technischen Hochschule Mitteleuropas durchgesetzt

hat, 1806, einer unter den gegebenen Verhältnissen zunächst mehr deutschsprachigen als zweisprachigen Lehranstalt; sie ist, als dann die tschechischen Studierenden zunehmend überwogen, im Jahr 1869, dreizehn Jahre vor der Prager Universität, in eine deutsche und eine tschechische Hochschule gespalten worden.)

Am lebendigsten wurde der Geist der Fundamentaltheorie und Universalpraxis in Bolzanos philosophischem Wirken und Werk. Seine Vorlesungen und Unterredungen vereinten Deutsche und Tschechen zu einer Brüdergemeinde der wahrheits- und vernunftgemäßen Heilssuche, der Zuversicht auf die Erkennbarkeit unabdingbarer Sätze und Werte, auf die erweisbare Gewißheit eines ontologischen Allgesetzes. Zu den Mitgliedern seiner Symposien zählen der Vertrauteste Michael Josef Fesl, Anton Krombholz, Benedikt Pfeiffer, Ignaz Jaksch, der junge Philosoph Robert Zimmermann, Josef Dittrich (später katholischer Bischof von Sachsen), die Bischöfe Franz Hurdálek (Leitmeritz) und Valerian Jirsík (Budweis), der philosophisch wohl bedeutendste tschechische Schüler Franz Přihonský, Wenzel Štulc, Karl Alois Vinařický, auch Vinzenz Zahradník (Verfasser, wie es heißt, der ersten vollwertigen philosophischen Bücher in tschechischer Sprache) und der vielbewegende tschechische Publizist Karl Havlíček. Noch der zwischen katholischer Aufklärung und Restauration, Vernunftchristentum und spekulativer Theologie schillernde Anton Günther war vom Studium Bolzanos ausgegangen.

Bolzano, dessen „Wissenschaftslehre“ von Husserl, der es wissen mußte, noch um 1900 ein Werk genannt worden ist, „das in Sachen der logischen Elementarlehre alles weit zurückläßt, was die Weltliteratur an systematischen Entwürfen der Logik darbietet“, hätte wohl auch als Mathematiker eine säkulare Leistung vollbringen, sozusagen zum Vorläufer Gottlob Freges werden können. Auch seine „Paradoxien des Unendlichen“ und die wissenschaftlichen Erfolge seiner mathematischen Traktate in den letzten Lebensjahren dürften für diese Annahme sprechen. Daß er die Religionsphilosophie wählte und erst nach dem Verlust seiner fünfzehnjährigen Professur der Wissenschaftslehre oblag, bezeugt einen primordialen Einklang von Logik und Ethik, Erkenntnis absoluter Wahrheit und bedingungsloser Verwirklichung der menschlichen Bestimmung.

Im Katholizismus sieht Bolzano die sittlichste der Religionen, die nützlichste im Sinn der aufklärerischen Vernunft, die der geistigen Vollendung der Menschheit gemäßeste. Der Altruismus seines Christentums läßt ihn an Leibnizens Eudämonismus anknüpfen, unter Absage an den formalen und subjektivistischen, inhaltlich allemal vieldeutigen kategorischen Imperativ Kants. Das Gute ist das Vernünftige, der vernünftigen Weltordnung und der Ausrichtung des Menschen nach dem Weltgesetz Entsprechende. Der Gang der Menschheit muß nach vernünftigem Fortschritt trachten. Dieser gebietet jedem Schritt das Richtige und das allseits Förderliche, den Dienst am Du und am gesellschaftlich-staatlichen Gemeinnutzen. Angehäufte Reichtum widerstreitet dem größten Gesetz, ungerechte Verteilung des Eigentums und

Ungleichheit der sozialen Chancen sind moralisch böse, ja religiös-ontologisch sündhaft. Bolzanos „Erbauungsreden“ nähern sich öfters einer Sozialutopie, die er zwar nicht durch revolutionäre Gewalt, wohl aber durch unablässigen Kampf gegen Mißstände progressiv verwirklicht wissen will: „Der wahrhaft gute Mensch nimmt keinen Anstand, zu wünschen, daß alle zweckwidrigen Verfassungen auf Erden umgestaltet würden, nimmt keinen Anstand, zu wünschen, daß alle Bösegesinnten ihrer Macht, zu schaden, beraubt würden, selbst auf den Fall, wenn sie sich hierdurch sehr unglücklich fühlen sollten. Nicht als ob dies Unglück derselben etwas Erfreuliches für ihn sein könnte; aber erfreulich ist für ihn, daß nun das große unabsehbare Elend, in welchem Tausende bisher geschmachtet, auf immer beendet ist. Entzücken gewährt ihm die Aussicht auf jene seligen Tage, die für die Menschheit dann anbrechen werden! Wünscht er allen, daß die bisherige Gestalt der Dinge abgeändert werde, so wünscht er es nur unter der Bedingung, daß eine bessere erdacht sei, die man an ihre Stelle setze.“ (Ausg. Prag 1884, S. 344 f.)

Solche keineswegs konservative Haltung trennt Bolzano von Adalbert Stifter, der in vielem mit ihm übereinstimmt. Auch Stifter gestaltet die Wahrnehmung als Urteil (wie schon Bolzano sie auffaßt). Auch Stifter reiht objektive Identifikationen im Absehen auf eine umfassende Harmonie von Wahrheit und Wirklichkeit. Auch Stifter vermählt fiktive und essentielle Realität auf eine Weise, die die Realien schwellenlos in den Weltzusammenhang birgt und dieses Gefüge in unmittelbarer Faktizität vergegenwärtigt. Das einhellige Allgesetz, an das beide glauben, ist für Bolzano freilich kein „sanftes“ Gesetz, sondern eine *lex vigilantibus scripta*, die kämpferische Anklagen und Urteilsvollstreckungen gebietet. Andererseits fehlen bei Bolzano die psychologischen Konflikt-Situationen Stifters, das unentrinnbare Leidenmüssen nach Verletzung der Ordnung. Der Radikalismus seiner Begriffe will durch die unverbrüchliche Gültigkeit des Allgesetzes die Vorsetzung selbst auf die unbedingte Vernunftwahrheit festlegen.

Und die Allmacht des Schöpfers, des souveränen Richters? Wie einst Descartes sich weniger darum gesorgt hatte, ob sein Gott auch diesen und jenen dogmatischen Satz beglaubige, als vielmehr darum, ob Gott mit den zeitgenössischen Erkenntnissen der Mechanik, Mathematik und Physiologie vereinbar sei, so kommt es *mutatis mutandis* bei Bolzano weniger auf Gottes Bibelfestigkeit an als auf Gottes Einklang mit der axiomatischen Vernunft.

1820 wurde dem Religionsphilosophen der Prozeß gemacht, dem Descartes, anders als Bruno und Galilei, entgangen war. Die katholische Restauration entsetzte Bolzano seines theologischen Lehramtes. Der getreueste Fesl geriet vorübergehend in Ketten und Kerkerhaft. Über Bolzano selbst hielten kirchliche Würdenträger (und vermutliche Anhänger) ihre schützenden Hände, auch der Prager Erzbischof Alois J. v. Schrenk. Doch mußten seine Bücher forthin bis in die 1840er Jahre anonym oder außerhalb der Monarchie erscheinen, ein Teil wurde von Schülern herausgegeben, einige davon erst nach seinem Tod.

An die Stelle der Vorlesungen traten nunmehr Gespräche und Briefwechsel. Erst Bolzanos „Wissenschaftslehre“ und die späteren mathematisch-logischen Untersuchungen gewannen ihm wieder zunehmende offizielle Geltung in Prag und Wien. Außeramtlich blieb er die höchste gemeinsame Instanz, die letzte gemeinsame Autorität des deutschen und tschechischen Geisteslebens in den Sudetenländern. Daß er noch im Wendejahr 1848 starb, hat ihm härtere Bewährungsproben seines philosophischen Absolutismus und humanistischen Bohemismus vorenthalten. (All dies ist in den näheren und weiteren Zusammenhängen durch die Forschungen und herausgeberischen Leistungen Eduard Winters gründlich durchhellt worden.)

Bolzanos denkerisches Werk, ein Monolith, kann innerhalb unseres Durchblicks nur in wenigen Hauptzügen charakterisiert werden. Ein ungeheures genuines Abstraktionsvermögen, mit dem die Kraft der sprachlichen Begriffsprägung häufig nicht Schritt hält, verweist ihn am ursprünglichsten in die Zeichensprache der Mathematik. Bolzanos Mathematik ist nicht Größenlehre, sondern Beziehungs- und Ordnungslehre von unbeschränkter Reichweite. Schon Bolzano scheidet den logischen Inhalt und Gegenstand strikt vom psychologischen Vorgang des Denkens, wie dann Brentano und vollends, mit wohl übergroßen Zaunpfählen, Husserl. Bolzano gesellt den „Wahrheiten an sich“ und den „Sätzen an sich“ sogar unverrückbare „Vorstellungen an sich“. Die Unsumme der noch unbekannten (wohl auch der in der Geschichte vergessenen) Wahrheiten wird am zuverlässigsten durch reine Begriffe angepeilt. Die dringen bis in das Verhältnis des Endlichen zum Unendlichen ein. Sie erbringen selbst im Gebiet der Ästhetik, trotz Bolzanos völligem Mangel an Kunstverständnis und -interesse, gediegene definitorische Einsichten in „das Schöne“, an dem er so ungetrübt glücklich festhält wie der ältere Herbart oder die „Weimarischen Kunstfreunde“. (Beihin sei vermerkt, daß Bolzano das unbedingte Pathos und Ethos Schillers hoch über die lebendige Universalität Goethes gestellt hat.)

Bolzano widerstrebt der Romantik, die alldurchdringende Vernunft soll die Allsprache Gottes vernehmen. Indes der zuschießende Reichtum seiner analytischen und kombinatorischen Einfälle verbohrt sich niemals in Sophistik und bare Dialektik, anders als Herbarts Neigung zu formalistischem Intellektualismus oder nachmals Meinongs terminologische, ein wenig pedantische Spaltungslust. Bolzano schreitet gleichwie zwischen unerschütterlichen Mauern des geistigen Seins dahin. Doch sie werden ihm nirgends zu verschließendem Bollwerk. Er ist immerzu der Antipode Hegels. Schon der Universalismus seines katholischen Weltbilds verwehrt ihm die Errichtung eines idealistischen Weltgebäudes von eigenen Gnaden. Bolzano will dem religiösen Dogma kein hoffärtig dogmatisches System entgegensetzen, das eine fraktionelle Pfaffenzeitung um einen noch unfehlbareren Gegenpapst scharte. Er sucht innerhalb der gefügten Schöpfung nach beweisbarer Wahrheit, von archimedischen Punkten des menschlichen Denkens her, die er schärfstmöglich isoliert.

Das nötigt ihn zu anhaltender Auseinandersetzung mit Kant. Er stellt

dessen Begriffe auf neuer, offenerer Ebene zur Frage und bestreitet sie zunehmend. Er leugnet die ausschließende Gegensätzlichkeit apriorischer und empirischer Wahrheiten, synthetischer und analytischer Urteile. Zeit und Raum sind ihm konstituierte Begriffe, keine vorausgegebenen Anschauungen. Und er widersagt einer unüberschreitbaren Grenze des Metaphysischen, jenseits deren keine wissenschaftliche Philosophie möglich sei. Sein begriffliches Denken unterfängt sich eines zumindest grundsätzlich unbegrenzten Ausgreifens in das Weltall.

Bolzano rüttelt, wie so viele Philosophen neben und nach ihm, am Phänomenalismus Kants (der selber freilich durch die kritizistischen Selbstbeschränkungen niemals versucht war, an der Realität der Außenwelt zu zweifeln). Nicht minder verneint Bolzano, daß Kants Transzendentalreflexion zu einem Schaltwerk zwischen Bewußtsein und Welt vordringe. Bolzano folgt überall seiner ontologischen Grundgewißheit, daß die Gesetze des menschlichen Geistes zugleich Gesetze der Welt und Vergewisserungen der Wirklichkeit seien. Er gelangt zu Wahrheiten „an sich“, denen nachmals Husserl eine Evidenz zuschreibt, die wesensgemäß nicht von der Organisation des menschlichen Bewußtseins abhängig bleibe. Wie Franz Brentano schreibt Bolzano dem einsichtig richtigen Urteil eine Gewähr des Seins im beurteilten Sach- oder Sinnverhalt zu. Und gleich Brentano macht er die Urteilsrichtigkeit, den Richtigkeitsgrund des bejahenden Vorziehens oder abweisenden Verwerfens, zum Kriterium auch der Moral.

Immer wieder läßt er Denken und Handeln mit aufklärerischem Vernunftvertrauen ineinandergreifen. (Gutenteils gegen dieses Vertrauen richtet noch zu Bolzanos Lebzeiten Schopenhauer seine Verdammungen des „ruchlosen“ Optimismus, Sören Kierkegaard seinen Hymnus auf die „Leidenschaft“, seine große Antithetik von Vernunft und Existenz.) Doch Bolzano verkündet nicht nur den Fortschrittskampf eines sozialen Meliorismus. Seine absoluten Gewißheiten rufen nach hilfreicher Güte, sie errichten nicht schweigende Türme, von denen menschliches Leiden oder Lachen ungehört zurückprallte. Und die Vorsehung teilt nichts weniger als Geschenke aus.

Bolzanos Erkenntnislehre ist wiederholt und mit Recht „sehr verschiedenwertig“ genannt worden, dem befehdeten Kant weder an Umsicht noch an Ordnungskraft ebenbürtig. Am fragwürdigsten bleiben wohl Bolzanos modifizierter kosmologischer Gottesbeweis und seine Unsterblichkeitsbotschaft auf Grund einer mehr manichäischen als romantischen oder Fechnerischen Allbeseeltheit („Athanasia“). Um so weniger zweifeln läßt sich an seinen genialen Wegbereitungen heutiger Logistik. Bolzano nimmt Konzeptionen der nicht-Euklidischen Geometrie vorweg. Er liefert neue Beiträge zur philosophischen Begründung der Differentialrechnung. Er umkreist in seinen Paradoxien des Unendlichen Letztfragen der Cantorschen Mengenlehre, bis heute ungelöste Probleme des Kontinuums und des unendlich Kleinen. Begriff und Zahl treten in Wechselbeziehungen, die nach äußersten Möglichkeiten und Grenzen des Denkens weisen. Alles in allem ein Werk von systematischer Geschlossenheit und voll weitesthin offener Forschungsaufschlüsse und -anstöße!

Bolzano, von jeher in geistlichen Männerbünden beheimatet, hat sich nach dem Verlassen des Lehramtes mit um so individuellerer Intensität den Disputationen im Freundeskreis gewidmet. Zwei jüngere Gefährten strebte er mit besonderer Sorgfalt zu überzeugen: seinen philosophischen Schüler Robert Zimmermann, in dem er einen kommenden Denker von höchstem Karat zu erblicken meinte, und den 1832 aus Wien nach Prag verpflanzten Professor Franz Exner, der den Lehren Bolzanos die philosophische Fakultät hätte zuführen können. Aber beide Hoffnungen schlugen fehl, Exner und Zimmermann wählen die Seite Herbarts. Der dominiert alsbald in Österreich nach dem archetypischen Monopol-Gleichnis aus der Apokalypse: Es durfte nichts mehr verkauft oder gekauft werden, es wäre denn unter dem Zeichen des Fisches.

Bolzano selbst schätzt Herbarts Leistung höher ein, d. h. er hält sie für ein kleineres Übel als die irgendeines Idealisten nach Kant. Allerdings will er in Herbarts Leibnizianismus eine eher vor-Kantische als nach-Kantische Stufe des Philosophierens sehen. Indes auch das Unzeitgemäße in Herbarts Denken kommt zeitgemäßen Wirkungen zustatten. Die Zeit, die von Schopenhauer noch lange, von Kierkegaard noch viel längerhin keine Kenntnis nimmt und die das Studium französischer und englischer Frühsozialisten dem Weltpriester Bolzano überlassen hat, vereinigt die Gunst ihres aufgeklärten und die ihres restaurativen Geistes auf einen wenig rätselhaften Mann von rätselreicher Ausstrahlung.

4. Der Herbartianismus

Was kann den Oldenburger Protestanten Johann Friedrich Herbart (1776—1841), der in Göttingen und Königsberg doziert hat, zum ingenium et astrum Austriacum gemacht haben, in der Metternich-Zeit und über sie hinaus? Es ist eine der schwierigsten Fragen philosophischer Wirkungsgeschichte. Alle benennbaren Gründe geben nur Teil-Antworten.

Vielleicht mußte, wie Metternich aus dem Rheinland, der philosophisch-pädagogische Organisator aus dem deutschen Norden geholt werden. Vielleicht bestätigt der unmittelbare Widerhall dieses norddeutschen Rationalisten im alten Österreich die allgemeine Erfahrung, daß gerade die phantasie-starken Völker im Unterrichtswesen die straffe Verstandesschulung voranstellen. Und irgendwie kommt Herbart wohl auch jener Dämonie der Nüchternheit entgegen, die das österreichische Biedermeier durchzieht — dieses Biedermeier bändigt romantische Geheimnisse durch klassische Linien der Kunst und linienstrenge Verfeinerungen aufklärerischer Gedanken. Überdies muß die keimfreie politische Neutralität der Herbartschen Theoreme den Anforderungen der staatlichen und kirchlichen Restauration entsprochen haben. Ein gleiches gilt von der Anerkennung der christlichen Dogmen durch Herbarts blasse Lehren von der Substantialität und Unsterblichkeit der Seele, von Gott als dem nicht nur allmächtigen, gütigsten und gerechtesten, sondern auch wirklichsten Wesen: Philosopheme, die sich ebenso mit

sittlichen Ideen des Don Carlos vertragen wie mit spätromantischer Metaphysik, ohne viel Auseinandersetzung mit dem radikal Bösen und den Konflikten zwischen Glauben und Wissen.

Breiten Tendenzen des Zeitalters verbündet sich Herbarts Widerstand gegen den Idealismus und einschäftiges Streben zum Realismus, zu einem seinesfalls mehr begriffsgeschienten als lebendig-farbigen Realismus. Gerade dies, daß Herbarts philosophischer Realismus die haarscharfe gedankliche Konturierung und Zergliederung, bei weitem weniger die bewegte Fülle der Wirklichkeit sucht, erscheint einer altösterreichischen Grundhaltung wahlverwandt, zugleich der theoretischen Kompensation altösterreichischer Lebensverfassung dienlich. Viel österreichische Geistesart neigt einerseits zur Musik, zum Theater, zur naiven Phantasie und Kunst, andererseits zur beobachtungs- und begriffsgenauen Wissenschaft. Altösterreich hat in den Künsten und in den Naturwissenschaften, der medizinischen und psychologischen Forschung wesentlich mehr hervorgebracht als in den Geisteswissenschaften, der Geschichtsphilosophie, der konstruktiven Systematik und spekulativen Metaphysik. Übrigens gattet sich in Herbart selbst der gewissenhaft spröde Intellektualismus mit einer musikalischen Begabung, die sich sogar tonsetzerisch bewährt hat.

Dennoch bleibt der Herbartianismus im alten Österreich ein Schöpfungsgeheimnis des Geistes, der weht wo er will, wenngleich nicht wie er will (daher die hier voranstehenden Motivierungen). Herbart hat auch in der tschechischen Philosophie, in der es nebenher vereinzelte Kantianer, Schellingianer und Hegelianer gab, Epoche gemacht. Der Herbartianismus zieht Gewinn aus dem Zustand, der die Mehrheit der tschechischen Philosophen noch deutsch schreiben und in der deutschen Philosophie leben heißt. Sie sind im ganzen wohl weniger als ihre deutsch-österreichischen Nachbarn an das katholische Weltbild als Weltbild gebunden. Der Tscheche Franz Čupr hat diesen Entwicklungszustand in seiner Streitschrift „Sein oder Nichtsein der deutschen Philosophie in Böhmen“ 1847 zu rechtfertigen unternommen. Ersichtlich hält der Herbartianismus viel deutsches und tschechisches Geistesleben über den Vormärz hinaus vereint. Häufig angeführt werden neben Čupr die Namen J. W. Nahlovský, Dastich, Drbal, Durdík. Auch der Psychologe und Sprachphilosoph Kapras und der hochangesehene Ästhetiker Hostinský sollen von Herbart ausgegangen sein.

Im gesamten Österreich wurde die Einbürgerung des Herbartianismus am mächtigsten durch Franz Exner (1802—53) gefördert. Dieser gebürtige Wiener war schon durch Rembold, den kurz nach Bolzano abgesetzten Philosophen der Wiener Universität, und dessen Schüler Johann v. Lichtenfels, der zuvor in Prag gelehrt hatte, in Herbarts Denken eingeführt worden. Als Ordinarius in Prag, seit 1832, verkehrte Exner ebenso mit Palacký wie mit dessen Widersacher Josef Leonhard Knoll und insbesondere mit Bolzano, dessen Scharfsinn und Geistesgröße er tiefe Verehrung zollte, jedoch nicht zu folgen vermochte, eingestandenermaßen (siehe den Briefwechsel) auch aus Mangel an eigener logistischer Konzentrationsfähigkeit und -lust.

Exner, vorzüglich als Lehrer und Organisator denkwürdig, hielt es weiterhin mit dem Herbartianismus. Und als er, 1845 nach Wien berufen, dort im Jahr 1848 vom Unterrichtsminister Graf Thun mit einem „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich“ betraut worden war, erstellte er in solchem Geist und im Verein mit dem aus Berlin herbeigerufenen Studienprofessor Hermann Bonitz jene Studienordnung, die von ihrer Inkraftsetzung 1854 bis zum Untergangsjahr 1918 die Lehrpläne der höheren Schulen Altösterreichs entscheidend bestimmt hat. Noch 1914 stand ein mittlerweile bearbeitetes propädeutisches Lehrbuch des Herbartianers Gustav Adolf Lindner, eines deutsch und tschechisch schreibenden Prager Professors, in obligatorischem Schulgebrauch.

Herbarts Philosophie, die ihre schlüssigsten Auswirkungen in der Pädagogik und der Psychologie geübt hat, läßt sich nicht leicht einheitlich kennzeichnen. Ihre zusammenfassenden Darstellungen in den Geschichten der Philosophie sind meist wenig glücklich (abstechend schwach z. B. das Herbart-Kapitel in Überwegs IV. Band), sie verdecken notwendig das Beste der Detailanalysen. In diesen liegt, mit freilich kraß verschiedenen Ergebnissen, die einleuchtendste Stärke Herbarts. Er faßt die Philosophie vorweg als Bearbeitung der Begriffe auf, er destilliert alles und jedes in statische Formeln, unersättlich im Aufdröseln und Unterscheiden, in oft etwas bürokratischen Einteilungen, im Aufweisen von Widersprüchen, Antinomien und Aporien. Und er ist allzu bereit, ordnende Schematisierungen ungeachtet ihres disharmonisch wuchernden Nebeneinander und Durcheinander für Lösungen seiner Fragen anzusehen.

Durchgehend bekennt sich Herbart zum Antiidealismus. Schon als zwanzigjähriger Student in Jena verfaßt er einen Text, der Bedenken gegen die „Wissenschaftslehre“ seines Lehrers Fichte und schroffe Einwände gegen den jungen Schelling vorträgt. Herbart nennt sich später einen Kantianer im Jahr 1828 (wie nachmals Robert Zimmermann sich als Herbartianer im Jahr 1882 bezeichnet hat). Wilhelm von Humboldt erachtet ihn für den würdigsten Nachfolger Kants und setzt, nach dem kurzen Zwischenspiel Wilhelm Traugott Krugs, Herbarts Berufung aus Göttingen nach Königsberg durch (1809). Hier hat Herbart 25 Jahre lang gelehrt, seiner Rückkehr nach Göttingen folgen nur noch 7 sinkende Lebens- und Schaffensjahre.

Kants Trennung der Erscheinung vom Ding an sich hält Herbart, anders als Bolzano, für unumstößlich. Trotzdem will er selber auch den geistigen Hinweisen nachforschen, die im Erscheinen der Dinge enthalten sind. Diese Bezüge schließen ihm vorerst das Sein schlechthin auf. Nun aber begibt sich Herbart um der genaueren Zuordnung zur Mannigfaltigkeit der empirischen Realität willen in einen Pluralismus des Seins, der einige vielberufene Analogien zu Leibnizens Monadologie herbeiführt. Die Welt erweist sich als unerschöpfliche Summe spezifischer Realien. Jeder Bestandteil des Seinsgesamt ist in seinem unaufhebbaren Wesen, also nach Abziehung aller Bewegung und Veränderung, ein „Real“ (Gegensatz zum Ideal) oder „Reale“ (Herbart gebraucht beständig den Plural „die Realen“, der als Plural eines Neutrums grammatisch durchaus unmöglich ist).

Das Real ist Selbsterhaltung des Bestands gegen jede Veränderung. Die Veränderung, das Geschehen und Werden nimmt solcherart privativen Charakter an, es entfacht den Seinskampf nur durch Negationen. Die Kausalität bewährt sich da vorab als prüfende Umwandlung, die die Probe auf das Exempel der zu erhaltenden essentiellen Identität macht. Entwicklungen stellen im Wandel zugleich die seinsgültigen Gesetzmäßigkeiten und Wesensnotwendigkeiten heraus. Auch im Seelenleben wehren und behaupten sich Bestandwerte gegen dynamische Attacken. Herbart scheut sich nicht, Vorstellungskräfte und -inhalte in Additionen und Subtraktionen einzubeziehen. Er erstrebt solcherart eine mathematische Psychologie: ein Rechnungsziel, das zweifelsohne überhaupt und gar mit so unzulänglichen Mitteln nicht annähernd erreicht werden kann.

Mitunter fühlt man sich versucht, die Werbekraft des Herbartianismus auch einer gewissen psychischen Infantilität zuzuschreiben, die ihn zum Schulgebrauch empfahl — manche Beweisführung streift sozusagen an Kindlichkeit mit begrifflichem Elektronengehirn. Die im Sinn Kierkegaards „existenz“-blinde Präzision und Kombinatorik der Herbartischen Begrifflichkeit mündet folgerecht in den Determinismus, in die Lehrbarkeit und Lernbarkeit auch der sittlichen Dinge. Doch Herbart überträgt die psychologische Pseudomathematik am allerwenigsten auf seine Pädagogik. Er war vor seiner Habilitation als Hofmeister in der Schweiz tätig gewesen und dort mit Pestalozzis Persönlichkeit und Unterrichtsweise bekannt geworden. Gerade in der Pädagogik übergreift er die Vermittlung von starrem Wissen und Können durch die Erweckung echter Seinswerte des Charakters, der Menschlichkeit und Anständigkeit. Vermutet werden kann, erwogen werden muß hier auch ein Zusammenhang mit Adalbert Stifter, der, ehemals Wiener Student der Naturwissenschaften und mathematischer Präzision ebenso ergeben wie der integralen Humanität der Erziehung, mit dem Herbartianismus zumindest im Schulbereich in Berührung gekommen sein dürfte.

Auch die Ästhetik Herbarts unterstellt, bei allem begrifflichen Formalismus, eine Wechselwirkung zwischen gesetzmäßigen Verhältniswerten des Kunstwerks (am zwingendsten in der Musik gegeben) und Notwendigkeiten des aufnehmenden Empfindens und Urteilens; eine Wechselwirkung, die zwar sicherlich nicht mit dem Rechenschieber oder in der Retorte hergestellt werden kann, doch zumindest einen Hauptkalkül der Renaissance-Ästhetik ins schärfste Licht der Untersuchung rückt. Am gültigsten bekundet sich die ontologische Struktur des Herbartischen Intellektualismus in den Analysen des Ich, die, durch Fichte und Pestalozzi beschwingt, zu den gewichtigsten, zum Teil bis heute fruchtbaren Erträgen seiner Psychologie und Erkenntnislehre gehören. Ein bloßer „Bücherphilosoph“ aber, wie Schopenhauer ihn schilt, ist Herbart gerade für Österreich nicht gewesen.

Nach seinem Tod schart sich die engere Schule um die Leipziger Zeitschrift für exakte Philosophie, zuerst von Allihn und Ziller, später von Flügel herausgegeben. Die deutschen Statthalter Herbarts in Prag sind nach Exner drei Männer. Robert Zimmermann (1824—1898) ist nach dreijähriger

Lehrtätigkeit in Olmütz, an der dort von 1572 bis tief ins 19. Jahrhundert bestehenden katholischen Halb-Universität (damals vergleichbar mit der soeben vervollständigten Salzburger Hochschule), 1852 in seine Vaterstadt Prag zurückgekehrt und 9 Jahre später nach Wien aufgestiegen, wo er bis an die Altersschwelle gewirkt hat: als Philosophiehistoriker (Cusanus, Spinoza, Leibniz), Pädagoge (Propädeutiker) und vor allem Ästhetiker. Seine „Allgemeine Ästhetik als Formwissenschaft“ (1865), mit zusätzlichem historischem Teil, fügt Herbartsche Grundbegriffe und Verhältnis-Axiome in ein systematisches Gebäude, das ein Arsenal und, mit heutigen Augen beschaut, ein Museum des Klassizismus bildet; jenes epigonalen Klassizismus der kanonischen Formen, der dann seit den Sturmläufen des Naturalismus der 1880er Jahre von allen jungen Kunstrichtungen verketzert und verlassen worden ist. Die meisten praktischen Kunstanschauungen dieser Folgezeit widerstreben überhaupt einer normativen Philosophie der Kunst. Dennoch haften die meisten fachlichen Philosophien der Kunst, bis zu Nicolai Hartmanns erstaunlich anachronistischem Werk und ähnlich obsoleten Referaten noch auf dem XIV. Int. Kongreß für Philosophie in Wien (1968), am „gesicherten“ Gut einer Klassizität, die schon durch das Ausgehen von generalisierenden Begriffen zu klassizistischem Gips wird. Schopenhauer nennt solche Priorität der Begriffe: „den Verstand verkehrt angezogen haben“. Robert Zimmermann aber verharret nicht so rückständig als unerschütterter absolutistisch bei der Objektivität der Schönheit, ihren allgemeingültigen Geistes- und Seelengesetzen.

Im Rahmen solcher weitesten Verbindlichkeit der Kunst hat Eduard Hanslick — dieser in Prag geborene, jahrzehntelang auch an der Wiener Universität neben Zimmermann vortragende Musiktheoretiker und allzu repräsentative Kritiker — seine Überzeugung „Vom musikalisch Schönen“ (1854) begründet und in fanatischem Kampf gegen Richard Wagners vermeinte Zerstörung der Harmonie-Fundamente und Melodie-Elemente verteidigt; in leidenschaftlichem Kampf auch gegen Anton Bruckner und immer für Johannes Brahms. Bei Zimmermann ist der ästhetische Absolutismus viel weniger als bei Hanslick durch zeitgenössische Stellungnahmen und zeitgeschichtliche Reaktionen bestimmt. Bei Zimmermann überwog die gedankliche Konsequenz der progressiven Entdeckung gesetzgebender Werte. Andererseits war es gerade in seinem Fall, nicht wie bei dem fraglos musikalisch höchst begabten Hanslick, eine weithin amusische Verfassung, die das philosophische Unterfangen ermöglichte — und, von den gediegenen historischen Ausführungen abgesehen, in der Hauptsache scheitern ließ. Doch in welcher Kunst-Philosophie sind Rechnungen jemals aufgegangen?

Der Prager Wilhelm Friedrich v. Volkman (1821—77) bewährt und ergänzt den Herbartianismus zuerst gleichfalls in der Ästhetik, dann vornehmlich in der Psychologie. Sein umfangreichstes Werk erforscht „Die Grundzüge der Aristotelischen Psychologie“ (1858). Aristoteles bleibt das Polgestirn Franz Brentanos, die Einschätzung Aristoteles' als des schlechthin größten Philosophen hat der österreichischen Philosophie bisweilen Scheu-

klappen angelegt, schon etwa die Klappen der (vom Herbartianismus gestützten) Bevorzugung statischer und optisch-plastischer Denkgebilde.

Der dritte Mann ist Otto Willmann, 1839 im preußischen Lissa geboren, Professor der Pädagogik seit 1868 in Wien und seit 1872 in Prag, im Hauptfach auch als Herausgeber der pädagogischen Schriften Herbarts beglaubigt. Er hat sich dann als Propädeutiker und Historiker der Philosophie immer mehr von Herbart entfernt und einer katholischen philosophia perennis anvertraut. Der österreichische Herbartianismus verebbt nun in grobschlächtigen Kompromissen und fachwissenschaftlichen Einzelanwendungen. Ihn geschlossen voranzutreiben hat, in der besagten Richtung, nur Zimmermann unternommen.

5. Von Franz Brentano zu Husserl und dessen Zeitgenossen

Ein bei weitem länger und tiefer wirkendes Elixier empfängt die österreichische Philosophie durch Franz Brentano (1838—1917).

Am Rhein geboren, ein Neffe des Dichters Clemens und ein Bruder des Nationalökonomen Lujo Brentano, 28jährig zum Priester geweiht, wird Franz alsbald Professor der Philosophie in Würzburg, um daselbst schon nach wenigen Jahren wegen Mißhelligkeiten mit kirchlichen Stellen sein Lehramt niederzulegen und 1874 ein analoges in Wien anzutreten. Er hat auch dieses nur ein Jahrfünt lang inne. Dann verheiratet er sich mit Ida v. Lieben, schon das Vorhaben dieser („gemischt-konfessionellen“) Ehe heißt ihn die Kirche verlassen, die sächsische Staatsbürgerschaft annehmen und auf seinen Wiener Lehrstuhl verzichten. Er lehrt dann noch bis 1894 als Wiener Privatdozent, er lehrt auch als solcher und weiterhin überaus ordentlich und öffentlich. Wie Bolzano bleibt Franz Brentano nach der Entpflichtung von Jüngern und forschenden Schülern umringt — auch nach dem Abgang von Wien, als er während des Winters in Italien, im Sommer auf seinem niederösterreichischen Landsitz lebt, um die Mitte seines siebenten Lebensjahrzehnts völlig erblindet. (Schließlich vertrieb ihn der Erste Weltkrieg aus Florenz nach Zürich, wo er fast 80jährig verstorben ist.)

Es läßt sich kaum begreifen, daß Brentano, anno 1880 der wohl mit Abstand bedeutendste Geist der deutschsprachigen akademischen Philosophie, seit diesem Jahr seiner Abdankung keine Berufung mehr erhalten hat. Dennoch beherrschte Brentanos Philosophie um die Jahrhundertwende fast sämtliche österreichischen Lehrstühle. Die bewegendste Auswirkung in Deutschland gewann sie im Zusammenhang mit der Phänomenologie Edmund Husserls, der viele Fragen und Antworten seines Wiener Lehrers mitgenommen, umgestaltet und ergänzt, viel Gedankengut Brentanos selbst aktiviert oder reaktiviert hat.

Jedes Aug-in-Aug mit Brentano begegnete einem denkerischen Charisma, das überlebende Jünger mit zitternder Stimme vergeblich zu schildern versucht haben. Es entsprang sicherlich weder olympischem noch asketischem Pathos. Es mag, in aller Schönheit des Vorbilds, sokratisch ergriffen haben,

suggestiv durch den Willen zur uranfänglichen und letztmöglichen Wahrheit, die mit langem Atem erarbeitet werden muß. Es hing wohl auch an der priesterlichen und aristokratischen, weltmännischen und oft heiter-außen-seiterischen Wesensart des Meisters. (Manches könnte an Stefan George, zumindest an Stellen in dessen „Stern des Bundes“ gemahnen.) Über allem lag, durch alles hindurch ging Brentanos leuchtende gedankliche Rechtschaffenheit. Er forschte so unaufhaltsam wie geduldig den immerzu strikt gestellten Problemen nach, er überwölbte keines mit konstruktiver Begrifflichkeit. Jeder Schritt zielte nach einem schneidenden Entweder-oder, ohne Scheu vor offener und ehrlicher Selbstberichtigung, jedes Urteil nach schlichter und dichter, abschließender Klarheit und aufschließender Entschiedenheit, ohne Zugeständnis an gleitenden Übergang oder lockernden Ausgleich. Die aufgeworfenen Fragen werden beantwortet oder nicht; und, wenn beantwortet, werden sie so beantwortet, daß jede gegensätzliche Antwort ausgeschlossen wird. Solche Ausschließung bleibt denn auch Brentanos logisches Hauptkriterium der Richtigkeit. Stets ist er vor sprachlicher Mehrdeutigkeit und Täuschung auf der Hut, er fordert sprachliche Kritik und Analyse der Aussagen. Er formuliert allemal weniger, als er ausdrücken könnte, nirgends läßt sein Denken die Sprache weiterarbeiten. Er sagt lieber zu wenig als zu viel — und sicherlich sagt Brentano öfters zu wenig und wiederholt das so zurückhaltend Gesagte gern. Straff und leicht aber hält er das Wort am Zügel, er spricht luzid, nicht abstrakt, auch in der umblickenden profunden Gelehrsamkeit niemals umständlich. Seine Weisheit hat Raum für den psychologischen Takt des Entwickelns, Nicht-aussprechens und Anheimstellens, am augenfälligsten in den noch von ihm selbst veröffentlichten Vorträgen.

Brentano liebt und genießt die Kunst, er erfreut sich an improvisierenden Spielen des Rätsels („Änigmatias“), am Denkspiel Schach (seine originellen Varianten etwa der Spanischen Partie oder des Königsgambits stehen in manchem Lehrbuch des Schachspiels). Nie aber gewährt er sophistischen oder umgekehrt irrationalen Motiven Einlaß in seine Philosophie. Seine Nachweis- und Beweisverfahren beschränken sich auf das verbindlich Anzuerkennende oder eben zu Verwerfende.

Die meisten heute vorliegenden Schriften Brentanos sind Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß. Gerade ihre Unvollendbarkeit, seine rastlos vordringende, jeder direkten Tatkraft und Stoßkraft entratende Standfestigkeit bannt die ihm Nachfolgenden. Unwegdenkbar seine Fortzündungen in der Phänomenologie, der Logik, der Seinsphilosophie und -metaphysik der Folgezeit. So schroff — entgegen vieler solchen Gefolgschaft — Brentano selbst, der es mit Aristoteles gegen Platon und mit Bolzano gegen Hegel hält, den metaphysischen *entia rationis*, den vorgeblich transzendent existierenden idealen Gegenständen widersagt hat. Indes die hier nachstehenden Bemerkungen können sich nur auf wenige thematische Blickpunkte beziehen.

Schon in Brentanos „Psychologie“ (1874) wird jene seither längst eingebürgerte Unterscheidung zwischen den psychologischen Vorgängen des Den-

kens und den logischen Inhalten, Gegenständen und gültigen Bezügen des Denkens befestigt, die schon Bolzano und Herbart vorbereitet haben und nachher Husserls „Logische Untersuchungen“ methodisch systematisieren. Die phänomenologische Objektivierung der Selbsterfahrung und Selbstzergliederung bedarf ihrer in erhöhtem Ausmaß. Husserl, der seinen introspektiv ermittelten Wahrheiten, Gesetzmäßigkeiten und Wesenheiten ein unabhängiges Sein zuerkennt, hebt die noetische Dimension des Bewußtseins in grellerem Licht als Brentanos deskriptive Psychologie und kognitive Psychognostik. Brentano verhält sich skeptischer gegenüber den Universalien: Nominalistisch leugnet er ein Platonisches Sein der allgemeinbegrifflichen Inhalte, in Gegensatz zum frühen Husserl (den späten erlebt er ja nicht mehr). Entgegen der anfangs auch von ihm selbst geübten Metaphysizierung betrachtet er die idealen Gegenstände weiterhin als Fiktionen. Er führt das Gelten aller Werte auf die logisch-ontologische Richtigkeit des Wertens zurück. Brentano steht hier heutiger Logistik näher als Husserl. Er hält der ametaphysischen Erkundung der Seinsweisen, Geltungsweisen der geistigen Formen (mit heutigem Namen: „gebundenen Variablen“), der „Gegenstände höherer Ordnung“ (Meinong) das weiteste Untersuchungsfeld offen.

Freilich, gerade heute dürfte die erkenntnistheoretische oder gar weltanschauliche Entscheidung zwischen Nominalismus und Realismus geringeres Gewicht haben als die beiderseitige Analyse und Differenzierung der Begriffsinhalte oder Inbegriffe. Doch Brentano verweilt immer wieder bei den ontologischen Fragen. Er verweigert den Eintritt in den Ideenhimmel Platons, ebenso in die Arche Husserl mit ihrer Überfracht außerirdischer Wesenheiten. Etwas anderes aber als Brentanos Verneinung der essentiellen Realität solcher Gebilde wäre die Leugnung auch der durchgehenden geistigen Dimension jener „Wesenheiten“ und „Ideen“. Solche durchgehende Seinsgewißheit hegt auch Brentano, nicht nur in seiner Gottesgewißheit. Er ist kein Konventionalist, der die Qualitäten und Dignitäten über den Funktionen vernachlässigt. Immerhin fragt es sich, inwieweit Brentanos Anti-Idealismus die logischen Letztgewißheiten nicht nur der psychologischen Subjektivität entreißt, was unzweifelhaft ist, sondern auch aus der psychischen und geistigen Subjektivität herauszulösen vermag, wie ja schon Descartes' *cogito ergo sum* den Bereich der Subjektivität nicht hinter sich gelassen hat. Doch zusehends spricht Brentano der Subjektivität die umfassendste Gültigkeit zu. Sein Zentralbegriff der „Evidenz“ unterstellt die Identität von Denk- und Weltgesetzen, die Unzerfällbarkeit von Denken und Sein in der Wahrheit.

Brentano möchte auch das Außenweltproblem in die geistige Einwelt des Denkens befassen. Das trennt ihn von Kant, allerdings weniger radikal in den Konsequenzen, als er selbst verlautbart — zum Beispiel in den krassen Ausfällen, die sein Vortrag 1889 „Über den Begriff der Wahrheit“ häuft: „Ich halte die ganze Kantsche Philosophie für eine Verirrung“, die „zum Chaos geführt hat“ (S. 11). Doch wie dem sei: Schon in der sachlichen Erfahrung beginnen, im Urteil artikulieren sich intentionale Initiativen auf

den Gegenstand hin, die uns viel tiefer in die Wirklichkeit eindringen lassen als das Kantsche Verharren bei den Erscheinungen und Dahinstellen unerkennbarer Dinge an sich. Schon Brentanos „psychisches Phänomen“, das Um- und-auf seiner Psychologie, erweitert den Erfahrungsbegriff. Und die eidetische Unmittelbarkeit des Denkens fällt Begriffshürden und entkräftet Verkehrszeichen mehr.

Brentano macht das Urteil zum Fundament der Logik. Das Urteil konstituiert eine geistige Sphäre oberhalb der Eindruckswelt des reagierenden Empfindens und oberhalb der Subjekt-Objekt-Relation des beobachtenden Wahrnehmens. Allerdings, Brentano rafft geistige Intentionen auch schon in die Wahrnehmung, ja mitunter schon in die pathische Empfindung. Schon hier sieht er das menschliche Bewußtsein über sich selbst hinaus gespannt. (Diese Spannung läßt ihn manche gebotene Scheidung von Empfinden, Vorstellen, Wahrnehmen usw. meiden, woraus sich terminologische Unklarheiten ergeben.) Mit vollem Recht aber weist Brentano dem Urteil (das eben erst die reine Wendung vom Subjekt zum Objekt vollzieht) die Alternative von Wahrheit und Irrtum, Wahrheit und Lüge zu — nicht bloß von Wahrnehmung oder Empfindung und täuschendem Trugbild. Erst im Bereich des Urteils sieht Brentano das „an sich“ Richtige möglich, die noetische Dimension aufgetan. Der Waagebalken des Urteils liegt nicht zwischen Phänomen und Noumen, sondern zwischen dem richtigen Noumen und dem Tappen in Nichtwissen und Unwahrheit. Das Urteil schließt den verbindlichen und überprüfbaren Bezug nicht nur auf objektive Tatbestände, sondern letztlich auf schlechthin Gültiges, unwiderleglich und unüberholbar im Gesamt des Seins Beruhendes ein.

Sicherlich wird das Urteil stets aus besonderer Situation geschöpft und niemals ohne einmalige, individuelle, auch physische Abhängigkeiten des Urteilenden. Das Urteil als Urteil aber fundiert sich durch eine übergreifende Notwendigkeit und Einstimmung in das Weltgefüge, die weiter reicht als jede *adaequatio rei et intellectus*. Brentano konzipiert eine Ontologie, in der weder heteronom der Verstand nach den Sachen sich richtet noch autonom der Verstand die Dinge bestimmt, vielmehr ein orthonomer Zusammenhalt diese Kantsche Antithese aufhebt, nämlich einhellig den urteilenden Verstand und die beurteilte Welt durchzieht. Er wird im Urteil als Wahrheit erfaßt oder verfehlt. Der Wahrheit vergewissert uns „das einsichtige, als richtig charakterisierte Urteil“, das solcherart aus sich selbst gerechtfertigt wird.

Offen bleibt hier die inhaltliche Eindeutigkeit und Vollständigkeit. Brentanos evidente Richtigkeit des Urteils definiert zunächst ein Richtig-sein-sollen. Fürs erste scheint ein kategorischer Imperativ der Urteilsrichtigkeit vorzuliegen, eine Deontologik des richtigen Urteilens ohne Mitteilbarkeit eines speziellen Ergebnisses. Am ehesten, so könnte man meinen, läßt sich das je Richtigere, Richtigstmögliche ermitteln. Doch Brentano kennt keine Grade der Evidenz. Sie ist kein Limes gestufter Annäherungen. Und sie ist kein formaler Imperativ. Das Richtige kann nach Brentano nicht generali-

siert werden. Es leuchtet durch apodiktische Ausschließung des Gegenteils ein. Das Richtige deckt immer neue Wahrheit auf, es fügt sich in den weitesten Seins- und Ordnungszusammenhang. Hieraus folgt kein normatives Wie, sondern ein unbedingtes Was. So wird das Urteil für Brentano zum Schlüssel der menschlichen Weltverbundenheit. Die Richtigkeit des Vorziehens und Verwerfens, Liebens und Hassens bleibt der untrügliche Kompaß auch seiner Ethik und Ästhetik.

In diesen Gehegen freilich überfordert Brentano seine Urteilslehre, unter Bagatellisierung insbesondere des Willens, in dem er kein elementares Vermögen, sondern eine Resultante aus allerhand emotionalen Komponenten sieht. Als ob einer, der im ersten Schreck vor einem Unheimlichen zurückprallt oder die Arme zur Abwehr ausstreckt, durch vorherige Gemütsbewegungen und fixierende Bedeutungsintentionen zur Wahl seines Verhaltens bewogen würde! Als ob der Wille zur Macht als Phänomen nicht der Macht, sondern des Liebens und Hassens untersucht werden müßte! Als ob Diktatoren aus überschwenglichen Gefühlen und allerdings als nicht ganz richtig zu charakterisierenden Bevorzugungen des ihnen Gefallenden und Hintansetzungen des ihnen Mißbehagenden erklärbar wären! ... Doch wir wollen Brentanos kontemplative Genialität nicht a tergo betrachten.

Als richtig charakterisiert wird jedes Urteil durch die Unmöglichkeit einer einsichtigen Verneinung dieses Urteils: die Unmöglichkeit, daß über den nämlichen Gegenstand ein gleich intendiertes gegensätzliches Urteil von einleuchtender Gültigkeit gefällt werde. Ein Drittes gibt es für Brentano nicht, seine Logik steht unter dem Satz des Widerspruchs. Dem allgemein bejahenden Urteil liegt die negative Instanz des Nicht-anders-sein-könnens zugrunde. Da gibt es keinen erweislichen Widerspruch, sohin keine Ausnahme. Das stimmt insofern mit jenen jüngsten Induktionstheorien überein (etwa von Hugo Dingler bis zu K.R. Popper), die zuerst Hypothesen aufgestellt und diese dann durch Versuche der Falsifizierung berichtigt wissen wollen. Zur Widerlegung einer induktiven Hypothese und eines Allgemeinurteils genügt ein einziger Fall; die zur vollständigen Verifizierung einer induzierten Gesetzmäßigkeit oder einer allgemeinen Behauptung erforderlichen Erfahrungen sind unermesslich — so gewiß die Praxis der exakten Wissenschaften die Menge der Fehlerquellen jedesmal einschränkt und die Prüfung in bestimmte Richtungen verweist. Jedoch, auch die Anzahl der jeweils möglichen Falsifikationen bleibt unendlich. Brentano nimmt denn für die Gewißheit der Unumstößlichkeit item Richtigkeit, für die Unmöglichkeit der Falsifikation das integrale Moment der Evidenz in Anspruch.

Er wird nicht müde, manchmal geradezu litaneienhaft seine Formel vom so und nicht anders als richtig charakterisierten Urteil zu wiederholen. Auf diesem unerschütterlichen Sockel baut er seine Wahrheits- und Erkenntnislehre, Logik und Ontologie. In diese Festung ziehen er selbst und seine Jünger sich aus jedem Streit um sittliche und andere „Werte“ zurück. Wenn nun ein so scharfsinniger und feinsinniger Denker wie Franz Brentano an entscheidendem Punkt immer wieder in solch logisches Ritual einlenkt, dann

muß angenommen werden, daß er hier eine unüberschreitbare Distanz wahren, daß er sich hier nicht spezieller ausdrücken wollte, weil er nähere begriffliche Bestimmungen für einseitig und nicht mehr unwiderlegbar gehalten hätte.

Der Philosoph der Evidenz dürfte sich *viva voce et persona* substantieller mitgeteilt haben als in seinen Schriften und handschriftlich hinterlassenen Aufzeichnungen, die ihm viele Vorwürfe der auf der Stelle tretenden Tautologie und des im Kreis gehenden Zirkels eingetragen haben. Vielleicht hat gerade Brentano die Evidenz manchem heutigen Logisten oder positivistischen Grundlagenforscher verdächtig gemacht. Immerhin ist die Stelle, auf der Brentano angeblich tritt, die Basis eines kritisch gründlichst durchdachten, wenngleich nicht systematisch dargestellten Gebäudes; und der Zirkel, in dem sich Brentano bewegen soll, umspannt eine geistige Welt voll reicher Erkenntnisse und noch reicherer Samen der Erkenntnis.

Zweifellos gibt es unzählige falsche Urteile, die von ihren Urhebern als evident erlebt werden. Bertrand Russell spottet sogar, es seien durchweg falsche Urteile, die von Urteilenden für evident richtig gehalten werden — als ob eben dieser Leichtsinn zu falschen Urteilen verleite. Die Möglichkeit solchen Irrtums, die Brentano natürlich nicht leugnet, verweist in die Psychologie, deren Interferenzen hier wie sonst die Wahrheitsfindung stören und leicht in Selbsttäuschung verfallen lassen. Doch die Irrtümer und die Täuschungen, so Brentano, werden an der aufgegebenen Wahrheit gemessen und erkannt. Auch über Wahrscheinlichkeitsgrade wird mit dem Anspruch auf volle Wahrheit, nicht wiederum nur auf Wahrscheinlichkeit der Wahrscheinlichkeit, geurteilt. Urteile sind falsch oder wahr nicht ohne den logischen Prototyp des einsichtig richtigen, sich selbst rechtfertigenden und jedes entgegenstehende aufhebenden Urteils. Brentano widerstreitet freilich der Folgerung Husserls, daß die Gültigkeit der Evidenz einer „Evidenz an sich“ entspringe, die jenseits des Subjektes bestehe (wir würden sagen: gilt). Brentano will die Wahrheit gewissermaßen in logisch-ontologischem Gleichgewicht halten und weder metaphysischer Existenz noch psychologischer Intuition ein Zugeständnis machen. Tatsächlich aber bezieht seine Evidenz sowohl die integrierende Potenz der Intuition als auch den Weltzusammenhang des Seins ein.

Daher ist die Evidenz Brentanos ein durchaus positives Moment, einerlei wieviel negative Beweisführung man dem einsichtig richtigen Urteil zugrundelege. Evidenz ist der integrale Zündschlag des unwiderleglich Gültigen in makellos Gedachtes und Geschautes: eine wahrhaft schöpferische Gewißheit. Sie leuchtet aus einem unabsehbaren Kontext hervor. Sie verbürgt: Das hier jetzt so Vergewisserte steht in Einklang mit allem, was ist und werden kann. In Einklang nicht allein mit der Wirklichkeit, die sich immerzu verwandelt, auch nicht nur mit Satzungen, die laufend überholt und verändert werden, sondern in Einklang mit dem unerschöpflich-unzerstörbaren Seinsgrund aller Wirklichkeit und allen Denkens. Und diese menschliche Gewißheit besteht, wie selten, unrein und unvollständig sie auch

realisiert werden möge. Noch getrübt oder gebrochenes Licht verweist nach dem wahren und ganzen Licht.

Leider teilt Brentano und übertreiben seine Schüler die Philosophen-Angst vor Beispielen. Ein Evidenz-Paradigma des Brentanoten Alfred Kastil (der in seinem Buch „Die Philosophie Franz Brentanos“, 1951, ganz großen Philosophen verächtliche Schmähreden nachschickt) lautet wortwörtlich: „Gott ist“. An welcherlei Urteile mag Brentano selbst konkret gedacht haben? Wir maßen uns nicht an, sie zu erraten. Vielleicht aber läßt sich in seinem Sinn einiges Schlüssigere sagen als „Alle S sind P“ oder „Der Baum ist grün“.

Es gibt alltägliche und es gibt entdeckende Stufen der Wahrheit. Es bedarf keiner Evidenz, um Feststellungen zu beglaubigen wie diese, daß ein Kamel kein Insekt ist oder dreimal drei neun — trotz dem Kriterium, daß, wenn es statt neun auch zehn heißen könnte, unser ganzes Zahlengefüge samt allen Meßsystemen einstürzen würde. Auch einzelne Fortschritte der Chemie, Physik oder Biologie beanspruchen noch keine Evidenz, obgleich an jeder neuen wissenschaftlichen Wahrheit ein infinitesimaler Progreß zur Wahrheit des Universums, zum Universum der Wahrheit beteiligt ist. Unweigerlich aber an Evidenz appellieren etwa die Grundwerte des Rechts, des Menschen- und Völkerrechts, die integralen Wahrheiten großer Kunst oder die Innewerdungen, die den einen seinen Beruf oder seine Frau wählen, einen anderen sein Leben einer Sache opfern heißen. Was da einleuchtet und aufleuchtet, ist am wenigsten glatt demonstrierbar oder durch zeitlich-örtlichen Augenschein umgrenzbar. Die Evidenz ermöglicht die geistige Zusammenschau und Ineinsschau des durch keine Summe von Verifikationen Erschöpfbaren, durch keine endlose Reihe von Falsifikationsversuchen Zerstörbaren. Evidenz ist unbegriffliche Gewißheit des unerschöpflich-unzerstörbaren Seins. In solcher universalen, materialen und positiven Auslegung bleibt das Evidenzproblem auch künftighin eine Preisaufgabe philosophischer Untersuchung.

Brentanos logisch-ontologische Projektion bietet ein erstes Stück zuverlässiger Thematisierung. Den eingeschlagenen Weg hat Husserl eigenzünftig verfolgt, auch in weitere erkenntnistheoretische Verzweigungen. Von und seit Heidegger ist Brentanos Hauptfrage der geistigen Einwelt (ohne Metaphysik) in eine originäre Begrifflichkeit gefaßt worden, die die philosophische Formenwelt der Neuzeit revolutioniert hat. Indes diese Erneuerung der *prima philosophia* hat der Grundlegungen nicht nur Husserls, sondern auch und ursprünglichst Brentanos bedurft.

Um 1900 stehen die meisten philosophischen Lehrstühle Altösterreichs unter dem Einfluß des blinden großen Greises, der in einem toscanischen Garten oder inmitten der österreichischen Wälder sinnt und schafft, Zirkel hält, Briefe diktiert, Rätsel ausheckt oder dem Gegner am Schachbrett ein *g7 — g5* ansagt.

Diesem *magister Austriae* kommt, von den beiden Vorgenannten abgesehen, an Kraft der Innenschau und Kunst des aufschließenden Denkens wohl Alexius v. Meinong (1853—1920) am nächsten, fast vier Jahrzehnte Professor

in Graz: der selbstbeobachtungs-, begriffs- und ordnungsmächtige Erforscher der „Gegenstände höherer Ordnung“, die er „daseinsfrei“, ihr Sein oder Nichtsein dahinstellend, minutiös beschreibt und zergliedert. Wilhelm Dilthey hat seine Forderung „einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie“ erst dadurch einlösen können, daß er aus Philosophie zum Historiker wurde. Meinong ist ein altösterreichischer Großmeister der denkerischen Nuance, der subtilen Selektivität des Intellektes. Freilich bleibt er ein Stubenphilosoph mit vielerlei Sauerstoffmangel (was eine Berufskrankheit, nie eine preisliche Tugend sein kann). Doch Meinongs kritisch wachsamer Geist scheint zugleich eine Äolsharfe und ein Instrumentarium von Mikrosonden, Feinwaagen, Vergrößerungs- und Projektionsschirmen zu bergen. In ein etwas künstliches Leben versponnen (bürgerliche Schrumpf-Einsiedelei mit regem Sitzungsbetrieb und akademischer Geselligkeit), ist Meinong oft allzu autark auf rubrizierende Nomenklaturen bedacht. Stets aber sind seine introversen Operationen auch von einem enormen geistigen Sehvermögen geleitet, man vergleiche seine Differenzierungen der Evidenz oder seine Analyse aller Bewußtseinsschichten der Phantasie. (Meinongs physische Sehschwäche näherte sich der Blindheit.) Meinong war gewiß kein Scholarch und lehrte weniger eine Philosophie als ein Philosophieren, und dies nicht so durch Vortrag als durch Zwiegespräche. Doch gerade auf solche Art hat er eine eigene psychologische und psychognostische Schule um sich gesammelt. Die jetzt erscheinende Gesamtausgabe sollte ihm erneute, weitere Resonanz bereiten.

Zu den Getreuesten Brentanos gehören in Innsbruck der Sinnespsychologe Franz Hillebrand, der auch logische Themen behandelt hat, und Alfred Kastil, zuvor Privatdozent in Prag. Der erste Vertreter und Fortsetzer von Brentano-Lehren in Prag ist Carl Stumpf (1848—1936), ein gebürtiger Unterfranke, vorerst Theologe in Würzburg und durch Franz Brentano der Philosophie gewonnen. Stumpf amtet von 1879 bis 1884 als Ordinarius an der Prager Universität, also in den Jahren vor und nach ihrer Teilung in eine deutsche und eine tschechische Universität. Dann gelangt Stumpf über Halle, wo unter seinen Auspizien Husserl sich habilitiert, und München nach Berlin. Dort vollendet er seine klassisch gewordene „Tonpsychologie“, deren erster Band noch während seiner Prager Wirkenszeit erschienen ist.

Bis ans Ende in Prag lehrt, seit 1884, der Schweizer Anton Marty (1847—1914), ehemals zeitweilig Geistlicher, alsbald Zuhörer und hinfort Freund Brentanos, auch mit Meinongs Gegenstandstheorie innig verbunden, doch Gegner Husserls, ein eigenspuriger Initiator namentlich in der Sprachphilosophie, der Bedeutungs- und Wahrnehmungslehre. Marty hat die entscheidenden Anstöße zur Prager Inthronisierung Brentanos gegeben. Unter seinen Dozenten befand sich neben Oskar Kraus, Kastil, Utitz auch Ernst Bergmann; der hat dem philosophischen Werk Bolzanos ein spürsinniges Buch gewidmet (1909), kurz nachdem er Brentanos These von der „Evidenz der inneren Wahrnehmung“, die lange als Urphänomen der Evidenz unbestritten geblieben, späterhin immer öfter angefochten worden ist, monographisch untersucht hatte.

Den Oberösterreicher Alois Höfler führte sein erstes Ordinariat nach Prag (seit 1909 wirkte er in Wien), den Niederösterreicher Christian v. Ehrenfels hat sein einziges Ordinariat bis zur Altersentpflichtung (1930) in Prag gehalten. Beide waren stark durch Brentano und noch stärker durch Meinong angeregt worden. Höfler, gleich hervorragend als Psychologe und als Pädagoge, verdient um den Unterricht (insbesondere den propädeutischen) an den österreichischen Gymnasien und Realgymnasien, vereinte lebendige Intuition und feinnervige Entwirrung der seelischen Dinge mit abgeklärter Offenheit in der Erkenntnistheorie. Ehrenfels konzentrierte sich immer wieder auf die Leitmotive schöpferischer Einfälle, schon in seiner weitesthin bekannten Abhandlung „Über Gestaltqualitäten“, dann in seiner weitesthin unbekannten, hochbedeutenden „Kosmogonie“ und in den zeitgebundeneren Büchern zur Wertphilosophie und Ethik. Im übrigen blieb Ehrenfels' wie Höflers Denken untrennbar von der Welt der Musik. Höfler, ein Enthusiast Richard Wagners, hat in vielen musikalischen Zeitkämpfen Partei ergriffen; Ehrenfels, von Anton Bruckner zu eigener Komposition ausgebildet, hat auch in seinen allegorischen Dramen dem Geist und der Kunst Richard Wagners gehuldigt.

Brentanos unbeirrbarster und leidenschaftlichster Prager Apostel war Oskar Kraus (1872—1942), der tatkräftige Promotor der Brentano-Gesamtausgabe und des Brentano-Archivs. Er hat als unermüdlicher Exeget im Hörsaal, in Schriften, Briefwechseln und Debatten die Philosophie Brentanos als Axiomensystem der Erkenntnis verfochten und als Heilsbotschaft der Weisheit verkündet. Wo er Brentanos Urteile für wahr hielt (und er tat das nicht überall, er modifizierte so manches), da hielt er sämtliche widersprechenden Sätze aus zweieinhalb Jahrtausenden für rundweg falsch. Diesen Radikalismus der ausschließenden Wahrheit hat Kraus durch sein ganzes Leben und Wirken getragen. Er hat Brentanos Evidenz-Logik und -Ethik an immer neue Fragen des zeitgenössischen Denkens herangebracht (noch an Einsteins Relativitätsphysik, deren Leugnung objektiv eindeutiger Raumpunkte und Zeitwerte Kraus als philosophisch unzuständig, unzulässig bestritt). In seinem Hauptwerk „Die Werttheorien“ (1937) hat Kraus das Richtigkeitsmerkmal Brentanos auf einem panoramatischen Forum der Philosophie noch einmal unbeugsam verteidigt.

Unter seinen engeren Schülern, die unwidersprechlich auch Jünger Brentanos sein mußten, was ihre Zahl vermindert hat, zeigte der Russe Georg Katkov in seinen Erstlingsschriften sehr erfindsame Einsätze selbständiger Verarbeitung und Weiterbildung zentraler Brentano-Theoreme. Skeptischer scheint sich, nach Gesprächen geurteilt, der große altrussische Intuitionist Nikolaj Losskij (1870—1965) verhalten zu haben, der zwischen den beiden Weltkriegen in Prag lebte (vorübergehend Gastprofessor der tschechischen Universität) und wohl schon dort jene neuen Wege betrat, die er nachher in New York dokumentiert hat.

Ehrfürchtig zum Vorbild Brentano bekannte sich jederzeit Emil Utitz, der nach langer Lehrtätigkeit in Rostock und Halle 1934 in seine Vater-

und Studienstadt Prag zurückgekehrt ist. Der 1935 in Prag habilitierte Ludwig Landgrebe, Husserls vorletzter Freiburger Assistent, jetzt Ordinarius in Köln und Leiter des dortigen Husserl-Zweigarchivs, war um gerechte Auseinandersetzung der Prager Brentano-Tradition mit der Phänomenologie und den späteren transzendentalphilosophischen Positionen Husserls erfolgreich bemüht.

Und nun noch zu Husserl selbst (1859—1938), der, als Altösterreicher im mährischen Proßnitz (unweit von Sigmund Freuds Geburtsort Freiberg) geboren und in Wien immatrikuliert, schon durch Bolzano und die Ausstrahlungen Brentanos in den böhmischen Raum auch mit Prag verknüpft war. Daß dies immerhin eine nur mittelbare Beziehung blieb, möge rechtfertigen helfen, daß ihr hier nur eine Randbemerkung zum Abschnitt Brentano eingeräumt wird.

Was Husserl seinem Wachrufer Franz Brentano verdankt, hat er guteils dadurch vergolten, daß seine eigene wachsende Weltgeltung zugleich den Ruhm und Widerhall Brentanos über die Grenzen Altösterreichs in viele Länder trug, wo Brentanos Philosophie seither nicht nur Fuß gefaßt, sondern auch immer mehr eigene Nachfolge gefunden hat. Aus Brentanos universeller Logik entfaltet sich in Husserls phänomenologischer Grundlegung und unerbittlich vorangetriebener Forschung eine internationale Disziplin von methodischer Dichte und vielseitiger Bewegkraft. Diese Geschlossenheit und Fruchtbarkeit dürfte sich heute mehr in transzendentalphilosophischen und andererseits in geisteswissenschaftlichen Gebieten bewähren als im Gehege von Husserls „reiner Logik“ (die schon von Paul Natorp, diesem mehr platonisierenden Idealisten als neukantianischen Kritizisten, mit „gerade logischem Unbehagen“ angezweifelt, vollends von einem Psychologen wie Husserls Landsmann Wilhelm Jerusalem geradezu als Pseudo-Logik angefeindet worden war). Dennoch gehen von Husserls „Logischen Untersuchungen“ unumgängliche, fernsthinweisende Wege der Zukunft aus — so widerspenstig Husserl selbst über freiere Fortbildungen seiner Lehre und Anwendungen seiner Verfahrensweise geurteilt hat.

Die Reflexion und Reduktion auf eidetische Inhalte des Bewußtseins, die Herausarbeitung weltgesetzlicher Aufschlüsse aus der ideierenden Introspektion erheischt eine „Wesensschau“, eine eigenständige geistige Intuition, die Husserl differenzierter durchbildet als Brentano. Husserl hat sie zunächst massiv metaphysisch begründet durch eine höhere Existenz, nicht nur Dimension, entsprechender „Ideen“; später vertieft er sich in die transzendente Struktur des menschlichen Geistes, diese und kein freies Apriori soll nunmehr den Zusammenhang, die Zusammenstimmung von Bewußtsein und Welt gewährleisten.

Das menschliche Bewußtsein aber bleibt Bewußtsein von Welt, seine äußersten Selbsterfahrungen schließen auch in neuer Auslegung Gewißeiten über die Zeit, die den eigenen Leib miterfüllende Natur, die Elemente des Werdens und Seins auf. Husserls investigatorische Konsequenz und Präzision hat immer mehr Ungekanntes ermittelt, Schwankendes fixiert, Viel-

deutiges klar auseinandergelegt. Heidegger zieht dann den Subjekt-Horizont so weit, daß ihm nichts mehr gegenübersteht, daß auch die Außenwelt zur Einwelt gehört und die noetischen Instanzen aller Metaphysik entgehen. Brentano aber lebt, da er den positiven Seinsgrund der Wahrheit zwar schlüssig unterstellt, doch nicht verpflichtend dargestellt hat, am gegenwärtigsten in seinem brennendsten Fragenkreis fort: in der Problematik der Evidenz.

6. Entwicklungen seit 1882

Die Spaltung oder vielmehr Verdoppelung der Prager Universität im Jahr 1882 (die der Technischen Hochschule war 1869 vorausgegangen) brachte auf der deutschen Seite weniger Veränderung als auf der tschechischen. Nicht nur daß, bei sonst völliger Rechtsgleichheit, die deutsche Universität die alten Gebäude, Insignien, Ernennungsdekrete behielt. Die tschechischen Neubesetzungen waren zahlreicher, zuvor hatten die deutschsprachigen Mitglieder des Lehrkörpers eine starke Mehrheit gebildet. Schon seit den 1870er Jahren und bis in die 1890er Jahre lehrten in Prag, nach einem Rechenschaftsbericht August Sauers, mehr Professoren aus dem Deutschen Reich als in den zwei Folgejahrzehnten bis 1918. Der personelle Austausch mit den Alpenländern blieb bis 1945 annähernd beständig, der mit dem Reich wurde nach 1918 bestmöglich intensiviert (auch durch beiderseitige Gastprofessuren), ganz abgesehen von den Verhältnissen nach 1938.

Noch vor dem Scheidungsjahr war Carl Stumpf einer Berufung nach Prag gefolgt; als er 1884 ins Reich zurückkehrte, hatte Franz Brentano ihm brieflich abgemahnt und die „Undankbarkeit“ vorgehalten, die er dem alten Kaiserstaat durch den Abgang bezeigen würde. Der erste Rektor der Deutschen Karl-Ferdinand-Universität war der Sachse Ewald Hering d. Ä., der weitberühmte Physiologe und Naturphilosoph („Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie“/1870, Untersuchungen der Raumwahrnehmung und der Farbenempfindung); er hat seit 1870 ein Vierteljahrhundert lang in Prag gewirkt.

Unter den prominenten Lehrern der alten und der neuen Universität befand sich von 1867 bis 1895 der Mähre Ernst Mach, in Prag als Professor der Physik angetreten, nachher in Wien mit einem Lehrstuhl für Geschichte und Philosophie der induktiven Wissenschaften betraut. Mach wurde zum österreichischen Bahnbrecher des empiristischen Positivismus, zum Wegbereiter des späteren „Wiener Kreises“ (zunächst um den seit 1922 in Wien tätigen Moritz Schlick). Machs „Analyse der Empfindungen“ stellt den Evidenzen der Brentanologie und den absoluten Wahrheiten der Phänomenologie einen Monismus entgegen, der den Kausalbegriff durch den Funktionsbegriff ersetzt, den Dingbegriff phänomenalistisch atomisiert und alle gegenständliche Existenz der Universalien leugnet. Noch in heutiger Grundlagenforschung viel beachtet und erörtert wird das von Mach aufgestellte Prinzip der Denkökonomie (verwandt mit Richard Avenarius' „Prin-

zip des kleinsten Kraftmaßes“): die Zurückführung aller Wirklichkeits- und Weltverhalte auf die einfachst-sparsamsten Denkformen und Hypothesen.

Die Nachfolge Machs fiel als Teilauftrag an Ludwig Boltzmann, bei dessen Antritt seines dritten Wiener Lehramts (1904). Dieser Meister war ein Schüler des Sudetendeutschen Joseph Loschmidt gewesen, des Entdeckers der nach ihm benannten Grundzahl (Molekül-Anzahl) der kinetischen Gastheorie. Boltzmanns weltruhmgekrönte theoretische und experimentelle Physik verstrickte sich immer mehr in philosophische Problematik, nicht bloß Grundlagenforschung. Seine schnoddrig witzelnde Eingangsvorlesung („Populäre Schriften“, 1905, S. 338 ff.) mag sich und andere über den tragischen Charakter seines naturphilosophischen Beginns getäuscht haben. Von Nahestehenden ist vermutet worden, daß Boltzmanns Freitod, zwei Jahre später (1906), das Ende einer großartig erfolgreichen Laufbahn, mit philosophischen Motiven der Verzweiflung an der Erkenntnis und am eigenen Erkenntnisvermögen zusammengehangen habe.

In freierem Bezug war Mach ein Nachbar des aus dem böhmischen Horitz gebürtigen, zuerst in Prag hervorgetretenen Fritz Mauthner. Dieser Agnostiker, am Ende allerdings beinahe Mystiker, hat eine Reihe zeitkritischer Romane, vortreffliche literarische Parodien, eine vierbändige Geschichte des Atheismus und eine dreibändige Kritik der Sprache verfaßt. Mauthner sieht in den Worten nur Bild-Elemente, daher völlig untaugliche Mittel oder Spiegel der Erkenntnis. Man habe sich füglich in dieser Bilderwelt einzurichten und dadurch in der unerkennbaren Welt bestmöglich zurechtzufinden.

Konkretere philosophische Themen hätte mancher erfahrungswissenschaftliche Vorstoß stellen können. Der potentiell ergiebigste, Johann Gregor Mendels Entdeckung der ersten Vererbungsgesetze (1866), bleibt bis um 1900 fast durchweg unbeachtet.

Indes auch die Philosophen der tschechischen Universität wenden sich bald dem Positivismus zu. Die Naturphilosophie war bei dem deutsch schreibenden Carl Slavomil Amerling noch von Schelling ausgegangen. Reellere Impulse gab der „tschechische Helmholtz“ Johannes Purkinje, dessen physiologische Optik den Beifall des alten Goethe erworben hatte. Seit dem Jahrhundert-Ende findet die tschechische Naturphilosophie so ideenreiche Vorkämpfer wie Fr. Mareš, am bekanntesten durch seine Analysen der Grundbegriffe, und den jüngeren Emanuel Rádl, Autor einer meisterlich sichtenden Geschichte der biologischen Entwicklungstheorien. Der mächtigste Schrittmacher Comtes und Spencers (und des einschlägigen tschechischen Übersetzungsschrifttums) ist schon Thomas G. Masaryk. Der bleibt, bei aller einläßlichen Kenntnis und historischen Durchforschung altrussischer Philosophie, ein entschiedener Anwalt des angelsächsischen Positivismus und Fortbildner insbesondere dessen ethischer Lebens-, Wert- und Ordnungslehren. Bis in die 1920er Jahre stand Masaryk auch in persönlichem Kontakt mit Christian v. Ehrenfels und Oskar Kraus, dessen Prager Brentano-Archiv er individuell gefördert hat; er selber, einst in Wien von der Geistesmacht Brentanos ergriffen, zeichnete als Gründer der Prager Brentano-Gesellschaft.

Vielem Positivismus seit Auguste Comte und John Stuart Mill ergab sich auch das Denken des Münchners Friedrich Jodl, der elf Jahre in Prag gewirkt hat (und dann von 1896 bis zum Tod in Wien), übrigens ein Onkel Alfred Jodls, Chefs des Wehrmachtsführungsstabs im Zweiten Weltkrieg. Friedrich Jodl, der nahezu über alle damaligen Gebiete der Philosophie gelesen hat, ist als enzyklopädischer Geist von bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit mit Wilhelm Wundt vergleichbar, als polyhistorischer Eklektiker eher mit Franz Exner oder nachher mit dem aus Südmähren stammenden Richard Meister (seit dem Ersten Weltkrieg Professor der Pädagogik in Graz und Wien). Als Psychologe und Kulturphilosoph schlägt Jodl Brücken zwischen idealistischen Überlieferungen und zeitgenössischem Realismus. Seine Ethik steht in der Nachfolge Ludwig Feuerbachs, aber auch Kants und Fichtes. Jodls ethische Leistung, die auch eine kompendiöse Geschichte der Ethik und eine Fülle organisatorischer Aktionen einschließt, versöhnt das Ethos der unabdingbaren Pflicht mit Leitbildern des mutuellen Altruismus und sozialen Eudämonismus. Solcher Einklang von Fortschrittsglauben und metaphysischen Werthaltungen soll die religiöse Dogmatik, wie man heute zu sagen hätte, entmythologisieren. Es war dem Kultur-Optimisten Jodl vergönnt, im Januar 1914 in den Sielen zu sterben. In Prag hat gerade er, mehr um die Unterweisung aller Studierenden besorgt als um Heranbildung philosophischer Spezialisten, den Gesichtskreis der Jugend dem Ganzen der zeitgenössischen Philosophie weit offen gehalten. Jodl, der stets über Fach- und Fakultätsgrenzen hinausblickte, war auch ein Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ — der ihr gebührende Rang einer sudetendeutschen Akademie ist ihr langehin vorenthalten und erst nach 1938 sehr kurzfristig verliehen worden.

Das philosophische Spektrum Prags blieb in den Jahren vor 1914 bei allem Reichtum und trotz den inneren Spannungen zwischen vielen Genannten einhellig dicht. Der Notstand seit 1918 hat die entschlossene Einmütigkeit der geistigen Selbstbehauptung unbezwinglich bestärkt. Und mit dem Umfang des Unterrichts wuchs die öffentliche Bedeutung und Verantwortung der sudetendeutschen Hochschulen, dieser einzigen höheren Staatsstellen rein deutschen Charakters für eine Volksgruppe von fast dreieinhalb Millionen Köpfen.

Von den Schülern Marty's war Oskar Kraus sein Nachfolger geworden, Kastil nach Österreich und Utitz nach Deutschland gezogen. Hugo Bergmann ging nach Jerusalem, der Sprachpsychologe und -philosoph Otto Funke einige Jahre später nach Bern.

Mit Anton Marty, dessen Gestalt in frühen Versen Werfels auftaucht, hängt wohl auch der Prager Erkenntniskritiker Felix Weltsch zusammen; sicherlich mit diesem, und ganz überwiegend mit Franz Kafka, das philosophische und metaphysische Denken Max Brods.

Der Universität taten nach 1918 verjüngende Neuberufungen not. Als Vertreter einer wahrhaft jugendnahen, gutenteils lebensphilosophisch fun-

dierten Pädagogik kam Ernst Otto von Marburg nach Prag, auch Kulturphilosoph und Anthropologe; Ernst Otto ist aus der Methodik des neusprachlichen Unterrichts zu einer umfassenden, in immer weiteren Bereichen anerkannten Sprachphilosophie gelangt. Aus Köln nach Prag berufen wurde Johannes Lindworsky S. J., ein ebenso vielseitiger, umsichtig den internationalen Gesamtstand des Fachs vermittelnder Psychologe wie scharfsichtiger Erkenntnistheoretiker.

Zunächst aus der Gilde der Theologen war der Nordböhme Eduard Winter weit in die profane Philosophie und Geistesgeschichte vorgedrungen, bis diese dann sein eigentliches, immer gewaltiger ausgedehntes Arbeitsfeld wurde. In die philosophische Anthropologie schlugen auch medizinische Richtungen ein wie die Genetik und Konstitutionsforschung des Anatomen Otto Grosser, wie die psychiatrische Persönlichkeitsforschung Otto Pötzls und seines Nachfolgers Eduard Gamper. Unmittelbarere philosophische Formulierungen ergaben sich etwa im Staatsrecht und im Völkerrecht; der hier wie dort weltbekannte Hans Kelsen, 1881 in Prag geboren, hat nur von 1936 bis 1938 der juristischen Fakultät angehört. Als fruchtbares Nachbarfeld der Philosophie erwies sich häufig die exakte Nationalökonomie, der allein schon das kleine Mähren zwei ihrer größten Vertreter geboren hat: Eugen v. Böhm-Bawerk und Joseph Alois Schumpeter.

In Prag steigerten sich alsbald auch, und nicht nur innerhalb der betroffenen Fächer, die Initiativen einerseits naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung, andererseits grund- und gesamtwissenschaftlicher Auswertung der Geisteswissenschaften. Mitglieder der naturwissenschaftlichen Fakultät waren Philipp Frank, als theoretischer Physiker mittelbar Nachfolger Albert Einsteins (der freilich nur ein Vorkriegsjahr lang in Prag gelehrt hatte), und Rudolf Carnap, heute ein fernsthin sichtbares und umstrittenes Haupt des interkontinentalen Logismus. Carnap ist seit 1936 in den USA tätig, Philipp Frank hat sich 1938 in die UdSSR gewandt. Um universaltheoretische Bestellung der Geisteswissenschaften, die gemäß den spezifischen Strukturen ihrer Gegenstände keine grundbegriffliche Systematik, keine „reine Synthese“ oder höhere Algebra ergeben kann, hat der Verfasser dieses Durchblicks sich in seinem Prager Jahrzehnt bemüht (näheres dazu im folgenden Anhang).

Je ein ausführliches, nicht mehr in Prag lokalisierbares Kapitel wäre bei geringerem Raummangel Erwin Guido Kolbenheyer und Othmar Spann zu widmen. Kolbenheyers „Bauhütte“-Philosophie, in reichen Jahren originären Denkens und Schaffens gereift, war im Keim vornehmlich durch Adolf Stöhr in Wien befruchtet worden (den unberühmteren, häufig wohl tiefer lotenden, überaus ingeniösen nächsten Kollegen Ernst Machs). Kolbenheyers eigenstes Anliegen ist nicht der „Biologismus“; der kommt bei Kolbenheyer mehr der Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie als der Naturphilosophie zugute. Kolbenheyers Grundgewißheit bleibt die Zweieinigkeit von naturalistischer und metaphysischer Sicht. Er, der als Epiker den Deus sive natura Spinozas und die Schöpfungseinheit des Paracelsus beschworen hatte, ent-

wickelt auch in der Bauhüttenphilosophie ein Weltbild, das weder in neuplatonischer Immanenz noch in christlicher oder idealistischer Transzendenz des lebendig-göttlichen Geistes, vielmehr in einer unauflösbaren Identität von Geist und Leben, Wesen und Plasma beruhen soll. Oft ist es, als würde ein durchaus adualistischer Psychophysiolismus von Kolbenheyer zum wuchtigen kollektiven und kosmischen Aspekt ausgeweitet.

Die Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre Othmar Spanns, der während entscheidender Jahre in Brünn doziert und gearbeitet hat, ist nicht nur durch vielerlei sudetendeutsche Anhängerschaft mit dem böhmischen Raum verbunden. Sie entspricht wohl in manchem Zug dem Ringen einer ganz auf sich selbst gestellten natürlich-geschichtlichen Gemeinschaft um eine nicht minder organische als (manchmal nahezu scholastisch) begriffsgläubige Gesellschafts- und Staatsordnung. Die Voraussetzungen solchen Trachtens sind jetzt durch die Welt- und die Wirtschaftsgeschichte zweifellos überholt. Doch Spann hat in seinen Wiener Jahrzehnten die Sozialtheorie zu einer umfassenden, eigenständigen Systemphilosophie ausgestaltet, voll einschäftiger Beiträge zur Ontologie, zur Geschichts- und besonders ergiebig zur Religionsphilosophie.

Ein Umblick für sich würde der weltgültigen Leistung und weltweiten Zündkraft des aus Mähren herkömftigen Sigmund Freud gebühren, seinen Errungenschaften und deren Auswirkungen in die gesamte Psychologie und Anthropologie, auch in die Soziologie und die Kulturphilosophie. Der gleichfalls aus Mähren stammende Rudolf Kassner ist der einzige Philosoph, dem R. M. Rilke sich wahlverwandt verbündet hat; allerdings zugleich ein Antiphilosoph, der die subjektivsten Gesichte und sensitivsten Einfälle in eine begriffliche Semantik eigenen Stils verschlüsselt.

Die Katastrophe der Sudetenländer, die gesamtdeutsche immer unvergessen, hat notwendig unabsehbare Folgen im Geistesleben gezeitigt. Wer könnte aus der Geschichte der österreichischen Hochschulen die Größen aus Böhmen und Schlesien wegdenken oder allein aus dem Genie-Ländchen Mähren, in dem sich die spornende Nähe zur Metropole Wien mit so rüstiger Unverbrauchtheit der Kräfte vereinte? Wie ließe sich auch nur vom hier voranstehenden Stück philosophischer Geistesgeschichte der Anteil der jüdischen Mitbürger abziehen? Was kann nun noch, da diese Quellgebiete vernichtet sind, zu künftiger Aufholung der ungeheuren Verluste ersonnen werden? Ob der deutschsprachigen Philosophie im böhmisch-mährischen Raum jetzt ein unwiderrufliches Ende gesetzt ist, wird die Zukunft erweisen.

Anhang

Am Schluß möchte der Verfasser des Textes hier gleichsam ein Beglaubigungsschreiben nachreichen.

Als er im Juli 1914 das Gymnasium verlassen hatte, wollte er das Studium der Philosophie ergreifen und mit dem philosophisch förderlichsten sachwissenschaftlichen Studium verbinden. Als er dann aus dem Ersten Welt-

krieg schwerstversehrt heimgekehrt war, konnte er aus diesem zwingenden Grund auch als ergänzendes Studium nur noch ein theoretisches wählen. Er promovierte im Hauptfach Germanistik und veröffentlichte 1921 sein erstes Buch „Erfahrung und Idee: Probleme und Lebensformen in der deutschen Literatur von Hamann bis Hegel“, halb literarhistorischen, halb philosophischen Inhalts. Es erhielt den letzten Wilhelm-Scherer-Preis der Berliner Akademie der Wissenschaften, es zeitigte überdies einen germanistischen Berufungsvorschlag. Der Vorschlag wurde nicht realisiert, weil (so hieß es) der Verfasser noch nicht habilitiert sei. Inzwischen aber hatte ihm die Wiener Philosophische Fakultät in abgekürztem Verfahren die germanistische *venia legendi* verliehen. (Habilitationsschrift: die Entwurfsfassung des Buches „Deutsche Barockdichtung“/1924.) Nur in den 1920er Jahren der „Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ war es möglich, daß ein Beginner mit so viel philosophischem Eifer Literarhistoriker wurde. Und es war nur möglich in einem ebenso vergangenheits- wie zukunfts-offenen Horizont der Kunst, in dem sich die Dichtung als freie Schwester der Philosophie bewährte und nicht als Dirne der Sophistik oder Politik. Auch früher sind Männer aus Philosophie zu Literarhistorikern und -kritikern geworden (wie schon Lessing oder Friedrich Schlegel, Rudolf Haym oder Dilthey). Dagegen ist noch niemals aus Kunstberedungen und palavernden Experimenten eine Philosophie entstanden.

Für den Autor nun ließen in Wien und Prag die Erstellung der germanistischen Vorlesungen und die Erfüllung der anderen Pflichten die literarhistorischen Themen zunächst überwiegen. Auch diese wurden freilich durch literarisch-philosophische Wechselbeziehungen mitbestimmt: die barocken Akkorde von Sensualismus und Metaphysik, die Zweieinigkeit von Dichten und Denken in und seit dem klassisch-romantischen Zeitalter, Schiller, Stifter, Nietzsche, später u. v. a. „Welträtsel im Wort: Studien zur europäischen Dichtung und Philosophie“ (der Neuauflage 1970 wird ein zeitgeschichtlicher Rückblick und Rundblick hinzugefügt sein).

Anders ging es dann in München her. Die literarhistorischen Vorlesungen waren im ersten und zweiten Gang durchgearbeitet, das Weitere interessierte den Verfasser immer weniger. Die neuen Kunstbegriffe und Leitbegriffe der Forschung waren noch ungenügend fundiert, die vielschichtige und vielgestaltige Literatur im Dritten Reich, deren jungen Adepten ja nur sechs atemlose Vorkriegsjahre gegönnt blieben (und Tausende von ihnen liegen in Ost und West begraben, ohne zuvor eine Zeile veröffentlicht zu haben), war noch in erster Sammlung begriffen. Der Autor hat nie ein Kolleg über diese Literatur gehalten. Im Sommer 1941 beantragte die Philosophische Fakultät München seine Berufung von dem germanistischen auf einen ihrer zwei philosophischen Lehrstühle. Das Ergebnis für ihn bzw. gegen ihn war ein hingeschleppter Prozeß wegen seiner vom Nachbar-Philosophen erspähten und vom NS-Dozentenbund angeklagten Gesinnungsmängel. Heute aber und schon langeher verwehren ihm medizinische Befunde eine Honorarprofessur mit reziproker literaturwissenschaftlich-philosophischer Metamorphose.

In München, seit 1938, wurden in rascher Folge Bücher vollendet wie „Das Unsterbliche“, „Das Schöpferische“, „Das Welträtsel des Bewußtseins“, „Das seiende Sein“ (die ergänzte Neuauflage 1970 wird sich „Sein und Werden“ betiteln). Dazu kamen späterhin, neben historischen und kulturkritischen Schriften sowie zwei Romanen („Neumond“/1956, „Arkadien“/1967), das Sammelbuch „Jenseits von Links und Rechts“ und je ein Buch über „Individuelle und kollektive Ethik“ und „Die dichterische Phantasie Friedrich Schillers“. Vorbereitete Untersuchungen werden zentrale Probleme auch der hier vorstehend gewürdigten Denker aufnehmen.

LEISTUNGEN UND AUFGABEN DER BÖHMISCHEN FORSTGESCHICHTE

Von Heinrich Rubner

Wie verschiedene andere Zweige der böhmischen Landesgeschichte kann sich die Forstgeschichte zunächst auf Cosmas von Prag berufen, hat er doch mit Nachdruck die Bedeutung des bewaldeten Raumes für die Zivilisation seiner Heimat betont. Stärker freilich als in der kritischen Geschichtsschreibung hat seine Auffassung vom böhmischen Walde in der Kunst weitergewirkt. Ein Schwarm romantischer Maler und Dichter scheint von ihm mittelbar oder unmittelbar inspiriert zu sein. Selbst ein kürzlich geschaffener tschechischer Film, „Wagen nach Wien“, spielt ausschließlich im Dunkel des böhmischen Waldes. In diesen Wald wirkt die martialische Welt der gesellschaftlichen Antinomien hinein, aber im Gespinnst von Waldesdunkel und chauvinistischer Verworrenheit wird allmählich der Blick auf eine urzeitliche Einheit von Natur und Mensch frei. Man fühlt sich durch diesen Film an die Schilderung der Goldenen Zeit im 1. Kapitel des Cosmas erinnert¹.

Dem Auge des Historikers erschließt sich die Geschichte der böhmischen Wälder nur unter Anwendung verschiedener Problemstellungen. Da sind zunächst einmal die Naturgesetze, die den Wald als biozönotische Einheit gestaltet haben; darum soll der erste Abschnitt der folgenden Ausführungen den Titel „silva“ tragen, im Sinne von „Urwald“ oder „prales“, wie auch Cosmas diesen Begriff mehrfach verwendet hat. In einem zweiten Abschnitt folgen die ökonomischen Probleme, bei denen sich der Verfasser auf das „opus ligni“ beschränken möchte — das Holz ist in Mitteleuropa seit dem 12. Jahrhundert das wichtigste Gut des Waldes. Der dritte Abschnitt befaßt sich mit den Antinomien, die durch die Besitztitel am Walde, durch die Jagd-, Wehr- und schließlich durch die eigentliche Forstverfassung ins Leben treten. In Anlehnung an ein Kapitel der Majestas Carolina wurde der Titel „De juribus silvarum“ gewählt, oder deutsch, in Anlehnung an Karl Bosl, „Forst und Herrschaft“. Mit „De scientia forestali“ („Von der Forstwissenschaft“) soll die Analyse ausklingen. Im Schlußteil wird dann die Summe der Erkenntnisse gezogen, die die böhmische Forstgeschichte bisher gewonnen hat. Diesen Leistungen gegenüber stehen die Aufgaben, die sie noch zu bewältigen hat.

¹ Cosmas: Cronica Boemorum. In: Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum nova series. Vol. 2. Hrsg. von Bertold Bretholz. 1923. — Kočár do Vídně [Wagen nach Wien]. 1966.

Die neueste Einführung in das tschechoslowakische Forstwesen gibt die Waldfläche Böhmens mit 1 688 000 ha an², das sind 32,5% und damit fast ein Drittel der Landesfläche. Die natürlich und geschichtlich begründete Waldarmut des Zentrums spiegelt sich darin wieder, daß Mittelböhmen nur zu einem Viertel bewaldet ist, während in den randlichen Regionen, wie im Böhmerwald und im Erzgebirge, der Wald die Hälfte der Gesamtfläche bedeckt. Daß die Gunst von Klima und Boden frühzeitig die Siedler in die Wälder des Elbgebietes gelockt hat, sagt schon Cosmas³. Die Forschungen der Prähistoriker nach dem Zweiten Weltkrieg haben diese Vorstellung gesichert, man muß jetzt annehmen, daß die ersten Waldrodungen schon im 6. Jahrtausend vor Christus begonnen haben⁴. Diese Rodungen mit Hilfe von Feuer, durch Ringelung am Stamm und mit steinernen Äxten waren dadurch erleichtert, daß der innerböhmische Wald in den tieferen Lagen damals bereits vorwiegend aus lichtliebenden Laubhölzern des Eichenmischwaldes bestand. Das hat Firbas in seiner zweibändigen „Waldgeschichte Mitteleuropas“ vorzüglich dokumentiert und begründet. Die von Firbas an der Karlsuniversität begonnenen Forschungen haben in Prag eine mehr als siebzigjährige Tradition. In Innerböhmen wurden dabei hauptsächlich Pollendiagramme in Mooren aufgenommen und analysiert, so etwa am ehemaligen Kommerner See bei Brüx. Daneben fanden auch Pflanzenreste in Kalktuffen sowie in prähistorischen Ablagerungen Beachtung⁵.

Im Laufe der Bronze- und Eisenzeit wurde das Klima feuchter, so konnten sich auch in Innerböhmen die Schattholzarten stärker verbreiten als in der Jungsteinzeit. Dieser Vorgang kam aber nicht zur vollen Auswirkung, weil der vor- und frühgeschichtliche Mensch die Wälder zu nutzen begann. Durch seine Lichtungen förderte er die Lichtholzarten auf dem ökonomischem Wege. So entstand aus dem primären Urwald ein Sekundärwald. Ortsnamen, die mit *březa* (Birke) und *habr* (Hainbuche) gebildet sind, weisen darauf hin; denn die Birke fliegt leicht auf Kahlflächen an, während die Hainbuchenstöcke nach Abhieb und Beweidung wieder ausschlagen. Diese von mir für andere europäische Landschaften nachgewiesene Tatsache hat Frau Slavíková-Veselá bei ihren Holzkohlenanalysen auch für Böhmen bezeugt⁶.

² Czechoslovak Forestry. Hrsg. von Ladislav Hružík, Karel Urban, Miroslav Vyskot, Vítěslav Zásmeřa. Prag 1966, 239 S., hier S. 28.

³ Cosmas, cap. I.

⁴ Atlas Československých Dějin. Hrsg. von Jaroslav Purš. Prag 1965, Blatt 2 f.

⁵ Firbas, Franz: Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen. Bd. 1. Jena 1949, 480 S., hier Abb. 96—98 mit Pollendiagrammen vom Kommerner See und Lissa-Hrabanov; Bd. 2. Jena 1952, 256 S., hier S. 136—141.

⁶ Rubner, Heinrich: Die Hainbuche in Mittel- und Westeuropa. Bad Godesberg 1960, 72 S., 9 Karten und 3 Tab. (Forschungen zur deutschen Landeskunde 121). Hier sei insbesondere auf die Ergebnisse aus Mainfranken verwiesen, dessen Wäl-

Der Bereich dieses Sekundärwaldes lag vornehmlich außerhalb der fruchtbaren Lößzonen Innerböhmens und wird wirtschaftsgeschichtlich zweckmäßigerweise als Schweifgebiet bezeichnet. Im Tschechoslowakischen Geschichtsatlas ist schon versucht worden, für die Steinzeit neben den intensiv genutzten Ackerbauzonen diesen Bereich extensiver Nutzung abzugrenzen, vor allem die kleineren Senken sind dort dem Schweifgebiet zugerechnet⁷. Auch die Slawen sollen in diesem Bereich vornehmlich Weide, Jagd und Fischfang betrieben haben. Lippert weist unter Berufung auf Cosmas darauf hin, daß Weidegründe und Gauburgen zwischen Elbe, Moldau und Beraun verlassen worden sind, als das Hochmittelalter mit dem intensiveren Ackerbau begann⁸. Unter solchen Verhältnissen konnte sich der Urwald teilweise rekonstituieren.

Leider fehlt es noch an einer exakten kartenmäßigen Darstellung der frühgeschichtlichen Waldverarbeitung vor dem Beginn des hochmittelalterlichen Landesausbaues. Die vorhandenen Karten, besonders diejenige des Hallenser Geographen Otto Schlüter von 1952 sind methodisch veraltet, vor- und frühgeschichtliche Siedlungsspuren werden oft nicht unterschieden. Da die Autoren kein Schweifgebiet abgrenzen, läßt sich das Hin und Her der indogermanischen Völker im böhmischen Wald nicht erfassen⁹.

In den Randgebirgen trafen die Kolonisten seit dem 10. Jahrhundert noch einen dichten Schattholzurwald aus Buchen, Tannen und Fichten an, er wurde seit der Gründungsurkunde des Bistums Prag als „media silva“ bezeichnet, d. i. Grenzwald¹⁰. Diese Urwälder waren nicht einförmig, durch Zusammenbruch alter Bestände waren da und dort Lücken aufgerissen, auf denen sich Kahlschlaggesellschaften und Junghölzer entwickeln konnten. Die Waldnutzung der bäuerlichen Siedler, dann der Bergbau und schließlich die planmäßige Forstwirtschaft haben von diesen Urwäldern nur geringfügige Reste belassen, von denen das Naturschutzgebiet am Kubany am berühmtesten ist¹¹. Heute stehen diese Naturschutzgebiete unter ständiger Beobach-

der den innerböhmischen am nächsten verwandt sind. — Slavíková-Veselá, J.: Reconstruction of the Succession of Forest Trees in Czechoslovakia on the Basis of an Analysis of Charcoals from Prehistoric Settlements. *Studia Botanica Czechoslovaca* 11 (1950) 198—225.

⁷ Atlas, Blatt 1 f. und 1 h.

⁸ Lippert, Julius: *Social-Geschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit*. 2 Bde. Wien 1896—1898, hier Bd. 1, S. 111 ff.

⁹ Schlüter, Otto: *Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit*. 1. Heft: Einführung in die Methodik der Altlandschaftsforschung. Frankfurt-Remagen 1952, 48 S. und Karte: *Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit im Maßstab 1:1,5 Millionen* (Forschungen z. dt. Landeskunde 63); 2. Heft: *Das südliche und nordwestliche Mitteleuropa*. Remagen 1953, 240 S., hier S. 39 ff. (Forschungen z. dt. Landesgeschichte 74).

¹⁰ Dobiáš, Josef: Seit wann sind Böhmens natürliche Grenzen auch seine politischen Grenzen? *Historica* 4 (1958) 346.

¹¹ Über die Reste des montanen Buchen-Tannen-Fichten-Urwaldes und seine Struktur siehe Rubner, Konrad / Rubner, Heinrich / Rittershofer, Fred: *Grundlagen naturnahen Waldbaues*. *Forstwissenschaftliches Centralblatt* 87 (1968) 8—36.

tung der Forschungsanstalt für Forst- und Jagdwesen in Zbraslav (Königsaal)¹².

Neben den historischen Methoden der Urwaldforschung gibt es aber auch die biologischen, die sich im wesentlichen auf die Pollenanalyse stützen. Die von der Prager Schule in den zahlreichen Gebirgsmooren betriebenen Untersuchungen haben ziemlich einheitlich bezeugt, daß im Laufe der Eisenzeit die Buche und die Tanne auf Kosten von Fichte und Kiefer zunächst an Boden gewannen. Ob dies mehr auf die Konkurrenzkraft oder mehr auf klimatische Veränderungen zurückzuführen sei, hat Firbas nicht entscheiden wollen¹³. Es folgte dann im 11. Jahrhundert eine leichte Erwärmung des Klimas mit Niederschlagsrückgang. Die Sommer sollen im 11. Jahrhundert auf dem 12. Grad Länge, d. h. auf der Linie von Joachimsthal nach Taus, annähernd um 10% trockener gewesen sein als heute¹⁴. Eine solche Erwärmung im Gebirge hätte die Eiche begünstigen müssen, aber darüber läßt sich kaum etwas aussagen, denn die nun einsetzende Lichtung der Gebirgsurwälder durch den Menschen kam ebenfalls der Eiche zugute.

Etwas besser als über frühgeschichtliche und mittelalterliche Klimaschwankungen wissen wir über die Vermehrung der Niederschläge und die kälteren Winter zwischen 1550 und 1600 Bescheid. Unter dem bereits erwähnten 12. Längengrad waren die Winter zwischen 1540 und 1600 annähernd um 3° Celsius zu kalt¹⁵. Diese Erkenntnisse wurden weitgehend aus der amerikanischen Jahrringchronologie gewonnen, während Firbas und seine Schüler die Entstehung des Rohhumus im Riesengebirge und im Böhmerwald untersucht haben. Durch den Vergleich der im Rohhumus enthaltenen Baum- und Getreidepollen konnten sie nachweisen, daß in den Hochlagen der genannten Waldgebirge zu Beginn der Neuzeit die Julitemperatur um 0,7 bis 1,4° Celsius gesunken ist. Dieses Ergebnis paßt zu der Feststellung von kälteren Wintern aufgrund der historischen Dokumente. Im Riesengebirge führte die Klimaverschlechterung zum Rückzug der Buche aus 1500 m Meereshöhe bis auf etwa 1250 m. Anstelle der Buche breitete sich in den Kammhöhen des Riesengebirges der bekannte Krummholzgürtel aus¹⁶. Diese Erkenntnis läßt sich wieder durch schriftliche Zeugnisse erhärten, Schwenckfeldt hat die Krummholzregion im 16. Jahrhundert kurz beschrieben, und vielleicht ist auch damals erst die tschechische Bezeichnung Krkonoše für das Riesengebirge entstanden¹⁷.

¹² Výzkumny ústav lesa a myslivosti. Zbraslav-Strnady. Diese Forschungsanstalt untersteht seit 1967 der Československa Akademie Zemědělských Věd [Tschechoslowakische Akademie der Landwirtschaftswissenschaften], sie ist auch für die *forstgeschichtliche* Forschung zuständig, soweit diese die böhmischen Länder betrifft. Vgl. dazu Anm. 32, die auf die in Zbraslav bearbeiteten Titel hinweist.

¹³ Die Entwicklung der böhmischen Gebirgswälder bei Firbas II, 103–136.

¹⁴ Le Roy Ladurie, Emmanuel: Le Climat des XI^e et XVI^e siècles. Annales — Economies — Sociétés — Civilisations 20 (1965) 899–922 und 2 Diagramme außerhalb des Textes, hier das Diagr.: XI^eme S.

¹⁵ Le Roy Ladurie, Diagr.: XVI^eme S.

¹⁶ Firbas II, 129 ff., die dort abgedruckte Tab. 26 ist hier als Tab. 1 wiedergegeben.

Pollenmittelwerte in verschiedenen Höhenstufen des Riesengebirges (nach Firbas II, 129)

Geschichts- epoche	Substrat der Pol- lenprobe	Waldbaumpollen in der Reihenfolge ihrer Einwanderung nach der Eiszeit, in %. Summe = 100 %									Nichtbaumpollen in % der Gesamt- pollensumme	Getreide- pollen in % d. Ges. p. s.
		Birke mit Weide	Kiefer	Hasel	Eiche mit Ulme u. Linde	Erle mit Esche	Fichte	Buche	Tanne	Hain- buche		
Neu- zeit	Ro	6,4	78,1	0,7	2,5	3,0	6,4	1,7	1,3	0,6	30,7	4,8
	Ka	5,7	76,5	—	1,8	1,0	10,0	2,3	2,7	—	21,5	2,8
	Fi	8,6	25,8	0,8	2,4	5,7	53,3	2,8	1,0	—	?	?
Mittel- alter	Ro	18,9	54,4	1,7	6,3	3,8	10,2	4,0	2,1	1,1	79,4	8,7
	Ka	12,4	34,3	0,5	6,8	2,4	12,3	16,3	14,5	1,3	11,4	0,3
Eisen- zeit	Ro	11,4	17,2	3,7	5,4	6,6	8,0	25,0	22,0	3,5	13,6	0,3
	Ka	4,8	30,8	1,7	3,9	4,5	15,9	13,7	25,9	1,4	5,8	+
	Fi	4,7	17,2	1,6	4,8	3,8	24,5	19,4	23,7	2,0	?	?

Ro: Rohhumusschichten in 1520—1560 m Meereshöhe. Ka: Kammoore der Knieholzstufe in 1420—1450 m Höhe. Fi: Moore der Fichtenstufe in 1178—1250 m Höhe.

Auch im Böhmerwald hatte bis in das späte Mittelalter hinein eine Buchenstufe den Kamm besetzt gehalten. Als die Klimaverschlechterung wirksam wurde, mußte die Buche auch hier weichen; doch setzte sich statt des Krummholzes von Kiefern die hochstämmige Fichte durch. Dieser Unterschied zwischen der heutigen Bestockung des Riesengebirges und des Hohen Böhmerwaldes ist erstens dadurch bedingt, daß letzterer nicht bis 1600 m, sondern nur bis 1450 m hoch aufragt. Dazu kommt zweitens, daß der Böhmerwald ungefähr um eineinhalb Breitengrade südlicher liegt als das Riesengebirge¹⁸. Es steht zu hoffen, daß durch die klimageschichtliche Forschung die Perioden und auch die Einzelelemente des böhmischen Klimas in geschichtlicher Zeit besser bekannt werden. Dann wird man auch das Wirken des Menschen an der frühen Waldgeschichte besser erfassen und verstehen können und man wird darüber hinaus seine vor- und frühgeschichtlichen Leistungen besser zu würdigen vermögen.

Opus ligni — die Arbeit am Holz

Holz war der wesentliche Rohstoff des frühgeschichtlichen Alltags. Dafür besitzen wir einen Aktualitätsbeweis; denn die Volkskunde hat bis 1945 das Leben deutscher Bauern in den entlegenen Gebirgsdörfern unter Verhältnissen studieren können, die noch ausgesprochen holzgebunden waren. Es ist hier insbesondere auf die Arbeiten des Böhmerwälder Oberlehrers und Museal Konservators Blau hinzuweisen. Sein Band „Wald- und Holzarbeit“ vom Jahre 1917 erfaßt so wichtige Themen wie „Das Holzdorf“, „Das Hochgebirgshaus“, „Schrenger und Zaun“, „Das Wissen vom Holze“ und „Die Erzeugung von Wirtschafts- und Hausgeräten“. Über den bäuerlichen Alltag hinaus umfaßt das letztgenannte Kapitel auch den Ursprung des Holzgewerbes in der Heimarbeit, wie die Herstellung von Schuhen, Möbeln, Schindeln¹⁹. Wie die entstehende Gutsherrschaft auf dem Weg der Fron die Erzeugnisse bäuerlicher Holzverarbeitung nutzte, darüber haben jüngst Graus und Míka aus älterer Zeit urkundliches Material beigebracht²⁰.

Nicht so gut bekannt ist die hölzerne Zivilisation im Weichbild der Städte, weil sie dort seit langem verschwunden ist. Neben den bekannten

¹⁷ Hinweis auf Schwenckfeldt bei Firbas II, 131 (ohne Quellenangabe), weitere Belege bei Gebauer, Jan: Slovník Staročeský. Bd. 2. Prag 1916, S. 151; auf die Ableitung von Krkonoše geht ein Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. Aufl. München 1961, S. 95 (Handbuch der sudeten-deutschen Kulturgeschichte 1).

¹⁸ Trautmann, Werner: Pollenanalytische Untersuchungen über die Fichtenwälder des Bayerischen Waldes. Planta 41 (1952).

¹⁹ Blau, Josef: Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. Teil 1: Wald- und Holzarbeit. Prag 1917 (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde 14, 1. Hälfte).

²⁰ Graus, František: Dějiny venkovského lidu v Čechách v době předhusitské [Geschichte der Landleute in Böhmen in vorhussitischer Zeit]. Bd. 2. Prag 1957, S. 30. — Míka, Alois: Poddaný lid v Čechách v první polovině 16. století [Das untertänige Volk in Böhmen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts]. Prag 1960, S. 53 f.

Rechtsquellen müßten Dokumente des Wirtschaftslebens, v. a. Baurechnungen herangezogen werden²¹. Bei der Verwendung des Holzes im Baugewerbe handelt es sich ja um diejenige Form der Holzbearbeitung, die zuerst Markt-orientierung zeigt. Diese wiederum hängt mit dem Aufkommen der Flößerei seit dem Hochmittelalter zusammen²². Die *Majestas Carolina* hat ein eigenes Kapitel mit der Überschrift: „De custodia silvarum, quae succisae furtim ducuntur per aquas“. Ein wichtiges Gewerbe muß auch die Lohgerberei gewesen sein, denn ein anderer Titel dieses Gesetzes lautet: „Ut non excorientur arbores silvarum regalium“²³.

Keine Einschränkungen macht die *Majestas Carolina* aber für die Holzverwendung der Bergwerke, die einen hoch privilegierten Wirtschaftszweig ausübten. Innerhalb einer Grundherrschaft, in der die Bergleute zugelassen waren, scheint es ursprünglich keine Beschränkung der Holzentnahme gegeben zu haben. König Wenzel II. hat dieses aus dem Römischen Reich übernommene und örtlich verwendete Bergrecht zu Beginn des 14. Jahrhunderts kodifiziert²⁴. Während der Montankonjunktur der frühkapitalistischen Zeit wurde der Holzbedarf der böhmischen Bergwerke ähnlich wie in anderen Zentren der Erzgewinnung und -verarbeitung sehr hoch. So setzte der Bergwerks-Vergleich von 1534 fest, daß das Holz nur noch für die Einrichtung unter Tage gratis beziehbar sei, über Tage konnte es lediglich gegen einen Preis erworben werden, den die Obrigkeit taxierte, den sog. „Waldzins“²⁵. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mußte eine große Floßstraße auf Aupa und Elbe angelegt werden, um Kuttenberg mit den Holzvorräten aus dem Riesengebirge zu versorgen²⁶. Auch Wallenstein hatte der Holzversorgung seiner Bergwerke sein Augenmerk zu schenken²⁷.

²¹ Janáček, A.: *Řemeslná výroba v českých městech* [Die handw. Produktion i. d. böhmischen Städten]. Prag 1961.

²² Zur Holzverwendung in den Städten s. die Abbildungen aus vorindustrieller Zeit bei Husa, Václav / Petrání, Josef / Šubrtová, Alena: *Homo faber*. Tschechische Ausgabe Prag 1967, 228 S. — Zu den Anfängen der Flößerei: Wilsdorf, Helmut: *Bergbau, Wald, Flöße*. Untersuchungen zur Geschichte der Flößerei im Dienste des Montanwesens. Berlin 1960 (Freiberger Forschungshefte, Abt. D: Kultur und Technik, Nr. 28). Außerdem Nožička, Josef: *Přehled vývoje našich lesů* [Eine Übersicht der Entwicklung unserer Wälder]. Prag 1957, 461 S., hier S. 452 im Sachregister unter „plavba dříví“ mit den entsprechenden Hinweisen auf die Flößerei. Mittelalterliche Floßstreitigkeiten mehrfach im „*Liber Citationum Primus*“. Hrsg. von Gustavus Friedrich. *Tabulae Curiae Regalis*, t. VII, Prag 1929.

²³ *Majestas Carolina*. In: *Codex Juris Bohemici*. Hrsg. von Hermenegildus Jireček. Tomus II, pars altera, Prag 1870 (lateinisch und tschechisch), cap. LVII, S. 150 sowie cap. LIV, S. 148 f.

²⁴ *Constitutiones Juris Metallici Wenceslai II.* in: *Das böhmische Bergrecht des Mittelalters*. Hrsg. v. Adolf Zycha. Bd. 2. Berlin 1900 (lateinisch und deutsch). Liber II, cap. 3, S. 134. Erläuterungen zu dieser Regelung und Hinweise auf ältere Belege des 13. Jahrhunderts ebenda Bd. 1. Berlin 1900, S. 183 f.

²⁵ Zycha I, 184.

²⁶ Nožička 76 ff.

²⁷ Ernstberger, Anton: *Wallenstein als Volkswirt*. Reichenberg 1929 (Prager Studien aus dem Gebiet der Geschichtswissenschaft 19).

Die Reglementierung der Holzwirtschaft diente aber nicht nur dem Bergbau, seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts widmeten sich die kaiserlichen, adeligen und kirchlichen Herrschaften nachdrücklich der Förderung von Holzherstellung und Holzverwendung in Wald und Siedlung. Etwas später als in Süddeutschland und in Tirol erschienen die herrschaftlichen „Forstordnungen“, die in den meisten Landesteilen die Bauern in ihren Gewohnheitsrechten auf freie Holznutzung und freie Holztrift beschränkten²⁸.

Über die Holzwirtschaft des nun einsetzenden Merkantilismus liegt aus den böhmischen Gutsarchiven ein riesiges Material vor, das seit 1945 in den Archiven des tschechoslowakischen Staates liegt und erfreulicherweise auch durch Archivführer erschlossen ist. Das land- und forstwirtschaftliche Zentralarchiv in Prag, eine Schöpfung der Ersten Republik, ist bei dieser Neuorganisation wieder aufgelöst worden; die Archivalien sind dem Provenienzprinzip entsprechend regional untergebracht²⁹. Am wertvollsten ist von den jetzt staatlichen Beständen der Komplex der fürstlich Schwarzenbergischen Archive, die auch den Nachlaß der Witigonen bergen; hier ist das Schriftgut der mächtigsten Waldbesitzer des neuzeitlichen Böhmen vereinigt. Die Bestände liegen in Wittingau (Třeboň) und Krummau (Český Krumlov)³⁰. Für Innerböhmen sollen die Bestände der Fürsten Lobkowitz ergiebig sein, die jetzt im Staatsarchiv Leitmeritz untergebracht sind³¹.

Während wir für das Mittelalter das Ineinandergreifen der verschiedenen Formen der Holznutzung noch nicht klar verfolgen können, sind wir für die merkantilistische Zeit jetzt durch die umfassende Darstellung von Nožička unterrichtet, der die genannten Gutsarchive ausgiebig benutzt hat. Neben zahlreichen Artikeln hat Nožička einen „Přehled vývoje našich lesů“ geschrieben³², also eine Übersicht über die Geschichte des Waldes in den böhmischen Ländern. Die nächste Aufgabe wäre jetzt eine Edition von Preisreihen aus den Gutsarchiven. Eine ältere Veröffentlichung läßt vermuten, daß der Brennholzpreis im 18. Jahrhundert von einem niedrigen Niveau aus langfristig angestiegen ist; damit folgte er der allgemeinen Bewegung

²⁸ Nožička 45 ff.

²⁹ Görner, Josef / Turek, Adolf: Státní lesy v období 1949—1960 [Der Staatswald von 1949—1960]. SbAP 17 (1967) 430 ff.

³⁰ Státní Archiv v Třeboni [Staatsarchiv Wittingau]. Svazek 1—4. Prag 1957—1959 (Průvodce po archivních fondech 8—11). Die generelle Übersicht in Svazek 1, die spezielle Geschichte der schwarzenbergischen Archive und ihrer forstlichen Bestände in Svazek 2 mit einer dt. Zusf. S. 209 ff.

³¹ Státní Archiv v Litoměřicích [Staatsarchiv Leitmeritz]. Svazek 2. Prag 1963, S. 103 und 164 ff. (Průvodce po archivních fondech 16).

³² Immer als Nožička ohne weiteren Titel zitiert. Die kleineren Artikel dieses Autors und diejenigen von anderen wissenschaftlichen Mitarbeitern der auf Seite 268 erwähnten Forschungsanstalt für Forst- und Jagdwesen in Zbraslav sind bibliographiert von Nožička, Josef: History Research of Our Forests and Its Further Tasks. In: Communicationes Instituti forestalis Cechosloveniae 18 (1965) 273—281.

auf dem europäischen Holzmarkt³³. Über die Kenntnis der Brennholzpreise hinaus mußte aber auch die Entwicklung der Nutzholzpreise studiert werden, die in Mitteleuropa und Westeuropa schon im 16. Jahrhundert stark angestiegen sind³⁴.

Mit dem Beginn der Industriellen Revolution wurde dann der gesamte Holzmarkt in die kapitalistischen Konjunkturzyklen eingeordnet, das Nutzholz vor allem wurde zur konjunkturreagiblen Ware, weniger elastisch verhielt sich das Brennholz. Auch hier handelt es sich um eine allgemein mittel- und westeuropäische Erscheinung. Das Nutzholz wurde außer in der Landwirtschaft und neben dem städtischen Gewerbe und Bergbau nun auch als Bau-, Möbel- und Schwellenholz für Industrie und Eisenbahnen benötigt³⁵. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verbreitete sich auch die Papierindustrie³⁶.

Die zunehmende Nachfrage nach Holz erlaubte eine Intensivierung der Forstwirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage. Auf diese wissenschaftlichen Grundlagen soll im letzten Abschnitt noch kurz eingegangen werden, an dieser Stelle mag es genügen, die Zunahme der forstwirtschaftlichen Holzproduktion in Zahlen zu erläutern. Sie hat sich seit 120 Jahren etwa folgendermaßen entwickelt (Zahlen in Mio. Festmeter)³⁷:

Böhmens Holzerzeugung 1847—1960

	Böhmen allein				Böhmen, Mähren und Schlesien				
Jahr	1847	1875	1900	1910	1910	1920	1930	1950	1960
Brennholz	3,3	2,7	1,8	1,5	2,9				
Nutzholz	0,4	1,7	3,2	3,2	5,4				
zusammen	3,7	4,3	5,0	4,7	8,3	8,9	10,0	7,4	8,0

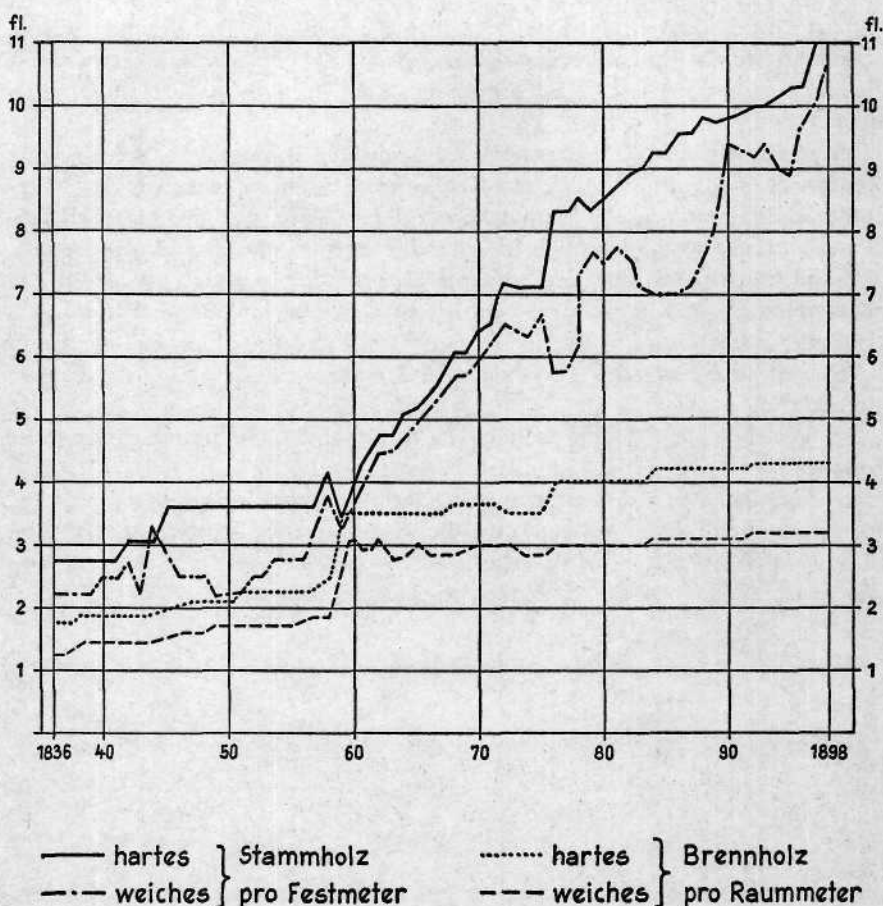
³³ Näheres über die mitteleuropäische Forstwirtschaft überhaupt bei Rubner, Heinrich: Forstgeschichte im Zeitalter der Industriellen Revolution. Berlin 1967, 235 S., hier S. 56 ff. (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 8). — Die Brennholzpreise des Dominiums Buschtěhrad bei Prag, die beim Verkauf an die dortige Brauerei erzielt wurden, sind für die Zeit von 1670 bis 1870 aufgeführt in: Collectiv-Ausstellung von Beiträgen zur Geschichte der Preise veranstaltet zur Welt-Ausstellung 1873 in Wien von der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Hrsg. von Edmund Schebek. Prag 1873, 135 S., hier S. 79—82.

³⁴ Rubner, Heinrich: Forstgeschichte 35 f.

³⁵ Rubner, Heinrich: Forstgeschichte 105 ff. — Die Holzpreise in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert sind graphisch dargestellt und erläutert in: Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft 1848—1898. Festschrift zum Fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Franz Josefs I. Hrsg. vom Comité unter Vorsitz von M. Frhr. v. Kast. Bd. 4. Wien 1899, S. 59 ff. Die erste dieser graphischen Darstellungen ist vereinfacht in unserem Text wiedergegeben.

³⁶ Atlas, Blatt 32 j, gibt die Standorte der holzverarbeitenden sowie der Papierindustrie für 1938.

³⁷ Die Jahre 1847—1910 nach Nožička 393 f.; 1920—1960 nach Urban, Rudolf: Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945. Frankfurt-Berlin 1964, 440 S., hier S. 107.



Holzpreise in Eger 1836-1898

Der reguläre Einschlag in den böhmischen Ländern scheint heute kaum höher zu sein als 1910; dies liegt zum ersten daran, daß damals durch starken Anbau der für die Industrie wertvollen Fichte ein Maximum an Produktivität erreicht worden ist, während von 1917 an Naturkatastrophen außerplanmäßige Einschnitte erzwangen. Dadurch hat sich der Vorrat vermindert. Zweitens sind Übernutzungen auch aus außenwirtschaftlichen Gründen vorgenommen worden, nach der ersten Inflation, von 1924 an in der Form des kapitalistischen Exports, im Zweiten Weltkrieg dann als neo-merkantilistische Zwangsmaßnahme der Diktatur³⁸.

³⁸ Atlas, Blatt 32 k.

Wir haben damit bereits das Exportproblem berührt, das schon vor der Industriellen Revolution wichtig war. Der gegebene Ausfuhrweg für Flößerei und Trift war die Elbe, in merkantilistischer Zeit wurde er vom Landesherren gelegentlich erschwert³⁹. Ende des 18. Jahrhunderts baute Rosenauer im Plöckensteingebiet einen Kanal für Brennholztrift ins Oberösterreichische. Auf diesem sog. „Schwemmkanal“ sind zwischen 1790 und 1873 insgesamt 14 Mio. Raummeter Brennholz getriftet worden, hauptsächlich für die Versorgung der Großstadt Wien. Das waren jährlich also zwischen 100 000 und 200 000 Raummeter oder 50 000 bis 100 000 to⁴⁰. Mit der beginnenden Industrialisierung Sachsens überrundete aber bald der Nutzhollexport auf Flößen den Brennholzexport. Dies läßt sich aus der Einfuhrstatistik des Deutschen Reiches nachweisen.

Auf der Elbe kamen ins Deutsche Reich⁴¹

1873—1875 i. D.: 0,2 Mio. to. Nutzholz

1900—1902 i. D.: 0,3 Mio. to. Nutzholz

Als Konkurrentin der Flößerei entwickelte sich die Eisenbahn, die auch Bayern und Preußisch-Schlesien mit böhmischem Holz beliefern konnte. So kamen per Bahn ins Deutsche Reich⁴²

1900 0,5 Mio. to. Nutzholz

1911—1913 i. D.: 0,3 Mio. to. Nutzholz

Damit ergibt sich, daß um die Jahrhundertwende etwa 0,8 Mio. to (1,2 Festmeter) Nutzholz aus Böhmen ins Deutsche Reich importiert wurden. Wenn auch ein Teil davon als Transitholz anzusprechen ist, so muß doch ein beachtlicher Teil der böhmischen Eigenproduktion damals nach den deutschen Nachbarländern ausgeführt worden sein. Diese kurzen Ausführungen über Holzpreise, Holzerzeugung und Holzausfuhr mögen zeigen, daß es sich lohnt, über die von Nožička ausführlich behandelte merkantilistische Zeit und die Zeit der Frühindustrialisierung hinaus auch die Probleme des letzten Jahrhunderts umfassend zu behandeln. Dabei dürfte allerdings auch die Bildung einer Waldarbeiterschaft nicht vergessen werden; denn die Waldarbeiter sind als Berufsgruppe erst mit der Industrialisierung entstanden. Vorher hat es natürlich Köhler in den Bergbaugebieten, Flößer an den großen Flüssen und vereinzelte Holzhauersiedlungen gegeben. Die aus Tirol angesiedelten Holzhauer des Riesengebirges haben nach Hegerová um 1600 herum mehrere Aufstände unternommen⁴³. Aber die meisten Arbeitsleistungen wurden von den Bauern auf dem Wege der Fronen für die Gutsherr-

³⁹ Nožička 151, 304 ff.

⁴⁰ Hauska, Leo: Joseph Rosenauer und sein Werk. In: Centralblatt für das gesamte Forstwesen 66 (1949), hier besonders S. 94 und 96.

⁴¹ Endres, Max: Forstpolitik. 1. Aufl. Berlin 1906, 823 S., hier S. 622.

⁴² Ebenda 2. Aufl. Berlin 1922, 905 S., hier S. 593.

⁴³ Hegerová, Věra: Bouře lesního dělnictva v Krkonoších horách na konci 16. a počátku 17. století [Aufruhr der Waldarbeiterschaft im Riesengebirge am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts]. Lesnická Práce (1954) 510 ff.

schaft geleistet oder auch gegen Entgelt. Mit der Zunahme der Waldnutzung haben die Gutsherren dann zwischen 1670 und 1848 zahlreiche Holzhauerdörfer gegründet, im Böhmerwald allein sind es nach Blau etwa 70 Siedlungen gewesen⁴⁴. Wahrscheinlich hat sich nach der Aufhebung der Grundherrschaft die Zahl der Holzhauer vermehrt, die Fronen entfielen, und mancher Kleinbauer mag nun seinen Haupterwerb im Walde gefunden haben. Die Zahl der Waldarbeiter und Forstangestellten stieg dementsprechend in den böhmischen Ländern auf über 100 000 Beschäftigte an⁴⁵:

Jahr	1935	1956
Waldarbeiter	83 000 ^a	66 000 ^b
Forstangestellte	29 000	14 000

^a auf Vollbeschäftigte umgerechnet.

^b Nebenbeschäftigte mitgerechnet, nicht aber Saisonarbeiter.

Eine zusammenfassende Behandlung der Waldarbeiter ist dem Verfasser bisher nicht bekannt geworden, jedoch hat Bouža über die freiwillige und zwangsmäßige Waldarbeit im Sudetengebiet während des Zweiten Weltkrieges einen Vortrag anlässlich einer Internationalen Tagung 1966 in Liblice gehalten⁴⁶.

De iuribus silvarum — Forst und Herrschaft

Die mittelalterliche Forstverwaltung hatte einen römischen Vorläufer in Gestalt des „saltus“, der Waldweidedomäne. Soweit diese Forstverfassung wirklich an römische Vorläufer anknüpfte, blieb sie weitgehend an Fiskalorte gebunden, im Forst von Orléans also an die fränkische Königspfalz Orléans⁴⁷. Die Sonderstellung des Forstes ist in solchen Fällen in erster Linie durch die ökonomische Besonderheit der Waldnutzung bedingt. Anders liegen die Verhältnisse bei denjenigen Forsten, die erst im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Erschließung einen individuellen Herrn erhielten, hier war die Forstverfassung nicht ursprünglich, sondern rezipiert. Der Forst mit den Hoheitsrechten an Wasser, Schweinemast, Holz, Wild, Bienen und Menschen wurde dann vielfach zum Kern einer neuen Landesherrschaft. Th. Mayer und K. Bosl haben wiederholt und deutlich darauf hingewiesen⁴⁸.

⁴⁴ Blau: Böhmerwälder 61—66.

⁴⁵ Urban 107.

⁴⁶ Bouža, Erik: Land- und Forstarbeiter im besetzten tschechoslowakischen Grenzgebiet während des Zweiten Weltkrieges. Msk. Adresse des Verfassers: Okresní archiv Náchod.

⁴⁷ Rubner, Heinrich: Vom römischen saltus zum fränkischen Forst. In: Historisches Jahrbuch 83 (1964) 271—277. — Ders.: Forst. In: Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Lfg. 5. Berlin 1968, Sp. 1168 ff.

⁴⁸ Mayer, Theodor: Der Staat der Herzoge von Zähringen. Freiburg i. Br. 1935 (Freiburger Universitätsreden, Heft 20). — Bosl, Karl: Forsthoheit als Grundlage der Landeshoheit in Bayern. In: Gymnasium und Wissenschaft. Festschrift des Maxgymnasiums München 1950, besonders S. 10.

Auch die slawischen Fürsten haben die Forstverfassung erst im Laufe der Zeit rezipiert, und nicht immer vollständig. Ihre ursprüngliche Konzeption erstreckte sich vielleicht nur auf die Aneignung von Erträgen der Jagd und Bienenzucht. Auf den russischen Zweig dieser Entwicklung habe ich — an Grekov anknüpfend — 1966 anlässlich eines Vortrages in der Tschechoslowakei hingewiesen⁴⁹. In Polen wurden die Königsrechte an Jagd und Imkerei frühzeitig als Regalien interpretiert. Im Zuge der Feudalisierung versuchte der polnische König wenigstens die hohe Jagd auf den Bison (Wisent), den Auerochsen (Ur) und den Biber festzuhalten⁵⁰. Die Ausbildung territorialer Waldbezirke ist unter solchen Verhältnissen spät erfolgt, in Rußland gibt es hierfür kaum mittelalterliche Beispiele, erst im 16. Jahrhundert sind derartige territoriale Sonderungen von Bienenbezirken oder Wildnissen (*puszcza*) gut zu verfolgen⁵¹.

Die böhmischen Fürsten scheinen zumindest bis ins 11. Jahrhundert an der altslawisch geprägten Jagdverfassung festgehalten zu haben; Cosmas kennt nur diese⁵². Was bei ihm „venator“ heißt, wird später mit „lowchy, lowec“ Jäger übersetzt⁵³, dazu gibt es einen „magister venatoriae dignitatis“ oder „venator summus“, also den Leiter der Jagdverwaltung bei Hofe⁵⁴. Welchen Rechtsstand diese altslawischen Jäger hatten, ist allerdings nicht immer klar. Lippert hat den einfachen „venator“ für unfrei gehalten⁵⁵, dies müßte aber erst aufgrund aller přemyslidischen Urkunden, der echten wie auch der gefälschten, genau untersucht werden.

Leichter zu fassen als die soziale Seite ist das System der Naturalleistungen und Geldabgaben in der altböhmischen Jagdverfassung. Es soll hier aufgrund einer Urkunde interpretiert werden, die König Wenzel I. 1249 für das Kloster Doxan an der unteren Eger ausgestellt hat⁵⁶. Es ist dort zuerst die Rede von einem „jugum servitutis seu exactionis et gravaminis“, von dem die „homines“ des Klosters befreit werden sollen. Auf die Jagd bezieht sich unter den Hörigkeitsmerkmalen im Sinne der Urkunden zunächst „narez

⁴⁹ Rubner, Heinrich: Anfänge des Forstwirtschaftsbetriebes: römische „Saltus“, russische „semli bortnye“, fränkische „forestes“. *Acta Musaeorum Agriculturae*. Heft 1/2. Prag 1966, S. 35 f.

⁵⁰ Rutkowski, Jan: *Histoire économique de la Pologne avant les partages*. Paris 1927, S. 13. — Ślaski, Kazimierz: *Okres wolnego wykorzystwania lasu* [Zeit der freien Waldnutzung]. In: *Dzieje lasów leśnictwa i drzewnictwa w Polsce* [Geschichte der Wälder, der Forst- und der Holzwirtschaft in Polen]. Warschau 1965, S. 43—69, vor allem S. 66.

⁵¹ Rubner, Heinrich: *Anfänge* 36. — Broda, Józef: *Okres powstawania towarowej gospodarki leśnej* [Zeit der Entstehung der Waldwarenwirtschaft]. In: *Dzieje* 71—126, vor allem S. 77 ff.

⁵² Cosmas, zu den Jahren 1000, 1055, 1061.

⁵³ Gebauer II, 271 ff.

⁵⁴ *Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae*. Pars II. Hrsg. von Gustavus Friedrich. Prag 1912, n. 286 (1226) und n. 375 (Falsifikat des 13. Jh.).

⁵⁵ Lippert I, 272.

⁵⁶ *Codex*, Pars IV/1. Hrsg. von Jindřich Šebánek und Sáša Dušková. Prag 1962, n. 169.

aut nozleh“ (Nachtlager und Bewirtung). Es handelt sich dabei um die Führung der Netze bei der Jagd, dann um die Versorgung der Jagdhunde und schließlich um die Verpflegung der „holiti“, der Hundeführer. Indes ist die slawisch benannte Gastung der Jäger keineswegs typisch für die böhmische Jagdverfassung allein, es handelt sich dabei um ein gefürchtetes Gewohnheitsrecht der Könige und Herzöge im west- und ostfränkischen Reich, das recht gut belegt ist, weil es gerade die Klöster besonders belastete⁵⁷.

Im Westen nicht bekannt dürfte ein anderes „jugum servitutis“ sein, das als „seztné“ bezeichnet wird und an den „magister venatorie dignitatis“ zu entrichten war. Es wird von *čestné* (= Weggebühr) abgeleitet⁵⁸. Diese Befreiung von „seztné“ galt allerdings nur für Holzbezug aus dem klösterlichen Wald, bei der Nutzung von Holz im Kronwald blieb die Abgabe erhalten. Wesentlich ist, daß beide Leistungen zur königlichen Jagdverfassung gehört haben. Zwei weitere Begriffe sind formal mit der Wendung „Sint etiam pauperes liberi et absoluti“ anders eingeordnet. Da ist zunächst „wrez“, von Erben als Kerbholz erläutert. Man schnitt ein Stück Holz an, wenn eine gerichtliche Vorladung stattfand⁵⁹. Diese Handhabung des Kerbholzes ist ja in Deutschland gleichfalls üblich gewesen und lebt im Sprichwort auch hier wie in Böhmen weiter. Daß sie in der deutschen Forstverfassung ihren Platz hatte, hat Schwappach belegt⁶⁰. In unserem Zusammenhang scheint also die Vorladung klösterlicher Hintersassen gemeint zu sein, die dann ein weiteres nach sich zog, die „preseca“ oder „succisio silve“, ferner die „opera castrorum seu fossatorum atque piscinarum“. Das sind also dreierlei Gruppen von Arbeitsvorgängen, nämlich Holzschlag, Befestigungsarbeiten und Arbeiten an den Fischweihern. Es handelt sich also um Fronen, um Scharwerke für die Burgverfassung. Dabei interessiert uns insbesondere die „preseca“, was im Tschechischen nicht nur Holzschlag bedeutet, sondern auch den zur Wehrverfassung gehörigen Verhau⁶¹. Damit ist der innere Zusammenhang von Jagd- und Wehrverfassung erwiesen. Geographisch eindeutig wird er dadurch, daß das Kloster Doxan schon im 12. Jahrhundert an der oberen Eger Waldbesitz zur Rodung erhalten hatte, d. h. im Grenzgebiet Böhmens gegen das damalige Reichsland Eger⁶².

⁵⁷ Rubner, Heinrich: Untersuchungen zur Forstverfassung des mittelalterlichen Frankreichs. Beiheft 49 zur Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Wiesbaden 1965, S. 21. — Ders.: Das Damenstift Remiremont und sein Forstwesen. Zeitschrift für Agrargeschichte 14 (1966) 180.

⁵⁸ Gebauer, Bd. 1. Prag 1903, S. 139 f.

⁵⁹ Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. Pars I. Hrsg. von Carolus Jaromirus Erben. In: Abhandlungen der kgl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Fünfte Folge. Band 8. Heft 2. Prag 1854. Glossarium, S. 811.

⁶⁰ Schwappach, Adam: Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. Bd. 1. Berlin 1886, S. 521.

⁶¹ Einleuchtend durch die analogen Verhältnisse auf schlesischer Seite Pfitzner, Josef: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes. Bd. 1. Reichenberg 1926, S. 40 (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft 18). — Vgl. Loserth 197.

⁶² Lippert II, 323 f.

Auf die Rodungen selbst soll nun nicht eingegangen werden, sie gehören in den Zusammenhang der slawischen und deutschen Siedlungsgeschichte. Auch auf die Wehrverfassung soll nicht weiter eingegangen werden, die Choden von Taus und Tachau sowie die Burgbezirke Elbogen, Trautenau und Glatz sind, ähnlich wie die Rodungen des Hochmittelalters, oft genug gewürdigt worden⁶³. Wesentlich erscheint es aber, daß der Bau von Verhauen zu einer sachlichen Beziehung von Jagd- und Wehrverfassung führt, und damit wird auch verständlich, daß Böhmens Landesherren Begriffe der fränkischen Forstverfassung rezipiert haben.

Die von der Landesnatur gegebene Kontaktzone bei dieser Rezeption mag das Egerland gewesen sein. Bosl hat mehrfach darauf hingewiesen, daß es im Egerland zur Stauferzeit neben dem „*judex provincialis*“ und dem städtischen „*judex civilis*“ auch einen „*forestarius*“ gab, der die „*custodia nemoris nostri circa Egram*“ besaß⁶⁴. Die von den Staufern organisierte Forstverfassung des Egerlandes ist dann bekanntlich im 14. Jahrhundert von den böhmischen Königen als den Pfandherren des Egerlandes anerkannt und fixiert worden⁶⁵. Indes hat sich die Terminologie der fränkischen Forstverfassung schon zuvor, im 13. Jahrhundert, unter den Přemysliden, in der Kanzleisprache verbreitet. Man nennt die Jäger jetzt „*forestarii*“ in Wendungen wie „*forestariorum nostrorum qui vulgo louschi appellantur*“⁶⁶, oder „*forestariorum nostrorum qui vulgariter louchi vel haini dicuntur*“⁶⁷. Neben dem „*lowchy*“, Jäger, gibt es also noch Waldwärter, deren Name aus „*háj*“ abgeleitet ist. Ob „*háj*“, wie das Deutsche „Hain“, den bäuerlichen Niederwald bedeutet, der im Rodungsgebiet häufig vorkommt, ist noch nicht gesichert⁶⁸.

Ganz hat sich freilich die Forstverfassung der Stauferzeit in Böhmen nicht durchgesetzt: der Forst als Territorialbezirk ist hier ähnlich wie in Niederdeutschland und Polen nicht zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Bezeichnung „*forestaria*“ für den Amtsbezirk⁶⁹ hat sich dementsprechend nicht so weit verbreitet wie die Person des „*forestarius*“. Immerhin erscheint in den Quellen der luxemburgischen Zeit an der Spitze der Forst- und Jagdverwaltung ein „*summus forestarius*“⁷⁰. Man darf bei dieser Stellung aller-

⁶³ Beer, K.: Zur Wehr- und Gerichtsorganisation böhmischer Grenzgebiete im Mittelalter. MIOG 52 (1938). — Roubík, František: Dějiny Chodu u Domažlic [Die Geschichte der Choden bei Taus]. Prag 1931.

⁶⁴ Bosl, Karl: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. 2 Bde. Stuttgart 1950—1951 (Schriftenreihe der MGH). Bd. 1, S. 494.

⁶⁵ Sturm, Heribert: Eger. Geschichte einer Reichsstadt. Bd. 1. 2. Aufl. Geislingen 1960, S. 104, 188 f.

⁶⁶ CD III, n. 862 (1234).

⁶⁷ Codex diplomaticus IV/1, n. 288.

⁶⁸ Schwarz 138 f., 195.

⁶⁹ Archivum Coronae Regni Bohemiae. t. II. Hrsg. von Venceslaus Hrubý. Prag 1928, n. 227 (Königgrätz). — Celakovsky, J.: Codex juris municipalis regni Bohemiae. Vol. II, Prag 1895, n. 289 (Trautenau). — Ferner CD III, n. 1112, 1186 und 2220 (Kamaik b. Příbram).

⁷⁰ Zur Zeit Wenzels IV.: Haas, Antonín: Katalog listin z let 1378—1437. Prag 1947, n. 17 und n. 195 (Archiv Koruny České 5); die dort erwähnten Georg von Rostok

dings nicht an das Haupt einer mächtigen Bürokratie glauben, ein Teil der Waldeinnahmen ging nach wie vor an die Burggrafen⁷¹, auch fungierte der „*summus forestarius*“ den Quellen zufolge auch in allerlei Angelegenheiten, die mit Wald und Jagd nichts zu tun hatten. Ob er Waldvisitationen abhielt wie der französische „*Magister et inquisitor forestarum*“ ist ungeklärt, Karl IV. mag immerhin versucht haben, sich an das französische Vorbild anzuschließen, hatte er es doch in seiner Jugend kennengelernt⁷². Für die Wirksamkeit des „*summus forestarius*“ in Böhmen ist neben dem französischen Vorbild auch die Parallelentwicklung in Österreich zum Vergleich heranzuziehen, wo Erzherzog Rudolf der Stifter einen Erbjägermeister bestätigte⁷³. Fest steht nach Šmelhaus, daß die böhmischen Forstmeister noch im 16. Jahrhundert dem obersten Forstmeister untergeordnet waren und nicht den örtlichen Verwaltern des königlichen Kammergutes unterstanden⁷⁴.

In der Folge hat König Karl IV. beim Entwurf der *Majestas Carolina* auf den Begriff der „*foresta*“ verzichtet und dafür „*regia silva*“ einsetzen lassen; dennoch war dieser Entwurf zu stark am Römischen Recht orientiert und für die böhmische Verfassungswirklichkeit zu drakonisch geraten⁷⁵. Mit dem Spätmittelalter hatte sich überall in Mittel- und Westeuropa die Forstverfassung der Könige zugunsten örtlicher Gewalten gelockert, feudaler, kirchlicher und auch kommunaler, selbst das despotische Forstrecht Englands war seit der Verkündung der *Magna Charta* erschüttert⁷⁶. So ging die regionale Herrschaftsbildung in Böhmen trotz der *Majestas Carolina* auch im Bereich der Forstverfassung weiter.

Über die Entwicklung dieser feudalisierten Forstverfassung hat Nožička viel Material beigebracht⁷⁷; doch es soll hier die Frage aufgeworfen werden, was im Zuge dieser Entwicklung aus den bäuerlichen Rechten am Walde geworden ist. Bäuerlicher Waldbesitz ist zunächst für die königlichen Freisassen im 12. Jahrhundert belegt, für die „*heredes*“ oder „*dědici*“, über die kürzlich Šmelhaus wieder gearbeitet hat⁷⁸. Im 13. Jahrhundert

und Philipp Lawth von Kostelec siehe auch in Friedrich, Gustavus: *Desky dvorské kralovství českého 1395—1410* [Die Hoflehenstafel des Königreiches Böhmen], p. 150, 223, 275 (Archiv Český 35) sowie in einer Edition desselben Autors: *Desky dvorské. Bd. 7 = Liber citationum primus, 1383—1407*. Prag 1929, p. 24.

⁷¹ Bachmann, Adolf: *Geschichte Böhmens*. Bd. 2. Gotha 1905, S. 26 nach einem Urbarfragment von 1412.

⁷² Rubner, Heinrich: *Untersuchungen* 133 ff. und 154 f. — Klein, W.: *König Karls IV. Jugendaufenthalt in Frankreich*. Diss. Univ. Berlin 1926.

⁷³ Schwappach I, 244. — Huter, Franz: *Das Oberstjägermeisteramt*. Wien 1937, S. 332 ff. (L. Bittner: *Gesamtinventar III/2*) = *Inventare des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs Teil 4*.

⁷⁴ Mündliche Mitteilung des Gewährsmanns nach archivalischen Unterlagen.

⁷⁵ *Majestas*, cap. XLIX bis LVII auf S. 145 ff. — Vgl. Rubner, Heinrich: *Untersuchungen* 180.

⁷⁶ Ebenda 182 ff.

⁷⁷ Nožička 45 ff. — Graus II, 289 f.

⁷⁸ Šmelhaus, Vratislav: *Kapitoly z dějin předhusitského zemědělství* [Abhandlun-

finden wir dann Gemeindewälder, bzw. Waldallmenden von Landgemeinden in Wendungen, wie „*silva que vocatur Obecski*“ oder „*silva que vocatur Obetna ochozv*“: der Wald, der „Gemeindeumgang“ heißt⁷⁹. Daß die Bildung solcher Allmenden durch die Rodungsprivilegien gefördert wurde, kann als sicher gelten. Schon Zycha hat auf die Allmenden bei den Gründungsstädten hingewiesen. Die Städte waren freilich wegen ihres Reichtums vor den Dörfern begünstigt. So hat sich etwa Eger erst das Amt des Forstmeisters von König Johann verleihen lassen, dann umfangreiche Wälder dazugekauft und sich schließlich in einem bekannten Weistum ihre Forstverfassung bestätigen lassen⁸⁰.

In den Hussitenkriegen erweiterten die Taboriten den Obec-Begriff in der Theorie⁸¹. Die Niederlage der Taboriten hat vielleicht die rechtliche Festigung der Allmenden zum Stocken gebracht, wenigstens bringt Míka neuerdings Material über die Bedrückung der Bauern in dieser Hinsicht bei⁸². Für die Zähigkeit der böhmischen Bauern spricht, daß bei der Erstellung der Steuerrollen von 1682 noch 107 000 ha Untertanenwälder ausgewiesen wurden. Diese Zahl ist, wie Nožička zeigt, zu gering, weil in verschiedenen Landesteilen die Wälder der Dorfgemeinden und Bauern nur statistisch zu den herrschaftlichen gerechnet wurden⁸³. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß gerade freie Bauern nicht unbedingt den Wunsch nach der Deklaration eines Waldeigentums hatten. Die Künischen Bauern im „Kralovsky Hvozď“ hatten faktisch freie Holznutzung im hohen Böhmerwald. Als der josefinische Kataster angelegt wurde, lehnten sie sogar eine angebotene Übereignung ab, um der Grundsteuer zu entgehen⁸⁴.

Nach der Aufhebung der Grundherrschaft konnten dann die Rechtstitel endgültig fixiert werden. 1895 wurden in Böhmen 185 000 ha Gemeindewald gezählt sowie 275 000 ha Kleinwaldbesitz⁸⁵. Die Masse des letzteren mag in bäuerlicher Hand gewesen sein. Das ist mehr, als gewöhnlich für ein Land jahrhundertelanger Erbuntertänigkeit angenommen wird, es ist natürlich weniger als in Westdeutschland mit seiner stärkeren kommunalen Tradition:

gen zur Geschichte der vorhussitischen Landwirtschaft]. In: Rozpravy Ceskoslovenské akademie věd. 74, Sešit 9 (1964), hier S. 5.

⁷⁹ Schwarz 90 — Graus 258 f. Also nicht erst im 14. Jahrhundert, wie Richter in: Handbuch der böhm. Länder. Hrsg. v. Karl Bosl. Bd. 1. Stuttgart 1967, S. 244.

⁸⁰ Sturm 188 f., mit Faksimile des Forstweistums, das vielfach unter der Bezeichnung „Egerer Forstordnung“ läuft, ferner allgemein: Lippert, Julius: Bürgerlicher Landbesitz im 14. Jahrhundert. Prag 1902.

⁸¹ Seibt, Ferdinand: Hussitica. Beiheft 8 zum Archiv für Kulturgeschichte. Köln 1965. Hier allgemeine Ausführungen zur Entwicklung des Begriffspaares Oběc — commune.

⁸² Míka 176 f.

⁸³ Nožička 107.

⁸⁴ Blau, Josef: Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde. Pilsen o. J. [= 1932], 661 S., hier S. 177 f., 212.

⁸⁵ Geschichte der Land- und Forstwirtschaft IV, 12. Zur regionalen Verteilung: Atlas, Karte 32 j zu 1918.

Die Länder Württemberg, Baden und Hessen verfügten 1913 bei einer Böhmen entsprechenden Gesamtwaldfläche allein über 429 000 ha Gemeindevwald⁸⁶.

Dem Wachstum des böhmischen Großwaldbesitzes gegenüber enthielt sich die habsburgische Monarchie zunächst der direkten Intervention; jedoch wurde seit 1713 versucht, in sogenannten „Katastralbekenntnistabellen“ eine Übersicht über die Leistungsfähigkeit der Wälder zu erhalten⁸⁷. Nach einigen Vorarbeiten hat dann Kaiserin Maria Theresia für Böhmen die Waldordnung vom 5. 4. 1754 erlassen, in der sie jenes staatliche Aufsichtsrecht in Anspruch nahm, das die Stände ihrem Vorgänger Karl IV. nach Verkündigung der Majestas Carolina verweigert hatten⁸⁸. Die Wirksamkeit der Waldordnung von 1754 blieb allerdings zunächst begrenzt, doch ermöglichte der josephinische Kataster und ein Hofkammerdekret vom 17. 3. 1789 eine bessere Klärung der Rechtsverhältnisse. Insgesamt ergab sich aus dem josephinischen Kataster eine Waldfläche von rund 1,3 Millionen ha in Böhmen⁸⁹. Die Monarchie besaß hiervon nur noch 80 000 ha sog. Kammerwald, dazu kamen 55 000 ha Waldfonds, den Josef II. aus Kirchengut beschlagnahmt hatte. Beide Besitzgruppen hat der österreichische Staat wegen seiner dauernden finanziellen Verlegenheiten bis 1868 abgestoßen⁹⁰.

So kam es, daß die großen adeligen Waldbesitzer nach Aufhebung der Grundherrschaft über ein unbestrittenes Privateigentum an 68 % der böhmischen Waldfläche verfügten, nur 32 % gehörten Stadtgemeinden, Landgemeinden, Bauern und Kirchen⁹¹. Auf seine Wirksamkeit verzichtete der österreichische Staat in Böhmen aber nicht, er erließ am 3. 12. 1852 ein Reichsforstgesetz. Der darin vorgesehene Forstaufsichtsdienst war nicht polizeilich ausgerichtet, sondern auf die Hebung der wirtschaftlichen Produktivität hin organisiert. Er blieb auch in der Ersten Tschechoslowakischen Republik bestehen⁹². Die gegen die Jahrhundertwende beginnenden nationalen Streitigkeiten belasteten die Rechtsverhältnisse wenig, weil die adeligen Großgrundbesitzer ihren Forstmeistern die Wahl der Kanzleisprache zu überlassen pflegten⁹³.

Die absolute Vorherrschaft des adeligen Großwaldbesitzes endete mit der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Die nun eingeleitete staatliche Bodenreform ist von den Sudetendeutschen als antideutsche Maßnahme aufgefaßt worden. Da der Großwaldbesitz vor allem in den wald-

⁸⁶ Endres 2. Aufl., 11.

⁸⁷ Nožička 117 ff.

⁸⁸ Ebenda 189 ff.

⁸⁹ Ebenda 200 ff.; die Waldfläche nach dem Josephinischen Kataster 391.

⁹⁰ Schindler, Karl: Die Forste der in Verwaltung des k. k. Ackerbauministeriums stehenden Staats- und Fondsgüter. 2 Teile. Wien 1885, 1889, hier T. 1, S. 40 ff.

⁹¹ S. Anm. 85.

⁹² Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt 1852/II. (Wien 1852) 1053—1080 (deutsche und tschechische Fassung).

⁹³ Mdl. Mitt. auf dem Kongreß der Landwirtschaftlichen Museen in Liblice im Oktober 1966.

reichen Grenzgebieten konzentriert war, traf die partielle Enteignung vielfach die dort Ansässigen. Es wäre wünschenswert, über diese Vorgänge eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu erhalten. Eine weitere Gruppe von Problemen verbindet sich mit den insgeheim vorgenommenen Enteignungen nach 1939. Nun stellte die nationalsozialistische Diktatur vor allem die Güter der Fürsten Schwarzenberg und Lobkowitz unter Sequester⁹⁴. Darüber hinaus plante sie die „Beschlagnahme oder Enteignung schlechtbewirtschafteten Waldes“ sowie die Bildung von „Genossenschaften“ aus dem kleinen Privatwald⁹⁵. Somit war die historische Forstverfassung Böhmens bei Kriegsende auf dem Verordnungswege schon tief erschüttert. Heute, in der zweiten tschechoslowakischen Republik, hat der Staatswald eine Ausdehnung erlangt, die sich die Verfasser der Majestas Carolina niemals hätten träumen lassen. Durch Dekret des Präsidenten Beneš wurde am 21. 6. 1945 sämtlicher Waldbesitz von Deutschen und Kollaborateuren enteignet⁹⁶. Zwei Jahre später folgte die Enteignung des größeren Waldbesitzes (über 50 ha) bei den tschechischen Staatsbürgern. Schließlich ist auch der Kirchenwald, Städtewald und der Wald von Urbargemeinschaften enteignet worden. Als neue Form des Waldbesitzes wurde nur das Eigentum der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zugelassen, die im inneren Böhmen neben den staatlichen Forstwirtschaftsbetrieben eine bescheidene Rolle spielen⁹⁷.

De scientia forestali — Von der Forstwissenschaft

Daß Böhmen ein Land alter Waldkultur ist, steht fest. Ein Manuskript des italienischen Agronomen und Waldkenners Petrus de Crescentiis kam noch im 14. Jahrhundert nach Prag⁹⁸, im 15. Jahrhundert wurde es ins Tschechische übersetzt⁹⁹. Wohl noch früher bekannt als die forstliche Theorie des Crescentius war die Praxis des Niederwaldes. Daß man den Stockausschlag der Laubhölzer für die Anzucht junger Bestände benutzte, ist seit

⁹⁴ Statistisches Material über die Verhältnisse zwischen 1939 und 1945 bieten in begrenztem Maße Heger, Anton: Reichsgau Sudetenland. Tharandter Forstliches Jahrbuch 92 (1941) 338—350. — Ferner Francke, C. / Whistling, F.: Protektorat Böhmen und Mähren. Ebda, S. 366—376. — Zur Enteignung des Hauses Schwarzenberg am 1. 9. 1940 Hinweise in: Státní Archiv v Třeboni. Bd. 2. Prag 1958, S. 76 (Průvodce po státních archivech 9).

⁹⁵ Francke, C.: Die Forstwirtschaft im Protektorat. In: F. Heiß: Das Böhmen- und Mährenbuch. Prag 1943, S. 434.

⁹⁶ Urban 105. Der enteignete Wald ging faktisch ganz an den Staat über, obwohl ursprünglich auch die Gemeinden damit dotiert werden sollten.

⁹⁷ Forests of Czechoslovakia. Hrsg. von L. Hružík, M. Novák, M. Vyskot, V. Zášměta. Prag 1960, S. 32. — Görner/Turek 441 ff.

⁹⁸ Czerny, Václav: Crescentius v Čechách [Crescentius in Böhmen]. In: Sborník k 70 m narozeninám Dr. J. B. Nováka [Sammelwerk zum 70. Geburtstag von Dr. J. B. Novák]. Prag 1932.

⁹⁹ Crescentius Bohemus. Hrsg. von Vratislav Šmelhaus und Květa Neraďová. Prag 1966—68, wovon Buch VII Vo lukách a vo lesích [Über Wiesen und Wälder] handelt.

1414 belegt. Dieser Beleg eines siebenjährigen Niederwaldumtriebes stammt zwar aus Mähren¹⁰⁰, da der Niederwald aber auch im spätmittelalterlichen Deutschland sehr verbreitet war, dürfte er in Böhmen spätestens zur Zeit der Luxemburger bekannt geworden sein¹⁰¹. Heute spielt er nur noch in Mähren eine gewisse Rolle, weil in Böhmen der Fichtenanbau weitaus ertragreicher ist als die Brennholzproduktion der Niederwälder¹⁰².

Die großen Buchen-Fichten-Tannenwälder der böhmischen Gebirge sind schon im ersten Abschnitt erwähnt worden. Sie verjüngten sich im Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein aus ihrem eigenen Samen. Nur in den Bergbaugebieten begann man im 16. Jahrhundert Bestände mit Hilfe der Saat anzulegen, wenn die Wälder gar zu sehr verwüstet waren¹⁰³. Häufiger wurden nach Nožička die Waldsaaten zu Beginn des 18. Jahrhunderts¹⁰⁴. Wie in Abschnitt 2 erwähnt, stiegen damals die Holzpreise, und nun reichte die Naturverjüngung der Gebirgswälder nicht mehr aus¹⁰⁵. Fördernd wirkte sich dabei die Tätigkeit der Hausväter aus, die seit 1679 ihre Publikationen herausbrachten. Damals schrieb Christoph Fischer, Rektor am Prager Clementinum, ein lateinisches Werk über hausväterliche Ökonomie. Es wurde 1705 ins Tschechische übersetzt¹⁰⁶. Von den anderen Hausvätern lobt Nožička besonders Joseph von Feldeck. Nach 1750 verbreiteten sich dann die Werke deutscher Kameralisten, wie J. G. Beckmann, H. D. v. Zanthier u. a. Bereits 1760 erschien, wieder in Prag, ein „Wald-, Forst- und Jägerlexicon“ von einem unbekannten F. C. v. G., dessen Systematik kürzlich Kehr gewürdigt hat¹⁰⁷. 1793 ließ dann ein liechtensteinischer Forstmeister „Gegründete Versuche und Erfahrungen von der zu unserer Zeit höchst nöthigen Holzsaat“ deutsch und tschechisch erscheinen¹⁰⁸, und sieben Jahre später folgte die erste selbständige tschechische Veröffentlichung von F. Dušek unter dem Titel „První zaklady umění polesného“¹⁰⁹.

Die erste Forstschule verdankt Böhmen Ignaz Joseph Ehrenwerth, dieser gründete sie noch im 18. Jahrhundert als private Einrichtung nach mitteldeutschem Muster. Sie wurde von allerhand Forstleuten nachgeahmt, die im

¹⁰⁰ Das Urbar der liechtensteinischen Herrschaften Nikolsburg, . . . aus dem Jahre 1414. Hrsg. von Bertold Bretholz. Reichenberg-Komotau 1930, 451 S., hier S. 109—116 (Sudetendeutsche Geschichtsquellen 3).

¹⁰¹ Hausrath, Hans: Geschichte des Waldbaues. Manuskript im Institut für Forstgeschichte der Univ. Freiburg i. Br. von 1944, S. 24.

¹⁰² Czechoslovak Forestry, Beil. 6.

¹⁰³ Nožička 52 ff.

¹⁰⁴ Ebenda 65.

¹⁰⁵ Siehe oben S. 272 f.

¹⁰⁶ Nožička 121 ff.

¹⁰⁷ Kehr, Kurt: Die Fachsprache des Forstwesens im 18. Jahrhundert. Marburg 1964, 386 S., hier S. 25 (Beiträge zur deutschen Philologie 32). Die 1. Aufl. von 1760, wie Nožička 211 zeigt, und nicht 1764, wie Kehr angibt.

¹⁰⁸ Nožička 213 (tschechisches Titelblatt).

¹⁰⁹ Ebenda 215 (Titelblatt). Der deutsche Titel lautet in Übersetzung: „Anfangsgründe der Forstwissenschaft“; eine deutsche Ausgabe erschien 1808, ebenda 216.

Dienst der Großgrundbesitzer standen¹¹⁰. Auch die Karls-Universität nahm forstwirtschaftliche Vorlesungen in ihren Lehrplan auf, später gingen die interessierten Forstleute zum Polytechnikum. Dort habilitierte sich auch Christoph Liebich, ein Schlesier, der auf der sächsischen Forstakademie in Tharandt studiert hatte. Er wollte zur Behebung der Holznot in den Industriebezirken kahlgeschlagene Flächen einige Jahre der Landwirtschaft überlassen und erst nach dieser Zwischennutzung wieder der Forstwirtschaft zuführen. Diese „Reform des Waldbaus“ war aber mehr Propaganda als Wissenschaft¹¹¹.

In der forstwirtschaftlichen Praxis herrschte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch die Empirie. Am besten stand es um die Vermessung, im Zusammenhang mit der Katastrierung hatten die Großgrundbesitzer gute Waldbeschreibungen mit Karten anlegen lassen, und hieraus gingen die ersten Betriebswerke für ihre Reviere hervor¹¹². Die rechnerische Ermittlung von Vorrat und Zuwachs an Holz war zunächst noch relativ primitiv. Aber seit 1788 gab es die sogenannte Kameraltaxation, die die österreichischen Gubernialräte von Kaschnitz und Erben in den böhmischen Ländern beim Verkauf von Kirchenwald entwickelten¹¹³. Dieses Verfahren wurde dann auf die Bedürfnisse des regulär bewirtschafteten Waldes zugeschnitten, um den Hiebsatz mathematisch genau zu ermitteln. Die räumliche Ordnung der Wälder wurde seit 1840 immer mehr mit Hilfe der aus Sachsen übernommenen Teilungsverfahren, den sog. „Fachwerken“, entwickelt¹¹⁴. Dabei gewöhnte sich der böhmische Großgrundbesitz rasch daran, die gemischten, jedoch überhauenen Wälder durch Kahlschläge abzutreiben und im Fachwerkplan auf diesen Flächen Monokulturen aufzubauen, die zumeist aus Fichten bestanden, seltener aus Kiefern, die in Innerböhmen bessere Wachstumsleistungen zeigten¹¹⁵.

Die Synthese dieser neuen Wirtschaftsmethoden in einem System des forstlichen Kapitalismus verdankt Sachsen aber erst dem Werk der sächsischen Forstwissenschaftler Judeich und Preßler. Judeich gehört in engerem Sinne auch der böhmischen Forstgeschichte an, er bewirtschaftete 1857 bis 1862 die Wälder von Hohenelbe und war 1862 bis 1866 Lehrer an der Forstschule Weißwasser in Mähren. Diese Schule hat der private Großwaldbesitz 1855 gegründet, um entsprechend den Forderungen des österreichischen Reichsforstgesetzes fähige Forstangestellte zu erziehen. 1866 wurde Judeich durch König Johann von Sachsen zum Direktor der

¹¹⁰ Nožička 223 f. und Mocker, Ferdinand: Die erste Forstschule des Kaisertums Österreich zu Platten. Österreichische Forst- und Jagdzeitung 1898.

¹¹¹ Frič, Jan: Velké vzory našeho lesnictví [Große Vorbilder unserer Forstwirtschaft]. Prag 1958. — Schwappach II, 714.

¹¹² Nožička 139 ff., mit guten Abbildungen.

¹¹³ Krtscha, Eduard: 150 Jahre österreichische Kameraltaxationsmethode. Tharandter Forstliches Jahrbuch 90 (1939).

¹¹⁴ Geschichte der Land- und Forstwirtschaft IV, 38.

¹¹⁵ Nožička 318—347.

Forstakademie Tharandt bei Dresden berufen¹¹⁶. Die von Judeich und Preßler vertretene Bestandeswirtschaft mit Produktivitätsberechnung für jeden Waldbestand wurde 1873 von der österreichischen Reichsforstverwaltung eingeführt, ihre Grundsätze verbreiteten sich rasch auch bei den adeligen Großwaldbesitzern¹¹⁷. Wie schnell die Produktivität des böhmischen Waldes seitdem stieg, ist in Abschnitt 2 schon gezeigt worden¹¹⁸.

Der Nachteil dieser Wirtschaft lag in der Schwäche der Monokulturen gegenüber klimatischen und zoologischen Schäden, die Waldkatastrophen, die sog. „Kalamitäten“, vermehrten sich im 20. Jahrhundert gerade in Böhmen. Heute werfen Stürme jährlich Holz, im Jahre 1955 waren es allein 3,5 Millionen Festmeter. Über die verlustreichen Schneebrüche von 1939/40 liegen dem Verfasser keine genauen Angaben vor, danach hat sich 1947 das Austrocknen der Fichtenbestände in Innerböhmen bemerkbar gemacht. — Von den Insekten ist der Borkenkäfer berüchtigt, weil er das windgeworfene Holz befällt, jedoch können heute die Sturmschäden infolge der Mechanisierung der tschechoslowakischen Staatsforstwirtschaft besser aufgearbeitet werden als früher. Gefährlich war schließlich die Nonnenkalamität von 1917 bis 1927, die in der gesamten Republik 13 Millionen Festmeter Holz vernichtet hat. Heute sind auch diese Schäden begrenzt, weil man die Nonne mit Insektengiften bekämpft¹¹⁹.

Daß die chemische Bekämpfung der Insekten nur ein Behelf bleibt, ist den Forstwissenschaftlern klar, man hat sich seit dem Ersten Weltkrieg an den Lehrstätten Prag, Brünn und Tharandt dieser Probleme angenommen¹²⁰ und bald erkannt, daß die Rückkehr zum Mischwald und zu weniger schematischen Betriebsplänen nötig wäre¹²¹. Die ökonomischen und politischen Schwierigkeiten haben aber seit Jahrzehnten eine Verwirklichung des Mischwaldgedankens in der forstwirtschaftlichen Praxis immer wieder verhindert. Es wäre deshalb eine dankenswerte Leistung, wenn die Chronik der Kalamitäten im böhmischen Fichtenwald im Rahmen einer gesamtwirtschaftlichen Betrachtung erforscht würde. Sie trüge volle Aktualität in sich; wohl ist die Fichte heute, bei fortschreitender industrieller Revolution für den wirtschaftlichen Ausbau nicht mehr so wichtig wie vor 100 und vor 50 Jahren, aber die tschechoslowakische Forstwirtschaft exportiert viel Holz. So ist die jahrhundertelange von den böhmischen Großgrundbesitzern begün-

¹¹⁶ Neumeister, Max: Johann Friedrich Judeich. Tharandter Forstliches Jahrbuch 44 (1894).

¹¹⁷ Geschichte der Land- und Forstwirtschaft IV, 39.

¹¹⁸ Siehe oben S. 273.

¹¹⁹ Czechoslovak Forestry 58 f. Bildmaterial auch in: Forests of Czechoslovakia 81 ff.

¹²⁰ Zur Organisation der Forschung in der Tschechoslowakei nach 1919: Czechoslovak Forestry 181 ff. Dasselbe für Tharandt in Sachsen: Rubner, Konrad: Institut für Waldbau und Forstbenutzung. Tharandter Forstliches Jahrbuch 92 (1941), hier S. 234.

¹²¹ Hauptwerk der Schule der standortgemäßen Wirtschaft in der Tschechoslowakei ist: Svoboda, Pravdomil: Život lesa [Das Leben des Waldes]. 2 Bde. Prag 1955.

stigte Fichte nun auch noch zum Brotbaum der sozialistischen Marktwirtschaft geworden¹²².

¹²² Der vorliegende Artikel ist die erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verf. am 15. Juli 1968 vor der Kommission für die Geschichte der Land- und Forstwirtschaft gehalten hat. Diese Kommission wurde 1936 von dem Historiker K. Krofta ins Leben gerufen.

Eine tschechische Version des Artikels soll in den „Vědecké Práce Zemědělského Muzea“ (Wissenschaftliche Arbeiten des Landwirtschaftlichen Museums) im Jahrbuch 1969 erscheinen.

DIE DEUTSCHEN IN DER TSCHECHISCHEN HISTORIOGRAPHIE 1945—1965*

Von Ferdinand Seibt

Mein Referat gilt nicht der Geschichte, sondern der Geschichtsschreibung; nicht dem, was geschehen ist, sondern dem, was darüber geschrieben wurde. Man könnte meinen, das sei bei weitem weniger wichtig. So scheint es mir nicht. Ich glaube, daß nicht nur die tschechische, ja nicht einmal nur die deutsche, sondern die ganze europäische Historiographie im Laufe dieser unserer Generation einen wichtigen Wandel durchläuft, der vielleicht eine Entwicklung von anderthalb Jahrhunderten abschließt und unserer Disziplin ein neues Gesicht gibt. Wenn ich hier von der tschechischen Geschichtsschreibung spreche und noch dazu davon, wie sie uns Deutsche in den letzten zwanzig Jahren behandelt hat, dann bitte ich darum, nicht als ein Kritiker angesehen zu werden, der sein Thema nur von außen betrachtet. Ich will dabei nämlich auch etwas beitragen zur Selbstkritik der Historiographie, die mit ihren Fehlern, ihren Vorurteilen und vielleicht auch mit den Möglichkeiten ihrer Selbstentfaltung bei allen Völkern ähnliche Wege und Umwege geht.

Diese internationale Parallelität der Geschichtswissenschaft will freilich richtig verstanden werden. Ich möchte das an einer sehr trivialen Überlegung erläutern und hoffe, daß das die einzige Trivialität in meinen Ausführungen bleibt: Seit 150 Jahren folgt nämlich die Organisation der europäischen Geschichtswissenschaft einer eigentlich gar nicht selbstverständlichen nationalen Gliederung und ist, noch merkwürdiger, überwiegend auf die eigene Nation als ihren Gegenstand gerichtet¹. Die Sprachwissenschaft hingegen, die sich mit ihrem Gegenstand weit ausschließlicher national identifizieren sollte, hat eine größere Internationalität als die Geschichtswissenschaft entwickelt. Germanistik oder Slawistik wird an den Universitäten der ganzen Welt gelehrt, deutsche oder tschechische Geschichte ist im Ausland jeweils viel seltener. Davon möchte ich ausgehen, um zu erklären, daß in unserer Wissenschaft die nationale Funktion auch heute noch eine größere Rolle spielt als in anderen Disziplinen und daß sie dement-

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Passau am 29. Oktober 1967 gehalten wurde.

¹ Das Ausmaß der nationalen Geschlossenheit in der europäischen Historiographie bezeugen beispielsweise neuerdings die Literaturberichte in den Sonderheften der Historischen Zeitschrift, bisher Bd. 1—3, 1962—1968; dort veröffentliche ich auch demnächst als Bd. 4 eine ausführliche Einleitung in die tschechische Historiographie.

sprechend auch stärker belastet ist von nationaler Rivalität. Stärker als der Sprachwissenschaftler beispielsweise sieht sich der Historiker immer wieder dem politischen Vorurteil ausgeliefert — auch seinem eigenen.

Einige Worte aus einer vor wenigen Wochen erschienenen tschechischen Studie könnten das erläutern: „Wir hatten“, sagt da der Verfasser², „und haben einen deutschen Komplex. Unsere historischen Erfahrungen mit dem deutschen Nachbarn ließen diesen Komplex als Selbstschutz im Sinne der Wachsamkeit aufbrechen. Wir sind schon eine Reihe von Epochen empfindlich für alles, was sich jenseits unserer Grenzen mit Deutschland tut. Es handelt sich um einen ungewöhnlich starken Komplex und um einen im wesentlichen doch sehr heilsamen. Er hat aber den Charakter eines Komplexes, weil er ungenügend reflektierte, vorurteilsbeladene Kenntnisse enthält . . . “. Der Verfasser, ein Politologe, wählte einen bedeutsamen Ausgangspunkt für seine Betrachtung, wie mir scheint. Bleiben wir dabei. Eugen Lemberg sprach schon vor Jahren einmal davon, daß die gesamte Nationswerdung aus der Funktionspsychologie zu verstehen sei, daß in diesem Zusammenhang die Deutschen für die Tschechen eine wichtige Rolle innegehabt hätten: als Gegenbild einerseits und zugleich auch als Anreger. Dabei hat Lemberg mit ähnlichen Worten wie der gerade zitierte tschechische Autor berücksichtigt, daß auf der tschechischen Seite noch immer die Erinnerung an den deutschen Versuch, die Tschechen als Kulturnation auszulöschen, das allgemeine Urteil über die Deutschen bestimmt. „Wer will ihnen das als Nationalismus verübeln“, sagte Lemberg, „was in Wirklichkeit die Wirkung eines schrecklichen Traumas ist“³.

Gehen wir von dieser Voraussetzung zur Sache selber. In einem Buch aus dem Jahre 1948 zum hundertjährigen Jubiläum der Revolution finden wir als Rückblick auf das Zusammenleben zwischen Tschechen und Deutschen die Feststellung: „Die ‚ewige Bindung‘ von einem Drittel Deutscher im Lande, das schon Havlíček so beunruhigte und zum guten Teil die Ursache für das Mißlingen der tschechischen Pläne des Jahres 1848 war, blieb zum Glück nicht ewig und verschwand in der Zeit, als die übermütige deutsche Herrschaft gipfelte, ohne sittliche Grenzen zu kennen. Wenn wir also nun an den kurzen Freiheitsfrühling des Jahres 1848 erinnern, so können wir das mit sittlicher Befriedigung über den gerechten Gang der historischen Entwicklung“⁴. Das ist etwa die Ausgangslage für das tschechische Urteil über die Deutschen aus dem Jahre 1948: die „sittliche Befriedigung über den gerechten Gang der historischen Entwicklung“, zur selben Zeit, als die gesamte Ausweisungsaktion mit allen ihren Ausschreitungen gerade abgeschlossen war. Damit sind wir von einer Verständigung über die gemeinsame Geschichte von Tschechen und Deutschen in Böhmen und Mähren so weit wie nur irgend möglich entfernt.

² Gardavský, V.: Německý fenomén [Das deutsche Phänomen]. Prag 1967, S. 7.

³ Lemberg, E.: Ostkunde. Grundsätzliches und Kritisches zu einer deutschen Bildungsaufgabe. Hannover 1964, S. 59 und 136.

⁴ Roubík, F.: Český rok 1848 [Das böhmische Jahr 1848]. Prag 1948, Vorwort.

Ein Geschichtsbild entsteht in ständiger Auseinandersetzung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, es wird belastet von den Unsachlichkeiten des Augenblicks, aber es ist doch immer wieder den objektivierenden Einflüssen der wissenschaftlichen Urteilsbildung ausgesetzt. Deshalb darf man nun auch nicht meinen, die tschechische Geschichtswissenschaft habe ihr Urteil über die Deutschen aus dem Jahre 1948 nur zugunsten politischer Kursänderungen und Klimaschwankungen revidiert. Erstens betrafen diese Änderungen das Verhältnis zur deutschen Nachbarschaft nur in einem sehr weiten Zusammenhang, zweitens aber steht die Revision des tschechischen Urteils über uns in Verbindung mit der allmählichen Entfaltung einer neuen wissenschaftlichen Sachlichkeit in der Arbeit der tschechischen Historiographie, die sich nach Phasen gliedern läßt und deren Entfaltung in den letzten 20 Jahren unseren Respekt verdient:

Nach dem Substanzverlust, der aggressiven Herabsetzung des nationalen Selbstbewußtseins und der unerhörten Behinderung des gesamten Bildungslebens durch die deutsche Besatzungsmacht zwischen 1939 und 1945 zeigten sich die ersten drei Nachkriegsjahre zunächst einmal allgemein auf tschechischer Seite von einem übersteigerten Nationalismus erfüllt und verraten immer wieder die Bemühung zur Selbstrechtfertigung. Fünf Jahre, von 1948 bis 1953, währt danach der Umbau der tschechischen Geschichtswissenschaft unter dem Vorzeichen einer zunächst sehr schematisch konzipierten marxistischen Neuorientierung. Er brachte einen Generationswechsel mit sich, für den es in der Entfaltung einer Wissenschaft wohl nicht leicht eine Parallele gibt. Allmählich, etwa bis zur Mitte der fünfziger Jahre, wuchs die neue Generation zu wissenschaftlichem Selbstbewußtsein und überwand die Phase der politischen Pädagogik und Popularhistoriographie. Danach suchte sie mit oft bewundernswerter Einzelarbeit ihre gerade entworfenen Konzepte zu kontrollieren und bald auch zu korrigieren. Seit den sechziger Jahren trägt die tschechische Geschichtswissenschaft auf diese Weise mit bei zu einer umfassenden geistigen Bewegung im ganzen östlichen Mitteleuropa, die man wohl richtig als Reformation im Kommunismus bezeichnet hat⁵.

Fassen wir einmal alle die möglichen tschechischen Urteile über „die Deutschen“ im Lande zunächst nach den gegebenen marxistischen Aspekten sehr salopp, sehr angreifbar, aber doch nützlich zu einer ersten Übersicht in zwei Gruppen:

a) die Erkenntnisse und Aussagen über den „nützlichen“, den „guten“ Deutschen. Das ist derjenige, der jahrhundertlang, der „zeitlos“, wie man gelegentlich sagte, „den Sozialismus vorwegzunehmen versuchte“. Solche Deutschen fanden sich unter den Hussiten im 15., bei den Bauernaufständen im 17., unter den Radikaldemokraten im 19. Jahrhundert und seitdem in der Arbeiterbewegung bis zur Gegenwart. Im großen und ganzen, trotz gelegent-

⁵ Lemberg, E.: Reformation im Kommunismus? Stuttgart 1967.

licher nationalistischer Zurückhaltung, hat man diesen Beitrag des deutschen Elements zur Landesgeschichte von 1948 an stets als positiv anerkannt.

b) Ein zweiter Urteilsmaßstab durchlief hingegen eine kompliziertere Entwicklung. Er war erst verfügbar, nachdem sich das Entwicklungsbild des ursprünglich einfachen, schematischen Marxismus von einer allzu starken Bindung an die Schablone vom Klassenkampf gelöst hatte und zu der Erkenntnis durchgestoßen war, daß es nicht nur eine wesentliche Unterscheidung in der ökonomischen Stratigraphie der Geschichte gibt, sondern auch in den menschlichen Denkstrukturen. Bahnbrechend für diese Erkenntnis wurde eine Arbeit von 1961 über die hussitische Ideologie von Robert Kalivoda⁶. Hier wird vor allem eine prinzipielle Kategorie der historischen Anthropologie wieder neu für die marxistische Betrachtung entdeckt. Es handelt sich um das Verständnis dafür, daß man nicht einfach vom gegebenen Standpunkt rückblickend die menschliche Vorstellungswelt erläutern kann, um sie nach gut und böse, nach progressiv und reaktionär einzuteilen, sondern daß man die geistige Welt des Menschen geradeso wie seine wirtschaftliche jeweils nach ihren eigenen Horizonten beurteilen muß⁷.

Unter diesen Voraussetzungen gewann neben anderem auch das Bild von den Deutschen in der böhmischen Geschichte eine neue Gestalt. Nun wurde die Vorstellung vom positiven Beitrag, von der „Fortschrittlichkeit“ nicht mehr einfach nach einer geraden Linie beurteilt, sondern als eine Entwicklung in einem dialektischen Prozeß. Demnach durchaus im Rahmen marxistischer Grundauffassungen, gilt also zu gewissen Zeiten die gesellschaftliche Organisation durch den Adel als fortschrittlich gegenüber dem älteren Zustand. Es gibt einen bürgerlichen Fortschritt, sei er nun frühkapitalistisch oder absolutistisch, wenn er in seiner Zeit zur rechten Stunde auftritt, weil auch seine klassengebundenen Interessen doch wieder nur der Entfaltung des Gesamtprozesses dienen. An die Stelle der „zeitlosen Bannerträger des Fortschritts“ ist ein differenziertes Bild mit Verständnis für die einzelnen historischen Epochen getreten. Unter diesen Umständen ist der Spielraum für eine positive Würdigung des deutschen Beitrags im Lande viel größer geworden. Er umfaßt nun z. B. jede Art von wirtschaftlicher Entwicklung, ohne gleich vom Verdikt einer klassenbewußten Eigensucht bedroht zu werden.

Gegenüber dem positiven Bild von den Deutschen in dieser oder jener Version trat das Bild vom „bösen Deutschen“ als einer gesamtnationalen Kategorie immer stärker zurück. Dabei erwies sich gegenüber älteren, rein nationalistischen Beurteilungsmaßstäben der gesellschaftsgeschichtliche Aspekt im Marxismus als ein ausgesprochenes Heilmittel. Am ehesten hält sich eine nationalbetonte Schwarzweiß-Färbung noch in der Zeitgeschichte. Hier ist sie allerdings auch durch die Erinnerung an den Aufstieg von Henleins

⁶ Kalivoda, R.: Husitská ideologie [Die hussitische Ideologie]. Prag 1961.

⁷ Seibt, F.: Geistesgeschichte in der marxistischen Mediaevistik? ZfO 13 (1964) 709—720.

Antiparlamentarismus unter dem Beifall der sudetendeutschen Mehrheit und an die Pressionen der deutschen Protektoratspolitik, an die Vertreibung und Ausrottung der jüdischen Bevölkerung unter stillschweigender deutscher Duldung am stärksten gefördert.

Unter diesen Voraussetzungen soll nun die Entwicklung der tschechischen Urteile über die einzelnen Epochen der böhmischen Geschichte Revue passieren. Die erste Epoche, deren Beobachtung entsprechende Aufschlüsse verheißt, betrifft die sogenannte Periode des Landesausbaus und der deutschen Ostwanderung im 12. und 13. Jahrhundert.

In deutscher Version war diese Zeit, manchmal in unbescheidener Inanspruchnahme formuliert, eine Epoche grundlegender deutscher Kultureinflüsse. Die tschechische Vorkriegsforschung hatte dieser Deutung im allgemeinen zugestimmt. Die erste große Nachkriegsarbeit zu diesem Themenkreis von František Graus setzt aber ganz andere Akzente: sie begründet ihre Auffassung mit der seit langem bekannten Ausbreitung der Geldwirtschaft, in der sie die Hauptursache für den Landesausbau sucht. Die Produktionsverhältnisse wandelten sich sozusagen aus sich selbst in Autogenese⁸. Das Land entwickelt sich dabei auf einen höheren Zustand und weder neue Ackergeräte noch eine neue Agrartechnik, noch auch nur ein nennenswerter Bevölkerungszustrom von außen sind zur Erklärung des wirtschaftlichen Aufschwungs vonnöten.

Die Folgen, die sich daraus für die Nachkriegsurteile über den deutschen Anteil am Landesausbau ergeben, sind deutlich genug. Freilich war die neue Deutung der Kolonisationsepoche durch Graus nicht ohne Berechtigung. Sie wendete sich besonders gegen die einfache Gleichsetzung von westlicher Bevölkerung und höherer Kultur oder gegen die naive Vorstellung von einer deutschen Kulturmission im östlichen Europa. Aber sie stellt zugleich eine jede Entwicklungsverzögerung Ostmitteleuropas überhaupt in Abrede, so daß man nicht weiß, ob denn überhaupt — sei es mit, sei es ohne nennenswerten Zustrom von deutscher Bevölkerung — eine Übertragung westlicher Errungenschaften nach den böhmischen Ländern nötig gewesen sei und ob sie stattfand.

Wir erklären heute den Landesausbau mit Vorgängen, die in mancher Hinsicht an die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts erinnern, aber unter das Vorzeichen der zeitgenössischen landwirtschaftlichen Produktion gesetzt sind. Wir sprechen mit der französischen Forschung von „agrarischer Revolution“. Das heißt, daß ein allmähliches Wachstum agrarischer Technik und Organisation zu Produktionssteigerungen in immer größerem Ausmaß führte, infolge deren man in den Gebieten des Landesausbaus ähnlich wie in den modernen Industrierevieren einen zusätzlichen Bedarf an Arbeitskräften entwickelte. Dieser Bedarf wurde durch fremden Zuzug ge-

⁸ Graus, F.: *Dějiny venkovského lidu v Čechách v době předhusitské* [Geschichte des Landvolkes in Böhmen in vorhussitischer Zeit]. Bd. 2. Prag 1957.

deckt und brachte gleichzeitig Arbeitserfahrungen, Leistungswillen, und durch den gegebenen Anreiz zu großzügiger Organisation durch qualitative Verbesserungen in der Produktionsweise mit sich — natürlich unter den Voraussetzungen der aktivierten Geldwirtschaft.

Einen namhaften deutschen Bevölkerungszustrom sieht Graus 1957 und 1958 am ehesten im städtischen Bereich. Er hält ihn dort aber für eine durchaus negative Erscheinung, weil die Deutschen vornehmlich privilegierte Positionen im Patriziat besetzt, das Volk ausgebeutet und die Entwicklung eines tschechischen Bürgertums gehemmt hätten⁹. Keinesfalls hält er die Organisation des Städtewesens für ein deutsches Verdienst, vielmehr begann nach seiner Auffassung dieser Prozeß mit der Entwicklung des Handwerks aus Produktionsdifferenzierung und schuf so allmählich die Voraussetzungen, ohne welche das deutsche Patriziat mit seinen Stadtrechtsprivilegien gar nicht hätte bestehen können. Auch hier werden wir wieder auf die Vorstellung von einer ökonomischen Autogenese verwiesen. Dabei ist wiederum eine berechtigte Korrektur älterer Vorstellungen zugunsten zur selben Zeit allgemein in der marxistischen Historiographie vertretener Einseitigkeiten übersteigert worden.

Allerdings sind schon damals solche Urteile nicht unbestritten geblieben, wenn auch die Gegenmeinungen nicht ohne weiteres in größeren Darstellungen zu Worte kamen. Da meldete sich bereits 1957 eine kritische Stimme gegen sowjetische Arbeiten¹⁰, die sich noch ausschließlicher als Graus an ähnliche Thesen hielten. Darin heißt es nämlich geradewegs, der gesamte deutsche Bevölkerungszustrom hätte keinen wirtschaftlichen Fortschritt, sondern lediglich die Ausplünderung des tschechischen Volkes durch die Deutschen gebracht, hätte einen fremdnationalen Druck erregt, der als solcher von Anfang an Unruhe stiftete. Der tschechische Kritiker nennt das alles einseitig und höchst strittig. Er meint, die sowjetischen Autoren hätten keine Vorstellung von dem wirklich geringen Umfang der vorkolonisatorischen Stadtsiedlung in den böhmischen Ländern, während der fremdnationale Gegendruck, den sie von Anfang an als unglücklich in Rechnung setzten, in Wirklichkeit doch erst lange nach der Kolonisationszeit zu spüren gewesen wäre. Er anerkennt durchaus, daß die marxistische Interpretation eine vollkommen neue Sicht der Zusammenhänge bietet, fügt aber hinzu, daß dieser Interpretation einfach noch die gehörigen analytischen Voraussetzungen fehlten.

Allein schon den Umfang des deutschen Bevölkerungszustroms, für den es freilich keine statistischen Anhaltspunkte gibt, aber doch Aufschlüsse genug, um ihn abzuschätzen, deutete man damals so gering als möglich. 1948 greift jemand gar zu einem Argument aus der päpstlichen Gründungsbulle

⁹ Graus, F.: *Přehled československých dějin* [Überblick der tschechoslowakischen Geschichte]. Bd. 1. Prag 1958, S. 111 f.

¹⁰ Rejnuš, M.: *K novým názorom na stredovekú nemeckú kolonizáciu* [Zu neuen Auffassungen von der mittelalterlichen deutschen Kolonisation]. *HČ* 5 (1957) 130—133.

für das Prager Erzbistum, um die sprachliche Geschlossenheit der böhmischen Länder hervorzukehren¹¹. Mit dem Sprachunterschied rechtfertigte man dort nämlich unter anderem die Abtrennung Böhmens und Mährens von der Mainzer Erzdiozese, aber im Zusammenhang mit der Argumentation gibt es natürlich überhaupt keine Anhaltspunkte für die Existenz von Deutschen in den böhmischen Ländern und den Umfang einer deutschen Zuwanderung. Noch zehn Jahre später finden wir einiges aus dieser unkritischen Atmosphäre des nationalen Eifers in einer anderen Arbeit, welche die bäuerliche Einwanderung in Mähren im 13. Jahrhundert ganz in Abrede stellt, ohne einschlägige ältere Untersuchungen zu berücksichtigen¹². Auch der tschechische Schulatlas von 1959 verzeichnete Deutsche in den böhmischen Ländern erstmals in einer Karte zum 17. Jahrhundert¹³.

Das zeigt mit wenigen Beispielen eine Auffassung, die heute in der tschechischen Historiographie aber allgemein überwunden ist. Schon 1960 erörterte eine Ortsnamengeschichtliche Untersuchung die deutsche Einwanderung in aller Sachlichkeit¹⁴. Umfangreichere Vorstöße zur Revision des Bildes von der Kolonisationsepoche findet man freilich erst in den letzten drei, vier Jahren. So schrieb 1965 Zdeněk Fiala, ein namhafter Mediävist der Prager Universität, daß es Städte im herkömmlichen Sinne in Böhmen und Mähren im 11. und 12. Jahrhundert überhaupt noch nicht gegeben habe¹⁵. Nur mit wirklicher Gewalt, so sagt er mit deutlicher Anspielung, könne man Tatsache und Eigenart der neuen Entwicklung im Städtewesen ignorieren. Er wendet sich auch gegen die einfache Herleitung der Kolonisationsentwicklung aus Produktionsverhältnissen, denn es handle sich hier um eine komplexe Erscheinung, deren Ursachen durchaus noch nicht wissenschaftlich geklärt seien. Keinesfalls könne man übrigens die deutsche Zuwanderung als eine nationalbewußte Expansion auffassen¹⁶. Auch habe es nicht nur eine dünne deutsche Oberschicht, sondern eine breitere Zuwanderung von Bauern und Handwerkern gegeben. Wir finden in einem Katalog von Aussagen also alle die vorhin berührten Urteile angesprochen.

Nicht weniger entschieden äußerte sich in diesem Zusammenhang František Kavka 1964¹⁷: „Selbst wenn es sich bei der Kolonisation nicht um eine regelrechte Immigration, sondern nur um eine Infiltration gehandelt

¹¹ Volf, M.: Sociální a politické dějiny Československa v hlavních obrysech [Soziale und politische Geschichte der Tschechoslowakei in Hauptumrissen]. Prag 1948, S. 97.

¹² Hrabová, L.: K problému německé kolonisace ve střední Evropě [Zum Problem der deutschen Kolonisation in Mitteleuropa]. SbH 9 (1962) 67–94.

¹³ Školní atlas československých dějin [Schulatlas der tschechoslowakischen Geschichte]. Prag 1959.

¹⁴ Šimák, V.: Osídlení Čech ve světlé místních jmen [Die Besiedlung Böhmens im Lichte der Ortsnamen]. Prag 1960.

¹⁵ Fiala, Zd.: Přemyslovské Čechy. [Das přemyslidische Böhmen]. Prag 1965, S. 139.

¹⁶ Fiala, Zd.: Přemyslovské Čechy [Das přemyslidische Böhmen]. Prag 1965, S. 161.

¹⁷ Kavka, Fr.: Geschichte aus Antagonismus und Solidarität. In: Kommunität, Vierteljahreshefte der evangelischen Akademie Berlin 1964/1, S. 7–15, hier S. 12.

hätte“ — damit spielt auch Kavka wörtlich auf die Arbeit aus den fünfziger Jahren an —, „so wäre doch die Zweisprachigkeit im Lande seit dem 13. Jahrhundert nicht zu bezweifeln.“ „Die Städte“, sagt derselbe Verfasser, „waren infolge der Kolonisation überwiegend deutsch.“ Kavka spricht auch ausdrücklich davon, daß man in den vorhergehenden Jahren in der tschechischen Historiographie den Einfluß der deutschen Zuwanderung unterschätzt habe. Er habe aber seinerseits keine Bedenken, den deutschen Anteil an der Kolonisationszeit als den größten anzuerkennen, „falls die Ergebnisse nicht in die simple Gleichung der Revanchidee in dem Sinne eingereiht werden, daß daraus irgendwelche historischen Rechte abzuleiten sind“. Diese Einschränkung ist sehr denkwürdig, weil sie uns noch immer an den politischen Bannkreis der Geschichte erinnert, der aber schon von seiner Wirksamkeit verliert, wenn man ihn wenigstens als eine Bedrohung der wissenschaftlichen Meinungsfreiheit ins Auge faßt.

Kavka formuliert auch ein wenig später, im Jahre 1966, eine wesentliche Aussage für die Bedeutung der Kolonisationsepoche. Er trifft im weiteren Zusammenhang die Feststellung, es sei das Bestreben Karls IV. gewesen, Böhmen unter die reiferen europäischen Länder zu integrieren. Klar und deutlich ist hier von einem ursprünglichen Entwicklungsabstand der böhmischen Länder an der Peripherie des Abendlandes gesprochen¹⁸, der für die Erkenntnis des ganzen Zusammenhanges nun einmal vorausgesetzt werden muß. Das Streben Karls sei der Ausgleich jener Verspätung gewesen, in der die böhmischen Länder, wie es richtig heißt, „weder allein noch die letzten gewesen sind“. Allerdings, so möchte ich selber hier hinzufügen, hatte Böhmen im 14. Jahrhundert schon so viel von dieser kulturellen Verspätung aufgeholt, daß es seine unmittelbare, auch seine westliche Nachbarschaft an kultureller Dichte im weiteren Sinn des Wortes übertraf.

Es bleibt übrig, aus derselben Erkenntnis noch einen Gedanken herauszugreifen, den man mindestens als Schlagwort von vornherein hier vermutet. Das ist der Begriff von der deutschen Aggression im Zusammenhang mit der Kolonisationsbewegung, der deutsche Drang nach dem Osten. Natürlich finden wir diese Formulierung auch in der tschechischen Fachliteratur der fünfziger Jahre. Aber wir finden auch den erfreulichen kritischen Fortschritt in den Feststellungen des Rechtshistorikers Václav Vaněček 1964, daß sich an dem Streben nach staatspolitischer Ost-Expansion die tschechischen Herrscher geradeso beteiligt hätten wie die deutschen, so wie sie auch in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach der deutschen Krone getrachtet hätten¹⁹. Den ganzen Problemenkreis faßt neuerdings noch einmal eine Betrachtung von Robert Kalivoda²⁰. Hier ist von der ursprünglichen „ökono-

¹⁸ Kavka, Fr.: *Universita Karlova svému zakladateli Karlu IV.* [Die Karlsuniversität ihrem Gründer Karl IV.]. Hrsg. v. d. Universita Karlova. Prag 1966.

¹⁹ Vaněček, V.: *Dějiny státu a práva* [Staats- und Rechtsgeschichte]. Prag 1964, S. 68.

²⁰ Kalivoda, R.: *Češi a Němci v českých dějinách* [Tschechen und Deutsche in der böhmischen Geschichte]. Plamen 1967, S. 1—10, hier S. 3.

mischen und zivilisatorischen Rückständigkeit“ in Mittel- und Osteuropa die Rede, von den „Katalisationsfaktoren . . . aus dem lateinisch-germanischen Raum“, von der profilierten Verbindung zwischen Stadtentwicklung und deutscher Kolonisation, die mit den neuen Rechtsformen die Entwicklung des Landes „in entscheidender Form beschleunigt hätte“. Die politische Expansion sei aber zu Zeiten des Feudalismus „bei weitem nicht nur eine germanische Angelegenheit“, sondern zeige sich innen und außen in allen Herrschaftsbildungen allgemein.

Wer davon weiß, welch große Bedeutung die tschechische Geschichtswissenschaft dem Mittelalter schon immer einräumte, welche politische Brisanz einst das Wort von den deutschen Kolonisten gewonnen hatte, der wird mir nachsehen, daß ich mich so lange bei der Mediävistik aufhalte. Aus demselben Grund möchte ich noch eine Episode aus dieser Zeit zur Sprache bringen, die in der politisch gefärbten Historiographie der letzten Jahrzehnte immer wieder umstritten war. Ich meine die erste Phase der Prager Universitätsgeschichte bis zum Jahre 1409. Man befaßte sich früher mit diesem Thema immer wieder, um von daher Argumente für die moderne Rechtsstellung der beiden seit 1882 national getrennten Prager Universitäten zu gewinnen. Im kleinen Maß haben wir also ein typisches Beispiel für den Mißbrauch der Geschichtswissenschaft als Rüstzeug zur politischen Argumentation vor uns. Dadurch erhielt die Gründungsgeschichte der ältesten mitteleuropäischen Hohen Schule eine seltene Publizität. Auch 1948 galt noch die tschechische Parole: „Die Karls-Universität — stets nur unser“²¹. Aber 20 Jahre später sagte František Kavka: „Eine welch große Zahl von Deutschen in Prag auch nach der Entstehung von Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt noch studierte, ist hinreichend und notwendigerweise bekannt, um zu begreifen, daß sich die Deutschen in diesem Sinn zu unserer Universität auch als zu ihrer ältesten Universität bekennen“²². „Aus den historischen Umständen findet dieser tschechische Forscher also begreiflich, worum sich die akademische Vätergeneration mit der größten Erbitterung, wenn auch wissenschaftlich mit geringem Erfolg, gestritten hat. „Faktisch“, sagte derselbe Autor in einer anderen Veröffentlichung, habe die Prager Universität „für ein volles Halbjahrhundert die Aufgaben einer Reichsuniversität erfüllt“²³.

Nicht weniger aufschlußreich für den großen Zusammenhang sind hier statistische Forschungen, welche eine andere tschechische Arbeit erst vor wenigen Monaten bekannt machte. Hier ist nicht nur mit respektabler Sorgfalt ein solider Nachweis darüber geführt, daß im Jahre 1409 bei dem be-

²¹ Vojtišek, V.: *Karlova universita vždy jen naše* [Die Karls-Universität stets nur unser!]. Prag 1946.

²² Kavka, Fr.: *Universita Karlova svému zakladateli Karlu IV.* [Die Karlsuniversität ihrem Gründer Karl IV.]. Prag 1966.

²³ Kavka, Fr.: *Založení university a její vývoj do roku 1409* [Die Gründung der Universität und ihre Entwicklung bis 1409]. In: *Stručné dějiny Karlovy university* [Kurze Geschichte der Karls-Universität]. Hrsg. von F. Kavka. Prag 1964, S. 7—43, hier S. 10.

rühmten Abzug der Deutschen von der Universität etwa 800 Studenten die Hohe Schule verließen; daß zuvor die Streitigkeiten der Universität sich nicht an der wachsenden böhmischen Studentenzahl, sondern an der Überzahl der böhmischen Magister und ihrer Sorge um die Lehrstuhlbesetzung entzündete; daß sich die tschechischen Studenten auch nicht in einer sozial gedrückten Position befunden hätten, weil die wenigsten Armutsstipendiaten von der böhmischen Universitätsnation stammten. Revolutionäre Zusammenhänge, sagte der Autor, könne man nicht einseitig herleiten²⁴. Auch das ist noch 1967 ein kühnes Wort, wenn man bedenkt, welche schablonenhaften Auffassungen die marxistische Historiographie noch wenige Jahre zuvor zur Deutung der hussitischen Revolution verwendet hatte.

Diese Revolution zeigte dann allerdings eine ganze Reihe von zeitlos „guten“ Deutschen im Sinne meiner Einteilung. Nach einer langen, in vieler Hinsicht folgenschweren Vernachlässigung hatte die marxistische Forschung wohl das Verdienst, den sozialrevolutionären, den sogenannten linken Flügel der Revolution gehörig zu beleuchten. Dort fand sie dann auch tatsächlich „die werktätige Bevölkerung beider Länder gegen die Ausbeuter“ vereint²⁵. Aber die sozialgeschichtliche Differenzierung zu der Erkenntnis der Fortschrittlichkeit der Bewegung auf verschiedenen Ebenen unter den Bedingungen ihrer eigenen Zeit hat man erst in letzter Zeit vorgenommen, um auch den zuvor unterschätzten gemäßigten Hussiten Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen und dabei auch die spätere Entwicklung der Zusammenarbeit mit den Deutschen zu würdigen. Die Anregung dazu fiel offenbar erst auf einer UNESCO-Konferenz über Georg von Poděbrad²⁶, wo die Erkenntnis von der Weiterwirkung und Einwirkung des Hussitismus in die Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts mit ihrem übernationalen Charakter vorbereitet wurde. Diese Erkenntnis verdichtete sich symbolisch auf einer im Herbst 1967 in der Tschechoslowakei abgehaltenen wissenschaftlichen Tagung. Das Hauptreferat dort trug den Titel: Reformation tchèque. Der Verfasser korrigierte dann aber die französische Bezeichnung, weil er sie mißverständlich fand. Er sagte statt dessen: „Reformation en Bohême“. Er setzte also an Stelle des Nationalbegriffs „tschechisch“ den Landesbegriff „böhmisch“, weil er hier für Argumente Platz fand, die in der nationalen Ausschließlichkeit nicht vorzutragen gewesen wären²⁷. Etwa gleichzeitig kennzeichnete Robert Kalivoda das Verhältnis zwischen Hussitismus und der späteren deutschen

²⁴ Šmahel, F.: Pražské universitní studentstvo v předrevolučním období 1399—1419 [Die Studentenschaft der Prager Universität in der Vorrevolutionszeit 1399—1419]. Prag 1967.

²⁵ Macek, J.: Die hussitische revolutionäre Bewegung. Deutsch. Berlin 1958, S. VI. Eine Würdigung deutscher Hussiten findet man in mehreren Arbeiten von J. Macek, aber auch bei H. Köpstein, dazu meine Literaturangaben in Hussitica. Köln 1965; dort auch den Abschnitt über deutsche Hussiten. Informativ berichtete von einzelnen deutschen Hussiten jederzeit F. M. Bartoš.

²⁶ Cultus pacis. Études et documents du symposium „Cultus pacis 1464—1964“. Hrsg. von der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. Prag 1964.

²⁷ Es handelte sich um das grundlegende Referat von J. Macek.

Reformation als eine Erlösung der tschechischen Reformation „aus ihrer internationalen Isolierung“²⁸.

Von der eindrucksvollen Umwertung des nationalen Aspektes in den Urteilen über die älteren Jahrhunderte ist damit wohl genug gesagt. Denselben Bahnen folgt im Grunde, was man von der nächsten großen Epoche der böhmischen Geschichte aussagt. Es handelt sich um das Barockzeitalter, das man seit langem in der tschechischen nationalen Geschichte als „temno“ bezeichnete, als „Dunkel“, weil die tschechische Eigenstaatlichkeit durch die Folgen der Schlacht am Weißen Berg zu habsburgischem Provinzialismus herabgedrückt wurde. Es ist unwichtig, aus welchen Quellen sich die Bewertung der ganzen Epoche ursprünglich zusammensetzte; bemerkenswert scheint mir aber, daß die Wege der wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtlichen Betrachtung durch die marxistischen Historiker doch ganz allgemein bewirkt haben, jenes barocke „Dunkel“ erheblich aufzuhellen und der Zeit auch interessante Züge abzugewinnen.

Dazu gehört zunächst die Reihe der Bauernaufstände in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. Die umfangreichste Arbeit darüber gilt dem Friedländer Aufstand um 1680, der von seinem nordböhmischen Zentrum eine Zeitlang das ganze Land erfaßte²⁹. Obwohl es sich dabei um eine Entwicklung im deutschen Siedlungsgebiet handelte, zeigte sich die ältere deutsche Geschichtswissenschaft in den böhmischen Ländern an den Vorgängen kaum interessiert. Die tschechische Forschung stützt sich zwar mit Anerkennung auf Vorarbeiten von deutschen Heimatforschern, aber sie sieht doch den ganzen Verlauf unter wesentlich neuen Gesichtspunkten. Dabei hebt sie einen wichtigen Abschnitt aus der Geschichte des Kolonisationsdeutschtums ans Licht, nämlich den Kampf um die alten Rodedfreiheiten, unterstützt von den nordböhmischen Dorfrichtern als den Amtswaltern der gemeindlichen Selbstverwaltung³⁰.

Die Erhebung der Friedländer Bauern ist ein treffendes Beispiel für die positive Rolle der „guten“ Deutschen in der Landesentwicklung. Eine Würdigung des übrigen deutschen Bevölkerungsanteils war wieder auf die etwas komplizierte Erkenntnis des sozialgeschichtlichen Relativismus angewiesen. In älteren Arbeiten hält man sich in diesem Zusammenhang an die einfache Gleichsetzung vom Verfall der Städte nach 1620 und von der Zuwanderung der Deutschen, so als hätten sie jene Entwicklung noch verstärkt, weil sie sich ebenfalls ungünstig auf die tschechische Volkskultur auswirkte³¹. 1963

²⁸ Kalivoda: Češi a němci 8.

²⁹ Koči, J.: Odboj nevolníků na Frýdlantsku 1679—86 [Der Aufruhr der Leibeigenen im Friedländer Gebiet 1679—86]. Reichenberg 1965.

³⁰ Novotný, J.: Svobodní rychtáři na Moravě, ve Slezsku a v sousedních územích německé kolonisace [Die freien Richter in Mähren, Schlesien und in den benachbarten Gebieten der deutschen Kolonisation]. Sborník československé akademie zemědělských věd [Zeitschrift der čsl. Akademie der Landwirtschaftswissenschaft] 31 (1958) 39—49, 32 (1959).

³¹ Koči, J.: Čechy v období temna [Böhmen zur Zeit des temno]. Prag 1953, S. 57.

finden wir wesentlich differenzierte Äußerungen³². Da sieht man, daß sich schon deshalb nicht einfach die politische Niederlage und die Neuzuwanderung von Deutschen in einen Zusammenhang bringen läßt, weil sich schon im 16. Jahrhundert, also schon vor der berühmten Schlacht am Weißen Berg, das deutsche Element allgemein wieder im Vordringen befindet und aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten, nämlich zur Entwicklung des Landes im Glashüttenwesen, im Bergbau, im Handwerk und in der Landwirtschaft, hergerufen wird. In diesem Zusammenhang finden die tschechischen Autoren anerkennende Worte über die Bedeutung des Bergbaus in Joachimsthal und anderswo, über den handwerklichen Aufschwung durch den deutschen Zuzug, über die Bildung ganzer Zünfte aus deutschen Zuwanderungen, und jedesmal ist dabei der ältere nationalistische Standpunkt in eine sozialgeschichtliche Betrachtung aufgelöst.

Der Begriff des barocken „Dunkels“ erstreckte sich aber nicht nur auf die Bedrohung der tschechischen Nationalität, sondern auch ganz allgemein auf das kulturelle Niveau unter der katholisch-habsburgisch-deutschen Vorherrschaft. Auch hier sind Revisionen der älteren nationalistischen und folgenden marxistischen Urteile im Gange. Ein Beispiel dafür ist eine Arbeit zur Geschichte der Prager rechtswissenschaftlichen Fakultät³³. Sie zeigt, daß die juristische Fakultät in Prag nach der Rekatholisierung keinesfalls an Bedeutung verlor, sondern im Gegenteil erst jetzt mindestens mitteleuropäischen Rang erwarb. Nationale Kategorien sind in dieser Arbeit ohne Belang. Das Quellenverzeichnis zeigt den größten Anteil des deutschen Elements.

Schon die ältere tschechische Geschichtsforschung hatte anerkannt, daß in der sogenannten „nationalen Wiedererweckung“, in der sprachnationalen Regeneration im späten 18. und 19. Jahrhundert, Sprach- und Volkstumspflege aus deutscher Anregung im Sinne Herders eine wichtige Rolle spielten. Karl Heinrich Seibt und sein Schülerkreis, die gelehrten Gesellschaften aus deutscher Gründung, die patriotische Geschichtspflege in der kritischen Handhabung durch Gelasius Dobner und Adaukt Voigt zählen hier zu den wichtigen Ansätzen. Diese Gesichtspunkte hatte man in der ersten Nachkriegszeit zurückgesetzt, heute werden sie wieder betont³⁴. Daß sie nicht jederzeit mit Selbstverständlichkeit beachtet worden sind, zeigt uns ein tschechisches Übersichtswerk aus dem Jahre 1961, das gar 1963 noch in einer deutschen Übersetzung veröffentlicht wurde³⁵. Es bietet im Ganzen

³² Valka, J. in: *Přehled dějin československa v epoše feudalismu* [Überblick der Geschichte der Tschechoslowakei in der Epoche des Feudalismus]. Bd. 3. Prag 1963, S. 33 f. — Kavka, F. in: *Dějiny Československa od roku 1437 do roku 1781* [Geschichte der Tschechoslowakei von 1437 bis 1781]. Bd. 2. Prag 1965, S. 135 ff.

³³ Klabouch, J.: *Osvícenské právní nauky v českých zemích* [Die Rechtswissenschaft der Aufklärung in den böhmischen Ländern]. Prag 1958.

³⁴ Kutnar, J. in: *Přehled dějin Československa v epoše feudalismu* [Überblick der Geschichte der Tschechoslowakei in der Epoche des Feudalismus]. Bd. 3. Prag 1963, S. 71 f.

³⁵ Husa, V.: *Geschichte der Tschechoslowakei*. Deutsch. Prag 1963.

einen Nachklang aus der Frühphase der marxistischen Nachkriegshistoriographie. Sein Autor V. Husák zählt zu den wenigen Vertretern des akademischen Marxismus aus der Vorkriegszeit. Die tschechische Fachdiskussion wurde von der Veröffentlichung seines Buches nicht mehr beeinflusst.

Während Václav Husa in dieser „Geschichte der Tschechoslowakei“ von 1961 aber sogar den Anteil der Deutschen an der Entstehung der Arbeiterbewegung der böhmischen Länder vor 100 Jahren nach Möglichkeit übergeht, befaßte sich 1956 und noch einmal 1961 ein junger tschechischer Historiker ausdrücklich mit dieser Frage³⁶. Er stößt sich dabei nicht daran, daß diese deutschen Arbeiter anfänglich großdeutsch im Sinne Lassalles gewesen sind und verschweigt auch nicht, daß sich Friedrich Engels 1866 zwar für das Selbstbestimmungsrecht, aber nicht für das Selbstbestimmungsrecht der Tschechen ausgesprochen hatte, um aus diesem Hintergrund die großdeutsche Einstellung jener Zeit zu erläutern. In der Nationalitätenfrage bestätigte er dann der Wiener sozialdemokratischen Bewegung von Anfang an unbestreitbar fortschrittliche Züge, so daß der sozialdemokratische Internationalismus den Nationalkonzeptionen des Bürgertums in Österreich ein überlegenes Programm entgegengehalten hätte. In einer umfangreichen Arbeit über die Reichenberger Textilarbeiter hat derselbe Verfasser vieles gezeigt, das letzten Endes für ein historisches Porträt der Deutschen in Böhmen nicht entbehrt werden kann, ohne daß sich die deutsche Geschichtsforschung vor ihm damit beschäftigt hätte.

In denselben Zusammenhang gehören auch die Äußerungen eines anderen Historikers über die Deutschen in der Arbeiterbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Von 1951 bis 1966 zeigte dieser Autor in einer Reihe von Arbeiten³⁷, daß die tschechische sozialistische Bewegung am Anfang der siebziger Jahre gegenüber den Deutschen von einer Verspätung aus sozialökonomischen und geographischen Ursachen belastet war, die sie erst allmählich aufholte. Aber auch weiterhin blieb nach seiner Meinung das Ideenprofil der sozialen Bewegung in Österreich von Deutschland ganz stark beeinflusst. „Es läßt sich mit voller Berechtigung sagen, daß die nordböhmischen Sozialisten 1880 an der Spitze der Arbeiterbewegung der böhmischen und österreichischen Länder standen“³⁸, so etwa lautet das Fachurteil. Als

³⁶ Kořalka, J.: Vznik socialistického dělnického hnutí na Liberecku [Die Entstehung der sozialistischen Arbeiterbewegung im Reichenberger Gebiet]. Reichenberg 1956. — Ders.: Severočeskí socialisté v čele dělnického hnutí českých a rakouských zemí [Die nordböhmischen Sozialisten an der Spitze der Arbeiterbewegung in den böhmischen und österreichischen Ländern]. Reichenberg 1963. — Von deutscher Seite wurde das Problem erst durch Hans Mommsen, 1963, behandelt.

³⁷ Šolle, Zd.: Dělnické hnutí v českých zemích koncem minulého století (1887—1897) [Die Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern zu Ende des letzten Jahrhunderts 1887—1897]. Prag 1951. — Ders.: Internacionála a Rakousko [Die Internationale und Österreich]. Prag 1966. Dazwischen erschien eine Reihe ähnlicher Veröffentlichungen des Verfassers.

³⁸ Kořalka: Vznik 488.

1964 eine Untersuchung zur marxistischen Ideengeschichte diesen deutschen Einfluß außer acht läßt, wird sie von der Kritik sofort auf diesen Mangel hingewiesen³⁹.

Die Bewertung der nur in unmittelbarem zeitgenössischen Zusammenhang progressiven, also der liberalen bürgerlichen Kräfte brach sich auch hier wieder allgemein später Bahn als das positive Urteil über die deutschen Sozialisten. In den Jahren 1948 oder 1949 finden wir in den Schilderungen zum 100jährigen Jubiläum der Revolution den Namen von Hans Kudlich entweder überhaupt nicht genannt oder mit dem Versuch, seine Leistung von ihrem politischen Hintergrund zu lösen. Der Deutsche Kudlich, heißt es da etwa, habe nur zufällig zuerst den Antrag auf Grundentlastung gestellt und dabei außerdem demagogische Absichten verfolgt, weil er die großdeutsche Haltung der deutschen Radikalen damit tarnen wollte⁴⁰. Später weiß man den Anteil Kudlichs und die Bedeutung der deutschen Radikaldemokraten aber viel höher einzuschätzen, nachdem schon 1953 an einer etwas entlegenen Stelle⁴¹ von der positiven Rolle der deutschen Liberalen von 1848 berichtet wurde. In großem Zusammenhang erfolgt ihre Rehabilitierung aber wieder erst in den sechziger Jahren. Die deutsche Linke und Kudlich als ihr Sprecher werden dabei dann in einem Handbuch wegen ihres Einsatzes für die bäuerliche Grundentlastung gelobt⁴², während die tschechische liberale Bourgeoisie wegen ihres politischen Opportunismus und ihrer Tatenlosigkeit bei den deutschen Forderungen einen Tadel hinnehmen muß. Auch hier wurde also in den letzten Jahren die ältere nationale Einseitigkeit zurechtgerückt.

Aus der politischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts gilt es nun aber auch noch ein besonderes Beispiel vom „bösen“ Deutschen zu betrachten: den Alldeutschen Verband. Ihm widmete 1963 einer der vorhin zitierten Historiographen der deutschen Arbeiterbewegung eine Monographie⁴³. Darin warnt er zunächst vor einer Überschätzung des Alldeutschen Verbandes im allgemeinen und seines böhmischen Zweiges im besonderen. Er wendet sich gegen die bekannte Äußerung Masaryks von einem wesenhaften Pangermanismus bei den Deutschen, weil man eine jede Entwicklung unter ihren eigenen besonderen Voraussetzungen prüfen und nach ihrer sozialen Deter-

³⁹ Dubský, I.: *Pronikání marxismu do českých zemích* [Das Eindringen des Marxismus in die böhmischen Länder]. Prag 1963. — Dazu vgl. Zd. Šolle in ČSCH 12 (1964) 60 f.

⁴⁰ Klimeš, VI.: *Česká vesnice v roce 1848* [Das böhmische Dorf im Jahre 1848]. Prag 1949, S. 337.

⁴¹ Novák, M.: *Rakouská policie a politický vývoj v Čechách před rokem 1848* [Die österreichische Polizei und die politische Entwicklung in Böhmen vor 1848]. SbAP 3 (1953) 49—167.

⁴² Klíma, A.: *Příručka k dějinám Československa v letech 1648 až 1848* [Handbuch zur Geschichte der Tschechoslowakei 1648 bis 1848]. Prag 1963, S. 144 ff.

⁴³ Kořálka, J.: *Všeněmecký svaz a česká otázka koncem 19. století* [Der Alldeutsche Verband und die tschechische Frage zu Ende des 19. Jahrhunderts]. Prag 1963.

minierung kennzeichnen müsse. Das ist im Grunde ein Standpunkt, der dem Marxismus niemals hätte fremd sein dürfen, der aber lange Zeit dennoch nicht ausgesprochen worden ist.

Der Verfasser warnt freilich auch vor einer Unterschätzung des Alldeutschen Verbandes und sucht dann seine Tätigkeit in den böhmischen Ländern abzugrenzen und seine Auseinandersetzung mit den österreichischen Behörden zu verfolgen. Die tschechische Kritik widmete dieser im allgemeinen sehr aufschlußreichen Untersuchung 1964 eine Stellungnahme, die uns noch einmal ihre Bemühung um Objektivität verdeutlicht. Man stößt sich nämlich nicht an den Versuchen, ältere Überschätzungen des Alldeutschen Verbandes auf ein rechtes Maß einzudämmen, sondern man fordert sogar zur richtigen Beleuchtung die Berücksichtigung anderer, den Alldeutschen entgegentretender deutscher politischer Gruppen⁴⁴.

Tragen solche Stellungnahmen schon zur Dämpfung des nationalen Antagonismus mit sehr berechtigten Gesichtspunkten bei, so führt der nationalpolitisch entschärfende Vergleich in anderem Zusammenhang noch weiter. Da geht es um den Nachweis, daß es um 1900 nicht nur den bekannten deutschen Wirtschafts imperialismus mit seinem „Drang nach dem Osten“ gegeben habe, sondern daß zur selben Zeit auch eine ähnliche Erscheinung in der tschechischen Bourgeoisie mit Richtung auf das österreichische Galizien zu beobachten sei⁴⁵. In einer anderen Untersuchung werden wir darüber belehrt, daß es nicht nur einen deutschen Rassismus gegeben habe in einer Form, die man bereits als einen Vorläufer späterer berüchtigter Entwicklungen ansehen kann, sondern daß sich um 1900 auch im tschechischen Bürgertum die Ansätze zu einem slawischen Rassismus finden⁴⁶. Es ist klar, welche Rückschlüsse aus solchen Parallelen zu ziehen sind, es ist verständlich, daß man sich hier um eine allseitige Würdigung bemüht, die das nationale Odium von der deutschen Vergangenheit nimmt, sei es, um es aus der bürgerlichen Unzulänglichkeit, sei es gar, um es aus der allgemeinen tragischen Beschränkung des Menschen zu entlasten.

Zuletzt noch ein Blick auf die Urteile über die Deutschen in der Ersten Republik. Ohne große theoretische Vorerwägungen läßt sich auch hier zunächst wieder zusammenstellen, was von den Deutschen als unmittelbaren Trägern der sozialen Bewegung zu sagen ist⁴⁷. Die Kommunistische Partei war seit ihrer Gründung bekanntlich die einzige übernationale in der Tsche-

⁴⁴ ČSCH 12 (1964) 556.

⁴⁵ Křížek, J.: Die wirtschaftlichen Grundzüge des österreichischen Imperialismus in der Vorkriegszeit 1900—1914. Prag 1964.

⁴⁶ Červinka, F.: Český nacionalismus v XIX. století [Der tschechische Nationalismus im 19. Jahrhundert]. Prag 1965.

⁴⁷ Fuchs, G.: Společně proti Hitlerovi a Henleinovi [Gemeinsam gegen Hitler und Henlein]. Prag 1964.

Es handelt sich um die verbesserte Auflage einer deutschen Fassung von 1961. — Dazu vgl. kleinere Arbeiten von K. Kreibich und P. Reiman.

choslowakei. Insofern sind in der gesamten offiziellen Parteigeschichte auch immer Deutsche eingeschlossen. Weniger selbstverständlich ist die Würdigung, die in den letzten Jahren diejenigen Deutschen fanden, die ohne Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei doch in demokratischen antifaschistischen Aktionen eine Zeitlang zu ihren staatspolitischen Bundesgenossen geworden sind. Es ist bemerkenswert, daß darunter auch Vertreter einer grundsätzlich anti-totalitären Haltung eingeschlossen werden, die sich nicht einfach nur gegen Hitler, sondern geradeso auch gegen jede andere, etwa auch eine „linke“ Diktatur gewandt hätten. Dazu gehörten zahlreiche deutsche Emigranten von 1933 bis 1938 in Prag⁴⁸ und ihre Literatur⁴⁹; dazu gehört auch das demokratische Theater unter den Sudetendeutschen und sein Widerstand gegen die Kulturpolitik der Sudetendeutschen Partei⁵⁰.

Die tatsächliche Minderheit von politisch aufgeweckten demokratischen Deutschen in der ČSR erscheint freilich sehr scharf abgegrenzt von der Menge der sudetendeutschen Stellungnahmen, die schließlich aus verschiedenen Anstößen zur Gefolgschaft Hitlers tendierten. Die Geschichte der deutschen Schutzverbände, der deutschnationalen Partei und der Sudetendeutschen Partei wurde unter diesen Gesichtspunkten in den fünfziger Jahren geschrieben, immer mit dem Versuch, die antidemokratischen Stellungnahmen dabei als charakteristisch für „die deutsche Meinung“ schlechthin erscheinen zu lassen⁵¹. Eine Trennung zwischen dem tatsächlich geschlossenen und kampfbereiten deutschen Nationalismus, dem jüngeren Nationalsozialismus mit seinem antiparlamentarischen Führerprinzip und zwischen anderen, demokratischeren Kräften, die sich in die nationale Defensive gedrängt sahen, ein rechtes Verständnis für das unglückliche Zusammenwirken der tschechischen Minderheitenpolitik und des deutschen Antiparlamentarismus hat sich in diesem Zusammenhang erst nur ungenügend ausgebildet.

Andererseits wird die Innenpolitik der Ersten Republik doch unter ähnlichen Gesichtspunkten kritisiert, wie sie auch deutsche Stellungnahmen zu ihrer Zeit ungefähr vertraten. Schon deshalb läßt sich eine gewisse Auflocke-

⁴⁸ César, J. / Černý, B.: Die deutsche antifaschistische Emigration in der Tschechoslowakei 1933—1938. *Historica* 12 (1966) 147—84.

⁴⁹ Albrechtová, G.: Zur Frage der deutschen antifaschistischen Emigrationsliteratur im tschechoslowakischen Asyl. *Historica* 8 (1964) 177—234.

⁵⁰ Psotová, V.: Boj o německé demokratické divadlo [Der Kampf um das deutsche demokratische Theater]. *ČSCH* 14 (1966) 179—206.

⁵¹ César, J. / Černý, B.: Od sudetoněmeckého separatismu k plánům odvety [Vom sudetendeutschen Separatismus zu den Vergeltungsplänen]. Reichenberg 1961. — Dies.: Politika německých buržoazních stran v Československu v letech 1918—1939 [Die Politik der deutschen bürgerlichen Parteien in der Tschechoslowakei 1918—1939]. Bd. 1. Prag 1962 u. a. — Gajan, K.: Iredentistická činnost nacionalistických Němců a jejich podpora imperialistickými a militaristickými kruhy Německa v letech 1918—1923 [Die irredentistische Tätigkeit der nationalistischen Deutschen und ihre Unterstützung durch imperialistische und militaristische Kreise in Deutschland 1918—1923]. *AUC Phil.-hist.* 2 (1961) 43—75. — Sudetští Němci a Mnichov [Die Sudetendeutschen und München]. Ostrau 1964. — Král, V.: Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933—1947. Dokumentensammlung. Prag 1964 u. a. m.

rung des Verdammungsurteils über die Sudetendeutschen in den fünfziger Jahren folgern, aber noch ohne daß man diese Konsequenzen auch gezogen hätte. Es geht einstweilen nur um die Verdammung des Imperialismus der tschechischen Bourgeoisie, der aber die totalitäre Entwicklung innerhalb des deutschen Bürgertums um nichts entschuldigt. So finden wir 1953 aus slowakischer Feder schon die Anklage gegen den tschechischen Imperialismus in der Ersten Republik⁵², während ein anderes slowakisches Urteil einige Jahre danach beweist, daß diese Einstellung aus der tschechisch-slowakischen Auseinandersetzung entspringt⁵³: „Wenn wir sagen, daß die Faschisierung der Tschechoslowakei auf sogenannten demokratischem Wege vor sich ging, so muß dem hinzugefügt werden, daß diese Faschisierung nicht nur die Hlinka, Henlein- und Esterhazy-Leute, die Anhänger Gajdas und Stříbrnýs durchgeführt haben — letztere waren tschechische Faschisten —, sondern auch die patriotischen Demokraten mit Masaryk an der Spitze.“ Ein deutscher Beobachter der tschechischen Rechtsliteratur stellte deswegen auch 1962 fest, daß alle neueren Äußerungen aus der Tschechoslowakei über den verfassungsrechtlichen Machtmißbrauch der Bourgeoisie überraschende Parallelen zu jener Staatskritik zeigten, welche die deutsche Minderheit im Lande einst geübt habe⁵⁴. Das bürgt natürlich nicht etwa für ihre Richtigkeit. So sehen denn auch allerneueste tschechische Rückblicke die demokratische Qualität der Ersten Republik in einem günstigeren Licht. Jedenfalls bahnt sich darüber aber doch eine Verständigung mit manchen Gesichtspunkten an, die zuvor geradewegs nur auf gegenläufige Behauptungen verteilt waren. Man könnte noch tschechische Kritik an der Wirtschaftspolitik der Ersten Republik hinzufügen, nach welcher — ein oft, fast allzuoft wiederholtes sudetendeutsches Argument — die Wirtschaftskrise und ihre besonderen Auswirkungen gerade in den deutschen Siedelgebieten zur strukturellen Arbeitslosigkeit geführt haben, was die politische Stellung der Deutschen im Staat entscheidend radikalisierte⁵⁵; man könnte die tschechische Kritik anführen, nach welcher der Vertrag von St. Germain 1919 den Sudetendeutschen das Selbstbestimmungsrecht aus imperialistischen Motiven verweigert habe⁵⁶. Auch hier bahnt sich damit ein Urteil an, das ohne falsche Inan-

⁵² Rapoš, P.: Imperialistický charakter předmnichovské Československé republiky [Der imperialistische Charakter der vormünchener tschechoslowakischen Republik]. EC 1 (1953) 313—44.

⁵³ Viator, M. in Právník 98 (1959) 373. Zitiert nach Slapnička, H.: Die Rechtsgeschichte der Tschechoslowakei 1918—1938 in neuer Sicht. StJb 7 (1962) 7—26, hier S. 24; dort findet man noch mehr Beispiele für die kritische Einstellung zur Ersten ČSR.

⁵⁴ Slapnička: Rechtsgeschichte 26.

⁵⁵ Wiederholt bei César/Černý und besonders bei Kořalková, M.: Ohlas hnutí nezaměstnaných ve vnitropolitickém životě Československa na počátku hospodářské krise (1930—31) [Das Echo der Arbeitslosenbewegung im innenpolitischen Leben der Tschechoslowakei zu Anfang der Wirtschaftskrise (1930—31)]. ČSCH 8 (1958) 470—500.

⁵⁶ César/Černý: Politika 158.

spruchnahmen für die nationale Kollektivausrede doch das historische Verständnis und die sachliche Diskussion erleichtert.

Ich habe zu zeigen versucht, wie sich die tschechische Geschichtswissenschaft im Laufe der letzten 20 Jahre verfeinerte, wie sie ihren eigenen Vorurteilen Grenzen setzte und — wenigstens in einem Teilbereich, einem bescheidenen Teilbereich der historischen Fragestellung — wie sie auch in prinzipiellen politischen Fragen geistige Selbständigkeit zu finden wußte. Ich glaube, daß dabei deutlich wurde, daß die marxistische Orientierung der tschechischen Geschichtswissenschaft nicht nur Nachteile mit sich brachte, vor allem, weil sie die hochqualifizierte wissenschaftliche Elite dieses Volkes entsprechend zu handhaben wußte. Es konnte vielleicht überdies deutlich werden, daß wir heute schon imstande sind, über die positiven Seiten eines 700-jährigen tschechisch-deutschen Zusammenlebens in einem Lande als Historiker zu diskutieren. Es scheint mir, als könnten wir uns auch über die Negativa dieser Bilanz in absehbarer Zeit schon wissenschaftlich unterhalten. Ich denke, daß wir damit auf dem Wege sind, den unmittelbaren Einfluß einer unseligen politischen Erbschaft zu überwinden.

Ich glaube, eine jede Zeit bildet mit ihren Gegenwartserlebnissen für ihre Geschichtswissenschaft drei Fehlerquellen in besonderem Maße aus. Sie neigt erstens dazu, die Geschichtswissenschaft zu gewissen Themen anzuregen und von anderen abzulenken, was nützlich, was aber auch sehr einseitig werden kann. Sie sucht zweitens die Geschichtswissenschaft nach gewissen Vorläufen fragen zu lassen, die sich als Parallelen zu gegenwärtigen Erlebnissen und Erkenntnissen anbieten und deren Zusammenhang der eigenen Zeit geläufig ist. Das ist belebend, weil es Geschichte nahe bringt und anschaulich macht, aber es ist ebenso von Einseitigkeiten belastet. Schließlich und drittens macht es sich die Geschichtswissenschaft unter dem Einfluß ihrer eigenen Zeit wohl manchmal zu leicht, ihre Anhaltspunkte und Quellen zu interpretieren, weil ja eben das unmittelbare Umwelterlebnis die nötige Handreichung für das Quellenverständnis zu bieten scheint, eine Handreichung, die sich vielleicht schon bald als zeitbedingter Kurzschluß erweist.

Diese drei Fehler sind unter den Einflüssen der sozialistischen Gesellschaftsbildung, wie sie in der Tschechoslowakei seit 1948 zur Herrschaft kam, natürlich greifbarer als in unserer grundsätzlich heterodoxen Welt. Aber sie lassen sich auch bei uns beobachten. Umso anerkennenswerter finde ich den wissenschaftlichen Widerstand, den die tschechische Historiographie ihnen entgegensetzte und ihre Selbstentfaltung im Laufe der letzten zwanzig Jahre. Diese Selbstentfaltung führte sie, denke ich, in einen Zusammenhang, der die gesamte historische Disziplin betrifft. Im tschechischen Geistesleben gab es wohl bisher, wenn ich es so prosaisch sagen darf, den größten Konsum an Geschichte, die größte Produktion an Geschichte pro Kopf der Bevölkerung innerhalb der letzten hundert Jahre in ganz Europa. Das hängt mit dem tschechischen Nationalismus zusammen, der sich in erster Linie aus der Geschichtsideologie nährte. Gerade gegenüber diesem nationalen

Selbstbewußtsein kritische Distanz gewonnen zu haben, das scheint mir nicht die mindeste Leistung der tschechischen Geschichtswissenschaft in unserer Zeit zu sein.

Distanz: Geschichte soll nicht nur die Vergangenheit vergegenwärtigen, sie soll auch umgekehrt die Gegenwart von der Vergangenheit abheben. Auch das, glaube ich, ist für ihre Aufgabe im geistigen Gesamtbild wichtig. Geschichte kann übrigens auf diese Weise auch noch die Zukunft vorbereiten, den Umbruch in der Gesellschaft, die neue Epoche, die Bewältigung der Vergangenheit. Ein neues kritisches Bild von der Nationalgeschichte und ihren Versuchungen zu entwerfen, die uns bislang mehr als hundert Jahre in ihrem Bann gehalten hatte, scheint mir eine Gesamtaufgabe unserer Wissenschaft zu sein, an der sie sich im Westen wie im Osten bewähren muß.

ADEL UND HERRSCHAFT IM MITTELALTERLICHEN BÖHMEN IN DER DARSTELLUNG DER TSCHECHISCHEN HISTORIOGRAPHIE*

Von Karl Richter

An die Stelle der alten „Adelsnationen“ sind seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert moderne Nationen getreten, die von Gesamtheiten gleichberechtigter und freier Staatsbürger gebildet werden. Gleichzeitig wurde in breitem Ausmaß das Denken in feudalzeitlichen Kategorien von neuen Gesellschafts- und Staatsideologien, nicht zuletzt von bürgerlichen Nationalismen abgelöst, welche freilich wesentlich zur Integration von modernem Staat und moderner Gesellschaft beigetragen haben. Im Vergleich mit der vorausgegangenen Epoche wurde die Welt des Bürgertums überaus schnell erschüttert, seine Lebensbereiche von Krisen erfaßt und vor allem die Schwächen der bürgerlichen Ideologie enthüllt¹.

Je deutlicher der rasche Abbau traditioneller Strukturen auf gesellschaftlichem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet erkennbar wurde, umso mehr sah auch die Geschichtswissenschaft ein, daß anscheinend wissenschaftlich gesicherte Vorgänge neu zu beschreiben waren und man deren Ursachen neuerlich nachzugehen hatte². Da die Historiker sich nun ihren eigenen Traditionen gegenüber viel kritischer verhalten, wird es ihnen viel eher möglich, auch jene Gegenstände weithin ideologiefrei zu bearbeiten, die ehemals mit wirklichkeitsfremden Einbildungen verbunden in besonderem Maße politischen Auseinandersetzungen gedient hatten.

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Passau am 28. Oktober 1957 gehalten wurde.

¹ Mannheim, Karl: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*. Leiden 1935. — Weber, Alfred: *Das Ende des modernen Staates*. Heidelberg 1947. — Schieder, Theodor: *Die Krise des bürgerlichen Liberalismus*. HZ 177 (1954). — Tritsch, Walther: *Die Erben der bürgerlichen Welt. Die soziale Dynamik unserer Zeit*. Bern 1954.

² Zur Situation der Geschichtswissenschaft in Ost und West: Georg G. Iggers in: *Demokratie und Gesellschaft*. Bd. 2, Freiburg 1968. Stichwort „Geschichtswissenschaft“ Sp. 914—959. — Pitz, E.: *Geschichtliche Strukturen. Betrachtungen zur angeblichen Grundlagenkrise der Geschichtswissenschaft*. HZ 198 (1964) 265 ff. — Graus, František: *Současná krize našeho historického vědomí [Die gegenwärtige Krise unseres historischen Bewußtseins]*. ČSCH 16 (1968) 485—504. Wege zu neuem geschichtlichem Denken zeigen Barraclough, Geoffrey: *Geschichte in einer sich wandelnden Welt*. Göttingen 1957. — Ders.: *Tendenzen der Geschichte im 20. Jahrhundert*. München 1967. — Schieder, Theodor: *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit*. München 1958. — Brunner, Otto: *Neue Wege der Sozial- und Verfassungsgeschichte*. Zweite veränd. Aufl. Göttingen 1968.

Mit solcher ressentimenterfüllter Tradition ist nicht zuletzt die Erforschung privilegierter Elite, die Erfassung der Funktion und Bedeutung adeliger Oberschichten, belastet³. Wir wissen heute, daß Adel und Adels Herrschaft schon von grauer Vorzeit an bis zur allmählichen Durchsetzung der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit die beständigste Konstante des gesellschaftlich-staatlichen aber auch des kulturellen Lebens gewesen und in manchen Beziehungen noch heute wirksam sind⁴.

Die Erkenntnis, daß sich aus der Adels Herrschaft auf langem Wege über Landesherrschaft und Landeshoheit die moderne Staatlichkeit erst entwickelt hat und sich Stämme und Völker sehr oft als direkte oder doch mittelbare Ergebnisse alter Herrschaftsverhältnisse erweisen, ist heute nicht nur bei der Fachwissenschaft verbreitet⁵. Wenn die Frage nach der Adels Herrschaft auch als Problem der Universalgeschichte weiterbesteht⁶, so ist doch der Versuch, sie für einzelne Länder zu behandeln und alte Herrschaftsstrukturen zu vergleichen, von allgemeinem Erkenntniswert, betrachten wir im besonderen die böhmischen Länder, scheint diese Frage von exemplarischer Bedeutung und besonderem Reiz⁷.

Das Thema, mit dem wir uns heute befassen wollen, ist enger gefaßt: Wie stellt die tschechische Geschichtsforschung die Erscheinung des Adels und der Adels Herrschaft dar, wie beurteilt sie sie und welcher Auffassungswandel ist seit dem vorigen Jahrhundert bis zu unserer Zeit hin festzustellen? Sicherlich kann an dieser Stelle eine erschöpfende und rundum befriedigende Antwort nicht gegeben werden. Manche interessante und zweifellos wichtige Aspekte müssen außeracht bleiben: etwa die Rolle, welche unserem Thema in Schul- und Lehrbüchern, die ja auch von Fachhistorikern verfaßt werden, eingeräumt ist, oder seine Behandlung in der politisch-historischen Literatur, in der romantisch-nationalen Malerei und der Belletristik. Bekanntermaßen ist deren gesellschaftliche Bedeutung gar nicht zu unterschätzen, da sie in viel höherem Maße und für längere Zeit meinungsbildend wirken

³ Lasswell, Harold, D./Lerner, Daniel/Rothwell, Easton C.: *The Comparative Study of Elites*. Stanford 1952. — Bottomore, T.B.: *Elite und Gesellschaft. Eine Übersicht über die Entwicklung des Eliteproblems*. München 1966.

⁴ Vgl. Karl Bosl im Sachwörterbuch für deutsche Geschichte. Hrsg. von Günther Franz und Hellmuth Rößler. Stichwort „Adel“, S. 10—13 und im Lexikon Demokratie und Gesellschaft. Bd. 1 Sp. 51—74.

⁵ Wenskus, Reinhard: *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*. Köln-Graz 1961. — Bosl, Karl: *Die Entstehung der ostdeutschen Neustämme*. In: *Leistung und Schicksal. Abhandlungen und Berichte über die Deutschen im Osten*. Hrsg. von Eberhard G. Schulz. Köln-Graz 1967, S. 46—54.

⁶ Dietrich, Gerhard: *Regionalismus und ständisches Wesen als ein Grundthema europäischer Geschichte*. HZ 174 (1952) 307—337. — Mitteis, Heinrich: *Formen der Adels Herrschaft im Mittelalter*. In: *Festschrift für Fritz Schulz* 1951, S. 226—258.

⁷ Für die archaische Zeit hebt das vor allem František Graus in seinen Arbeiten hervor, für die Zeit der Ständeherrschaft Bosl, Karl: *Böhmen als Paradeplatz ständischer Repräsentation vom 14. bis zum 17. Jahrhundert*. Im Druck.

als wissenschaftliche Abhandlungen. Schließlich wäre es sowohl nützlich wie notwendig, die Adelsauffassungen der tschechischen wie der deutschen Historiker in ihrer Abhängigkeit von politischen Gegebenheiten und in ihrer Wirkung auf das jeweilige Geschichtsbild miteinander zu vergleichen — es sind sicherlich keine sehr erheblichen Unterschiede festzustellen —, aber auch das kann im einzelnen nicht geschehen⁸. Hier soll also nur eine kurze Darstellung des Weges der älteren und des Standes der heutigen Erforschung des böhmischen Adels in archaischer Zeit versucht werden.

I.

Vor fast hundertfünfzig Jahren sah František Palacký, der „Vater der böhmischen und tschechischen Geschichte“ (1798—1876), in unbeirrbarer Konsequenz das Herdersche Humanitätsideal bei den Slawen schon seit deren Urzeit verwirklicht. Was Herder wie Palacký sagten, war im Grunde nichts Neues, schon Johann Amos Comenius hatte in seinem Werk „Über die schweren Bedrückungen der böhmischen Kirche“ die Tschechen als eine Nation mit dem Charakter friedlicher Tauben bezeichnet. Palacký und gleichzeitig mit ihm auch der slowakische Slawist Pavol Šafárik lieferten hierfür Begründungen aus der Geschichte⁹. Slawisch und damit auch tschechisch waren für Palacký die Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, denn sie wären schon viele Jahrhunderte vor der Französischen Revolution von den Tschechen angestrebt und verwirklicht worden. In der Auseinandersetzung mit Deutschland und den Deutschen darüber, ob deutsche Lebensweise und deutsche Institutionen von den Tschechen angenommen oder abgelehnt würden, sah Palacký den Sinn der tschechischen Geschichte¹⁰. Die Deutschen nämlich hätten sich immer und überall als Gegenspieler der tschechischen Ideale erwiesen, von ihnen wären Ungleichheit, Unfreiheit und Unbrüderlichkeit, das Prinzip auf brutaler Gewalt beruhender Herrschaft in das Land gebracht worden.

In romantischer Begeisterung wurde damals überall zur Verteidigung und

⁸ Geschichtsbewußtsein in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Ernst Birke und Eugen Lemberg. Marburg 1961, bes. S. 94—103 (E. Lemberg über Voraussetzungen und Probleme des tschechischen Geschichtsbewußtseins); ferner Lemberg, Eugen: Volksbegriff und Staatsideologie der Tschechen. ZfO 8 (1959) 161—197 sowie andere einschlägige Aufsätze Lembergs. — Besondere Aspekte nationaler Ideologien behandeln Graus, František: Deutsche und slawische Verfassungsgeschichte? HZ 197 (1963) 265—317. — Bosl, Karl: Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und „slawische Legende“. BohJb 5 (1964) 1—41.

⁹ Komenský, Jan A.: Historie o těžkých protivenstvích církve české [Geschichte der schweren Bedrückungen der böhmischen Kirche]. Prag 1922, S. 91 ff. — Šafárik, Pavol J.: Slovanské starožitnosti [Slawische Altertümer]. Prag 1836—1837, 2. Aufl. 1862—1863, Bd. 1, S. 586.

¹⁰ „... dějiny české zakládají se vůbec hlavně na sporu s Německem, čili na pojímání a zamítání způsobův a řádův německých od Čechův“: Palacký, František: Dějiny českého národa [Geschichte des tschechischen Volkes]. Bd. I/1, 3. Aufl. Prag 1871, S. 178 ff.

zur Verherrlichung des eigenen Volkes geschrieben. Zur selben Zeit brachten auch deutsche Historiker die Ideale des liberalen Bürgertums, Freiheit und Gleichheit, mit der ältesten deutschen Überlieferung in Verbindung. Marx und Engels nahmen wie die bürgerlichen Historiker eine Urgesellschaft Freier und Gleicher mit Gemeineigentum als wissenschaftlich gesichert an. In dieser urtümlichen Gesellschaft germanischer Gemeinfreier habe es keine Klassen, weder Adel noch Herrschaftsbeziehungen gegeben¹¹. Das Aufkommen von Gentil-Aristokratie, von Privateigentum und Großgrundbesitz, kurz gesagt, den Übergang zur Feudalgesellschaft hielten viele für das Ende eines „Goldenen Zeitalters“. Sowohl in Deutschland wie in Böhmen wurde der bürgerlich-liberale Staatsbegriff des 19. Jahrhunderts auf die sogenannten „germanischen“ und „slawischen“ Volksstaaten des Mittelalters übertragen.

Für Machthaber, die unabhängig vom Staat „öffentliche Rechte“ ausübten, gab es keinen Platz in dieser Staatsauffassung. Man versetzte sie dorthin, wo sie der modernen Rechtssystematik entsprechend eingeordnet werden mußten, nämlich in den Bereich des Privatrechts¹². In Deutschland und Österreich wurden diese Vorstellungen der „klassischen“ rechtshistorischen Schule seit Anfang des 20. Jahrhunderts angegriffen und zu berichtigen gesucht (Otto von Dungern, Rudolf Koss)¹³ und schließlich durch eine ganz neue Auffassung der Entstehung mittelalterlicher Herrschaftsverhältnisse und von den Anfängen moderner Staatlichkeit vor allem auf Grund der Arbeiten von Karl Bosl, Otto Brunner, Theodor Mayer, Walter Schlesinger und anderer ersetzt¹⁴. Auch die tschechische Mediävistik setzte sich allmählich von den vor allem von Palacký eingeführten Vorstellungen von der früh- und hochmittelalterlichen Herrschafts- und Gesellschaftsstruktur Böhmens ab.

II.

Nach Palackýs Auffassung waren die ältesten Slawen ein gleichsam im Kindheitsalter stehendes harmloses Volk, das weder Standesunterschiede kannte, noch einer erblichen Fürstengewalt unterlag, die Ältesten der Sip-

¹¹ Samtleben, Wolfgang: Die Idee einer altgermanischen Volksfreiheit im vormärzlichen Liberalismus. Hamburg 1936. — Scherl, Gabriele: Der Adel in der liberalen Geschichtsschreibung Deutschlands. Philos. Diss. München 1964. — Koss, Rudolf: Das Wesen des ältesten deutschen Adels und die Lehre von der Urdemokratie. Prag 1919, bes. S. 41 ff. gibt einen Überblick über die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts unter deutschen Historikern geführte Diskussion um die germanische Urdemokratie.

¹² Vgl. Herrschaft und Staat im Mittelalter. Darmstadt 1956 (Wege der Forschung 2).

¹³ Dungern, Otto von: Der Herrenstand im Mittelalter. Papiermühle 1908. — Ders.: Adels Herrschaft im Mittelalter. Darmstadt 1967 (Nachdruck der Auflage von 1927). — Koss, Rudolf: Das Wesen des ältesten deutschen Adels und die Lehre von der Urdemokratie. Prag 1919. — Ders.: Zur Frage nach der Entstehung und Entwicklung des böhmischen Herrenstandes. Prag 1920.

¹⁴ Die Hauptwerke bei Bosl, Karl: Die Gesellschaft in der Geschichte des Mittelalters. Göttingen 1966; ferner: Herrschaft und Staat im Mittelalter. Darmstadt 1956.

penverbände sorgten vielmehr für Gerechtigkeit und gemeinsames Wohl¹⁵. Später wären einflußreichere Älteste, deren Sippen über größeren Grundbesitz verfügten, auch Fürsten geworden. Diesen Fürsten unterstehend hätten sich zunächst drei, dann vier Gesellschaftsschichten allmählich entwickelt:

1) die *duces* (*primores*, Lechen u. ä.), welche ausgedehnte Güter besaßen, die sie durch Beamte verwalten und durch Arbeiter bewirtschaften ließen, 2) die Hauptmasse des Volkes, freie Bauern, aus der die Sippenhäupter, die *Wladyken*, hervorrugten, die auf den Landtagen das Volk repräsentierten und aus denen sich später einesteils der niedere Adel, andernteils die Schicht der Freisassen entwickelt habe, 3) persönlich freie, aber landlose Leute, die von der Arbeit für andere gelebt hätten. Diese dritte Schicht habe sich dann im 12. Jahrhundert zusammengesetzt aus Freien ohne Land mit dem gehobenen Gerichtsstand der freien Grundbesitzer, der *Zemanen*, und aus Untertänigen, welche den „allgemeinen Kreisämtern“ unterstanden wären. Erst nach dem 12. Jahrhundert sei die vierte, unterste Schicht der Leibeigenen aufgetreten.

Abgesehen davon, daß Palacký von Václav Hankas Handschriftenfälschungen abhängig war, ist es augenscheinlich, daß Palacký hier Vorstellungen des zeitgenössischen Bürgertums von einer angemessenen, natürlichen Gliederung einer vor dem Gesetz gleichen Staatsbevölkerung ebenso auf die Frühzeit Böhmens übertragen hat, wie die allumfassende Verwaltungsorganisation des modernen Staates. Andererseits nahm er die Ansichten der deutschen liberalen Historiker, die ganz Ähnliches für die deutsche Frühzeit behaupteten, nicht zur Kenntnis, behauptete vielmehr, daß Herrschaft und Knechtschaft Wesensmerkmale der deutschen Gesellschaftsordnung seit alters seien.

Der Rechtshistoriker Hermenegild Jireček (1827—1909), ein Apologet der gefälschten Handschriften, übernahm wesentliche Thesen Palackýs. Darüber hinaus glaubte er, von den im 19. Jahrhundert altertümlich erscheinenden Verhältnissen Serbiens auf die alttschechische Verfassung schließen zu können. Freilich nahm er bereits für das 10. Jahrhundert den Zerfall der tschechischen Sippenverfassung an. Danach habe die neue Gesellschaft 1) aus Grundbesitzern, 2) aus persönlich freien Bauern, die unter Obereigentümern gestanden wären, und 3) aus Hörigen bestanden, neben denen es noch Leibeigene oder Sklaven gegeben haben könne¹⁶, was Palacký noch ausschloß.

Auch Wáclav Wladivoj Tomek (1818—1905) stimmte in vielem mit Palacký überein. Wie dieser nahm er eine staatliche Verwaltungsorganisation in Zupen oder Gauen an, in die das ganze Land eingeteilt gewesen wäre. Aber nach Tomek hätten die Fürsten nahezu unbeschränkte Macht besessen,

¹⁵ Palacký, František: *Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě* [Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren]. 3. Aufl. 1876/77 an verschiedenen Stellen, bes. 196—200.

¹⁶ Jireček, Hermenegild: *Slovanské právo v Čechách a na Moravě* [Slawisches Recht in Böhmen und Mähren]. 2 Bde. Prag 1863/64, Bd. 1, S. 65, 154, 195, Bd. 2 S. 74 ff.

und neben ihnen wäre allerdings auch schon sehr früh ein großgrundbesitzender Adel aufgetreten. Zwar sei die Zahl der freien Landesbewohner groß gewesen, im 10./11. Jahrhundert habe aber die Zahl der Untertänigen weit überwogen¹⁷.

Palacký, Hermenegild Jireček wie auch Tomek zeichnen den Übergang von der Sippenverfassung zur Feudalordnung noch sehr unbestimmt; bei der Entstehung von Herrschaftsverhältnissen heben sie die vertragliche Ergebung hervor. Tomek weist auch schon auf die Gewalt einzelner Mächtiger hin. Gemeinsam ist allen drei Historikern die Betonung des Gegensatzes zwischen dem Fürsten, als dem Vertreter und Beschützer des Volkes, der kleinen Leute einerseits und dem aufkommenden, sich Macht anmaßenden Großgrundbesitz, einer Art Adel andererseits.

Jaroslav Goll (1846—1910) und seiner Schule¹⁸, die unbefangene Beziehungen zur deutschen Geschichtswissenschaft unterhielt, waren die Diskussionsthemen der deutschen Historiker bekannt, deren fortschrittliche Kreise sich von der Markgenossenschafts- und Gemeineigentumstheorie abzuwenden begonnen hatten. Mit Goll vor allem setzte von der Quellenkritik her eine Revision des Bildes der historischen Anfänge in Böhmen ein. Ein großes Hindernis, das bisher den Weg zu wirklichkeitsnaher Deutung der Quellen verstellt hatte, fiel mit der Aufdeckung der Fälschungen Hankas und Boczeks. Die manipulierten „slawischen“ Anfänge waren beseitigt, als an ihrer Stelle jedoch eine Lücke blieb, fielen nun Parallelen zur deutschen Geschichtsentwicklung umsomehr auf.

1899 schrieb Josef Šusta (1874—1945), ein Schüler Golls, seinen Aufsatz über „Sklaverei und Großgrundbesitz in Böhmen“¹⁹. Danach waren die Tschechen vor dem 10. Jahrhundert ein kriegs- und jagdlustiges Volk, bei dem zwischen dem 10. und dem 12. Jahrhundert die Sklaverei großen Aufschwung genommen habe. Für diese tiefe Veränderung der Gesellschaftsstruktur sei nicht ein germanisch-deutsches Vorbild, sondern der von den Mönchsorden auch in Böhmen verbreitete Großgrundbesitz westlicher Prägung, der von den Fürsten schnell übernommen worden wäre, die Ursache gewesen. Auf diese bedeutenden wirtschaftlichen Zentren gestützt, hätten die Fürsten aus dem Hause Přemysl dann allein die böhmische Geschichte vom 10. bis Ende des 12. Jahrhunderts bestimmt.

Václav Novotný (1869—1932), ein anderer Schüler Golls, äußerte im ersten Band seiner großen „Böhmischen Geschichte“ 1912 eine richtige Einsicht: „Es läßt sich beim heutigen Stand der Forschung sagen, daß die älte-

¹⁷ Tomek, Václav Vladivoj: Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag]. Bd. 1. 1. Aufl. Prag 1855, 2. Aufl. 1892, S. 44 ff.

¹⁸ Über die Goll-Schule: Plaschka, Richard Georg: Von Palacký bis Pekař. Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen. Köln-Graz 1955, S. 56—70.

¹⁹ Šusta, Josef: Otroctví a velkostatek v Čechách [Knechtschaft und Großgrundbesitz in Böhmen]. ČCH 5 (1899) 34—43, 86—97 und schon früher in der Rezension von J. Lipperts Socialgeschichte ČCH 3 (1897) 48—57.

sten slawischen Gesellschaftsordnungen im Grunde von den germanischen nicht sehr verschieden waren, sie sind ihrer ganzen Herkunft nach offensichtlich alt-arisch“²⁰. Auch in Novotnýs Sicht war die Macht der Fürsten unbeschränkt, Anfänge ihrer Begrenzung würden erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts erkennbar. Fürst und Großgrundbesitz, vor allem das fürstliche Recht auf herrenloses Land, wären für die weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen. Novotný nennt vier Bevölkerungsschichten: 1) den Adel bzw. die großen Gutsbesitzer, 2) die Zemanen, welche nach dem Erwerb von Gutsbezirken zum niederen Adel aufsteigen konnten, 3) das freie Volk, welches durch den sich ausdehnenden Großgrundbesitz immer mehr eingeeengt wurde und besonders nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, belastet durch Wirtschaftskonkurrenz der Großen durch Friedenssteuer und Beamtenwillkür, rasch zurückging, 4) die Sklaven-Leibeigenen auf den großen Gütern, deren Lage sich nicht allzusehr vom freien Volk unterschieden habe.

Josef Pekař (1870—1937), der sich zu unserem Thema unmittelbar und sehr bündig in einem Lehrbuch geäußert hat, vertrat ähnliche Ansichten wie Šusta und Novotný²¹. Den Slawen sprach er keine sehr starke staatsbildende Kraft zu. Ihre Sippen hätten sich aber voneinander nach Reichtum und mehr oder weniger edler Abstammung unterschieden. Die vornehmste Sippe habe den Fürsten gestellt, dieser habe wahrscheinlich Rücksicht auf die Anführer anderer edler Sippen nehmen müssen und habe damit nicht ganz selbstherrlich schalten können. Neben den Freien habe es Leibeigene und Sklaven gegeben. Die Verhältnisse des 10. bis 12. Jahrhunderts zeigten dann vielfach fränkischen Einfluß, der den Einzug des westlichen Lebenssystems begleitet habe. Nach Pekař gab es Siedlungen freier Böhmen, unfreier Leute, sowie Lehengüter, nur die wehrhaften freien Böhmen hätten zur „Nation“ (národ) gehört. Im weiteren Sinne wären bereits alle Freien edel gewesen, wenn auch die Bezeichnung *nobiles* erst seit Ende des 12. Jahrhunderts verwendet wird. Rangerhöhung habe der Fürstendienst gebracht, *comites* (*proceres*, *primates*, *páni*, *Kmeten*) bildeten das Gefolge und den Rat des Fürsten, saßen mit ihm bei Gericht und waren auf Landtagen entscheidend. In der Zeit der Kämpfe um den Thron wäre der hohe Adel entstanden, die Barone oder Herren hätten nun riesigen Grundbesitz erworben und seitdem über eigene *milites* und Ministerialen geboten. Dennoch habe aber der Fürst unbeschränkte Macht geübt.

Natürlich haben auch noch andere tschechische Historiker neue Aspekte der älteren böhmischen Sozialgeschichte und der Entstehung des böhmischen

²⁰ Novotný, Václav: *České dějiny* [Böhmische Geschichte]. I. Teil Bd. 1—3. Prag 1912—1928, hier I/1 490, I/2 669 ff., I/3 30 ff.

²¹ Pekař, Josef: *Dějiny československé pro nejvyšší třídy škol středních* [Tschechoslowakische Geschichte für Oberklassen der Mittelschulen = Gymnasien u. ä.]. Prag 1921, S. 7 ff., 21 ff. — Ders.: *Smysl českých dějin. O nový názor na české dějiny* [Der Sinn der tschechischen Geschichte. Über eine neue Anschauung der tschechischen Geschichte]. Prag 1929, S. 9. — Pekař hat die Arbeiten von R. Koss rezensiert in CCH 26 (1920).

„Staates“ entdeckt. Mit der Edition von Quellen zur Adelsgeschichte des 15. und besonders des 16. Jahrhunderts begann bereits Palacký in der Reihe des Archiv český. Sie werden hier nur deshalb nicht im einzelnen erwähnt, weil sie entweder in der Forschungsüberlieferung standen wie etwa Kamil Krofta (1876—1945), Václav Chaloupecký (1882—1951) oder aber, weil ihre Ansichten trotz aller Bemühungen um eine eigene Konzeption keine Aufnahme fanden, wie es mit František Vacek (1858—1940) und Jan Slavík der Fall war²². Zu nennen sind aber noch Sedláček und Zhaněl. Augustin Sedláček (1843—1926) trug bereits 1890 treffliche „Gedanken über den Ursprung des böhmisch-mährischen Adels“ mit Ansätzen zu einer fortschrittlicheren Adelswürdigung vor, die aus den Quellen abgeleitet waren²³. Sie hatten allerdings keine unmittelbaren Wirkungen, manche seiner Einsichten wurden später durch Václav Vaněček von neuem gewonnen. Eine ähnliche Bedeutung wie Sedláček ist auf deutschböhmischer Seite wohl Rudolf Koss zuzusprechen, der sich sowohl mit dem böhmischen Adel wie 1919 mit dem „Wesen des ältesten deutschen Adels und der Lehre der Urdemokratie“ kritisch befaßt hat, dessen Arbeiten aber übersehen worden sind²⁴.

Stanislav Zhaněl suchte 1930 von einer breiten Sammlung und Interpretation erzählender Quellen ausgehend zu zeigen, daß es einen böhmischen Adel in alter Zeit gegeben habe und daß dieser aus dem Fürstendienst erwachsen wäre²⁵. Im Grunde unterscheidet sich Zhaněls Ansicht nicht von den in anderen Zusammenhängen Jahrzehnte früher vorgetragenen Auffassungen J. Šustas, V. Novotnýs und J. Pekařs. Bereits diese haben ja expressis verbis einen böhmischen Adel als politische und gesellschaftliche Führungsschicht gekannt und in die böhmische Geschichte eingeführt. Auch sie haben die Entstehung des Adels auf Privilegierung bedeutender „freier“ Leute zurückgeführt und Adel und adelige Herrschaft nicht für Ergebnisse eines bestimmten Volkscharakters, sondern für allgemeine zunächst west- und mitteleuropäische Formen gesellschaftlicher Schichtung gehalten.

Die böhmische Adelsforschung ging zweifellos einen ähnlichen Weg wie die deutsche, ihre Ergebnisse sind gerade aus diesem Vergleich nicht gering zu schätzen²⁶. Einer größeren Verbreitung dieser objektivierten Adelsauf-

²² Slavík, Jan: Vznik českého národa. Úvod do českých dějin [Die Entstehung der tschechischen Nation. Einführung in die tschechische Geschichte]. 2 Bde. Prag 1946—1948. — Vacek, František: Sociální dějiny české doby starší [Tschechische Sozialgeschichte der älteren Zeit]. Prag 1905.

²³ Sedláček, Augustin: Gedanken über den Ursprung des böhmisch-mährischen Adels. Sitzungsberichte d. kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1890, S.229—243. Hingewiesen sei hier auch auf Sedláčeks 15 Bände der „Burgen, Schlösser und Festen des Königreiches Böhmen“ und seine heraldischen und ortsgeschichtlichen Werke.

²⁴ Zhaněl, Stanislav: Jak vznikla staročeská šlechta [Wie der alttschechische Adel entstand]. Prag 1930.

²⁵ Vgl. Seibt, Ferdinand: Land und Herrschaft in Böhmen. HZ 200 (1965) 284—315 sowie für die ältere Forschung Graus, František: Dějiny venkovského lidu v Čechách v době předhusitské [Geschichte des Landvolks in Böhmen in vorhussitischer Zeit]. Bd. 1. Prag 1953, S. 7—39.

fassung und vielleicht einer praktischen Nutzanwendung für die politische Bildung standen aber vermeintliche Erfahrungen gegenüber, die dem politischen Tageskampf entsprungen waren.

III.

Daß die Februarereignisse des Jahres 1948 sich auch im ganzen Bereich der Wissenschaften auswirkten, ist bekannt. Die Tschechische Historische Zeitschrift erschien 1949 ein letztes Mal, seit 1953 nimmt die Tschechoslowakische Historische Zeitschrift ihren Platz ein. Im ersten gezeichneten Beitrag wertet der damalige Chefredakteur František Graus Aufsätze Stalins über die ökonomischen Probleme des Sozialismus in der Sowjetunion für die Erkenntnis der Produktionsverhältnisse in böhmischer Feudalzeit aus. In der Zeit vorher, zwischen 1948 und 1953, waren Forschung und Lehre einer umfassenden Neuorganisation nach sowjetischem Muster unterzogen worden²⁶. Man hatte Forschungsvorhaben und -schwerpunkte bestimmt und übte über eine lückenlose Arbeits- und Publikationsorganisation eine strenge Kontrolle auch der wissenschaftlichen Tätigkeit aus, der Marxismus-Leninismus sollte fortan Voraussetzung und Grundlage jeder Tätigkeit sein und durch die Wissenschaft in weitere Bereiche wirken.

Das Forschungsinteresse jener ersten Jahre nach 1948 galt ganz überwiegend den Erscheinungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens in neuester Zeit, kaum aber der herrschaftlich-politischen Geschichte des Früh- und Hochmittelalters. Für diesen Zeitraum stand das bekannte sozialökonomische Schema mit seiner gegebenen Grundstruktur, standen auch die Aussagen der Klassiker des Marxismus-Leninismus über jene frühe Epoche zur Verfügung. Es konnte in der wissenschaftlichen Literatur jener Zeit freilich auch vorkommen, daß das Ergebnis der Untersuchung eines ganz doktrinär gesehenen Objektes, nach Verwendung marxistisch-soziologischer Kategorien bei der Quelleninterpretation den Auffassungen nichtsozialistischer Gesellschaftshistoriker schon sehr nahe kam²⁷.

Nach einigen Periodisierungskonferenzen in der 1. Hälfte der fünfziger Jahre wurden Phasenverschiebungen gegenüber dem Ablauf der Geschichte der Sowjetunion zur Kenntnis genommen und in anderen Sitzungen die The-

²⁶ O. T. [= Tureček, Otto]: Kulturchronik (Tschechoslowakei). Blick nach Osten 1 (Klagenfurt-Wien 1948) 71—76, 93—100, 2 (1949) 119—129, 212—219. — Urban, Rudolf: Tschechoslowakei zwischen Ost und West. Entwicklung des Geisteslebens seit 1945. Hannover 1962. — Ders.: Die Entstalinisierung in der Tschechoslowakei. SD aus Zeitschrift für Politik (Köln-Zürich-Wien 1965) 57—72. — Kratochvíl, Anton: Das tschechoslowakische Hochschulwesen. München 1968. — Lemberg, Eugen: Die Sowjetisierung der nationalen Geschichtsbilder in Ostmitteleuropa. In: Lemberg, Eugen: Die Sowjetunion in Europa. Wiesbaden 1962, S. 11—32.

²⁷ Z. B. Kudrna, Jaroslav: Studie k barbarským zákoníkům Lex Baiuvariorum a Lex Alamanorum a počátkům feudálních vztahů v jižním Německu [Studie zu den Barbarenrechten L. B. und L. A. und den Anfängen feudaler Beziehungen in Süddeutschland]. Prag 1959.

sen zur Ausarbeitung der mehrbändigen „Übersicht der tschechoslowakischen Geschichte“ erarbeitet²⁸. An beiden Arbeitsgemeinschaften haben František Graus und Václav Vaněček maßgeblich für die Zeit des Früh- und Hochfeudalismus mitgewirkt. Auf Tagungen über methodologische Fragen in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre mußte bereits der Ganzheitsanspruch der materialistisch-dialektischen Methode verteidigt werden. Offene Forderungen vertiefter Quellenkritik, die bis heute immer wieder erhoben werden, fanden Beifall und die Forderung, sich auch mit dem Mittelalter und seinen Verfassungsproblemen zu befassen, wurde aufgenommen. Die Zahl der Veröffentlichungen, welche für unser Thema interessant sind, nimmt seitdem ständig zu. Eine gewisse Bedeutung als Beschleuniger ist dabei freilich dem Jubiläum der Ankunft der Slawenlehrer Kyrill und Method in Mähren zuzusprechen, das 1963 begangen wurde und längere Vorbereitungen erforderte.

Zunächst ist aber von den Arbeiten Václav Vaněčeks (geb. 1905) zu sprechen, der seit 1926 bis heute auf dem Gebiet der Staats-, Rechts- und Gesellschaftsgeschichte arbeitet und publiziert. Deshalb und vor allem weil seine Arbeiten die älteren Auffassungen überwunden und offensichtlich starke Eindrücke auf andere tschechische Mediävisten der Gegenwart ausgeübt haben, soll an dieser Stelle zunächst von seinen älteren Forschungsergebnissen die Rede sein.

Vaněček gelangte (1928—1939) von der Untersuchung der Klosterimmunität in Böhmen²⁹ her zu einer, „von der herrschenden Lehre völlig abweichenden Erklärung der Grundherrschaft in Böhmen“, wie H. F. Schmid in seiner Rezension bemerkt. Wie Otto Brunner mit der deutschen, so ging Vaněček mit der tschechischen Rechtsgeschichte ins Gericht, allerdings ohne Vorbereitung und Helfer. Er kam zu folgenden, heute als richtig geltenden Einsichten: Die böhmischen Kirchen und Klöster erlangten keine Immunität wie die des Westens, die Kirchenherrschaft der Gründer aus Fürstenhaus oder Adel war sehr viel strenger. In Böhmen ist daher auch die Möglichkeit ausgeschlossen, analog der geistlichen eine von daher beeinflusste adelige Immunität oder Exemption anzunehmen. Der Keim dessen, was sich dann im 12./13. Jahrhundert in Böhmen als „Grundherrschaft“ entfalte, liege in der uralten Gewalt des Herrn einer „Großwirtschaft“, wie Vaněček die Gutskomplexe Böhmens im 10. Jahrhundert nennt, er liege in der Gewalt des Sippenoberhauptes, des Anführers einer Gefolgschaft, des Besitzers von Leibeigenen, eines Beschützers von hospites („Gästen“) und so weiter. Hinzu müsse freilich eine ununterbrochene Ausübung „sogenannter staatlicher“ Aufgaben treten: Gerichtshaltung, Einhebung von Abgaben, Verwaltungs-

²⁸ Lemberg, Eugen: *Reformation im Kommunismus? Ideologische Wandlungen im Marxismus-Leninismus Ostmitteleuropas*. Stuttgart 1967, bes. S. 50 ff.

²⁹ Vaněček, Václav: *Základy právního postavení klášterů a klášterního velkostatku ve starém českém státě 12.—15. století* [Grundlagen der Rechtsstellung der Klöster und des klösterlichen Großgrundbesitzes im alten böhmischen Staat des 12.—15. Jahrhunderts]. 3 Teile. Prag 1933, 1937, 1939.

akte. Von der so verstandenen Grundherrschaft her ließen sich erst zwei andere Probleme lösen, mit denen die tschechischen Historiker bisher nicht zurechtgekommen seien, der Dualismus zwischen Fürst und Adel sowie die sogenannte Kolonisation nach deutschem Recht. Die hervorragende und mächtige Stellung der böhmischen Herren erweise sich als Folge der fortgeschrittenen Entwicklung ihrer Herrschaftsbezirke, der große Landesausbau könne sich nur im Rahmen der entwickelten Grundherrschaft abgespielt haben.

In seinem 1942 erschienenen Aufsatz „Die innere Organisation Böhmens und Mährens in přemyslidischer Zeit. Rechtshistorische Lösung eines Problems des 9. bis 13. Jahrhunderts“ befaßt sich Vaněček weiter vor allem mit dem Fürstengut und seiner Verwaltung, daneben auch mit dem Problem der Stämme in Böhmen³⁰. Die Macht der Přemysliden habe in erster Linie auf der eigentlichen herzoglichen Grundherrschaft, dem Fürstengut beruht. Dieser Organisationskern bestand aus ausgedehntem Grundbesitz, der von Höfen und Burgen aus verwaltet wurde. Hier saßen jene Leute, welche dem Herzog immer zur Verfügung standen. Zum Herzogsgut gehörten aber auch weite Landstriche, die der Fürst an Leute seines Vertrauens, je nach Verdienst und Gunst ausgab — aber ohne Bindung durch einen Lehenseid im Sinne des westlichen Lehenssystems. Diese ausgetanen Güter, výsluhy bzw. promeritoria, welche direkt vererbbar waren, konnte der Fürst jederzeit wieder einziehen. Damit vermochten die Přemysliden bis zum 13. Jahrhundert Land und Leute fester an sich zu binden, als die westlichen Lehensherren. Dann wurden die meisten promeritoria allerdings dem König entfremdet. Andere Bestandteile des weiteren Herzogsgutes waren die „armen freien Leute“, welche beim Fürsten Dienst nahmen, sowie die přemyslidischen Kirchenstiftungen. Über die Leute aller dieser Bereiche übte der Fürst unmittelbare oder mittelbare Herrschaft. Was aber seit langem im Rahmen adeliger Herrschaftsverhältnisse gestanden habe, seien es Gefolgsleute, Eigenleute, Inhaber adeliger promeritoria oder auch adlige Kirchenstiftungen, ging den Fürsten nichts an. Die Verbindung zwischen Herzog und Adeligen erschöpfte sich darin, daß der Adelige als Haupt der Familie oder seine Söhne bei Hofe oder im fürstlichen Gefolge Dienst leisteten — natürlich nicht ständig — oder irgendein Amt für den Fürsten versahen. Ganz ähnlich waren das fürstliche und das adelige Gerichtswesen und das Abgabewesen, beide noch auf primitiver Stufe, voneinander getrennt. Vaněček nimmt ferner an, daß die Anführer der „Stämme“ des 9. und 10. Jahrhunderts, die duces der Quellen, den Adel des 10. und 11. Jahrhunderts gebildet hätten. Eine Lösung des alten Stammeproblems selbst sieht er nur in einer vollständigen Abwendung vom alten romantischen Stammesbegriff. Nach

³⁰ Vaněček, Václav: Vnitřní organizace Čech a Moravy v době přemyslovské (Historickoprávní řešení problému století 9.—13.) [Die innere Organisation Böhmens und Mährens in přemyslidischer Zeit (Rechtsgeschichtliche Lösung eines Problems des 9.—13. Jahrhunderts)]. Věstník společnosti věd a nauk (1940) 13—40.

ihm sind die meisten der böhmischen Stämme von ihrem Namen her vor allem, seßhaft gewordene, möglicherweise ethnisch verschieden zusammengesetzte Gefolgschaftsverbände unter Führern, eben diesen *duces*, gewesen.

Nach 1945 verfaßte Vaněček einige tschechoslowakische Lehrbücher der Rechtsgeschichte, Chrestomatie und eine Reihe Aufsätze, sein altes Thema hat er zwar nach 1949 kaum mehr aufgenommen³¹, ist aber auch nicht von seinen Erkenntnissen im eigentlichen Sinne abgewichen. Diese scheinen vielmehr, wie schon gesagt wurde, von den meisten Historikern, die sich eingehender mit der böhmischen Oberschicht befassen, aufgenommen worden zu sein.

Freilich herrscht in den Lehrbüchern und großen Darstellungen, z. B. dem Übersichtswerk Přehled und im Geschichtsband der neuen Československá vlastivěda, das sozialökonomische Feudalismus- und Klassenkampf-Thema absolut vor: Herrscher, nämlich Fürst und Adel, stehen nun nebeneinander den Beherrschten, dem unterdrückten Volk, gegenüber. Die Grundherrschaft und ihre Organe werden in diesen Publikationen von vornherein als „Ausbeutungsapparat“ gekennzeichnet. Einen angemessenen, objektiveren Eindruck vermitteln dagegen die Hochschullehrbücher von František Kavka (1963, 1964 für Geschichtslehrer)³². Sie bieten zwar keine eigenen Forschungsergebnisse, dafür aber informative, wenn auch sehr kurze, Darstellungen des Adels und der grundherrschaftlichen Verhältnisse.

Neben dieser Lehrbuchliteratur gibt es Werke, die als populärwissenschaftlich bezeichnet werden, tatsächlich aber in ihrer geschlossenen Darstellung auf neuestem Forschungsstand, wegen ihres gesellschaftsgeschichtlichen Gehalts die notwendige Ergänzung zu Novotnýs und Šustas großer Böhmischer Geschichte sind, wie Zdeněk Fialas Přemyslidisches Böhmen. František Kavka hat in seinem „Zeitalter der Rosen“ fast eine Geschichte der Herren von Rosenberg und von Neuhaus, des mächtigsten böhmischen Hauses geboten³³. Daneben gibt es regionalgeschichtliche Werke, welche oft recht ausführlich die in der jeweiligen Landschaft ansässigen Adelsgeschlechter behandeln. Eine wiederauftretende romantische Heimatgeschichts-

³¹ Vaněček, Václav: Počátky práva a státu v Československu [Die Anfänge von Recht und Staat in der Tschechoslowakei]. Prag 1946. — Ders.: Prvních tisíc let ... Předstátní společenská organizace a vznik státu u českých Slovanů [Die ersten tausend Jahre ... Vorstaatliche Gesellschaftsorganisation und Entstehung des Staates bei den tschechischen Slawen]. Prag 1949. Beide Werke wurden von der Kritik nach 1948 nicht gut aufgenommen. — Ders.: Dějiny státu a práva v Československu. Nástin [Geschichte von Staat und Recht in der Tschechoslowakei. Abriß]. Prag 1961.

³² Kavka, František: Přehled dějin Československa v epoše feudalismu [Übersicht der Geschichte des Feudalismus]. Prag 1962. — Ders.: Příručka k dějinám Československa do roku 1648 [Handbuch der Geschichte der Tschechoslowakei]. Prag 1963.

³³ Fiala, Zdeněk: Přemyslovské Čechy [Das přemyslidische Böhmen]. Prag 1965, bes. S. 44 ff., 56 ff. — Kavka, František: Zlatý věk Růží. Kus české historie 16. století [Die goldene Zeit der Rosen. Ein Stück böhmischer Geschichte des 16. Jahrhunderts]. Prag 1965.

schreibung sucht und findet verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten³⁴. Vor dieser Geschichtsromantik warnen Z. Fiala und F. Graus immer wieder in ihren Rezensionen; Archäologen, Philologen und Rechtshistoriker werden in ihre Bereiche verwiesen. Aber auch von diesen Seiten werden Arbeiten vorgelegt, die zu besseren Vorstellungen von der alten Herrschaftsstruktur Böhmens beitragen. Josef Markov setzt die Erforschung des böhmischen Landrechtes fort, Bohuslav Roučka geht auf das angestammte Recht des Adels auf Halsgerichte ein, Valentin Urfus behandelt das legitime Recht auf Fehde und Josef Hanzal trägt zur Geschichte der böhmischen Grundherrschaft bei, wenn er etwa das Funktionieren der Bauerngemeinde darstellt³⁵. Diese Beiträge stammen von Rechtshistorikern, aber auch andere Fachbereiche leisten ihren Teil wie es z. B. die literaturgeschichtliche Dissertation von Ludmila Lautová über die alttschechische Adelsepik zeigt³⁶.

Die Historiker wenden sich im besonderen dem Problem der Entstehung der Feudalgesellschaft zu, sie diskutieren den gesellschaftlichen Charakter des Mährischen Reiches, die Existenz eines großmährischen Adels, die Probleme der Stämme, Burgen und Burgbezirke, die Herrschaft der Slawnikinger, die Bedeutung der Großföhlgesellschaften und neuerdings auch die böhmische mittelalterliche Staatsideologie.

Fr. Graus, der wohl nach Václav Vaněčeks früheren Arbeiten nun an der Spitze der böhmischen Gesellschaftshistoriker des Mittelalters steht, hat einen wesentlichen Beitrag zur Erhellung des dunklen 10. Jahrhunderts mit der Durchforschung der Wenzelslegenden geleistet³⁷. Wenigstens in Umrissen konnte er eine Magnatenschicht und frühe Ansätze des Lehnswesens

³⁴ Das Interesse breiter Kreise für die Denkmäler der Feudalzeit bekunden die oft von Kunsthistorikern verfaßten zahlreichen Publikationen über Burgen und Schlösser, unter diesen etwa Hilmer, Jiří/Rokyta, Hugo: *Hrady a zámky. Sborník kratkých monografií* [Burgen und Schlösser. Sammlung von Kurzmonographien]. Prag 2. Aufl. 1963. Bezeichnend ist die fast 200.000 erreichende Auflagenhöhe der *Mapa hradů a zámků Československa* [Karte der Burgen und Schlösser der Tschechoslowakei], die sowohl in tschechischer wie in slowakischer Sprache erscheint.

³⁵ Markov, Josef: *Kapitoly z dějin českého zemského soudního řízení 12.—17. století* [Kapitel aus der Geschichte des böhmischen Landgerichtsverfahrens]. Prag 1967. — Roučka, Bohuslav: *Poznámky k mapě hrdelních soudů v Čechách v první a ve druhé polovině 18. století* [Bemerkungen aus einer Karte der Halsgerichte in Böhmen in der 1. und 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts]. *Právně-historické studie* 3 (1957) 115 ff. — Urfus, Valentin: „Zášti“ v Čechách v polovině 15. století [„Fehden“ in Böhmen Mitte des 15. Jahrhunderts]. Ebenda 90—114. — Hanzal, Josef: *Vesnická obec a samospráva v 16. a na počátku 17. století* [Die Dorfgemeinde und ihre Selbstverwaltung im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts]. Ebenda 10 (1964) 135—147.

³⁶ Lautová, Ludmila: *Vývoj staročeské světské epiky šlechtické do válek husitských* [Die Entwicklung der alttschechischen weltlichen Adelsepik bis zu den Hussitenkriegen]. Ungedr. Diss. Prag 1951/2.

³⁷ Graus, František: *L'Empire de Grande-Morave, sa situation dans l'Europe de l'époque et sa structure intérieure*. In: *Das Großmährische Reich. Tagungsbericht*. Prag 1966; S. 133—219. — Zd. Fialas Rezensionen in *ČSCH* 12 (1964) 224—233 und 13 (1965) 67—70 (Werke J. Poulíks und V. Vaněčeks).

feststellen. Über die Legenden stieß er auf die alte böhmische Adelsterminologie, aus deren Verschwinden und Ersetzung durch andere Termini er auf einen Kontinuitätsbruch im böhmischen Adel schließt, eine Ansicht, die durch weitere archäologische Untersuchung der Burgen in Böhmen und Mähren erhärtet oder widerlegt werden könnte. Miroslav Štěpánek stellt jedenfalls eine breite zeitliche und typologische Kluft zwischen den alten Großburgen bis zum 10. Jahrhundert und den mittelalterlichen Herrenburgen fest³⁸. Wenn der Magnatenadel wirklich ausgestorben bzw. ausgerottet worden ist, dann hat man es mit dem Problem der Bildung einer neuen Oberschicht zu tun. Als neue Oberschicht käme ein aus den Großgefolgschaften und der Dienstmannschaft emporgestiegener Adel in Frage, für den auch die relativ schwache Geschlossenheit der böhmischen Nobiles-Schicht sprechen würde. Auf die Bedeutung dieser Gefolgschaften für die Entstehung der Landesherrschaften Ostmitteleuropas hat Fr. Graus eindringlich hingewiesen³⁹, wobei er im Grunde V. Vaněčeks ältere Einsichten belegt und vertieft. Die Rolle von Dienstorganisation und Gefolgschaft wurde durch Dušan Třeštík⁴⁰ herausgestellt und diese und andere Ansichten von Rostislav Nový kritisch überprüft. Wie wenig mächtig aber die Dienstmänner selbst und wie schwach ihre Dienste für den Landesherrn waren, hat Zdeněk Fiala in einer Arbeit über Sobieslav II. gezeigt, jenen „princeps rusticorum“, der vom Hochadel aus dem Lande vertrieben wurde⁴¹.

Die Quellen haben uns das Bild ungewöhnlich mächtiger böhmischer Fürsten der Frühzeit überliefert, sie lassen aber auch das zeitige Wirken eigenwilliger Gewalten neben dem Fürstentum aber innerhalb des Landes erkennen. Böhmen erweist sich als einer der ältesten „institutionellen Flächenstaaten“ Europas. Darüber und insbesondere über den etappenweise sichtbar werdenden Machtzuwachs des Adels und dessen zunehmendes Mitspracherecht sind sich die Historiker heute einig. Andere Fragen aber scheinen

³⁸ Štěpánek, Miroslav: Die Entwicklung der Burgwälle in Böhmen vom 8. bis 12. Jahrhundert. In: Siedlung und Verfassung (1967) S. 49–59. — Ders.: Opevněná sídliště 8.—12. století ve střední Evropě [Befestigte Siedlungen in Mitteleuropa im 8.—12. Jahrhundert]. Prag 1965.

³⁹ Graus, František: Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten in Europa. Historica 10 (1965). — Ders.: Origines de l'état et de la noblesse en Moravie et en Bohême. Revue des Études slaves 39 (1961). — Ders.: Raně středověké družiny a jejich význam při vzniku států ve střední Evropě [Frühmittelalterliche Gefolgschaften und ihre Bedeutung für die Entstehung von Staaten in Mitteleuropa]. ČSCH 13 (1965) 1–18. — Vaněček, Václav: Les „družiny“ (gardes) princières dans les debuts de l'État tchèque. Czasopismo prawno-historyczne 2 (1949).

⁴⁰ Třeštík, Dušan/Krzemieńská, Barbara: Zur Problematik der Dienstleute im frühmittelalterlichen Böhmen. In: Siedlung und Verfassung (1967) S. 70–97. — Dies.: Přemyslovská hradiště a služební organizace přemyslovského státu [Přemyslidische Burgplätze und Dienstorganisation im Přemyslidenstaat]. Archeologické rozhledy 17 (1965) 624–655.

⁴¹ Fiala, Zdeněk: Princeps rusticorum. Zápisky katedry československých dějin 5 (1961) 31–42.

noch ganz offen oder werden noch immer uneinheitlich beantwortet wie etwa die alte Hauptfrage nach Umfang und Grundlage fürstlicher Macht oder nach einem vom Herrscher unabhängig bestehenden Allodialbesitz.

Bei seinen Untersuchungen zum Thema Institutionalisierung der adeligen Mitherrschaft in Böhmen hat F. Graus wohl erstmals den „staatsymbolischen Aspekt des St. Wenzelskultus“, die böhmische „Staatsideologie“, eingehend behandelt⁴². Als Patron der adeligen Landesgemeinde war St. Wenzel bisher kaum bekannt. Im 13. Jahrhundert erscheint das Bild des heiligen Herzogs auf dem Landessiegel und auf dem Zitationssiegel des Landrechts, dem „Sigillum iustitie tocius terre sancti Wenceslai ducis Boemorum“, und wird bald danach im Königsspiegel durch das Reiterbild Přemysl Ottokars II. ersetzt und verschwindet auch als Münzbild, bis Karl IV. später versucht, seinen Coronabegriff⁴³ mit der St. Wenzelstradition der adeligen Landesgemeinde im Begriff der Wenzelskrone zu vereinen. Die Anfänge dieses terra-Begriffes, den Graus weiter als O. Brunner und F. Seibt⁴⁴, nämlich auch als Stammesbewußtsein, fassen möchte, verlegt er schon in das 10. Jahrhundert. Es wird also gerade heute in Böhmen dem alten Adel und der Adelsgemeinde eine so bedeutende Funktion in der nationalen Geschichte zuerkannt wie nie zuvor.

Bei der einschneidenden Quellenarmut der böhmischen Frühzeit lassen sich aus dem böhmischen Befund allein kaum weitere wesentliche Aufschlüsse über den alten Adel Böhmens erwarten. Schon früher suchte man — ähnlich den deutschen Verfassungs- und Rechtshistorikern, die sich an nordgermanischen Verhältnissen zu orientieren suchten — durch Rückgriff auf vermeintlich gemeinslawische (süd- und ostslawische) Rechts- und Gesellschaftsinstitutionen vorhandene Lücken zu füllen. Gegenwärtig wirken ähnliche Vorstellungen noch unter den tschechischen Rechtshistorikern nach, wenn auch die Befassung mit der Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte der Elb- und Ostseeslawen viel zur Auflockerung des alten Schemas beiträgt. Zweifellos hat aber gerade bei den tschechischen Historikern die Methode des Vergleichs gesellschaftlicher Verhältnisse verschiedener Länder und Völker Verbreitung und nützliche Anwendung für die eigene Geschichte gefunden. Wenn seit geraumer Zeit vor allem jene Anregungen

⁴² Graus, František: Počátky českého státu a vývoj „státní“ ideologie [Die Anfänge des böhmischen Staates und die Entwicklung einer „staatlichen“ Ideologie]. *Slavia occidentalis* 22 (1962) 160 ff. — Ders.: Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten 58 ff. — Ders.: Adel, Land und Herrscher 147 ff. — Nový, Rostislav: Státní ideologie raně feudálních Čech [Die Staatsideologie im frühfeudalen Böhmen]. In: českých dějin. Sborník prací in memoriam prof. dr. Václava Husy. Prag 1966, S. 23—33.

⁴³ Vgl. Prochno, Joachim: Terra Bohemiae, regnum Bohemiae, corona Bohemiae. In: Prager Festgabe für Theodor Mayer. [Erstdruck Prag 1945]. Neu hrsg. von Rudolf Schreiber. Freilassing-Salzburg 1953, S. 91—111.

⁴⁴ Brunner, Otto: Land und Herrschaft. 4. Aufl. Wien-Wiesbaden 1959, S. 189 ff. — Seibt, Ferdinand: Land und Herrschaft in Böhmen. HZ 200 (1965) 284—315, hier S. 306 ff.

aufgenommen werde, welche von der fortschrittlichen Geschichtsforschung in Frankreich ausgehen, so kommt es unterdessen auch zum fruchtbaren Meinungsaustausch gerade über die Grundformen der älteren Gesellschaft zwischen tschechischen und deutschen Historikern⁴⁵.

⁴⁵ Als Beispiel sei die Tagung in Allendorf bei Marburg/Lahn (1963) genannt und auf deren gedrucktes Protokoll verwiesen: *Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit*. Hrsg. von František Graus und Herbert Ludat. Wiesbaden 1967. Hier findet man auch S. 172—188 die wichtigste Literatur zu unserem Thema.

DAS TEMNO IN DER NEUEN TSCHECHISCHEN GESCHICHTSAUFFASSUNG*

Von Frederick G. Heymann

Das „Temno“, die Zeit der Finsternis, ist seit langem so etwas wie ein Stiefkind der Geschichtsschreibung gewesen. Die tschechische wie die deutsch-böhmische Geschichtsschreibung hat sich recht zögernd dieser besonders für das tschechische Nationalgefühl so unerfreulich, ja schmerzlich erscheinenden Epoche zugewandt. In der tschechischen schönen Literatur widmete nur Jirásek dieser Periode mehrere Werke, vor allem den Roman „Temno“, der den überlebenden Untergrundmitgliedern der böhmischen Brüder-Unität des frühen 18. Jahrhunderts gewidmet ist. Von den Historikern ging Palacký über 1526 nicht hinaus, desgleichen Bachmann. Tomek, dessen vielbändige Geschichte von Prag ja auch eine Geschichte Böhmens ist, blieb am Anfang des 17. Jahrhunderts stehen. Eine wirkliche Vertiefung in das Thema findet man erst 1892 in Rezek's „Dějiny Čech a Moravy nové doby“, die allerdings nur eine kurze Periode erfaßt. Gindelys 1894 erschienene „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“ sowie, kurz danach, des französischen Historikers Ernest Denis' „La Bohême depuis la Montagne Blanche“ versuchten der tragischen Problematik des Temno durch eine in Breite und Tiefe gehende Behandlung und durch eine sich um Objektivität bemühende Interpretation gerecht zu werden. Einige Spezialarbeiten, wie zum Beispiel Tomáš Bíleks trockene aber materialreiche „Dějiny konfiskací v Čechách“ (Prag 1883), waren als Quellenmaterial für andere Arbeiten wertvoll. Die Interpretationen von Gindely und Denis, beide erfüllt von der ausschließlich tragischen Auswertung der Periode, dominierten im Großteil der mit böhmischer Geschichte befaßten historischen Literatur in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, nicht nur in den böhmischen Ländern, sondern auch außerhalb. Ein Beispiel ist die während des Zweiten Weltkrieges veröffentlichte und jüngst in England und Amerika wieder aufgelegte „History of the Czechs and Slovaks“ von R. W. Seton-Watson, der der Zeit von 1648 bis 1790 (wahrscheinlich eine angemessene Datierung des Temno) unter dem Titel „The Period of Total Eclipse“ ein ziemlich ausführliches und klar gesehenes Kapitel gewidmet hat¹. All diese Arbeiten enthielten schon eine mehr oder minder deutliche Anklage gegen das Haus Habsburg, aber zugleich auch Anklagen gegen den Hochadel der böh-

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Passau am 30. Oktober 1967 gehalten wurde.

¹ Neue Ausgabe London und New York, in der ursprünglichen Londoner Ausgabe S. 130—159.

mischen Länder, ohne viel Unterschied zu machen zwischen der Aristokratie tschechischer Abstammung und dem Teil des Adels, den, als ein Resultat der Katastrophe des Weißen Berges, die Habsburger dort neu angepflanzt hatten. Auch bei Gindely, der ja in seiner ganzen Einstellung mehr ein tschechischer Österreicher (im Sinne des treuen Angehörigen der Habsburger Monarchie) als ein Nationaltscheche war, sind solche Vorwürfe zum mindesten implicite zu finden.

Aber im frühen 20. Jahrhundert zeigen sich Ansätze zur Revision. Und sie beginnen mit Josef Pekař, dem Mann, der im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts oft als der größte tschechische Historiker angesehen wurde, und der heute in der Tschechoslowakei als der Repräsentant der nackten Reaktion und deshalb vielfach auch als ein Geschichtsfälscher angesehen wird — beides extreme Werturteile, denen ich persönlich nicht zustimmen kann. Der eine seiner Beiträge, die „České Katastry, 1654—1789“, deren Veröffentlichung 1913 begann, war allerdings einfach als Materialsammlung so wertvoll, daß sie heute, wenn auch vorsichtig, wieder benutzt werden. Der andere Beitrag aber, das schon 1909 erschienene und 1935 wieder veröffentlichte „Kniha o Kosti“, das Buch von der alten Burg Kost in Nordostböhmen, ist in vieler Hinsicht interessanter, aber es bietet auch mehr Angriffsflächen. Das Unternehmen, auf engem Raum die ganze Entwicklung vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Zeit Maria Theresias sich widerspiegeln zu sehen, war zweifellos höchst anziehend, und das Buch fand Freunde auch außerhalb der Fachkreise. Der kürzere zweite Teil, der sich auf die Bauern konzentrierte, enthielt hier und da auch offene Sozialkritik, die gelegentlich selbst von heutigen Veröffentlichungen anerkannt wird. Aber das Buch enthielt auch Andeutungen und Interpretationen², die schon beim Erscheinen auf Widerstand stießen (und die Pekař auch in anderen Zusammenhängen, zum Beispiel in seinen 1921 veröffentlichten drei Kapiteln über den Kampf um St. Johann von Nepomuk, präsentiert hat). Der bedeutendste Kritiker Pekařs war damals Kamil Krofta, selbst Autor einer Arbeit von großer Bedeutung für das Temno, ein Mann, der später den für einen Forscher opfervollen Schritt vom Historiker zum Diplomaten und Staatsmann unternahm. Krofta kritisierte, besonders in seinem Buch „Nesmrtelný národ“ (Die unsterbliche Nation), Pekařs Versuch, die Lebensfreude, die sich im Barockgeist und speziell in der kirchlichen und säkularen Barockarchitektur des 17. Jahrhunderts ausdrückt, als eine direkte frühere Entwicklungsstufe des Obrození, der tschechischen Wiedergeburt des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts zu betrachten, und damit dem Temno eine wichtige positive Wertung abzugewinnen³. Von Kroftas eigenen Arbeiten (obwohl er wohl mehr im späten Mittelalter und in der Reformationsperiode als im 17. und 18. Jahrhundert zuhause war) ist besonders dem Buch über die Geschichte der böhmischen Bauern („Dějiny selského stavu“, zuerst 1919, dann

² Z. B. S. 116 und 152.

³ Nesmrtelný národ 626.

revidiert 1949) sofort die Rolle eines klassischen Standard-Werkes zugefallen, und in seinem Rahmen ist der Periode vom Weißen Berg bis zur Regierung Maria Theresias eine besonders ausführliche Darstellung gewidmet. Das gleiche gilt aber auch für Kroftas letztes Werk, die zum Teil aus früheren Teilarbeiten zusammengesetzte „Dějiny československé“, die 1946, ein Jahr nach seiner Befreiung aus dem KZ und fast unmittelbar nach seinem Tode, veröffentlicht wurde. In einen dicken Band von über 900 Seiten gepreßt, ist es die letzte große Darstellung der Geschichte der Tschechen und Slowaken, die vor dem Umsturz von 1948 erschien und die infolgedessen als das Werk eines bürgerlichen Historikers bezeichnet wird, obwohl Krofta im allgemeinen auch heute wieder in seinem Vaterlande mit dem Respekt behandelt wird, den er so reichlich verdient. In diesem Buch nimmt die Zeit vom Weißen Berg bis zur Wiedergeburt 126 Seiten ein⁴, eine verhältnismäßig ausführlichere Darstellung als in allen anderen Gesamt-Geschichten. Ich unterstreiche das, weil mir scheint, daß die historiographische Entwicklung seit 1948 am besten umschrieben werden kann auf der Grundlage des Vergleichs mit der unmittelbar vorausgehenden historischen Konzeption, in diesem Falle eben der Auffassung Kroftas.

Was nun die böhmische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte betrifft, die in der fraglichen Periode noch weitgehend Agrargeschichte war, so mag man fragen, ob seitdem wirklich in der Tiefe eine radikale Umwertung erfolgt ist. Kroftas Werk über die Geschichte des Bauernstandes hatte sich notwendigerweise mit der Ausbeutung des böhmischen Bauern, insbesondere in der Zeit der sogenannten Zweiten Leibeigenschaft, beschäftigen müssen, und wenn auch seine Terminologie nicht marxistisch war, so ergab sich ganz notwendigerweise die Darstellung eines Verhältnisses zwischen dem großgrundbesitzenden Adel und den Bauern, das sich besonders in bestimmten Perioden recht deutlich als ein Klassenkampf präsentiert. Nicht nur die Ausbeutung selbst, die ja speziell die Form einer immer drückenderen Robot annahm, sondern auch das Reagieren der Bauern auf diesen Prozeß der Unterdrückung, speziell in der Form von Aufständen, spielte notwendigerweise eine bedeutende Rolle. Aber hier ist nun in den letzten zwanzig Jahren eine vor allem quantitativ wesentlich verstärkte Heraushebung der Bauernaufstände als entscheidender Vorgänge in der Geschichte des Temno zu verzeichnen. Ja es kann vielleicht gesagt werden, daß seit 1948 kein Ereignis in der Epoche des Temno so stark betont worden ist wie die Bauernaufstände, und ganz besonders der große Aufstand von 1775, dem eine Reihe von Arbeiten gewidmet wurde. Eine Anzahl von Spezialarbeiten über den Aufstand von 1775 erschien zum Beispiel in zwei von Václav Husa und Josef Petrůň herausgegebenen Sammelbänden der Acta Universitatis Carolinae, 1955 und 1962, die sich zum Teil auf bestimmte Regionen oder spezifische Probleme konzentrierten. Es scheint mir aber, daß hier nicht nur eine quantitative Änderung vorliegt, sondern, gerade und besonders in der ersten

⁴ Dějiny československé 446—572.

Zeit nach dem Umsturz, auch eine qualitative. Als ein typisches Beispiel kann das 1954 veröffentlichte Buch von Oldřich Janeček, „Povstání nevolníků v českých zemích roku 1775“ (Der Aufstand der Leibeigenen in den böhmischen Ländern im Jahre 1775), gelten. Darin wird der Versuch gemacht, die Ereignisse des Jahres 1775 in den Gesamtzusammenhang der böhmischen Geschichte einzuordnen, und zwar als eine wichtige Stufe in einer Entwicklung, die im ganzen Verlauf als entscheidend revolutionär betrachtet wird⁵. Das bedeutet auch, daß in Janečeks Auffassung ideologische Zusammenhänge bestehen zwischen dem Aufstand von 1775 und der hussitischen Revolution, daß nämlich die Teilnehmer an der Bewegung sich eines Zusammenhanges mit der hussitischen Revolution voll bewußt sind; daß aber weiterhin der Aufstand der thesesianischen Periode zugleich auch eine revolutionäre Tradition geschaffen oder verstärkt hat, die über 1848 und 1918 geradewegs zum Jahre 1948 und damit zur Errichtung der klassenlosen sozialistischen Gesellschaft führt. Diese These ist, soweit ich sehen kann, in keinem anderen Werk so energisch präsentiert und vertreten wie in Janečeks Buch, vielleicht mit der Ausnahme von František Kavkas „Husitská revoluční tradice“ (1953). Dort ist vor allem im 4. Kapitel die spezielle These der stets lebendig gebliebenen hussitischen revolutionären Tradition auch in der Zeit des Temno ausführlicher herausgearbeitet worden.

Was nun die Agrarreformen Maria Theresias und besonders Josephs II. betrifft, so wird diesen von Janeček keine Bedeutung beigemessen, die sich wesentlich als ein Ausfluß der Gedanken und der Politik der Aufklärung verstehen ließe. Ja Janeček unternimmt einen heftigen Angriff auf die tschechischen „Bourgeois-Historiker“ im allgemeinen und auf Krofta und Odložilík im besonderen, weil sie dem Eingriff von oben, von der Krone, einen wirksamen Einfluß auf die Besserung der Verhältnisse zuschrieben⁶. Jedes Wort des Lobes für den „revolutionären Kaiser“ (wie der amerikanische Historiker Saul Padover ihn genannt hat) ist, in der Logik dieser Interpretation, eine Geschichtsverfälschung, oder mindestens ein Irrtum. Es ist kaum nötig zu betonen, daß Janeček in dem Buch auch noch häufig die damals sehr üblichen wiederholten Verbeugungen vor Marx und Stalin macht, wie dies denn auch in vielen anderen parallelen Veröffentlichungen derselben Zeit, zum Beispiel auch in Josef Kočí's sonst recht wertvollem Buch „Boje venkovského lidu v období temna“ (Die Kämpfe des Landvolks in der Periode der Finsternis), geschehen ist. Während Janeček sich auf 1775 konzentriert, ist Kočí's Werk, das 1953 erschien, dem ländlichen Klassenkampf der ganzen Temno-Periode gewidmet. Es ist ein wissenschaftlich nicht gerade bedeutendes aber sehr leicht lesbares Buch, das sich kaum irgendwelcher noch nicht ausgeschöpfter Quellen bedient, wohl aber vollen Gebrauch von den Werken der vor-marxistischen Periode macht. Es beginnt mit bauerlichen Unruhen der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wobei es sich weit-

⁵ Janeček 195—198.

⁶ Ebenda 186—190.

gehend auf Gindely stützt, und an älteren Quellen gelegentlich Paul Skálas „Historie česká“ benützt. Es ist vielleicht erwähnenswert, daß sich Kočí nicht auf die Unruhen oder Aufstände der tschechischen Bauern Böhmens beschränkt, sondern auch den tapferen Widerstandswillen deutscher Bauern, wie zum Beispiel des Andreas Stelzig, mit großer Wärme hervorhebt⁷. Auch die Heldentaten eines deutsch-schlesischen Adligen, des Christoph von Redern, werden gebührend anerkannt. Einen ehrenvollen Platz findet in Kočís Darstellung der Widerstand der Choden, der in der tschechischen Literatur ja besonders durch Jiráseks Roman „Psohlavci“ (Die Hundsköpfe) bekannt geworden ist, und in dessen Rahmen der Choden-Führer Kozina schon seit langem im tschechischen Geschichtsbewußtsein die Rolle eines tapferen revolutionären Märtyrers erhalten hat⁸ — wieder ein Beispiel dafür, daß vielfach die Interpretation der Haltung der sozial unterdrückten Volksmassen, und speziell der Bauernschaft, in der neuen Geschichtsschreibung keine besonderen radikalen Änderungen erfahren hat und ihrer wohl auch nicht bedurfte. Kočí hat neuerdings eine gründlichere Spezialarbeit über den Aufstand der Leibeigenen geschrieben, der in den Jahren 1679 bis 1687 im Friedländischen stattgefunden hat⁹.

Im Vergleich zu Janečeks Werk zeigen spätere Veröffentlichungen im allgemeinen eine weniger aggressive Tendenz. Das kommt schon zum Ausdruck in der Behandlung des Temno in dem seit 1958 von der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen dreibändigen „Přehled československých dějin“ (Übersicht über die tschechoslowakische Geschichte). Die Entwicklung vom Dreißigjährigen Krieg bis zur josephinischen Zeit ist dort im wesentlichen das Werk zweier Historiker: Josef Polišenskýs (bis 1680) und Arnošt Klímas (von 1680 bis 1781). Polišenský, ein Mann, der sich eine ungewöhnlich breite (doch keineswegs oberflächliche) Kenntnis der Geschichte besonders des 17. Jahrhunderts in ganz Europa, einschließlich des Westens, erworben hat, wird in seiner bibliographischen Einleitung den Repräsentanten der bürgerlichen Geschichtsschreibung in einem höheren Grade gerecht als dies bei einigen seiner Kollegen, besonders in der Zeit unmittelbar nach dem Umsturz von 1948, der Fall gewesen war. Kroftas Geschichte des Bauernstandes, zum Beispiel, nennt er eine verdienstvolle Arbeit, wenn er ihr auch nicht ohne Kritik gegenübersteht. Auf der anderen Seite kritisiert er, wohl mit Recht, Pekařs Thesis, daß für die so verschlimmerte Lage der bäuerlichen Leibeigenen weniger der böhmische Adel als die habsburgische Staatsverwaltung verantwortlich gewesen sei.

Arnošt Klíma ist wahrscheinlich von allen tschechischen Historikern der marxistischen Schule derjenige, der sich am meisten auf das Phänomen des Temno konzentriert hat. Außer den drei langen Kapiteln in dem „Přehled československých dějin“ veröffentlichte er schon im Jahre 1955 ein um-

⁷ Kočí 90—102.

⁸ Ebenda 103—112.

⁹ Odboj nevolníků na Frydlantsku 1679—87. Reichenberg 1965.

fangreiches Werk unter dem Titel: „Manufakturní období v Čechách“ (Das Zeitalter der Manufaktur in Böhmen), später ein kleineres und mehr für das allgemeine Leser-Publikum bestimmtes Buch, genannt „Čechy v období temna“ (Böhmen im Zeitalter der „Finsternis“). In beiden Werken, von denen das erstgenannte sich ja in erster Linie auf Sozial- und Wirtschaftsgeschichte konzentriert, ist naturgemäß den Verhältnissen auf dem Lande, der Bedrückung und Aussaugung der Bauernschaft und den daraus folgenden Bauernaufständen viel Aufmerksamkeit gewidmet. Die älteren primären und sekundären Quellenwerke sind alle ziemlich gründlich benützt, einschließlich der „Česke Katastry“ des so unbeliebten Pekař, und mehr noch, für die Entwicklung im 18. Jahrhundert, des bedeutenden Werks von Karl Grünberg: „Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien“, das 1893–94 in Leipzig erschien und dessen zweiter Band eine überaus wertvolle Dokumentensammlung darstellt.

Aber was wohl wichtiger ist als die neuerliche, jedoch nicht entscheidend veränderte Ausarbeitung der agrarischen Verhältnisse, ist doch die Tatsache, daß das Hauptgewicht, wie schon der Name von Klímas magnum opus bezeugt, jetzt nicht mehr auf die Landwirtschaft, sondern auf das Wachstum der Manufaktur als einer frühen Form der modernen industriellen Entwicklung gelegt wird. Dieser Aufschwung besonders der Textilproduktion in frühen kapitalistischen Formen ist nicht nur das Werk der sich jetzt, im 18. Jahrhundert, kräftig entwickelnden Bourgeoisie, sondern auch der Adel nimmt daran lebhaften Anteil, ja selbst die Dynastie (besonders Franz von Lothringen, Maria Theresias Gatte) investiert in neuen Unternehmungen dieser Art. Die Regierung kam unter den direkten Einfluß merkantilistischer Theorien und begann die Einfuhr von Fertigwaren, deren Herstellung innerhalb der Grenzen der Monarchie möglich war, zu beschränken oder zu verhindern. Diese Entwicklung hat Klíma auch in einem in englischer Sprache veröffentlichten Artikel diskutiert¹⁰. Aber die Industrie litt, trotz der Einführung ausländischer, zum Beispiel britischer Fachleute, unter dem Mangel an Arbeitskräften. Und hier nun findet Klíma, im allgemeinen unterstützt von anderen marxistischen Historikern, die wesentlichste Ursache für die Abolition der Leibeigenschaft: sie macht Arbeitskräfte frei, deren Beschäftigung in der Industrie bessere Profite abwirft als sie, selbst bei harscherer Ausbeutung, in der Landwirtschaft erzielt werden können. Auf diese Weise wird der Übergang von der feudalen Ausbeutung durch die Grundbesitzer zur kapitalistischen Beschäftigung und natürlich auch Ausbeutung freier, das heißt nicht leibeigener Arbeitskräfte bewerkstelligt. Wenn dies als die eigentliche und entscheidende Motivierung für die Abschaffung der Leibeigenschaft angesehen wird, dann wird damit natürlich ihre Motivierung als einer aufklärerischen und humanistischen Attitude, wie sie in der vorherge-

¹⁰ Mercantilism in the Habsburg Monarchy, with special reference to the Bohemian lands. *Historica* 9 (1965) 95–119.

gangenen Geschichtsschreibung doch mehr oder weniger dem Josefinismus zugeschrieben wurde oder wird, gelegnet oder ihr höchstens eine sekundäre Rolle zugeschrieben. Dies um so mehr, als es recht leicht ist zu zeigen, daß das Los des „freien Arbeiters“, eine Kategorie, zu der natürlich auch Frauen und Kinder gehören, in der Zeit des industriellen Frühkapitalismus alles andere als rosig war, eine Tatsache, die seit einem Jahrhundert oder länger bekannt ist. Ein erheblicher Teil der Arbeit Klímas ist der detaillierten Darstellung der ökonomischen und technischen Entwicklung der böhmischen Manufakturen gewidmet, wobei einzelne Firmen, wie zum Beispiel die große Textilmanufaktur des Grafen Waldstein in Oberleutensdorf, überaus genau beschrieben werden¹¹, einschließlich einer Bildbeilage von 20 instruktiven Illustrationen der Oberleutensdorfer Produktionsstätten aus dem Jahre 1728. Klíma unterstreicht die weitgehende Arbeitsteilung sowie, in Widerlegung einer Theorie L. Schlesingers, die Tatsache, daß alle Arbeiter, einschließlich der Leibeigenen, Löhne erhielten. Selbstverständlich beschränkt sich Klíma nicht auf die Textilindustrie. Andere Produktionszweige, nicht zuletzt die bedeutsame Glasindustrie, sind ebenfalls gründlich behandelt.

Ich kann in dem Rahmen einer kurzen Übersicht nicht auf weitere Details dieses umfangreichen Werkes eingehen, doch scheint es mir fraglos, daß trotz mancher unnötiger Verbeugungen nicht nur vor Marx und den sogenannten Klassikern des Marxismus, sondern auch vor manchen neuerlich erschienenen Sowjet-Publikationen, Klímas Buch einen dauerhaften Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Temno darstellt, den alle zukünftigen Arbeiten auf diesem Gebiet berücksichtigen müssen.

Im Vergleich zu dieser gewichtigen Arbeit ist Klímas 1958 zuerst veröffentlichte Studie „Čechy v období temna“ ein leichteres, auf ein breiteres Publikum abgestimmtes Buch. Seine Bedeutung liegt darin, daß es der erste Versuch ist, die Periode der „Finsternis“ in all ihren Aspekten zusammenfassend darzustellen, jedenfalls der erste Versuch dieser Art seit Ernest Denis' 1903 erschienenem „La Bohême depuis la Montagne Blanche“. Über die Behandlung der Leibeigenschaft und der industriellen Entwicklung, jeweils ein Kapitel, ist nicht viel Zusätzliches zu sagen, da Klíma sich hier ja im wesentlichen auf seine eigenen früheren Arbeiten, und speziell auf die „Manufakturní období“, stützen und berufen kann. Das dritte Kapitel ist den rein politischen und staatlichen Problemen gewidmet und enthält wenig, das nicht schon in der älteren historischen Literatur ausführlich behandelt worden ist, so zum Beispiel die Re-Katholisierung, deren Behandlung kaum merklich über Gindely hinausgeht.

Eine Ausnahme macht vielleicht die Darstellung der Auswanderung, die wenigstens teilweise auf neuerem Material aus Eduard Winters 1955 veröffentlichter Arbeit „Die tschechische und slowakische Emigration in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert“ beruht. Das letzte Kapitel befaßt sich mit der kulturellen Entwicklung im Temno. Ich möchte darauf erst

¹¹ Manufakturní období 221—239.

etwas später eingehen, wenn ich es mit anderen Darstellungen, speziell in der Literatur, in Zusammenhang bringen kann.

Inzwischen sind aber noch die staats- und rechtspolitischen Entwicklungen in ihrer Spiegelung in anderen Arbeiten zur Kenntnis zu nehmen. Selbstverständlich sind sie in allen allgemeinen Darstellungen der böhmischen Geschichte dieser Zeiten aus den beiden letzten Jahrzehnten behandelt, so zum Beispiel in Václav Husas „Dějiny Československa“, erschienen 1962, oder, etwas ausführlicher, in dem als Lehrbuch für die Universitäten ein Jahr später veröffentlichten Werk „Přehled dějin Československa v epoše feudalismu“, Band 3, in dem die Periode des Temno von František Kutnar bearbeitet ist. Neben der Katholisierung wird in all diesen Veröffentlichungen, und natürlich auch in Klímas entsprechendem Beitrag des „Přehled československých dějin“, die Zentralisierung und die Anpassung der politischen und juridischen Verwaltung an die entsprechenden Verhältnisse in den österreichischen Erbländern hervorgehoben. Darüber, daß dieser Prozeß seinen Höhepunkt in der thesianischen, ja zum Teil sogar erst in der josephinischen Periode erreicht, besteht wohl kaum irgend eine Meinungsverschiedenheit, und die zeitgenössischen Darstellungen konnten und haben sich in der Tat ohne Schwierigkeiten auf die älteren Arbeiten berufen, sowohl auf die tschechischen (zum Beispiel von Bohuš Rieger, von Prokeš und vor allem von Jaromír Čelakovský) wie auch die österreichischen (zum Beispiel von Fellner und Kretschmayr). Im übrigen sollte ich vielleicht erwähnen, daß auf dem speziellen Gebiet der Rechtswissenschaft die Zeit des Temno, oder jedenfalls ihre spätere Phase, keineswegs unfruchtbar war. Vielmehr scheint eine neuere Veröffentlichung den Beweis zu liefern, daß damals die juristische Fakultät Prags in der zeitgenössischen Rechtswissenschaft in Mitteleuropa führend war. Der Autor dieses Werkes ist Jiří Klabouch, sein Titel: Osvícenské právní nauky (Prag 1958). Vielleicht nicht die ausführlichste, wohl aber doch die präziseste Darstellung aller dieser Aspekte findet sich in Václav Vaněčeks „Dějiny státu a práva v Československu“, einem 1964 veröffentlichten Hochschullehrbuch. Vaněček ist sicher ganz im Recht, wenn er es ablehnt, anti-habsburgische Tendenzen des böhmischen Adels als „national motiviert“ anzuerkennen, und sie stattdessen nur als Äußerungen einer reaktionären Aristokratie auffaßt, die ihr Recht zu stärkerer Ausbeutung der leibeigenen Bauern nicht beschränkt sehen will. Andererseits erscheint es weniger annehmbar, daß Vaněček den habsburgischen Absolutismus der thesianischen und josephinischen Periode nur in Anführungszeichen als „aufgeklärt“ anerkennt, und daß den unzweifelhaften Zügen einer humanen und humanistischen politischen Philosophie in Josefs Regierung kaum volle Gerechtigkeit widerfährt. Wenn man diese Darstellungen etwa mit Kroftas Behandlung der Aufklärungsphilosophen und ihres Einflusses auf die Politik der Habsburger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts¹² vergleicht, so ist der Unterschied in der Tat recht deutlich. Die tschechische Geschichts-

¹² Dějiny československé 531 ff.

schreibung hat allerdings auch vor 1948 keine sehr positive Meinung von den Habsburgern gehabt, und wenn man an die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der unmittelbar darauf folgenden Jahrzehnte denkt, so ist dies wohl nicht erstaunlich.

Eine summarische Beurteilung und Verurteilung der Habsburger aus jüngster Zeit findet sich in dem Artikel, den František Kavka unter dem Titel „Die Habsburger und der böhmische Staat bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts“ im Band VIII der „Historica“¹³ veröffentlicht hat. Man kann diese Interpretation größtenteils wohl als die jetzt allgemein akzeptierte ansehen. „Auch unter der Voraussetzung“, so schreibt Kavka am Ende, „daß man ihnen [den Habsburgern] ihr organisatorisches Bestreben zugute hält, die türkische Herrschaft in Mitteleuropa zu liquidieren, da diese schließlich auch den böhmischen Staat bedrohte, wozu sie eben seine finanziellen und menschlichen Mittel mehr als ausgiebig verwendeten, bleibt doch auf ihrem Konto, daß sie den selbständigen böhmischen Staat vernichtet, die wirtschaftliche Entwicklung der böhmischen Länder untergraben und in die Entwicklung der tschechischen Nation, ihrer Sprache und Kultur in einer solchen Weise gewaltsam eingegriffen haben, daß deren Entwicklung auf lange Zeit aufgehalten wurde. Diese Tatsachen konnten nicht durch die Vorteile ausgeglichen werden, welche die Zugehörigkeit zu der großen habsburgischen Monarchie in der Zukunft bot, als die Habsburger durch die unerbittliche Gesetzmäßigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Maßregeln gezwungen wurden, welche auch für die böhmischen Länder neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Perspektiven schufen und den Weg zu einer neuen Entwicklung wiesen — allerdings bereits unter den Bedingungen der staatlichen Unselbständigkeit und nationalen Disqualifizierung.“ Ich nehme an, daß Professor Kavka persönlich für den schwerfällig-holprigen Stil nicht verantwortlich gemacht werden kann. Ob die merkantilistische Wirtschaftspolitik des 18. Jahrhunderts, die ja zweifellos zu der lebhaften Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft in Böhmen des 19. Jahrhunderts beigetragen hat, einfach als das Resultat der „unerbittlichen Gesetzmäßigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung“ angesehen werden muß, ist allerdings zweifelhaft. Wenn man speziell die Darstellung Klímas, auch eines guten Marxisten, in seinem „Manufakturní období“, heranzieht, so hat man weniger den Eindruck irgendeiner „unerbittlichen Gesetzmäßigkeit“ als den einer sicherlich profitbewußten, aber zugleich recht vernünftigen, auf die Stärkung nicht nur einzelner Unternehmer, sondern auch des Landes bedachten Wirtschaftspolitik, für die man, so ungern man es auch tut, den Habsburgern einigen Kredit geben sollte. (Klíma selbst spricht an anderer Stelle, aber im gleichen Zusammenhang, von einer fortschrittlichen Politik Wiens¹⁴.) Kavka hat sich im übrigen ziemlich gründlich mit den Anfängen des Temno beschäftigt, und zwar in seinem Buch „Bílá hora a

¹³ Prag 1964, S. 35—64.

¹⁴ Siehe Přehled československých dějin 524.

české dějiny“, in dem er unter anderem der gründlichen Umwandlung des böhmischen Stände-Adels in einen habsburgischen Hofadel, der Schwächung des Ritterstandes und der völligen Zerstörung der früher so starken (aber allerdings schon unter Ferdinand I. wesentlich geschwächten) Position der Städte seine Aufmerksamkeit widmet, ohne daß dabei, meinem Eindruck nach, irgendwelche grundsätzlichen Umwertungen im Verhältnis zu früheren Interpretationen hervortreten.

Es bleibt, wenn wir uns an Klímas Organisation des Stoffes in seinem „Čechy v období temna“ halten wollen, nach der Diskussion der agrarpolitischen Vorgänge, des frühkapitalistischen Industrialisierungsprozesses und der staats- und rechtspolitischen Verhältnisse, nun vor allem noch die Frage der kulturellen Entwicklung zu betrachten. Dies ist natürlich ein Kapitel von besonderer Bedeutung für die historische Selbstbeurteilung der tschechischen Nation. Denn auf dem Gebiet der Kultur, und ganz besonders auf dem der Sprache und Literatur, erhob sich besonders im 18. Jahrhundert die Frage, ob noch eine tschechische Nation mit einer lebendigen tschechischen Tradition, einer als tschechisch erkennbaren kulturellen und künstlerischen Schöpfungskraft und einer starken, zuversichtlichen Zukunftserwartung existiere. Und diese Frage mußte sich entscheidend auf Sprache und Literatur konzentrieren.

Daß, auch in der Zeit des Temno, bemerkenswertes Kulturgut von Menschen tschechischer Abkunft geschaffen wurde, daran ist natürlich nicht zu zweifeln. In der Welt der bildenden Künste war ja das Temno identisch mit dem Zeitalter des Barock. Es hat sich nirgendwo großartiger präsentiert als in den Ländern der Wenzelskrone, und Prag wie auch manche der kleineren Städte und zahllosen Schlösser Böhmens und Mährens verdanken viel von ihrer Schönheit den Barock-Architekten, die nach der Gotik und der Renaissance neue, großartige kirchliche wie weltliche Prachtbauten schufen. Aber dieses böhmische Barock hat sich doch kaum in einer klar identifizierbaren nationalen Form entwickelt, die sich etwa unverkennbar vom außerböhmischem, zum Beispiel vom bayrischen oder österreichischen Barock abheben würde. Der größte der böhmischen Barockarchitekten, Kilian Ignaz Dientzenhofer, war zwar in Böhmen geboren und wirkte dort länger als irgendwoanders, war aber von bayrischer Abstammung (sein Vater, Christoph, auch ein begabter Architekt, zog nach Prag) und hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Wien fast ebenso großartig bereichert wie Prag. In der Kunst eines unzweifelhaft tschechischen Architekten der gleichen Zeit, F. M. Kaňka, finden sich Einwirkungen italienischer Schulung. Das mitteleuropäische Barock als Baukunst wie als bildende Kunst war nun einmal ein internationales, wie denn die Gönner und Auftraggeber dieser Kunst einem Adel angehörten, der weitgehend seinen nationalen Charakter verloren und sich in einen übernationalen Hofadel verwandelt hatte. Die heutigen Repräsentanten der tschechischen Sozial- und Kunstgeschichte haben, ohne von ihren Vorgängern scharf abzuweichen, die Barockkunst der Temno-Periode soziologisch ganz glaubwürdig interpretiert, haben aber zu-

gleich in zum Teil prächtig illustrierten Werken neben der Gotik und Renaissance auch das barocke Böhmen und Mähren (übrigens auch die barocke Slowakei) den Kunst- und Buchfreunden auch des Westens zugänglich gemacht. Ich brauche nur, neben vielen anderen Büchern über Prag, an die photographischen Meisterwerke Karel Plickas, an Sudeks und Puches Buch über die Prager Karlsbrücke, an Wirths und Bendas Werk über die Burgen und Schlösser Böhmens und Mährens zu erinnern, von denen die meisten, soviel ich weiß, heute in englischer Sprache und, wie ich vermute, auch in Deutsch erhältlich sind. Aber die Frage nach der Substanz der tschechischen Kultur im Temno ist damit nicht beantwortet — diese kulturellen Schätze waren, zum Beispiel in Prag, genau so gegenwärtig, auch in der Tat charakteristisch, in einer Zeit, in der die Germanisierung der kulturtragenden Schichten besonders weit gegangen war, zum Beispiel in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Was über die Architektur gesagt wurde, kann mit einigen leichten Einschränkungen und Abwandlungen auch von der Malerei und der Bildhauerei gelten. Von Škréta im 17. bis zu Kupecký, Brandl und Reimer im 18. Jahrhundert hat es eine respektable böhmische, aber kaum eine charakteristisch national-tschechische Kunst gegeben. Ich habe nirgends in der neueren Literatur einen Versuch gefunden, diese offensichtlichen Tatsachen abzuleugnen oder zu bemängeln.

Etwas deutlicher böhmisch, und vielleicht auch tschechisch, war die Entwicklung der Musik in dieser Phase der tschechischen Entwicklung, und die kulturellen Hinweise in den oben erwähnten historischen Standardwerken der jüngsten Zeit können mit einem berechtigten Stolz, der sich aber auch schon in der frühen, bürgerlichen Geschichtsschreibung zeigte, auf die erheblichen Einflüsse hinweisen, die, um nur einige wenige von vielen zu nennen, Komponisten wie Míča, Černohorský, Stamitz, Franz Xaver Richter, die beiden Bendas (Franz und Georg) und nicht zuletzt der bemerkenswerte Josef Mysliveček (*Il divino Boemo*) auf die Musikwelt weiter Teile Europas ausgeübt haben. Gewiß, Musik, wie Malerei und Architektur, ist eine internationale Kunst. Dennoch hat das musikalische Genie des tschechischen Volkes gerade in der Zeit, mit der wir uns hier befassen, eine hoffnungsvolle Saat ausgestreut, wenn auch der spezifisch nationale Charakter sich am ehesten in der gleichzeitig blühenden Volksmusik ausprägt, die dann im 19. Jahrhundert zur Substanz der großen tschechischen Komponisten von Smetana bis zu Janáček einen wesentlichen Beitrag lieferte. Auch über diese Tatsachen gibt es, soweit ich sehen kann, kaum irgendwelche wesentlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Historikern der bürgerlichen Ära und denjenigen der Gegenwart.

Aber während der Sachlage in den bildenden Künsten, einschließlich der Architektur, und in der Musik ziemlich klar ist, ist sie auf dem Gebiet der Sprache und Literatur weniger einfach und eindeutig.

Beginnt man mit der Katastrophe des Weißen Berges, so trifft man zunächst die Gestalten der tschechischen (und natürlich auch der deutschböh-

mischen¹⁵) protestantischen Emigration, wobei das Wort protestantisch alle von Wien und Rom als heterodox angesehenen Gruppen umschließt. Von all diesen Männern, wie verschieden ihr Niveau und ihre Bedeutung waren, ist Comenius seit langem als der mit Abstand größte anerkannt. Ohne einen Bruch mit der Vergangenheit hat die zeitgenössische tschechische Forschung, neuerdings unter der Anregung und Führung der Akademie der Wissenschaften in Prag, sich weiter mit Comenius befaßt. 1957 brachte sie die schöne photolithographische Neu-Ausgabe der alten Amsterdamer „Opera didactica omnia“ von 1657 heraus. Eine vollständige Neuauflage aller Werke des Comenius ist im Gange, einschließlich der Veröffentlichung eines verschollenen und erst vor kurzem wieder aufgefundenen Werkes, das für die philosophische und geistesgeschichtliche Bewertung dieses großen Mannes von ausschlaggebender Bedeutung ist¹⁶. Neben Comenius stehen in der Emigration die beiden großen Schriftsteller Paul Stránský, der Verfasser der „Respublica Bojema“, und Paul Skála ze Zhoře, der bedeutende Kirchenhistoriker, aber auch bedeutende Repräsentanten anderer Gebiete, darunter vor allem Václav Hollar, vielleicht der größte graphische Künstler seiner Zeit.

Im späteren 17. Jahrhundert machten sich zwei führende Intellektuelle, beide katholische Geistliche, um die Fortführung und in mancher Hinsicht Verbesserung der böhmischen Historiographie verdient: Bohuslav Balbín und Thomas Pešina von Čechorod. Ihre Bewertung war im 19. Jahrhundert, speziell bei Palacký, sehr kühl und in der Tat kaum gerecht, ist aber schon vor 1948, besonders durch Krofta, erheblich gestiegen, und diese Anerkennung von Leistungen, deren Begrenzung sich weitgehend aus den Schwierigkeiten der religiösen und politischen Lage erklärt, ist im wesentlichen auch in den Standardwerken der neuesten Epoche zu finden. Die Sprache, in der diese Männer schrieben, war lateinisch, und dies kann kaum als ein Zeichen verlorener nationaler Identität betrachtet werden, in einer Zeit, in der Lateinisch noch immer, oder in einigem Umfange wieder, die Sprache der gelehrten Welt war, jedenfalls des überwiegenden Teiles der Welt des internationalen, europäischen Humanismus. Aber auch Balbín, der Jesuit, hat sich warm, ja fast leidenschaftlich für die Erhaltung und Pflege der tschechischen Sprache eingesetzt (den gleichen Kampf führte, zur gleichen Zeit, der jesuitische Philologe Václav Jan Rosa), und Balbín hat auch als guter Tscheche, wenn auch in vorsichtiger Weise, König Georg von Podiebrad gegen den Vorwurf der Ketzerei in Schutz genommen, was seine Position im Orden nicht gerade erleichterte.

Die Haltung der großen Mehrheit seiner Ordensgenossen war in der Tat eine völlig andere. Es gereicht nicht zum Ruhm des Jesuitenordens, daß seine Angehörigen so gründlich zur Zerstörung eines gewaltigen Teiles des tschechischen Schrifttums beigetragen haben, keineswegs allein der als ketze-

¹⁵ Vgl. z. B. das Kapitel über Andreas Hammerschmidt in Schacherl, Lilian: Wege ins Exil. Gräfelfing 1964.

¹⁶ Consultatio catholica de rerum humanarum emendatione. 2 vol. Prag 1966.

risch angesehenen religiösen Schriften, obwohl natürlich ein großer Teil der tschechischen Literatur des 15., des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts, darunter das hussitische Schrifttum und die bedeutende Literatur der böhmischen und mährischen Brüder, sich weitgehend mit religiösen Themen befaßt hatte.

Die Literatur in tschechischer Sprache, die diese verhältnismäßig reiche und sprachlich hochentwickelte tschechische Literatur zu ersetzen suchte, waren die Bücher und Flugschriften, die die Jesuiten der des Lesens kundigen Bevölkerung aufzwingen, um sie auf solche Weise dem Katholizismus voll wiederzugewinnen. Da alles, was gedruckt werden durfte, einer strengen Zensur unterlag, die ja übrigens nicht nur bis zum Ende des eigentlichen Temno, sondern bis zum Ende des Metternich-Regimes überlebte, so war eine lange Zeit hindurch dieses jesuitische Schrifttum in der tschechischsprachigen Literatur der böhmischen Länder dominierend. Es ist, mindestens seit einem Jahrhundert, als nahezu selbstverständlich betrachtet worden, daß unter dem Gesichtspunkt der schriftstellerischen Qualität diese Literatur keinen erheblichen Wert habe. Indessen gab es Ausnahmen, die auch in den neuesten tschechischen literarhistorischen Arbeiten anerkannt werden, darunter zum Beispiel die idyllische Lyrik des Felix Kadlinsky im späteren 17. Jahrhundert¹⁷.

Indessen entwickelte sich, teils unterirdisch, teils auch ganz öffentlich, eine Volksliteratur und insbesondere eine Volkspoesie, die recht weit verbreitet war und die auf ihrem eigenen, primitiven aber lebendigen Niveau ein begrenztes Fortleben der tschechischen Literatur ermöglichte. An sich war dies auch schon vor Jahrzehnten bekannt. Unter den führenden tschechischen Literarhistorikern hat zum Beispiel schon Jaroslav Vlček im 2. Band seiner zuerst 1931 veröffentlichten, aber auch heute noch hochgeschätzten und 1951 zum vierten Mal wieder aufgelegten „Dějiny české literatury“ ziemlich ausführlich über die sogenannte „Ovčácká poesie“, die Schäferpoesie, geschrieben¹⁸, eine Gattung, in der um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert vor allem die Brüder Lukáš, Václav Volný und Václavs Sohn Jiří sich hervortaten. „Der böhmische Bauer“, so schreibt Vlček, „nicht der anonyme, analphabetische Schöpfer volkhafter Lieder, sondern der Bauer, der selbst ein Schreiber und Leser war, konnte auch Verse schreiben“¹⁹. Die Verse, die hier präsentiert werden, sind an der Oberfläche meist pastoral-idyllisch, haben aber manchmal auch eine darunter wahrnehmbare soziale und politische Bedeutung, die, wie es scheint, dem Zensor entgangen ist.

Eine ausführlichere Darstellung der Volkspoesie aber findet sich in der kollektiv verfaßten Literaturgeschichte, von der die ersten drei Bände unter der Gesamtreaktion Jan Mukařovskýs von der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1959 veröffentlicht wurden. Die Be-

¹⁷ Siehe die später noch zu erwähnende, von der Prager Akademie der Wissenschaften herausgegebene: *Dějiny české literatury*. Bd. I, S. 458.

¹⁸ Vlček Bd. 2, S. 66—75.

¹⁹ Ebenda 66.

handlung der Periode, mit der wir uns befassen und die dort als „Zeit der herrschenden Gegenreformation“ umschrieben wird, ist das Werk von Josef Hrabák, der auch die Redaktion des ersten Bandes besorgt und in diesem Rahmen die Geschichte eines großen Teils der mittelalterlichen tschechischen Literatur bearbeitet hat. Unter den Formen der Volksdichtung, die sich unter den oben genannten schwierigen Umständen entwickeln und eine Zeitlang erhalten konnten, untersucht er speziell die sogenannten „Kramářské písně“ (Krämerlieder), die in der Form von kleinen Heften gedruckt und vor allem auf den lokalen Jahrmärkten vertrieben wurden²⁰. Sie waren so etwas wie Flugblätter in Versform, und im allgemeinen schienen sie der Regierung ungefährlich und wurden von der Zensur durchgelassen, obwohl es vorkommt, daß sie manchmal in einer Weise, die ein bißchen an das spätere Verhalten des Švejk erinnern mag, die offiziellen Regierungsattituden lächerlich machten. In der Zeit der preußischen Besatzung während der Schlesischen Kriege gab es Krämerlieder, die den kurzlebigen Wittelsbacher König, Karl VII., oder die „Brandeburci“ begrüßten, aber bald darauf finden sich in größerer Anzahl Lieder, die sich, ganz im Sinne Maria Theresias, ärgerlich gegen den fremden Eindringling wenden und sich über die Ausplünderung von seiten der Preußen beschwerten. Ganz ähnliche Gedichte zitiert übrigens auch Klíma im letzten Kapitel seines Buches „Čechy v období temna“ und weist dabei auf die kräftig-volkstümliche Form hin, mit der diese Dichtung die akuten Probleme des Alltags angepackt hat. Einer meiner tschechischen und mit der älteren tschechischen Literatur vertrauten Freunde, der allerdings heute an der Universität von Calgary französische Literaturgeschichte lehrt, hat mir gesagt, daß er viele von diesen oft primitiven Gedichten als ungeschliffene Diamanten betrachte.

Größere Bedeutung für die Volksmassen, aber auch für die weitere Entwicklung, erblickt Hrabák jedoch in der im wesentlichen auf mündlicher Überlieferung beruhenden populären Dichtung²¹. Es ist, so sagt er, eine höchst vielseitige Belletristik, die sich in der Form des Epos, der Lyrik, des Dramas, in Vers und in Prosa ausdrückt. Auch thematisch sei sie überaus reich, indem sie alle Erlebnisse und Erfahrungen, alle täglichen Vorfälle ebenso miteinbezogen habe wie Liebe und Arbeit, Leben und Tod. Manche dieser Dichtungen verspotteten auch die offizielle, gedruckte Literatur, einschließlich der religiösen, wenn sich zum Beispiel der Teufel aus der furchterregenden Gestalt, die er in der jesuitischen Literatur angenommen hat, in eine durchaus komische und somit nicht länger beängstigende Figur verwandelt hat. Die Mehrzahl dieser Dichtungen sind Lieder, die sich ja leichter einprägen und im Gedächtnis bleiben, und unter ihnen wieder die weltlichen mehr als die geistlichen. Liebeslieder waren sehr beliebt, doch waren sie, wie Klíma sagt, manchmal auch mit Problemen der sozialen Exi-

²⁰ Dějiny Bd. 1, S. 476 ff.

²¹ Das Kapitel nennt sich „Ústní lidová slovesnost v propředí domácího literárního procesu“ [Die mündliche Volksliteratur im Vordergrund der heimischen literarischen Entwicklung]. Siehe Bd. 1, S. 455—488.

stenz verquickt, wie etwa dem Vorhandensein sozialer Schranken, die der Liebe im Wege stehen. Aber es gibt auch genug solcher Volkslyrik, die sich mit dem schweren Schicksal des armen Bauern befaßt. Schließlich weist Hrabák auch auf das in dieser Literatur auftretende historische Bewußtsein hin, das sich zum Beispiel in der Glorifizierung solcher von der Jesuitenliteratur verdamnten Gestalten wie des Jan Žižka ausdrückt. Hier konnte Klíma sich auch auf etwas ältere Arbeiten, zum Beispiel von Arnošt Kraus und Rudolf Urbánek, berufen.

Ich habe in diesem engen Rahmen nur einige Hauptpunkte von Hrabáks Behandlung der Volksliteratur des Temno erwähnen können. In diesem Falle ist es wohl klar, daß die Unterstreichung der weitgehend anonymen Volksliteratur eine Erweiterung des Bildes der tschechischen Kultur in jener Periode darstellt, und zwar in einer Richtung, die offensichtlich von der Ideologie einer sozialistischen Gesellschaftslehre beeinflußt ist. Aber wenn sich damit auch leicht gewisse Vorurteile verknüpfen, so würde ich doch annehmen, daß uns andererseits eine wertvolle Ausweitung unserer Kenntnis von der kulturellen Entwicklung des tschechischen Volkes in jenem Zeitalter der Verdunkelung geboten wurde. Und wenn nun die gegenwärtige tschechische Geschichtsschreibung, einschließlich der Kunst- und Literaturgeschichte, in den Elementen dieser populären Entwicklung eine wichtige Grundlage für die Zeit der Wiedererweckung erblickt, so steht diese Auffassung, wenn dies auch als seltsam empfunden werden mag, vielleicht doch der oben erwähnten Auffassung Pekařs näher als der Auffassung Kroftas, der Pekař gerade in diesem Zusammenhang so scharf kritisiert hat.

Was ergibt sich nun als Gesamtbild? Wahrscheinlich haben tschechische Historiker über die Periode zwischen der Schlacht am Weißen Berg und den josephinischen Reformen in den letzten 18 Jahren mehr veröffentlicht als in irgendeiner gleich langen früheren Periode. Es lag nahe, anzunehmen, daß die Interpretation jener Zeit durch die neue tschechische Geschichtsschreibung von den früheren Darstellungen im späten 19. und im frühen 20. Jahrhundert sehr erheblich, vielleicht in manchen Punkten sogar entscheidend, abweiche. Dies erwies sich als Irrtum, oder zum mindesten als Übertreibung. Alles in allem, so scheint es mir nun, ist bei der Beurteilung und Darstellung des Temno in dem Gesamtfluß der tschechischen Geschichtsschreibung mehr Kontinuität als scharfe Umwertung festzustellen. Wie überall in den historiographischen Entwicklungen, die von der sowjetischen politischen Ideologie beeinflußt waren, treten Neu-Interpretationen am ehesten und am radikalsten dort auf, wo es sich um Themen der jüngsten Entwicklung, zum Beispiel um Ereignisse handelt, die für die älteren von uns noch persönliche Erinnerung darstellen. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, um so weniger entscheidend wird, jedenfalls auf längere Sicht, der Einfluß einer politisch oder weltanschaulich begründeten, zugleich emotionsbestärkten Voreingenommenheit. Dennoch scheint es mir, daß zum Beispiel in der Behandlung mancher noch früherer Zeiten, zum Beispiel der Periode der Hussiten-Revolution, die jüngste tschechische Geschichtsschrei-

bung radikalere und bedeutsamere Neuwertungen und Interpretationen vorgenommen hat, als dies gegenüber der Zeit des Temno geschehen ist, Neuwertungen, die sich zum Beispiel in den brillianten Arbeiten eines Mannes wie Josef Macek gezeigt haben. Aber auch hier hat die Entwicklung bald Möglichkeiten für fruchtbare Diskussionen mit nichtmarxistischen Gelehrten anderer Länder einschließlich Nordamerikas und der deutschen Bundesrepublik eröffnet.

Was nun das Temno und die verhältnismäßig weitgehende Kontinuität seiner historischen Behandlung betrifft, so wäre es irrig anzunehmen, daß die jüngere Schule der tschechischen Historiker einfach alles beim alten gelassen habe. Da die meisten von ihnen sich eine ökonomisch determinierte Geschichtsauffassung zu eigen gemacht haben, so ist es nur natürlich, daß sie der ökonomischen Entwicklung viel kausalen Einfluß zuerkennen. Die dadurch verstärkte Aktivität auf dem Gebiet der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung ist an und für sich durchaus wertvoll, da sie nicht selten so etwas wie eine neue Dimension der geschichtlichen Kausalität erschließt. In unserem Falle hatte, soweit die ländliche Bevölkerung und die Landwirtschaft in Frage standen, kein Mangel an angemessenen Darstellungen (zum Beispiel durch Kroftas „*Dějiny selského stavu*“) vorgelegen. Dennoch hat die heutige historische Schule gerade an diesem Punkte Kritik geübt, indem sie der vorhergegangenen „bürgerlichen“ Geschichtsschreibung vorwarf, sich zu einseitig mit der Agrarpolitik und nicht genügend mit den Anfängen des industriellen Kapitalismus befaßt zu haben. Und hier liegt denn auch die, wie mir scheint, wichtige Neuerung oder der wichtigste Beitrag, den die jüngere tschechische Historiographie zum Verständnis der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Böhmens und Mährens geleistet hat: die vertiefte Kenntnisnahme und Analyse der frühen Formen der industriellen Revolution, und zugleich des Einflusses, den diese Entwicklung auch auf die agrarischen Verhältnisse gehabt hat. In diesem Rahmen muß, wie ich glaube, vor allem Klímas Werk als eine durchaus wertvolle Erweiterung der Grundlagen für das historische Verständnis jener anderthalb Jahrhunderte und besonders ihres späteren Teils eingeschätzt werden.

Aber wenn dies eine Erweiterung ist, die neue Kausalzusammenhänge aufdeckt, so werden deshalb nicht notwendigerweise die schon früher akzeptierten Kausalzusammenhänge ungültig. Die vielfach ausgedrückte Abwertung des „Aufgeklärten Absolutismus“ geht meines Erachtens über das Maß dessen hinaus, was sich bei einer nüchternen Revision der Zusammenhänge rechtfertigen läßt. In den ersten Jahren nach 1948 gewinnt man oft den Eindruck, daß die jüngeren Historiker sich darum bemühen, unter allen Umständen in der Haltung der sogenannten bürgerlichen Geschichtsschreibung grundlegende Fehler zu finden. Aber je weiter man sich von 1948 entfernt hat, um so weniger beherrscht dieses krampfhaftes Streben nach vollständiger Reorientierung das Feld. In der Behandlung der uns weit näheren Perioden, zum Beispiel der Masaryk-Republik, ist die Entwicklung zu einer reiferen und toleranteren Auffassung noch längst nicht so weit gediehen. Aber

was das Mittelalter und die frühere Neuzeit betrifft, so sind sich, wie mir scheint, die heutigen tschechischen Geschichtswissenschaftler in wachsendem Maße der Tatsache bewußt geworden, daß sie die Erben einer bedeutenden historiographischen Tradition sind und daß ihnen dies eine gewichtige wissenschaftliche Verantwortung auferlegt, der sie, wie ich glaube, in wachsendem Maße, und mit immer geringeren Zugeständnissen an partei-orientierte politische Direktiven, gerecht zu werden sich bemüht haben.

DER ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHE AUSGLEICH VON 1867 ALS HISTORIOGRAPHISCHES PROBLEM*

Ein Kongreßbericht

Von Friedrich Prinz

Ähnlich wie in der Geschichtswissenschaft der westlichen Welt erfolgt auch im ostmitteleuropäischen und südosteuropäischen Bereich der historiographische Fortschritt nicht mehr bei übergreifenden Gesamtdarstellungen, sondern weitgehend auf dem Felde minutiöser Einzelforschung. Die Verarbeitung und Erschließung großer Quellenmassen fällt dabei sofort ins Auge und ebenso die Tatsache, daß auf diesem empirischen Wege sowohl Klichees bürgerlich-nationaler Geschichtsauffassung wie auch dogmatische Positionen stalinistischer Historiographie stillschweigend aufgegeben werden. Nun wäre es unsinnig, bei verschiedenartigen ideologischen Ausgangspunkten eine Art voller west-östlicher Kongruenz der Auffassungen und Ergebnisse zu erwarten. Was sich aber aus der weitgespannten Aufarbeitung von Quellenmaterial fast zwangsläufig ergibt, ist dies, daß der gemeinsam von West nach Ost anerkannte Sektor objektiv-statistisch faßbarer Entwicklungstendenzen ständig im Wachsen ist und damit der Bereich dessen, was mit allseitigem Gewinn diskutiert werden kann. In diesem sich ständig verbreiternden Feld wächst auch die Zahl und das Gewicht gemeinsam anerkannter Tatbestände. Ja, trotz verschiedenartiger Terminologien kann man vielfach schon daran gehen, das gemeinsame, diesen Terminologien zugrundeliegende Substrat mit einem möglichst ideologiefreien, daher für beide Seiten akzeptablen Oberbegriff zu erfassen.

Nirgends wurde dies deutlicher als auf dem Internationalen Kongreß über den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, der vom 28. August bis zum 2. September in Preßburg auf Einladung der slowakischen Akademie der Wissenschaften stattfand. Sieht man vom Faktum des Zentenar-Jubiläums ab, so muß schon die Themenwahl an sich als Hinweis darauf gelten, daß man allseitig gewillt war, von liebgewordenen, leicht angestaubten Urteilsnormen abzugehen. Die breite Skala wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Forschungen in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie brachte dann auch wesentliche Tatbestände von allgemeinstem Belang zutage, die auch die westliche und österreichische Geschichtsschreibung zu Revisionen zwingen. Umgekehrt kann es keinen Zweifel darüber geben, daß man

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Passau am 29. Oktober 1967 gehalten wurde.

in der ostmitteleuropäischen Geschichtsforschung aufgehört hat, etwa das bequeme kleinbürgerlich-nationale Klischee vom „Völkerkerker des Habsburgerreiches“ weiter zu tradieren; die Wucht der wirtschaftlich-sozialen Tatsachen erlaubt dies einfach nicht mehr, ja, selbst mit einer rein politischen Betrachtungsweise lassen sich solche Vorstellungen nicht mehr halten.

So verschloß sich denn niemand der von Robert A. Kann einleitend formulierten Grunderkenntnis, daß der Ausgleich von 1867 *nicht* den Zweck hatte, primär irgendwelche nationalen Ansprüche zu befriedigen, sondern daß es vor allem darum ging, die Großmachtstellung Österreichs erneut zu sichern, die seit 1859 und 1866 so schwere Einbußen erlitten hatte. Von diesem zentralen Gesichtspunkt her wird man aber sagen müssen, daß der Ausgleich trotz aller Mängel und trotz aller gefährlichen inneren Entwicklungen, die er entbinden half, ein staatspolitischer Erfolg war, da er die Machtstellung der Donaumonarchie für ein weiteres halbes Jahrhundert sicherte. Statt weiterhin auf dem einen, sichtlich erlahmenden Bein eines deutschsprachigen bürokratischen Zentralismus zu stehen, konnte sich die Monarchie nunmehr auch auf die politisch maßgebenden Schichten Ungarns, d. h. auf die madjarische Gentry und das madjarische Bürgertum der östlichen Reichshälfte stützen; beide Gruppen waren nunmehr am Fortbestand dieses Staatswesens vital interessiert, das Habsburgerreich hatte damit wiederum — um im Bilde zu bleiben — zwei Beine bekommen und gleichzeitig für beide Reichshälften, was nicht übersehen werden darf, feste Minimalgarantien für eine liberale, konstitutionelle Entwicklung. Es darf hinzugefügt werden, daß sich seit dem Ausgleich keinesfalls eine starre Doppelherrschaft von Deutschen und Madjaren in Zisleithanien und Transleithanien etablierte, sondern zumindest für die westliche Reichshälfte ergab sich eine Art von komplizierter „Rangordnung“ und Reihenfolge der habsburgischen Nationen, in der etwa Tschechen und Polen als Folge ihrer Teilnahme an der konservativen Politik des „Eisernen Rings“ in der Ära Taaffe sehr weit vorn rangierten. Auch diese Fortschritte dürfen bei der Beurteilung des Ausgleichs nicht außer Acht gelassen werden.

Wie jede große Operation an einem komplizierten Staatskörper hat auch der Ausgleich zahlreiche negative Auswirkungen auf die Gesamtentwicklung gezeitigt, Auswirkungen, die allerdings bisher viel zu sehr im Brennpunkt des Interesses gestanden haben und die manchen k. u. k. Politikern nach 1918 als eine Art Alibi für ihr Versagen hochwillkommen gewesen sind. H. Mommsen hat in einem brillanten Kongreßreferat diese negativen Rückwirkungen des Ausgleichs auf die Verfassungsentwicklung Zisleithaniens noch einmal zusammenfassend formuliert und um einige wesentliche Aspekte bereichert. Es verdient beispielsweise hervorgehoben zu werden, daß aufgrund der dualistischen Staatskonstruktion von 1867 der Außenminister und die Diplomatie Vertreter des Gesamtstaatsgedankens in einem durchaus „doktrinären“, schwarzgelben Sinne waren, diese wichtigen Träger staatlicher Verantwortung hatten keinerlei Verbindung zu den praktischen Problemen der Innenpolitik, ein Faktum von weittragender Bedeutung für einen multinationalen

Staat, dessen Nationalitäten vielfach bereits ihre ideellen Zentren außerhalb des Staatsgebietes sahen. Diese Verständnislosigkeit der Außenpolitik für die inneren Reichsprobleme wirkte sich denn auch in der Krise der Augusttage 1914 verheerend aus, als diese routinemäßig agierende österreichische Diplomatie offenbar gar nicht mehr begriff, welche innenpolitischen Belastungen ein Krieg für die Monarchie bedeuten mußte; man dachte viel zu sehr an die fragwürdige Großmachtstellung Österreichs im Konzert der europäischen Mächte, ein „Konzert“ überdies, das seit dem Eintritt Amerikas, Rußlands und Japans in die Weltpolitik ohnehin immer illusionistischer geworden war. Diese kaisertreuen, supranationalen Diplomaten vom Schlage Berchtolds waren also 1914 doppelte und dreifache Illusionisten! Es wird in anderem Zusammenhang noch darauf zurückzukommen sein, hier sei nur noch vermerkt, daß es zu einer wesentlichen Signatur der inneren Entwicklung Österreich-Ungarns seit 1867 gehört, daß die jeweilige politische Führung in fortschreitendem Maße immer weniger das Abbild der in politischen Parteien und Massenorganisationen zusammengefaßten politischen Willensbildung der österreichischen Völker wurde: hohe Politik degenerierte zum Routinegeschäft eines exklusiven Klubs von hohen Staatsbürokraten oder gesamtstaatlich gesinnten österreichischen Hocharistokraten. Fest steht weiterhin, daß der Ausgleich von 1867 „zwei konstitutionelle Staatsgebilde durch ein System absoluter Prärogative der Krone überschichtete“, denn die Regelung der sog. gemeinsamen Angelegenheiten (Außen- und Wehrpolitik) war Sache des Kaisers, die Delegationen besaßen nur eine formelle Kontrolle. Mit anderen Worten: in die verfassungsrechtliche Bruchstelle zwischen Österreich und Ungarn konnte sich ein beträchtliches Stück des franzisko-josephinischen Neoabsolutismus hinüberretten und einnisten. Dazu noch ein anderes Moment: Wieviel österreichische Regierungen sind nur in Hinblick auf die Ausgleichsverhandlungen konzipiert, geschaffen und verbraucht worden, wieviel politische Energien sind durch die immer gravierender werdenden Ausgleichskrisen gebunden und den innenpolitischen Notwendigkeiten entzogen worden. Auch trug die Art des Zustandekommens des Ausgleichs viel dazu bei, das Parlament der westlichen Reichshälfte in wichtigen Kompetenzen zu beschränken, denn die entscheidenden Vereinbarungen geschahen zwischen den ungarischen Politikern und der Krone, erst nach Abschluß der Verhandlungen durfte der Liberalismus der westlichen Reichshälfte mit verantwortlich zeichnen; dies war der drückende Preis, den die Liberalen an der Schwelle zur Macht der Krone zahlen mußten. Das Wiener Parlament verlor damit seine wichtigste Waffe: das Budgetrecht bei der Bewilligung der Ausgaben für die Armee und für die gemeinsamen Institutionen. Schließlich dürfte heute von keiner Seite mehr bezweifelt werden, daß der „Terminzwang“ der Ausgleichsverhandlungen, der sich alle zehn Jahre wiederholte, negativ auf alle Probleme der westlichen Reichshälfte einwirkte. Ministerpräsident v. Koerber äußerte aus seinen bitteren Erfahrungen hierüber einmal zu J. M. Baernreither: „In Österreich ist so lange keine ordentliche Regierung möglich, so lange von Zeit zu Zeit der ungarische Ausgleich alles

in Frage stellt und die Regierungen zu Verhandlungen und Konzessionen nötigt.“ Die eklatanteste Probe aufs Exempel waren die berühmten Badenschen Sprachverordnungen von 1897, die Baden als Konzession an die tschechische Nationalpolitik erließ, um sich für die Ausgleichsverhandlungen — wie Berthold Sutter gezeigt hat — mit Hilfe der Tschechen einen breiten, parlamentarischen Rückhalt gegenüber Ungarn zu sichern. Es war der große Irrtum Badenis zu meinen, die deutschen Parteien würden diese Sprachverordnungen als *fait accompli* schlucken; sie taten es nicht und ab diesem Zeitpunkt geriet die Wiener Politik in einen fast zwanghaften, entweder pro-deutschen oder protschechischen Zickzackkurs, der den Parlamentarismus an sich und die Loyalität der nationalen Opponenten zum Staate wechselweise zerrüttete und überdies die Versuchung der herrschenden Clique von Verwaltungsroutiniers immer größer und unwiderstehlicher werden ließ, alle unaufschiebbaren Entscheidungen durch Oktroy mit Hilfe des berücktigten Notverordnungsparagraphen 14 zu fällen. Dies führte zu einer gefährlichen partiellen Lähmung des parlamentarischen Lebens in der westlichen Reichshälfte, in welchem Zustande der Staat dann 1914 von der Existenzkrise des Weltkrieges überrascht wurde.

Einen wichtigen Beitrag zur Diskussion des Kongresses bildete das Referat von Hans Lentze (Wien) über „die Problematik der Föderalisierung in Österreich“. Lentze sieht einen wesentlichen Zug der zisleithanischen Verfassungsentwicklung seit den 60er Jahren in dem Kompromiß zwischen der hohen, routinierten Staatsbürokratie und dem deutschen Liberalismus, wobei die Liberalen sich von der Bewahrung des bürokratischen Zentralismus gleichzeitig die Sicherung der deutschen Vormachtstellung erhofften, während die regierende Bürokratie ihrerseits bereit war, „ein bestimmtes Maß von Parlamentarismus und einen Teil der übrigen Requisiten eines konstitutionellen Staatswesens in Kauf zu nehmen“. Zweifellos war die Bedeutung der Staatsbürokratie groß, doch wird man sich fragen müssen, ob sie wirklich als eine Art quasi-Klasse politisch geschlossen reagierte und regierte; die Memoiren bedeutender Staatsbeamter lassen eine solche Auffassung fraglich erscheinen. Doch ist es sicher richtig, daß die hohe josephinische Staatsbürokratie einerseits unentbehrlich für den staatlichen Zusammenhalt war und daß sie andererseits einer vollen Entwicklung des parlamentarischen Regierungssystems vielfach im Wege stand. Diese Bürokraten entstammten überwiegend adeligen Familien und sahen ihren eigentlichen Gegenspieler, wie Lentze mit Recht feststellte, in den modernen demokratischen Massenparteien, also gerade in jenen Gesellschaftsschichten und -gruppen, von denen letzten Endes die Fortdauer des Staatswesens je länger je mehr abhängen mußte. Damit stoßen wir wiederum auf das charakteristische Phänomen, daß die Schicht der politisch Verantwortlichen seit 1867 und noch mehr seit dem Zusammenbruch des Liberalismus am Ende der 70er Jahre in bedenklicher Weise zusammenschmolz und auf diese Weise ein immer gefährlicheres Auseinanderklaffen der potentiellen Macht der politischen Massenparteien und der faktischen Macht einer hauchdünnen Schicht routinierter Technokraten

der Exekutive entstand. Zu diesem Befund paßt eine Feststellung Walter Goldingers (Wien), die er in seinem Referat über „Autoritäre Züge der Verwaltung im österreichischen Verfassungsstaat“ getroffen hat: „In dem Dreitakt von Gesetzgebung, Administration und Gerichtsbarkeit“ — so resümiert Goldinger — „hat die Verwaltung, hinter der die Autorität des Monarchen stand, stets die Oberhand behalten.“

Auf anderen Wegen kommt das hochinteressante Referat von Peter Hanák, Budapest, zu ähnlichen Ergebnissen. In einem wichtigen Aufsatz im *Austrian History Yearbook* (III/1, 1967, 289 ff.) hatte Hanák schon darauf hingewiesen, daß die komplizierte Mechanik der jeweiligen Ausgleichsverhandlungen es mit sich brachte, daß ein — wie er es nennt — „informeller Kreis“ um den Kaiser auf außerparlamentarischem, unkonstitutionellem Wege bedeutenden Einfluß auf hochpolitische Entscheidungen gewann. Diese Gruppe setzte sich aus Mitgliedern des Hochadels und der hohen Bürokratie zusammen und fühlte sich nur der Dynastie verpflichtet. Auch hier zeigt sich deutlich, daß der Ausgleich eine breite Schleuse für unkontrollierbare politische Einflüsse von höchster Ebene aus schuf und damit dem Kaiser die Möglichkeit einer außerparlamentarischen Nebenregierung in wichtigen Existenzfragen des Staates gab. In seinem Kongressreferat hob Hanák nun übereinstimmend mit Lentze hervor, daß der deutsche Liberalismus Österreichs zwar verfassungsmäßige Reformen anstrebte, jedoch — im Gegensatz zu 1848 — als kaiserliche Benevolenz und im Wege des Kompromisses mit der regierenden Bürokratie. Des weiteren stellt Hanák fest, daß der Ausgleich von 1867 einerseits den wirtschaftlichen Fortschritt innerhalb beider Reichshälften beförderte — eine Feststellung, die vor allem im Hinblick auf die zurückgebliebenen östlichen und südöstlichen Nachbarvölker Österreich-Ungarns von Bedeutung ist —, andererseits aber den Großgrundbesitz und die Macht der konservativen herrschenden Schichten absicherte. „Es kam ein besonderer, mehr und mehr hervorstechender Widerspruch zwischen den Erungenschaften der bürgerlichen Entwicklung und dem verknöcherten Konservatismus auf, der die staatliche Organisation und die Herrschaftsverhältnisse in der Monarchie nachdrücklich prägte...“ Hanák faßt einen wesentlichen, bisher vernachlässigten Aspekt, wenn er konstatiert: „Zur Hauptfunktion des dualistischen Systems wurde die Konservierung der 1860er Verhältnisse der damaligen sozialen und nationalen Ungleichheit, was zu den Erfordernissen der bürgerlich-nationalen Umgestaltung und zu den veränderten Kräfteverhältnissen in einen schreienden Widerspruch geriet... Dieser Widerspruch ist eine den Realitäten nahekommende Erklärung dafür, warum die Zeitgenossen, die unterdrückten Völker, aber auch die oppositionellen Richtungen der herrschenden Klassen die dualistische Monarchie für unerträglicher, für schlechter hielten, als sie es objektiv war.“ Für Ungarn selbst brachte die Teilnahme an der Wirtschaftsentfaltung Mitteleuropas im Rahmen der Donaumonarchie mehr Vor- als Nachteile, eine Feststellung Hanáks, die besonders deshalb wichtig ist, weil sie entgegengesetzte Auffassungen so-

wohl der bürgerlich-nationalistischen Historiographie nach 1918 wie auch der stalinistischen Geschichtsschreibung Ungarns revidiert.

Gerade die Frage der Wirtschaftsentwicklung innerhalb der Monarchie gab auf dem Kongreß Anlaß zu einigen methodologisch interessanten Auseinandersetzungen, die vor allem zwischen Ungarn und Rumänen, aber auch zwischen Ungarn und Serben stattfanden und Einblicke in die gegenwärtige Evolution der marxistischen Historiographie vermitteln. Ausgangspunkt der Diskussion war die Frage nach dem Gewicht der rein sozialökonomischen Faktoren für die politischen Verhältnisse, eine Fragestellung, die nach der Marxschen Hauptthese von der Abhängigkeit des sog. „Überbaus“ von der wirtschaftlichen Entwicklung eigentlich dogmatisch festgelegt sein sollte. Dennoch scheint dieses Axiom nicht mehr unbestritten zu sein. So konnte György Ránki (Budapest) in seiner instruktiven Studie über „einige Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ ein positives Bild der Entfaltung der Produktionskräfte bis 1914 zeichnen und sagen, daß „die Monarchie im Grunde genommen doch einen einheitlichen Markt von 50 Millionen bedeutete. Nach H. B. Chenery — auf den sich Ránki beruft — fördert die Größe eines Marktgebietes dessen Wirtschaftswachstum. Ránki und Hanák nehmen zwischen 1867 und 1914 ein wirtschaftliches Wachstum Österreich-Ungarns von jährlich 3,5% an, womit die Wachstumsrate alle anderen europäischen Staaten überrundete und nur von den USA, Kanada und Japan übertroffen wurde. Folgerichtig kommt daher Ránki zu dem Schluß, daß es kaum möglich sei, „den Sturz der Monarchie aus den wirtschaftlichen Grundlagen abzuleiten oder diesen primär mit wirtschaftlichen Gründen zu erklären.“ Er hält dafür „in großem Maße die den Prozeß des wirtschaftlichen Wachstums begleitenden politischen und gesellschaftlichen — und es kann hinzugefügt werden — ideologischen und psychologischen Faktoren für entscheidend.“ Mit anderen Worten: die außerökonomischen Faktoren werden nicht mehr als simple Derivate der Wirtschaftsentwicklung relativiert, sondern bleiben in ihrem Eigengewicht anerkannt als gleich wichtig wirkende Kräfte in der Geschichte.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier bemerkt, daß auch bei Marx ursprünglich dieses streng kausale Verhältnis von Unterbau und Überbau nicht in jener Ausschließlichkeit die Theorie beherrschte, wie dies dann bei der praktisch-politischen Vulgarisierung des Marxismus als Parteidoktrin der Fall war. Auch fehlte es in der vorstalinistischen Phase in der marxistischen Ideologie nicht an Versuchen, andere Momente neben der ökonomischen Kausalität der marxistischen Doktrin einzufügen, wenn auch unter Wahrung der Vorrangstellung der Wirtschaftsfaktoren. Zu erwähnen wäre hier etwa der Versuch Georgij Plechanows, der großen Persönlichkeit im Ablauf der Geschichte eine selbständige Rolle zuzuweisen. Niemand wird den großen Einfluß von Wirtschaftskräften auf die politische Geschichte leugnen wollen. Wenn diese Kräfte als *ein* Faktor im Kräfteparallelogramm gewertet werden, der zusammen mit anderen Faktoren die Resultante des historischen Gesamtverlaufes ergibt, dann ist unter diesen methodischen Voraussetzungen

eine fruchtbare Diskussion zwischen „östlicher“ und „westlicher“ Historiographie nicht nur möglich, sondern faktisch schon im Gange, denn die Beiträge der Ungarn, Slowaken und Tschechen zur Preßburger Kongreßdebatte zeigten umgekehrt deutlich, wie fruchtbar es war, die wissenschaftliche Erörterung über den Ausgleich aus der isolierten verfassungs- und verwaltungsrechtlichen, formaljuristischen Betrachtung herauszuführen, der man vornehmlich in Österreich allzu lange erlegen ist (Hugelmann, Walter!).

Doch kehren wir vom Methodologischen wieder zum Konkreten zurück und damit zu der vorhin angesprochenen Auseinandersetzung zwischen den Ungarn und den ehemals von ihnen unterdrückten Nationen.

Peter Hanák hatte in seinem Referat in überzeugender Weise den Industrialisierungs- und Verbürgerlichungsprozeß des 19./20. Jahrhunderts als einen großen, von Westeuropa nach Osteuropa verlaufenden welthistorischen Entwicklungsvorgang interpretiert, der durch den ökonomischen Großraum der Donaumonarchie begünstigt und damit letztlich auch vorteilhaft für alle in diesem Staatsgebilde beheimateten Völker wurde, da er die Entstehung einer modernen, kapitalintensiven Industriegesellschaft förderte. Den konkreten Anlaß zu Gegenargumenten von rumänischer Seite gaben Hanáks Hinweise darauf, daß die wirtschaftliche und soziale Lage der Rumänen innerhalb Ungarns wesentlich günstiger war als in der Walachei, dem Königreich Rumänien seit 1881. Die Argumentation der Rumänen stellte sich nun als eine skurrile Mischung von kleinbürgerlich-rumänischem Nationalismus und stalinistischem Dogmatismus dar. Man wandte sich gegen Hanáks schlüssiges, aus der Geschichte der Donaumonarchie gewonnenes Argument, daß die *nationale* Selbständigkeit für die moderne sozialökonomische Entwicklung und sogar für das rasche wirtschaftliche Wachstum keine unabdingbare Voraussetzung sei. M. Constantinescu vertrat demgegenüber eine ältere, marxistische Position, wenn er das Durchgangsstadium des selbständigen Nationalstaates für eine unumgängliche Voraussetzung einer gesunden, sozialökonomischen und politischen Entfaltung erklärte und damit gleichzeitig den von ungarischer Seite verschiedentlich formulierten Tatbestand leugnete, daß sich für die Völker Ostmitteleuropas der Umwandlungsvorgang in eine moderne Industriegesellschaft innerhalb der Grenzen Österreich-Ungarns schneller und erfolgreicher, auch schmerzloser vollzog, als außerhalb dieses Staatswesens. Dabei entbehrte es nicht einer gewissen Ironie, wenn die Rumänen zwar das Faktum gelten ließen, daß es den Rumänen innerhalb Ungarns besser ging als in der Walachei, jedoch dessenungeachtet den Weg des nationalen Alleinangangs: also der ökonomischen Entwicklung entgegengesetzt, für historisch richtig, nämlich für echt marxistisch-leninistisch hielten. Hier war mit Händen zu greifen, daß die Rumänen mit marxistischer Terminologie im Grunde nur eine kleinbürgerlich-nationalistische Position verteidigten. In welchem Maße hier noch mit stalinistischen Geschichtsklischees gearbeitet wird, geht u. a. übrigens sehr gut aus einem Referat von M. Constantinescu hervor, das in dem Sammelband „Die nationale Frage in der österreichisch-ungarischen Monarchie 1900—1918“, Budapest 1966, erschie-

nen ist. Methodologisch aufschlußreich bleibt aber auch bei dieser mit Verve geführten Auseinandersetzung, daß selbst die rumänische Historiographie offenbar eine monokausale Erklärung des Geschichtsverlaufes aus rein wirtschaftlichen Faktoren ablehnt und das ethnische Element als selbständige Potenz gelten läßt.

Schließlich sei noch auf einen allgemeinen Trend der Geschichtswissenschaft hingewiesen, der auch beim Thema Ausgleich sichtbar wurde, nämlich die zunehmende Verwendung statistischen Materials. Schon bei den ungarischen Beiträgen spielte es eine wesentliche Rolle (Ránki, Hanák) und diente vornehmlich dem Abbau der nationalmadjarischen und stalinistischen Legende über eine Ausbeutung Ungarns durch eine westliche Reichshälfte und den angeblichen Kolonial- oder Halbkolonialstatus Transleithaniens. Statistische Unterlagen bildeten aber auch den Kern des Referates von Julius Mésároš (Preßburg) über „Die Stellung der Völker Österreich-Ungarns nach dem Sturze des Absolutismus im Lichte der Angaben über die Entwicklung der Bevölkerung und des Schulwesens“. Dieser instruktive, sachliche Beitrag zeigt sowohl die großen Niveauunterschiede in den einzelnen Kronländern wie auch die gegenläufige Entwicklung in der westlichen gegenüber der östlichen Reichshälfte. Mésároš stellt fest, „daß die Entwicklung im österreichischen Teil der Monarchie, wenn auch nicht gleichmäßig, so doch eindeutig in der Richtung einer Demokratisierung und allmählichen Sicherung nationaler Rechte der einzelnen Nationalitäten auf sprachlichem, kulturellem und besonders auf dem Gebiete des Schulwesens verlief. In Ungarn wird nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich eine entgegengesetzte Tendenz bemerkbar. Die madjarischen herrschenden Schichten, gestützt auf ein undemokratisches Regime, beschränkten immer mehr die Rechte der dortigen Nationalitäten und entfalteten einen zielbewußten Druck, um dieselben zu madjarisieren.“ Die Schulstatistik liefert für diesen Befund eindrucksvolle Beweise.

Aufschlußreich und von allgemeinhistorischem Interesse auch für die böhmischen Länder ist die Gesamtstatistik, die Mésároš am Ende seines Beitrages bietet.

Sie läßt folgendes erkennen: im Zeitraum von 1857/59 bis 1900 stieg in der westlichen Reichshälfte der deutsche Bevölkerungsanteil von 34,6 auf 35,8% an. Im selben Zeitraum ging der deutsche Anteil an der Zahl der Volksschulen von 51,3 auf 38,1% zurück, d. h. er näherte sich zusehends der deutschen Bevölkerungsquote an. Im Mittelschulwesen sank der deutsche Anteil von 88,8% im Jahre 1859 auf 58,3% um 1900, auch hier also eine rückläufige Tendenz, wenn auch immer noch der Schulanteil 22,5% größer war als der Bevölkerungsprozentsatz. Vergleicht man damit für denselben Zeitraum die tschechische Entwicklung, dann ergibt sich folgende Tendenz. Der tschechische Bevölkerungsanteil an der Gesamteinwohnerzahl der westlichen Reichshälfte betrug 1857 24,4% und 1900 23,2%, war also relativ (keinesfalls jedoch absolut!) um 1,2% zurückgegangen. Die Tschechen besaßen aber schon 1858 30,9% aller Volksschulen in Zisleithanien und 1900 27,6%, also

ebenfalls mehr als ihrem Bevölkerungsanteil entsprach. Was das Mittelschulwesen betraf, so stieg die Zahl der tschechischen Schulen von Null im Jahre 1858 auf 26,1% um 1900 und lag damit nur noch um 1,5% unter dem Bevölkerungsschlüssel. Die Vergleichszahlen, die Otakar Kádner (*Československá vlastivěda* 10 <1931> 153) gibt, lauten für 1900: Bei einem Bevölkerungsanteil von 35,78% besaßen die Deutschen Österreichs 49,52% der höheren Mittelschulen, die Tschechen hatten bei 23,24% Bevölkerungsanteil 23,46% der höheren Schulen, die Polen bei 16,62% der Gesamtbevölkerung 17,78% der höheren Lehranstalten — letzteres sicher ein Ergebnis der ununterbrochenen Regierungsbeteiligung in der Ära Taaffe. Aufschlußreich ist es ferner, wenn man die absoluten Zahlen der höheren Schulen vergleicht, und zwar ohne Rücksicht auf die Nationalität nach ihrer Verteilung in den Kronländern der westlichen Reichshälfte. So besaß Niederösterreich, d. h. vor allem die Reichshauptstadt Wien, 1918 42 Gymnasien und 25 Realschulen, Oberösterreich 9 Gymnasien und 2 Realschulen, Salzburg 3 und 1, Steiermark 9 und 8, Kärnten 3 und 1, Krain 7 und 2, Das Küstenland (Dalmatien) 11 Gymnasien und 5 Realschulen, Tirol ebenfalls 18 Gymnasien und 5 Realschulen, Böhmen jedoch 83 Gymnasien und 45 Realschulen, Mähren 39 Gymnasien und 29 Realschulen, Schlesien 12 Gymnasien und 4 Realschulen und Galizien 125 und 14 Schulen dieser beiden Typen. Dies bedeutet aber, wenn man die Schulzahlen in Beziehung zur Bevölkerungszahl setzt, daß etwa in den deutschen Alpenländern oder auch in Oberösterreich das höhere Schulwesen viel weniger ausgebaut war als in den böhmischen Ländern, wodurch sich das ständige propagandistische Trommeln und Intervenieren der tschechischen Parteien über die angebliche Benachteiligung des tschechischen Schulwesens gegenüber dem deutschsprachigen als Politikum erweist, d. h. als ein taktisches Mittel des Nationalitätenkampfes, das mit den realen Schulverhältnissen vornehmlich nationalpolitisch operierte. Man kann aber noch einen Schritt weitergehen und folgendes sagen. Von Galizien abgesehen, das infolge der vorhin erwähnten starken politischen Position in Polen in der Regierung ungewöhnlich viel für den Aufbau eines rein polnischen Schulwesens profitierte, entspricht der Prozentsatz und die Entwicklung des Schulwesens ziemlich genau dem Stande der Industrialisierung in den einzelnen Kronländern. Je entwickelter die moderne Industriegesellschaft war, d. h. je höher der Anteil der in der Industrie tätigen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung war, umso größer und differenzierter war der Anteil und Aufbau des Schulwesens im allgemeinen und des höheren Schulwesens im besonderen. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Kronländern spiegeln somit die verschiedenartige Wirtschaftsstruktur wider, keineswegs jedoch irgendwelche nationalpolitischen Manipulationen und schon gar nicht jene immer wieder monomanisch apostrophierte Germanisierungsstrategie eines von Wien ausgehenden deutschen Zentralismus! Es ist erstaunlich, daß die marxistische, tschechische Historiographie, der ja die engen Zusammenhänge zwischen sozialökonomischer und politisch-kultureller Entwicklung geläufig sein mußten, bisher diese Parallelität zwischen dem Stand des Schulwesens und

der Entfaltung der Industriegesellschaft nicht behandelt hat, sondern sich kritiklos der nationalistischen Schlagworte einer kleinbürgerlich-engen Geschichtsschreibung bediente. Das Referat von Mésároš könnte ein erster, vielversprechender Versuch sein, diese Art von Geschichtsklitterung durch sachliche Kategorien zu ersetzen.

Für den Historiker ergibt sich aus diesen statistischen Untersuchungen aber noch eine weitere Überlegung: Wenn es den Tschechen bis zum Weltkrieg gelungen war, eine komplette Kulturautonomie mit allen institutionellen Erfordernissen bis zur Universität hinauf aufzubauen, die Tschechen insgesamt aber nichtsdestoweniger am stärksten die zentrifugalen Kräfte in der westlichen Reichshälfte repräsentierten, dann wird man — im Gegensatz zur austromarxistischen Doktrin (Adler, Renner) — daraus den Schluß ziehen müssen, daß für einen voll entwickelten Nationalismus die Kulturautonomie kein ausreichender Ersatz für die Eigenstaatlichkeit sein kann. Damit erwiesen sich auch die oft geäußerten Hoffnungen der Wiener Regierungen als illusorisch, durch ein System fortschreitender Konzessionen auf kulturellem Gebiet den zentrifugalen Tendenzen Einhalt zu gebieten. Der Nationalismus überschreitet als Massenideologie auch in diesem Falle die rationale Sachbezogenheit und setzt absolute, letztlich irrationale Werte: in diesem Fall eben das Idealbild der vollkommenen Eigenstaatlichkeit, das immer weitere Bevölkerungsschichten ergriff, aktivierte und aus der Staatsbejahung über ein Zwischenstadium der Staatspassivität zur Verneinung der Donaumonarchie führte.

Mésárošs Beitrag macht aber noch etwas anderes deutlich, nämlich die gegenläufige Entwicklung beider Reichshälften, die sich nicht auf die schulischen Verhältnisse eingrenzen läßt und geeignet ist, das auf den ersten Blick düsterere Bild der zisleithanischen Verhältnisse in etwa zu korrigieren. Pointiert gesprochen und die Gefahr vergrößernder Verallgemeinerungen nicht scheuend, könnte man folgendes sagen. In Zisleithanien trat seit dem Ausgleich von 1867 ein Verfall der konstitutionellen Institutionen ein, der sich äußerlich in der immer häufigeren Anwendung des Notstandsparagraphen 14 — besonders seit der Badenikrise — manifestierte. Dieser konstitutionelle Verfall sollte aber nicht den Blick dafür trüben, daß faktisch auf den meisten Gebieten des Staatslebens: in Selbstverwaltung, Partei-, Kultur- und Bildungswesen, in der Arbeitergesetzgebung und Sozialfürsorge sowie im Aufbau des Genossenschaftswesens bei Deutschen, Tschechen, Polen und Italienern eine faktisch immer weiter fortschreitende Demokratisierung festzustellen ist, die ein Ergebnis des Aufbaus einer modernen Industriegesellschaft war. Dieser Demokratisierungsvorgang ist zwar durch die anfangs erwähnte Herrschaft einer exklusiven, altadeligen Staatsbürokratie überdeckt, aber letztlich nicht verhindert worden.

Demgegenüber ist die Entwicklung im Bereich der Stephanskronen seit 1867 dadurch charakterisiert, daß bei formalem Funktionieren der konstitutionellen Mechanismen eine tatsächliche Degeneration der demokratischen Organisationsformen eintrat, besonders im Bereich des nationalen Lebens und

der Selbstverwaltung aller Nichtmadjaren. Den schlagendsten Beweis für die Gegenläufigkeit der Entwicklung beider Reichshälften erbringt ein Vergleich der tschechischen mit der slowakischen Gesellschaftsstruktur zu Beginn des Ersten Weltkrieges: Im Westen eine vollentwickelte, moderne Nation mit allen Funktionsorganen im politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bereich, die nur noch ein Schritt von der Eigenstaatlichkeit trennt. In der östlichen Reichshälfte dagegen ein Volk mit denselben natürlichen Gaben und Kraftreserven, dessen nationale, wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Lebensorgane infolge der madjarischen Entnationalisierungspolitik nur sporadisch entwickelt sind oder sogar — wie die Schulstatistik deutlich zeigt — eine negative Entwicklungstendenz aufweisen. Ja, man kann sogar die madjarische Politik umschreiben als nationale Klassenherrschaft mit dem Bestreben, der slowakischen Eigenentwicklung durch eine kulturelle und soziale Fellachisierungspolitik zu begegnen. Der staunenswerte Aufschwung, den das slowakische Volk insgesamt nach dem Ersten Weltkrieg und noch mehr nach dem Zweiten Weltkrieg genommen hat, beweist zur Genüge, daß der frühere Niveauunterschied zwischen Tschechen und Slowaken nicht die Folge eines „natürlichen Gefälles“ war, sondern das künstliche Ergebnis einer antidemokratischen madjarischen Nationalpolitik, über die keine parlamentarische Fassade hinwegtäuschen kann. Von dieser Feststellung auf den Ausgleich von 1867 zurückblickend, wird man zusammenfassend sagen müssen, daß das Arrangement des Kaisers mit den Madjaren zwar der einzig gangbare Weg zur Erhaltung der Großmachtstellung der Donaumonarchie war, daß aber letztlich diese Großmachtstellung durch die schweren Hypotheken der innerungarischen Entwicklung zu teuer erkauft worden ist. Dies kann aber wiederum nichts anderes heißen, als daß die echte Großmachtstellung des Habsburgerreiches schon 1848, spätestens 1866 beendet war und daß der Ausgleich von 1867 eine künstliche Prolongierung dieser Großmachtstellung zuwege brachte. Als künstlich, d. h. letzten Endes als unreal erwies sich diese Großmachtstellung am außenpolitischen Immobilismus, zu dem Österreich-Ungarn seit 1867 praktisch verurteilt war und der überall dort zur Katastrophe führte, wo er verlassen wurde: so bei der Besetzung Bosniens und der Herzegowina 1878 und im Hochsommer des Jahres 1914. Als unreal erwies sich die gleichsam nur flächenmäßig aufrechterhaltende Großmachtstellung der Donaumonarchie auch darin, daß das Gewicht der ungarischen Probleme — wie das Referat von Mommsen zuletzt gezeigt hat — seine zersetzende Kraft auch an der westlichen Reichshälfte entwickelte. Eine Großmachtstellung, bei der das Epitethon Groß auf Kosten der Substanz, nämlich der Macht, erkauft wird, ist aber letzten Endes eine Illusion, eine Illusion übrigens, die man vor 1914 in den europäischen Kabinetten hinsichtlich Österreich-Ungarn meist nicht mehr teilte.

Mit dem Blick auf die Ergebnisse des Preßburger Kongresses wird man ferner feststellen müssen, daß es völlig unzureichend ist, die innere Geschichte der Donaumonarchie als eine Geschichte der Kabinette und Verwaltungsorgane schreiben zu wollen, ohne die Wechselwirkungen von Wirt-

schaft, Sozialgefüge und Politik stärker ins Auge zu fassen. Beispielsweise genügt es auf keinen Fall — um den böhmischen Raum abschließend wieder ins Blickfeld zu rücken —, die jeweiligen Phasen der Ausgleichsverhandlungen zwischen Wien und Prag seit 1867 minutiös darzustellen und sich dann jeweils am Schluß eines gescheiterten Ausgleichsversuchs erstaunt zu fragen, warum es eigentlich diesmal nicht zum wirklichen Ausgleich gekommen sei; trotz guten Willens auf beiden Seiten. Die oft wiederkehrenden Hinweise auf Intrigen, persönliche Unzulänglichkeiten der Teilnehmer an den Verhandlungen oder auf andere Zufälligkeiten erklären so gut wie gar nichts und sind so ziemlich das Oberflächlichste, was dazu zu sagen wäre; dennoch ist die Zahl der in diesem Sinne unternommenen „Erklärungsversuche“ beträchtlich und nimmt immer noch zu. Kongresse wie der Preßburger Kongreß sind aber geeignet, einem historischen Feuilletonismus dieser Art — mag er sich noch so sehr mit Archivalien behängen — die Grundlage zu entziehen.

WIDERSTAND UND REVOLUTION

Von Detlef Brandes

Gerade in den letzten Jahren ist in der Tschechoslowakei außerordentlich viel über die jüngste Vergangenheit, insbesondere über die Jahre 1938 bis 1945 geschrieben worden. Doch findet sich unter all diesen Neuerscheinungen nur eine Gesamtdarstellung. Da deren Autoren auf vielen Gebieten neue Wege beschreiten und zu neuen Ergebnissen kommen, dürfte es von Interesse sein, ihre Arbeit ein wenig genauer zu untersuchen.

Die genannte Darstellung erschien 1965 im Verlag „Naše vojsko“ in Prag unter dem Titel „Odboj a revoluce 1938—1945. Nástin dějin československého odboje“ [Widerstand und Revolution 1938—1945. Abriss der Geschichte des tschechoslowakischen Widerstandes]. Die Autoren des Abrisses, die seit 1960 die Herausgabe einer Trilogie über das gleiche Thema planen¹, geben seitdem zwei Reihen heraus, nämlich kürzere „Zprávy“ [Berichte] und längere „Studie“ [Studien], die sich mit Einzelfragen aus dem gesamten Bereich des tschechischen und slowakischen Widerstandes befassen. In den Zprávy werden meistens die Referate und Diskussionsbeiträge abgedruckt, die die Mitarbeiter der Trilogie auf gemeinsamen Tagungen gehalten haben. Sie werden vorläufig noch fotomechanisch vervielfältigt und scheinen eher für einen weiteren Mitarbeiterkreis als für die breitere Öffentlichkeit bestimmt zu sein.

Als Herausgeber des Abrisses zeichnet ein „Tschechoslowakischer Ausschuß für die Geschichte des antifaschistischen Widerstandskampfes“, während sich an der Herausgabe der Reihen auch die „Historisch-dokumentarische Kommission beim Zentralkomitee des Verbandes der antifaschistischen Widerstandskämpfer“ beteiligt.

Das Autorenkollektiv umfaßt Gustav Bareš, Karel Bartošek, A. Benčík, Jiří Doležal, Oldřich Janeček, Libuše Klimešová, O. Krajňák, Jan Křen, Václav Kural, Lubomír Lipták, Josef Novotný, Bohumil Pekarek und A. Štvrtecká. Von diesen Autoren ist Gustav Bareš auf diesem Gebiet durch sein Buch über das I. und II. illegale ZK der KPČ² und die Herausgabe der Funkdepeschen zwischen dem illegalen ZK der KPČ im Protektorat und Gottwald in Moskau von 1939 bis 1941³ bekannt geworden. Bartošek hat

¹ Odboj a revoluce 1938—1945. Nástin dějin československého odboje [Widerstand und Revolution 1938—1945. Abriss der Geschichte des tschechischen Widerstandes]. Prag 1965, 440 S., hier S. 5 (zit.: OR).

² Bareš, Gustav: Tři pře Jana Zíky [Drei Streitschriften Jan Zíkas]. Prag 1961, 385 S.

³ Depesce mezi Prahou a Moskvou 1939—1941 [Depeschen zwischen Prag und Moskau 1939—1941]. Einleitet v. G. Bareš. Příspěvky k dějinám KSČ 1967, S. 375—433.

verschiedene Arbeiten über den Prager Aufstand vorgelegt⁴. Doležals Produktion kulminierte in einem 1966 erschienenen Buch über den Partisanenkrieg in Böhmen und Mähren⁵, während Oldřich Janeček u. a. über den linkssozialistischen „Petitionsausschuß Wir bleiben treu“ im Widerstand gearbeitet hat⁶. Jan Křen's bisher wichtigstes Werk behandelte die tschechoslowakische Emigration in den Jahren 1938 bis 1939⁷, doch hat er sich auch mit der tschechischen Widerstandsbewegung im Lande befaßt. Zusammen mit Václav Kural brachte er eine Studie über die Verbindung zwischen dem tschechoslowakischen Widerstand und dem sowjetischen Nachrichtendienst vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges heraus⁸. Benčík und Lipták sind die Slowakei-Spezialisten des Teams, während Krajňák vor allem die internationale kommunistische Bewegung behandelt.

Wie jedoch aus den Verfasserverzeichnissen der „Berichte“ hervorgeht, überschreitet die Zahl der Mitarbeiter bei weitem den im Abriß angegebenen Stab. Die meisten Autoren beschäftigen sich mit regionalen Studien, die dann der Geschichte des Widerstandes in der gesamten Tschechoslowakei zugute kommen sollen. Während der erste Band der Trilogie im wesentlichen abgeschlossen ist und demnächst erscheinen soll, beschäftigen sich die Berichte heute schon mit dem Zeitraum, der im zweiten Band behandelt werden soll.

Unter diesen Umständen — Existenz eines „Abrisses“ und zahlreicher Einzelarbeiten in den Zprávy — erscheint es notwendig, bei der Beurteilung des Vorhabens von dem Abriß auszugehen.

Die Einteilung des Abrisses in drei große Kapitel „Knechtschaft (1938—1941)“, „Licht aus dem Osten (1941—1944)“ und „Sieg (1944—1945)“ ist in ihrer einseitigen außenpolitischen und militärischen Ausrichtung nicht überzeugend. Doch sind die Unterkapitel vor allem der inneren Entwicklung der Tschechoslowakei während des Krieges angepaßt.

Die Verfasser schreiben im Vorwort, daß sie über den „bisherigen Forschungsstand informieren“ und eine „Arbeitshypothese aufstellen“ wollten. Bei der Arbeitshypothese haben sie sich auf einen Kompromiß eingelassen, der noch einige Formulierungen enthält, die einer objektiven Wahrheitsfindung widersprechen könnten. Auf Seite 5 heißt es z. B.: „[Die Autoren]

⁴ Vgl. besonders Bartošek, Karel: Pražské povstání 1945 [Der Prager Aufstand 1945]. Prag 1960, 304 S.

⁵ Doležal, Jiří: Jedina cesta. Cesta ozbrojeného boje v českých zemích [Der einzige Weg. Der Weg des bewaffneten Kampfes in den böhmischen Ländern]. Prag 1966, 325 S.

⁶ Janeček, Oldřich: O programě Petičního výboru „Věrní zůstaneme“ z let 1940—1941 [Über das Programm des Petitionsausschusses „Wir bleiben treu“ aus den Jahren 1940—1941]. Příspěvky k dějinám KSČ 1966, S. 481—499.

⁷ Křen, Jan: Do emigrace. Buržoazní zahraniční odboj 1938—1939 [In die Emigration. Der bürgerliche Widerstand im Ausland 1938—1939]. Prag 1963, 579 S.

⁸ Křen, Jan / Kural, Václav: Ke stykům mezi československým odbojem a SSSR [Zu den Beziehungen zwischen dem tschechischen Widerstand und der UdSSR]. HaV 1967, S. 437—471 und S. 731—771.

sind sich des Engagements dieser Arbeit bewußt und verstehen sich keineswegs als Handlanger, sondern als verantwortliche echte Diener an den Interessen der proletarischen Revolution . . .⁹“

Methode

„Odboj a revoluce“ spricht auch von „dogmatischen Deformationen“ und „Überresten des Apriorismus“, die es zu überwinden gelte. Die tschechoslowakische Historiographie müsse „Methoden finden, eine Zeit aus ihr selbst, aus ihren eigenen Ursachen, Gegensätzen und historischen Zusammenhängen zu erklären“¹⁰. Sie sehen von den stalinistischen Gleichsetzungen von Volk, Arbeiterklasse und Kommunistische Partei bzw. Bourgeoisie und Faschisten ab und erkennen „das Volk“ und „die öffentliche Meinung“ als eigenständige Faktoren an. Sie weisen verschiedentlich auf die Notwendigkeit hin, von der dualistischen Betrachtungsweise abzugehen, so z. B. auf Seite 376: „ . . . Das Volk ist nicht nur Volkspartei [l'udactví] und Widerstand. Die große Masse der nicht in Aktionen engagierten Bevölkerung ist ein wichtiger politischer Faktor, der früher oder später in Erscheinung tritt.“

An anderer Stelle wird davon gesprochen, daß öffentliche Meinung und KPČ-Politik nicht immer übereinstimmen¹¹ oder daß erst einmal die politischen Ansichten des „Durchschnittsbürgers“ untersucht werden müßten¹².

Entsprechend der oben angeführten These vermeiden es die Autoren von Odboj a revoluce, die KP-Linie mit Etiketten wie „positiv“ und „schöpferisch“ oder aber „mechanistisch“ und „sektiererisch“ zu bekleben und bemühen sich, auch wenn sie solch ein Urteil fällen, das Zustandekommen der politischen Linie historisch zu erklären¹³. Als Folge ihrer Ablehnung des früheren „Apriorismus“ zeigt sich auch eine Scheu, Entscheidungen besonders der Exilregierung einfach aus dem „Klassencharakter“ dieser Regierung zu erklären. So fragt sich Odboj a revoluce, ob nicht die Ablehnung des Partisanenkampfes durch die Exilregierung eher durch objektive Hindernisse für diese Widerstandsform bedingt war als durch ihre Abneigung, die „Massen zu aktivieren“. Interessanterweise hatten sich nämlich auch die Parteiführungen der illegalen tschechischen und slowakischen Kommunistischen Partei gegen eine mechanische Übernahme des sowjetischen Widerstandsmodells gewehrt¹⁴. Bei der Erörterung dieser Haltung stellt Odboj a revoluce, wie ich glaube, zum ersten Mal in der neuen tschechoslowakischen Historiographie die in kommunistischen Arbeiten übliche Rangfolge der verschiedenen Widerstandsformen in Frage, die nach dem bisherigen Schema von Flugblättern, Sabotage, Diversionen, gelegentlichen bewaffneten Aktionen

⁹ OR 7.

¹⁰ OR 6.

¹¹ OR 102 f.

¹² OR 302.

¹³ Vgl. OR 103 u. 371 f.

¹⁴ OR 238 u. 243.

bis zum regelrechten Partisanenkrieg „aufstiegen“. Als kritischen Gesichtspunkt gegenüber dieser Skala führt Odboj a revoluce das Verhältnis zwischen Einsatz und Resultat an¹⁵.

Quellengrundlage

Da die Quellengrundlage bei Abfassung des Abrisses noch recht schmal war, haben sie verschiedene sachliche Fehler aus der bisherigen tschechoslowakischen Historiographie übernommen, die sicherlich in der dreibändigen Geschichte ausgemerzt sein werden.

So wurden im Oktober 1941, dem ersten Monat nach dem Amtsantritt Heydrichs, entsprechend den Berichten der Gestapo nicht 10227¹⁶, sondern nur 427 Personen wegen Tätigkeit für die illegale KPČ verhaftet. Auch den Erschießungen während des Heydrichschen Ausnahmezustandes fielen nach den bisher vorliegenden Dokumenten nicht 500, sondern 404 Personen zum Opfer¹⁷.

Im Fall der Zahl der nach dem Heydrich-Attentat Erschossenen widerspricht sich Odboj a revoluce selbst. Auf Seite 174 spricht es von 1800, zwei Seiten später von 2000 Todesurteilen, während die Zahlen der Gestapo 1600 Personen (einschließlich der Massenmorde in Lidice und Ležáky) nicht übersteigen. Ähnlich übertrieben hoch ist die angebliche Zahl der bei den Fahndungen nach dem Attentat eingesetzten deutschen Polizisten und Soldaten¹⁸.

Überhaupt scheint die Quellengrundlage, die bei Abfassung des „Abrisses“ zur Verfügung stand, für die Ära Heydrich schlechter als für die Ära Neurath gewesen zu sein. So hat Heydrich meines Erachtens nicht Vertreter von Arbeitern, Bauern und Unternehmern¹⁹, sondern mit Bedacht nur Vertreter von Arbeitern und Bauern empfangen. Die Darstellung von Odboj a revoluce kann so auch nicht die propagandistische Wirkung dieser Empfänge erklären, wenngleich an ihrem rein demagogischen Charakter kein Zweifel besteht. Große Lücken in der Darstellung zeigen sich bei der Schilderung der Politik der KPČ, da das Schriftgut der Moskauer KPČ-Führung, der Komintern und der sowjetischen Behörden den Verfassern nicht zur Verfügung stand²⁰. Doch auch über wichtige Schritte der illegalen KPČ müssen die Verfasser ein Fragezeichen setzen. An solchen Stellen zeigen sich die methodischen Fortschritte von Odboj a revoluce im Vergleich zu früheren Arbeiten besonders deutlich, denn sie überbrücken ihre geringe Quellen-

¹⁵ OR 239.

¹⁶ OR 148. Die Zahl 10227 taucht schon in früheren Darstellungen auf. Vgl. Přehled československých dějin. Díl 3: 1918—1945. Maketa. Prag 1965, 670 S., S. 514. Bei dieser Zahl könnte es sich um die Zahl der in diesem Monat von der Gestapo erfaßten Flugblätter handeln.

¹⁷ OR 149.

¹⁸ OR 175.

¹⁹ OR 150.

²⁰ OR 125 f.

grundlage nicht mehr durch Behauptungen der kommunistischen Untergrundpresse²¹.

Seit der Herausgabe von *Odboj a revoluce* sind zahlreiche neue Arbeiten erschienen, die manche Unklarheiten, die 1965 noch bestanden, ausgeräumt haben. Die *Zprávy* verzeichnen einmal bzw. zweimal jährlich alle Neuererscheinungen zum Thema des tschechoslowakischen Widerstandes und zwar einschließlich von Aufsätzen in der Tagespresse²². Die *Zprávy* selbst haben die Quellengrundlage im Laufe der Jahre wesentlich verbreitert. Man hat nicht nur die Geschichte des tschechoslowakischen Widerstandes in einzelnen Kreisen, Bezirken und Orten neu geschrieben, sondern ist für einige Kreise sogar daran gegangen, eine Chronologie aller Widerstandsakte zusammenzustellen und zwar auf Grund von Material aus Landes- und regionalen Archiven²³.

In den folgenden Kapiteln soll untersucht werden, inwieweit die Verfasser von *Odboj a revoluce* über bisherige Ergebnisse oder Schablonen hinausgekommen sind.

Der weltpolitische Rahmen

Relativ wenig neue Einsichten zeigt *Odboj a revoluce* bei der Beurteilung der Politik der Sowjetunion. Zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom August 1939 heißt es: „Die Atmosphäre des Mißtrauens und des Egoismus, die zu schaffen den westlichen Münchenern gelang, hatte den Mißerfolg aller Bemühungen um einen Vertrag zwischen England, Frankreich und der Sowjetunion zur Folge, und die sowjetische Regierung war gezwungen, auf das Angebot der Hitleristen einzugehen.“ Auch wenn man die negativen Folgen des „Stalinkultes“ prüfen müsse, „scheinen wesentliche Zweifel an der Notwendigkeit des deutsch-sowjetischen Vertrages selbst nicht am Platze zu sein“²⁴. Stalin habe den Fehler gemacht, den zweijährigen Kriegsaufschub nicht genügend für die Vorbereitung des Krieges zu nutzen²⁵. Mit dieser Feststellung setzt sich *Odboj a revoluce* in scharfen

²¹ OR 142.

²² OR/Zprávy 1966, Beilage zu Nr. 1 und Beilage zu Nr. 5; 1967, Beilage zu Nr. 1 und 1968, Beilage zu Nr. 1.

²³ Vymlátílová, Milada: Hnutí odporu proti okupantům na jihovýchodní a východní Moravě 1939—1943. Soupis archivního materiálu [Die Widerstandsbewegung gegen die Okkupanten im südöstlichen und östlichen Mähren 1939—1943. Verzeichnis des Archivmaterials]. OR/Zprávy 1966, Nr. 5, 129—174. — Ebenso Šimka, Alois: Chronologie odboje na jihozápadní Moravě 1939—1945 [Chronologie des Widerstandes in SW-Mähren 1939—1945]. OR/Zprávy 1967, Nr. 3, 169—198. Eine ähnliche Arbeit erschien auch an anderer Stelle, vgl. Radimský, Jiří: Chronologie partyzánských a jiných akcí na Moravě 1943—1945 [Chronologie der Partisanen- und übrigen Aktionen in Mähren 1943—1945]. SbAP 15 (1960) 3—172.

²⁴ OR 79. Diese Formulierungen sind allerdings schon wesentlich abgewogener als die Anschuldigungen gegen die Westmächte, die noch 1960 üblich waren. Vgl. Přehled 484.

²⁵ OR 79 f. und 130.

Gegensatz zu früheren Behauptungen. Der Přehled aus dem Jahre 1960 hatte noch formuliert: „Die sowjetische Regierung hatte niemals Illusionen über die Dauerhaftigkeit des Paktes und vervollkommnete die Verteidigungsfähigkeit des Landes auf jede erdenkliche Art²⁶.“ Andererseits bleibt Odboj a revoluce im alten Schema, wenn es behauptet, die UdSSR habe Hitlers Friedensangebot vom Oktober 1939 unterstützen müssen. Die militärische Passivität der Westmächte während des Polenfeldzuges und ihre Bemühungen, einen isolierten deutsch-sowjetischen Konflikt bei gleichzeitiger erneuter Appeasement-Politik hervorzurufen, haben ihr keine andere Wahl gelassen²⁷. Immerhin kommt Odboj a revoluce zu dem Schluß, man habe in dem Interessengegensatz zwischen den einzelnen kommunistischen Parteien und dem „staatlich organisierten Sozialismus, der Sowjetunion“, die Lösung in einer Verlagerung des Schwerpunkts auf die Außenpolitik der Sowjetunion gefunden²⁸. Bei der Bezeichnung des Krieges als „beidseitig imperialistisch“ habe man nicht genügend auf die „objektiv fortschrittlichen Tendenzen einer gerechten Verteidigung gegen den Faschismus“ geachtet²⁹.

Diese Formulierung bezeichnet auch die Politik Englands und Frankreichs als „gerechte Verteidigung“, während noch 1960 nur dem „nationalen Befreiungskampf“ der Völker der Tschechoslowakei, Polens, Norwegens usw. ein „progressiver antifaschistischer Charakter“ zuerkannt wurde³⁰. Entsprechend Odboj a revoluce „begannen die national-befreierischen, gerechten und antifaschistischen Elemente“ nach der französischen Niederlage und der Ablösung Chamberlains durch Churchill, de Gaulles Aufruf und der Wiederwahl Roosevelts sogar „zu überwiegen“³¹. Auf der anderen Seite werden verschiedene frühere einseitige Behauptungen wiederholt, wie z. B. daß nach dem deutschen Angriff auf die UdSSR die Westmächte auf eine gegenseitige Erschöpfung der beiden Diktaturen gehofft³², oder aber daß die Westmächte in Jalta unter dem Deckmantel der „gemeinsamen Interessen der Demokratie“ versucht hätten, sich in die inneren Angelegenheiten Polens einzumischen, eine Behauptung, deren Einseitigkeit kaum zu überbieten ist³³. Auch die Konzeption des Warschauer Aufstands wird als „antisowjetisch“ und Stalins Verhalten damit als gerechtfertigt bezeichnet³⁴. Doch wird immer wieder Kritik auch an Stalin geübt, dem Unverständnis für manche „revolutionäre Kräfte“ z. B. in Jugoslawien und Polen und für die Lage der sowjetischen Kriegsgefangenen vorgeworfen wird.

²⁶ Přehled 484.

²⁷ OR 80.

²⁸ OR 82.

²⁹ OR 83.

³⁰ Přehled 487.

³¹ OR 106 und 130.

³² OR 130.

³³ OR 351.

³⁴ OR 311 ff.

Vorgeschichte des Zerfalls der Republik und „deutsche Frage“.

Dürften diese Formulierungen u. a. auch durch politische Rücksichten bestimmt sein, so urteilen die Verfasser über tschechoslowakische Angelegenheiten wesentlich freier. Der Faschismus darf ihrer Meinung nach nicht nur in seiner Eigenschaft „als bestialische Diktatur des Finanzkapitals“ untersucht werden. Man müsse auch „seine Politik und Ideologie, durch die er breite Schichten gewann, einer Analyse unterwerfen“. Er wende sich nicht nur gegen die „Klassenorganisationen der Arbeiter und ihre politischen Rechte und Freiheiten“, sondern spiegle auch den Kampf einer monopolkapitalistischen Gruppe um ihre Durchsetzung innerhalb der „inneren Auseinandersetzungen der Kapitalistenklasse“ wieder³⁵.

Der Faschismus habe das „undemokratische Verhältnis [nedemokratismus] in den Beziehungen zwischen den Völkern und Nationalitäten“ während der Ersten Republik ausgenützt³⁶. Weiter unten spricht Odboj a revoluce davon, daß „besonders im deutschen Grenzgebiet und in der Karpaten-Ukraine der Grad der Ausbeutung durch die tschechische Bourgeoisie ungewöhnlich hoch“ gewesen sei. Dies dürfte eine Feststellung sein, die wohl eher für die Karpaten-Ukraine als das deutsche Grenzgebiet zutrifft. In den deutschen Gebieten waren wohl vor allem andere Gesichtspunkte von Bedeutung. Die Autoren ziehen es vor, auch in der Frage der deutschen Minderheit nicht mehr ohne weiteres zu werten, sondern die „Vertiefung der tragischen historischen und psychologischen Entfremdung zwischen dem tschechischen und dem deutschen Element“ zu beschreiben, ohne jedoch zu vergessen, auf die tschechische Unterstützung für die Flüchtlinge aus Deutschland in den Jahren 1933—1938 hinzuweisen³⁷.

Odboj a revoluce behauptet, daß sich durch die deutsche Okkupation Tschechen und Sudetendeutsche soweit auseinandergelebt hätten, daß ein weiteres Zusammenleben in einem gemeinsamen Staat unmöglich geworden sei³⁸. Gerade viele Sudeten- und Karpatendeutsche seien, als sie sich der Unterstützung des nationalsozialistischen Machtapparates erfreuten, besonders aggressiv gegenüber der tschechischen bzw. slowakischen Bevölkerung aufgetreten³⁹. Diese Haltung der Sudetendeutschen habe dazu beigetragen, daß die Forderung der tschechischen Nationalisten auf völlige Austreibung der Deutschen solchen Anklang unter der tschechischen Bevölkerung gefunden habe. Gegenüber dem Programm der nationalen Widerstandsbewegung im Lande erscheine die Haltung der Exilregierung zeitweise vergleichsweise „gemäßigt“⁴⁰.

³⁵ OR 16.

³⁶ OR 21.

³⁷ OR 34.

³⁸ OR 428.

³⁹ OR 114 f. und 336.

⁴⁰ OR 114 f. Křen (Jan: O vzniku myšlenky odsunu Němců [Über die Entstehung des Gedankens einer Abschiebung der Deutschen]. OR/Zprávy 1967, Nr. 2 Beilage,

Die fatale Gleichsetzung von deutsch und nationalsozialistisch durch die Propaganda des Dritten Reiches, aber auch die Alliierten, hat die Sudetendeutschen in eine Lage manövriert, deren „Ausweglosigkeit“ die Verfasser von *Odboj a revoluce* anerkennen⁴¹. Eine differenziertere Betrachtungsweise zeigt sich v. a. bei der Beurteilung der sudetendeutschen Emigration um Wenzel Jaksch. Obwohl dieser immer noch als „kämpferischer Nationalist“ klassifiziert wird, gestehen die Verfasser ein, daß die „bisherige historische Produktion diesen Fragen fast noch keine Aufmerksamkeit gewidmet hat und es immer noch nicht gelungen ist, die Größe des inneren Dramas der deutschen Antifaschisten in dieser betrüblichen und tragischen Situation zu würdigen“⁴². Im übrigen werden diese Fragen jedoch ziemlich kurz behandelt. Erst im Mai 1967 hat ein Kolloquium des Mitarbeiterkreises von *Odboj a revoluce* über „Fragen der Okkupation der böhmischen Grenzgebiete“ stattgefunden. Wie das Ergebnis dieser Tagung⁴³ zeigt, befindet sich die Erforschung der deutschen Politik in den mehrheitlich deutsch besiedelten Gebieten und des dortigen deutschen und tschechischen Widerstandes noch in den Anfängen.

Während die Verfasser im Abriß dem Sudetengau kein eigenes Kapitel gewidmet haben, behandeln sie wie schon frühere Darstellungen die böhmischen Länder und die Slowakei in getrennten Abschnitten.

Protektorat Böhmen und Mähren

Die Verfasser heben die Unterschiede in der deutschen Politik gegenüber dem sog. „Protektorat Böhmen und Mähren“ und der Slowakei hervor. Das Protektorat habe nach den nationalsozialistischen Vorstellungen zum „Stahlkern“ des Reiches gehört, während die Slowakei als Vasallenstaat zu bezeichnen sei.

Als das Protektorat errichtet wurde, habe man auf deutscher Seite noch keine Erfahrungen mit der Eingliederung fremder Völker in das „Reich“ gehabt. Damals seien verschiedene Vorstellungen über die Ziele und Methoden der künftigen Besatzungspolitik aufeinandergestoßen. Auf Seite 41 f. heißt es dazu: „Außer einer Strömung, die man als traditionell imperialistisch (Wehrmacht, Diplomatie) bezeichnen könnte und die in ausgeprägter Form durch die Mitläufer des Nazismus repräsentiert wurde, wuchs in Deutschland der Einfluß der extremen nazistischen Elemente immer mehr (NSDAP, SS), in deren Rahmen sich auch die politischen Konzeptionen der sudetendeutschen Gruppe geltend machten“.

175—191) hat diese These dann weiter ausgeführt und begründet. Vgl. auch Ders.: *Odsun Němců ve světle nových pramenů* [Die Abschiebung der Deutschen im Lichte neuer Quellen]. *Dialog, kulturně politický měsíčník, organ SKNV v Ústí nad Labem* 1967, Nr. 4 1—5 und Nr. 5, 7—10.

⁴¹ OR 354.

⁴² OR 189 f.

⁴³ OR/Zprávy 1968, Nr. 1.

Dieses pauschale Urteil mag im Sinne einer Arbeitshypothese akzeptiert werden, müßte aber noch im einzelnen bewiesen werden. Aus dem Gegensatz zwischen Neurath und Frank allein kann solch eine These nicht abgeleitet werden. Der Schluß von Karl Hermann Frank auf die Oberlandräte, Bezirkshauptleute usw. sudetendeutscher Herkunft erscheint gewagt. Hier läßt sich eine große Lücke in der bisherigen tschechischen Historiographie konstatieren, die meist vom Widerstand ausgeht und diesen in fast jedem Bezirk und Ort schon beschrieben hat, aber noch nicht dazu gekommen ist, die jeweiligen regionalen Modifikationen der deutschen Politik zu untersuchen, die erst ein Gesamturteil erlauben würden.

Auch wenn Odboj a revoluce diese Wünsche nach einer regional differenzierten Betrachtung nicht erfüllen kann, gibt das oben angeführte Urteil über die Existenz mehr und weniger extremer Strömungen im deutschen Verwaltungsapparat des Protektorats die Lage richtig wieder. Allgemein kommt Odboj a revoluce zu dem wohl richtigen Schluß, daß die Methoden der deutschen Besatzungspolitik im Protektorat den in den später besetzten Gebieten in West- und Nordeuropa angewandten Methoden entsprachen⁴⁴.

Die Nachkriegsziele glichen jedoch denen in den anderen besetzten Gebieten Osteuropas. Hitler gab am 23. September 1940 seine Zustimmung zu Neuraths und Franks Plänen für die „Lösung des tschechischen Problems“ — nicht erst am 5. Oktober 1940, wie Odboj a revoluce annimmt. Die tschechische Bevölkerung sollte „eingedeutscht“ werden, soweit sie den Prüfern des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS als „rassisch wertvoll“ erschien und nicht ausgesprochen deutschfeindlich eingestellt war. Die übrige Bevölkerung sollte ausgesiedelt bzw. liquidiert werden — nicht insgesamt liquidiert werden, wie Odboj a revoluce behauptet⁴⁵.

Außer in dieser Frage wird die deutsche Besatzungspolitik nicht mehr wie vielfach bisher als feststehend bezeichnet, sondern als Prozeß dargestellt. Dies gilt dann natürlich auch für die Kollaboration. Wenn sich Neuraths, des ersten Reichsprotektors, Herrschaft durch „rücksichtsvollere, politisch-diplomatische Methoden“⁴⁶ auszeichnete, dann blieb die Protektoratsregierung, das Kabinett Eliáš, noch eine „gewisse politische Kraft mit bestimmtem Einfluß“⁴⁷. Die Kollaboration der „Hácha-Clique“ war nach Odboj a revoluce nicht die Verwirklichung bewußter Absichten Hitlers noch „großbourgeoiser Klasseninteressen“. Deutlich fährt Odboj a revoluce fort: „Diese alte Erklärung, die auf überholten schematischen Vorstellungen eines „Kurzschlusses“ zwischen Ökonomie und Politik gründet, ist eigentlich ein eigentümlicher Hegelianismus, bei dem die Kollaboration die „Idee“ reprä-

⁴⁴ OR 48.

⁴⁵ OR 109 f. In dieser Frage ist sogar der Přehled 490 genauer. Diese Absichten zeigten sich schon in kleineren Aussiedlungen in den Gebieten um Wischau, Beneschau und im Brdy-Wald, worauf ebenfalls schon der Přehled 493 hinwies.

⁴⁶ OR 48.

⁴⁷ OR 49. Der Přehled hatte die Politik der Regierung Eliáš noch als „feige Anpassung“ gekennzeichnet (515).

sentiert, die der tschechischen Bourgeoisie in die Wiege gelegt worden sein soll und die nun erst allmählich „hervortrete“⁴⁸.

Man müsse die Kollaboration vielmehr als einen „Prozeß der Degradation und Degeneration der tschechischen Bourgeoisie“ betrachten⁴⁹. Noch fünf Jahre zuvor waren die „Protektoratsregierung und ihr ganzer Apparat als Bestandteil des Exekutivapparats der Okkupanten“⁵⁰ bezeichnet worden!

Auch bei der Beurteilung der sozialpolitischen Maßnahmen der deutschen Verwaltung hütet sich Odboj a revoluce vor früheren schematischen Beurteilungen und Fälschungen⁵¹. Daß es sich hierbei nicht um Maßnahmen handelte, die aus humanitären Beweggründen getroffen wurden, ist selbstverständlich. Odboj a revoluce bezeichnet sie dementsprechend zwar als „soziale Demagogie“, führt jedoch die sozialen Verbesserungen besonders für die Arbeiter der Rüstungs- und Wehrmachtsbetriebe auf, die allerdings seit dem Sommer 1941 durch Preiserhöhungen und die hohen Schleichhandelspreise aufgezehrt wurden und schließlich eine Verminderung des sozialen Besitzstandes im Vergleich zur Ersten und Zweiten Republik nicht verhindern konnten⁵².

Slowakei

Noch deutlicher wird der Unterschied zwischen Odboj a revoluce und früheren Gesamtdarstellungen bei der Schilderung der politischen Entwicklung in der Slowakei, die nach dem Urteil von Odboj a revoluce fast völlig unabhängig von der Entwicklung in den historischen Ländern verlaufen ist.

Der slowakische Staat, der 1939 mit deutscher Geburtshilfe entstand, wird zwar als „Marionettenstaat“ geschildert, doch bei seiner innenpolitischen Kennzeichnung herrscht ziemliche Unsicherheit. Wird er auf Seite 71 als „totalitäres und faschistisches System“ bezeichnet, in dem die bürgerlichen demokratischen Freiheiten abgeschafft worden seien, so spricht man auf Seite 72 von einer Vorherrschaft des „klerikalen Konservatismus“. Außerdem wird seiner Führungsschicht bescheinigt, sie habe mit „jesuitischer Gewandtheit und geschickter als ähnliche Cliques in anderen Staaten“ taktiert⁵³. Eine genauere Einordnung und Kennzeichnung des slowakischen Regimes müßte meines Erachtens ein Vergleich mit Kroatien ergeben.

Odboj a revoluce gibt zu, daß das Regime der Slowakischen Volkspartei eine „Massenbasis“ gewann, wozu neben dem Klerikalismus auch der Nationalismus beigetragen habe. Diese Entwicklung sei besonders auf die Fehler des bourgeoisen „Tschechoslowakismus“ zurückzuführen⁵⁴. Diese realistische Einschätzung der Unterstützung des Tiso-Regimes durch einen großen

⁴⁸ OR 49.

⁴⁹ OR 50.

⁵⁰ Přehled 489.

⁵¹ Ebenda 491 ff.

⁵² OR 87 f. Vgl. demgegenüber Přehled 491 f.

⁵³ OR 72.

⁵⁴ OR 74.

Teil der Bevölkerung unterscheidet Odboj a revoluce sehr von früheren Verkürzungen der historischen Entwicklung. Die Zufriedenheit dieses Teiles der Bevölkerung wird vor allem mit den Gewinnen begründet, die Bauern nun einmal in einer Kriegswirtschaft zu haben pflegen. 1960 glaubte man noch, die Gewinne aus Preiserhöhungen für landwirtschaftliche Produkte und Schwarzmarktgeschäfte nur den „Dorfreichen“ zuschreiben zu dürfen⁵⁵. Außerdem beendeten Investitionen in der Rüstungsindustrie und der Arbeitseinsatz im Reich die bisherige Arbeitslosigkeit und eröffneten die Möglichkeit zu höheren Verdiensten⁵⁶. Der Abschub der tschechischen Intelligenz aus der Slowakei machte auch Positionen für den aufstrebenden slowakischen Nachwuchs frei. Das größte Positivum der Regierung war jedoch, daß sie eine militärische Besetzung des Landes bis 1944 verhindern und ihre formelle Selbständigkeit erreichen und erhalten konnte. Die Slowakei blieb eine „Oase der Ruhe“ im Kriege⁵⁷.

Die Slowakei habe zwar nach dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges den „Terror gegen die Antifaschisten“ verschärft, aber doch auch wieder nicht so sehr, wie das in anderen besetzten Gebieten und Satellitenstaaten geschehen sei⁵⁸. Die häufigen Schilderungen der Slowakei als Oase des Wohlstandes im hungernden Europa seien aber nur zum Teil zutreffend. Sie gelten nur für diejenigen, die über Reichsmark verfügt hätten. Bei dem ungünstigen Wechselkurs habe derjenige, der in der Slowakei arbeitete, und dem nur Kronen ausbezahlt wurden, kaum auf dem Schwarzen Markt einkaufen können. Diese Zusatzkäufe seien aber für eine ausreichende Versorgung nötig gewesen⁵⁹.

Zum Ansehen des Tiso-Regimes habe beigetragen, daß es ihm gelungen sei, die extremen Kräfte aus den Reihen der Hlinka-Garde in Schach zu halten⁶⁰. Das Regime galt vielen Slowaken nicht als faschistisch, sondern nationalistisch und katholisch und konnte deshalb auf einer wesentlich breiteren Basis aufbauen. Das zeigte sich z. B. während des slowakischen Aufstandes 1944, als es den Aufständischen nicht gelang, auch nur eine annähernd vollständige Mobilisierung durchzuführen⁶¹.

Die tschechische und slowakische Widerstandsbewegung

Dementsprechend spielte die nationale Komponente bei der Formierung des slowakischen Widerstandes eine wesentlich geringere Rolle als bei der tschechischen Widerstandsbewegung. Die traditionellen Vertreter des slowakischen Nationalismus, die Repräsentanten des politisch engagierten Ka-

⁵⁵ Přehled 497.

⁵⁶ Der Přehled (495) hatte noch behauptet, diese seien „im wesentlichen unverändert“ geblieben.

⁵⁷ OR 100 f.

⁵⁸ OR 153.

⁵⁹ OR 155.

⁶⁰ OR 375 f.

⁶¹ OR 387.

tholizismus, fehlten auch weitgehend in den Reihen der tschechoslowakischen Emigration.

Odboj a revoluce spricht zum ersten Mal in der tschechoslowakischen Historiographie deutlich aus, daß sich Bestrebungen zu einer Erneuerung der Tschechoslowakei in den ersten Jahren beinahe ausschließlich in der tschechischen Bevölkerung zeigten. Slowaken, Sudetendeutsche und Karpato-Ukrainer verbanden, auch soweit sie unzufrieden waren, ihre Vorstellungen „mit allen möglichen staatsrechtlichen Regelungen, nur nicht mit der Tschechoslowakei“⁶². Diese Schwierigkeiten kamen unter den damaligen Umständen besonders deutlich in der politischen Emigration zum Ausdruck, und auch die „internationale Arbeiterbewegung“ war nicht für den Gedanken einer Wiederherstellung der Tschechoslowakischen Republik zu gewinnen⁶³, was sich z. B. in den Auseinandersetzungen zwischen der KPČ-Emigration im Westen — die im übrigen gegen „falsche, verleumderische Theorien“ aus der Zeit des „Personenkults“ in Schutz genommen wird⁶⁴ — und dem Pariser tschechoslowakischen Nationalausschuß offenbarte⁶⁵.

Odboj a revoluce erkennt — ebenfalls im Gegensatz zu früheren Arbeiten —, daß der tschechische Widerstand in erster Linie national motiviert war. Mit dieser „breiten nationalen, nationalistischen und chauvinistischen Strömung“ hätten sich auch einige antifaschistische Elemente verbunden⁶⁶. Obwohl Odboj a revoluce dem nationalen Widerstand viel besser als frühere Darstellungen gerecht wird, können sich seine Verfasser immer noch nicht von früheren, besonders für die ersten Jahre der Okkupation falschen Behauptungen trennen. Der nationale Widerstand habe im Kampf gegen den Faschismus „nicht konsequent sein können“⁶⁷. Er habe „verborgene und passive Widerstandsformen“ bevorzugt. Das ist richtig, doch hat auch die KPČ nicht in ständigen Aktionen die Massen in den Kampf gegen die nationalsozialistische Besatzung geführt, wie die Verfasser meinen⁶⁸. Beide haben in den ersten Jahren „abgewartet“. Die einen haben mehr mit einem schnellen militärischen Zusammenbruch Deutschlands gerechnet, die anderen warteten eher auf die kommunistische Revolution in Deutschland; die einen betrieben mehr Spionage und veranstalteten Demonstrationen, während die anderen sich fast völlig im Herstellen und Verteilen von Flugblättern erschöpften⁶⁹.

Diese Einseitigkeiten hat dann Václav Kural in seinem Aufsatz über die „Hauptorganisationen des nichtkommunistischen Widerstandes in den Jahren 1939—1941“⁷⁰ überwunden. Er kommt auf Grund umfangreichen neuen

⁶² OR 91.

⁶³ OR 91 f.

⁶⁴ OR 70.

⁶⁵ OR 96.

⁶⁶ OR 52 f.

⁶⁷ OR 60. — Ähnlich im Přehled 449.

⁶⁸ OR 61.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Kural, Václav: Hlavní organizace nekomunistického odboje v letech 1939—1941

Materials, besonders auf Grund der zwischen den Widerstandsorganisationen und dem Exil gewechselten Funkdepeschen zu einer Würdigung des nationalen Widerstandes — er schlägt „national“ für die bisherigen Begriffe „bourgeois“ und „nicht-kommunistisch“ vor —, die alle bisherigen Versuche in dieser Richtung hinter sich läßt. Das gleiche versuchte auch Jozef Jablonický für den slowakischen nichtkommunistischen Widerstand in den Zprávy⁷¹, allerdings wohl auf kleinerer Quellenbasis und ohne Quellenangaben.

Den langsamen Beginn der tschechischen Widerstandsbewegung erklären die Verfasser von Odboj a revoluce damit, daß viele Tschechen nicht wußten, was sie erwartet. Sie hatten geglaubt, die neue Besetzung werde der „Unterdrückung in der alten Monarchie“ ähneln. Außerdem hatten sie angenommen, daß die deutsche Herrschaft nicht lange dauern werde. Diese Argumente ließen sich allerdings auch zur Begründung eines gegenteiligen Verhaltens heranziehen⁷². Dazu kam, daß man sich in Böhmen und Mähren seit München an ein langsames Zurückweichen vor deutschen Forderungen und an das Eingehen auf deutsche Wünsche gewöhnt hatte⁷³.

Im Frühjahr und Sommer 1941 nahm der tschechische Widerstand zu und konnte zum ersten Mal größere Sabotageakte und Streiks durchführen. Odboj a revoluce ist hier jedoch vorsichtiger als frühere Arbeiten⁷⁴, denn nicht jeder Streik läßt sich — wie auch Odboj a revoluce meint — auf einen politischen Widerstandswillen zurückführen und nicht jedes Sinken der Arbeitsproduktivität auf geheime Sabotage. Die Überalterung des Maschinenparks, die Überlastung der Verkehrsverbindungen und das Einströmen neuer ungelernter Arbeiter in die Rüstungsindustrie haben einen kaum meßbaren, aber wohl den größeren Einfluß auf das Sinken der Produktivität ausgeübt⁷⁵.

Odboj a revoluce äußert sich kritisch über die Stärke des tschechischen Widerstandes, die nach der Darstellung von 1960 nichts zu wünschen übrig ließ⁷⁶. Er habe es z. B. in den letzten Okkupationsjahren nicht vermocht, die Verkehrsverbindungen durch Diversionsakte zu schädigen. Einen der Gründe für die Schwäche des tschechischen Widerstandes in dieser Zeit sieht Odboj a revoluce darin, daß es der Gestapo, und besonders der Staatspolizeileitstelle Brünn gelungen war, ganze Widerstandsgruppen unter der Leitung von Lockspitzeln aufzubauen und diese dadurch zu kontrollieren. Unter ande-

[Die Hauptorganisation des nichtkommunistischen Widerstandes in den Jahren 1939—1941]. OR/Zprávy 1967, Nr. 2, 5—160.

⁷¹ Jablonický, Jozef: Nekomunistický odboj na Slovensku v rokoch 1939—1941 [Der nichtkommunistische Widerstand in der Slowakei in den Jahren 1939—1941]. OR/Zprávy 1967, Nr. 3, 5—58.

⁷² OR 51 f.

⁷³ OR 31 f.

⁷⁴ Přehled 492.

⁷⁵ OR 228.

⁷⁶ Přehled 530.

rem war auch ein Mitglied des III. illegalen ZK der KPČ Gestapo-Agent⁷⁷. Zudem wurde die Koordinierung zwischen den einzelnen Widerstandsgruppen in den letzten Jahren nicht besser, sondern schlechter. Die Verbindungen nach London und Moskau waren häufig unterbrochen. Zu einer Zusammenarbeit zwischen kommunistischen und nationalen Gruppen kam es allenfalls auf regionaler Ebene. Die Moskau unterstellten Partisanengruppen handelten meist völlig unabhängig von der „eigentlichen“ Widerstandsbewegung im Lande⁷⁸. Die technischen Apparate, die dem Widerstand zur Verfügung standen, wurden immer schlechter. Im Winter 1944/45 gelang der KPČ nicht einmal mehr die Herausgabe von Flugblättern, die in den ersten Jahren des Protektorats in großer Zahl verbreitet worden waren⁷⁹. Grund für die Schwäche des tschechischen Widerstandes in den letzten Monaten war auch die Tatsache, daß Böhmen und Mähren mit dem fortschreitenden alliierten Vormarsch eine der letzten deutschen Bastionen wurde. Die militärische Präsenz Deutschlands war hier natürlich stärker zu spüren als in anderen besetzten Gebieten⁸⁰.

Diese Schwierigkeiten wirkten sich auf alle tschechischen Widerstandsgruppen aus, auch auf die KPČ. *Odboj a revoluce* stellt zwar nicht ihre „führende Rolle im tschechoslowakischen Widerstand“ in Frage, wendet sich jedoch gegen die bisherigen Simplifizierungen. In der Septemberkrise 1938 sei zwar die „traditionelle ideenmäßige politische Hegemonie der Bourgeoisie“ gestört und geschwächt worden, doch sei der Abbau dieser Hegemonie kein einmaliger Akt, sondern das Ergebnis einer langen gesellschaftlichen Entwicklung⁸¹. In den 1966 in den *Zprávy* erschienenen Aufsätzen von František Janáček⁸² und Josef Novotný⁸³ ist die KPČ nicht mehr die Partei, die immer recht hatte oder auch nur die Partei, die über zeitweise Abweichungen von der richtigen Linie schließlich triumphierte. Sie versuchen vielmehr jede Änderung des KPČ-Programms bzw. jede Aktion aus den jeweiligen Einflüssen der Zeit zu erklären. Auf diese Art werden ganze Gruppen von KPČ-Funktionären rehabilitiert, ohne daß dabei andere einer Abweichung beschuldigt werden müssen.

Im Jahre 1944 konnte der slowakische Widerstand, der zuvor nicht allzu bedeutend und aktiv gewesen war, einen günstigen Augenblick zu einem

⁷⁷ OR 366 ff. und 411. Vgl. die Ergebnisse von Kotršál, Stanislav: *O činnosti III. ilegálního vedení KSČ* [Über die Tätigkeit der III. illegalen KPČ-Führung]. *OR/Zprávy* 1967, Nr. 4, 7—46.

⁷⁸ OR 367.

⁷⁹ OR 370.

⁸⁰ OR 403.

⁸¹ OR 67.

⁸² Janáček, František: *Linie a ideologie KSČ 1939—1941. Pokus o osvětlení politických souvislostí a ideologických komponentů* [Die Linie und Ideologie der KPČ von 1939—1941. Versuch einer Aufhellung der politischen Zusammenhänge und ideologischen Komponenten]. *OR/Zprávy* 1966, Nr. 4, 5—64.

⁸³ Novotný, Jozef: *Činnost KSČ v letech 1938—1941* [Die Tätigkeit der KPČ von 1938—1941]. Ebenda 65—114.

allgemeinen Aufstand ausnützen. Doch wurde der Zeitplan durch die mangelnde Koordination zwischen dem „Slowakischen Nationalrat“, der vor allem von den slowakischen Agrariern und der Kommunistischen Partei der Slowakei getragen wurde, und den sowjetischen Partisanengruppen im Lande, die nur Befehlen aus dem Kiewer Partisanenhauptquartier Folge leisteten, über den Haufen geworfen.

Dabei konnte der SNR auf Übereinkommen aufbauen, die Beneš im Dezember 1943 in Moskau mit sowjetischen und Vertretern der Exil-KPČ zustande gebracht hatte. Die Verfasser von *Odboj a revoluce* haben Schwierigkeiten, Benešs Zustimmung zur Verstaatlichung der Großindustrie, zur Bodenreform usw. in diesen Gesprächen zu erklären. Trotz langer Erwägungen über Benešs Beweggründe, die sich wohlthuend von früheren Vereinfachungen⁸⁴ unterscheiden, kommen die Autoren nur zu dem Schluß, daß Beneš eben auf dem linken Flügel der Bourgeoisie gestanden habe. Doch wie konnte er dann auf so wichtige bourgeoise Positionen verzichten? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß Beneš an die Möglichkeit eines „dritten Weges“ geglaubt hat und daß ihm die Aufrechterhaltung der politischen Freiheiten gegen die „Einmischung der Sowjetunion“, die sich zu einer solchen Enthaltung verpflichtete, wichtiger war als die bourgeoise Freiheit zum Besitz an Produktionsmitteln⁸⁵?

Auch wenn die Autoren in dieser Frage eine „aprioristische“ Teilung in „bürgerliche“ und „proletarische“ Politik nicht verlassen konnten, sind sie frei von aller Gehässigkeit gegenüber „einem der hervorragendsten Vertreter des damals progressivsten Flügels der bourgeoisen Politik“⁸⁶. Die genannten Schwierigkeiten hat *Odboj a revoluce* selbstverständlich nicht nur mit der Person Benešs, sondern auch mit den beiden nicht-kommunistischen sozialistischen Parteien, den Sozialdemokraten und Volkssozialisten, die dieses Programm eines „dritten Wegs“ unterstützten⁸⁷.

Die nationalen, teilweise gegen eine Erneuerung der ČSR gerichteten Tendenzen im slowakischen Widerstand und besonders in der slowakischen KP werden mit mehr Verständnis als in den meisten bisherigen Publikationen behandelt und aus den Fehlern der Ersten Republik erklärt⁸⁸. Die früheren Vorwürfe gegen die „bürgerlichen Nationalisten“ werden als unhistorisch und mit Hinweis auf Fälschungen bei der Konstruktion der Theorie von den sog. „zwei Linien“ in der KPS zurückgewiesen⁸⁹.

⁸⁴ Vgl. Přehled 532.

⁸⁵ Vgl. OR 264 ff.

⁸⁶ OR 271.

⁸⁷ OR 284.

⁸⁸ Vgl. auch Graca, Bohuslav: Pokus o politicku linii KSS v 1939 a 1940 roku [Versuch über die politische Linie der KPS in den Jahren 1939 und 1940]. OR/Zprávy 1967, Nr. 1, 4–39.

⁸⁹ Vgl. Přehled 522. Zu diesem Thema hat auch die Redaktion von OR/Zprávy 1966, Nr. 4, 133–195 Stellung genommen und der Kontroverse um Gustav Husáks Buch: Svědectvo o Slovenskom národnom povstaní [Zeugnis über den Slowakischen Nationalaufstand]. Preßburg 1964, 617 S., breiten Raum gegeben.

Odboj a revoluce muß dennoch verschiedene Fragen im Zusammenhang mit dem slowakischen Aufstand offen lassen. Dazu gehören v. a. die Fragen um die Reise Šmidkes in die Sowjetunion. Warum kam es zu keinem Abkommen zwischen den Aufständischen und der Führung der Roten Armee⁹⁰? Die Autoren sind sich der Problematik dieser Frage bewußt — auf dem slowakischen Aufstand liegt der Schatten einer möglichen Paralleli-tät zum Warschauer Aufstand —, wenn sie ebenso wie bei der Behandlung des Warschauer Aufstandes davon sprechen, daß man nicht nur nach sowjetischen Vorstellungen und Fehlern, sondern auch danach fragen müsse, inwieweit die Westmächte und der Vatikan den slowakischen Widerstand für ihre Ziele ausnützen wollten⁹¹. Odboj a revoluce spricht davon, daß die Rote Armee mit der „Karpaten-Dukla Operation“ einen Entlastungsangriff für die Aufständischen versucht habe, aber nur sehr langsam vorangekommen sei. Die Frage, ob die Rote Armee nicht vorrücken konnte oder wollte, kann der Rezensent nach seinen Quellen nicht beantworten. Immerhin leistete die Sowjetunion Hilfe mit dem Abwurf von Waffen und Versorgungsgütern und durch Einfliegen von kleinen Teilen des tschechoslowakischen Armeekorps aus der UdSSR⁹².

Hier ist auch eine weitere Aussage aufschlußreich: Die geheimen Vorbereitungen für den Aufstand hätten die Macht der Londoner Regierung und der Armee gestärkt und erst die Entsendung der Partisanen durch die Sowjetunion habe die Gewichte nach links verschoben. Dennoch hätten „die Aufständischen hauptsächlich gegen Hitler und Tiso und nicht gegen Beneš gekämpft, wie man aus einigen historischen Schilderungen schließen könnte“⁹³.

Odboj a revoluce entkräftet auch Behauptungen über das Verhalten des kommunistisch beeinflussten Nationalrats zum Aufstand, indem es darauf hinweist, daß die Aufstandspläne in Moskau am 23. 8. 1944 gutgeheißen worden seien. Gegensätze über den Zeitpunkt des Aufstandes hätten vielmehr nur zwischen dem slowakischen Nationalrat und den nach sowjetischen Weisungen operierenden Partisanengruppen bestanden. Während die KPS ihre Vorbereitungen streng geheimzuhalten versucht habe, hätten die Partisanen immer größere Gebiete in ihren Besitz gebracht und so den Ausbruch des Aufstandes provoziert. Die Ermordung der Mitglieder der deutschen Heeresmission in Rumänien mit General Barckhausen an der Spitze, die auf dem Weg nach Deutschland in die Hände der Partisanen gefallen war, und die den Anlaß für das deutsche Eingreifen bot, erwähnt Odboj a revoluce jedoch nicht⁹⁴.

Im aufständischen Lager zeigten sich Gegensätze zwischen 1. den slowakischen Kommunisten, denen sich auch die Sozialdemokraten angeschlossen

⁹⁰ OR 322.

⁹¹ OR 323.

⁹² OR 333 ff.

⁹³ OR 326 f.

⁹⁴ OR 318 f.

hatten und der „Demokratischen Partei“, die alle nichtsozialistischen Regime-Gegner zu sammeln begann. Meinungsverschiedenheiten bestanden 2. zwischen dem SNR und der KPS auf der einen und der ins aufständische Gebiet eingeflogenen tschechoslowakischen Regierungsdelegation. Dazu kamen 3. Auseinandersetzungen zwischen den aufständischen Kommunisten im Lande und den „Moskauern“. Bei der Beurteilung dieser Gegensätze ergreift Odboj a revoluce Partei für die slowakischen Autonomisten, für die „Heimat“, für den SNR und auch für Slanský⁹⁵.

Dem Zusammenbruch des Aufstandes konnten sich nur einige der meist sowjetisch geführten Partisanengruppen entziehen, die teilweise ins Protektorat übertraten. Inzwischen befand sich die tschechische Widerstandsbewegung immer noch in der Defensive. Erst in den letzten Kriegstagen kulminierten örtliche Aufstände, meist zur Unterstützung der einrückenden Roten Armee unternommen, in einem Aufstand in Prag, der mit einer Kapitulation der deutschen Truppen endete, die jedoch Abzugsrecht mit leichten Waffen in amerikanische Kriegsgefangenschaft bekamen⁹⁶. Bei diesen Kämpfen setzte sich der „Tschechische Nationalrat“, an dem die KPC großen Anteil hatte, gegen weit konservativere Gruppierungen durch⁹⁷.

Revolution

Bisher wurde besonders die Darstellung des Widerstandes in Odboj a revoluce untersucht, doch wie steht es mit der Revolution? Odboj a revoluce kritisiert die Historiographie der „Fünziger Jahre“, die eine nationale und demokratische Revolution (1944–45) und eine sozialistische (1945–48) unterschieden habe. Diese Unterscheidung könne zur Klassifizierung von Revolutionen in wenig entwickelten Staaten gelten, jedoch nicht in „Ländern des westeuropäischen Typs“. Die Tschechoslowakei habe ihre „bürgerlich-demokratische Revolution“ ja schon hinter sich gehabt. Die nächsten Sätze sollen im Wortlaut zitiert werden, da sie für das Werk bezeichnend sind und an exponierter Stelle, nämlich im Schlußkapitel, stehen: „Die sozialistische Revolution konnte bei uns offenbar nicht ein einmaliger Akt sein, denn in Ländern des westeuropäischen Typs (wie die Erfahrung des ersten Weltkrieges zeigte) kann man den bourgeoisen Staat und die bourgeoise Herrschaft nicht mit einem Frontalangriff umstoßen, wie es in Rußland möglich (und nötig) war. Der Kampf um die Hegemonie gewinnt in diesen Ländern eine neue Qualität und führt zur Notwendigkeit, die Zustimmung der Massen zur Herrschaft noch vor der völligen Eroberung der Macht zu gewinnen“⁹⁸.

Vergleicht man die Zahl der Wähler, die 1935 bzw. 1946 für die KPC

⁹⁵ OR 333 ff.

⁹⁶ OR 411 ff.

⁹⁷ OR 422 f.

⁹⁸ OR 433.

gestimmt haben, so wird man von einer weitgehenden „Zustimmung der Massen“ zur Politik der KPČ nach dem Kriege sprechen können.

Odboj a revoluce bietet für diese Tatsache folgende Erklärungen an: Der Krieg habe große gesellschaftliche Schichten in Bewegung gesetzt (vom Land in die Stadt, von der Leicht- in die Schwerindustrie u. ä.) und diese seien, aus ihrer traditionellen Ordnung herausgerissen, für sozialistische Veränderungen leichter zu gewinnen⁹⁹ gewesen. München, die Zweite Republik und das Protektorat bzw. „die selbständige“ Slowakei hätten der bisherigen Führungsschicht — Odboj a revoluce identifiziert diese mit dem Bürgertum — in den Augen der „Massen“ geschadet und deren bisherige „geistige Hegemonie“ zumindest eingeschränkt. Von diesen inneren Veränderungen im Lande zeuge allein die Tatsache, daß sich „auf Grund des Volkswillens“ die außenpolitische Orientierung geändert habe¹⁰⁰. Bei aller Vorsicht, die angesichts des doch relativ unbekannten „Volkswillens“ geboten ist, dürfte der Prozeß doch wohl umgekehrt verlaufen sein. Die neue außenpolitische Orientierung, die ein Ergebnis des sowjetischen Vormarsches nach Mitteleuropa war, bedingte wohl eher oder zumindest auch die innenpolitischen Veränderungen.

Der Ausdruck „Revolution“ für bestimmte Erscheinungen aus den Jahren 1938—1945 erscheint noch aus einem anderen Grunde gerechtfertigt.

In der Widerstandsbewegung setzten sich nämlich 1. Gruppen durch, die in der Ersten Republik nicht allzu großen Einfluß gehabt hatten, 2. kamen Personen an die Macht, die von der allgemeinen Abneigung gegen Berufspolitiker profitierten und ihre Fähigkeiten im Untergrund bewiesen hatten. Dabei dürfte es sich v. a. um Leute gehandelt haben, denen der Stimmzettel nicht den Weg zur Macht geebnet hätte.

Diese Menschen setzten sich, soweit sie mit ihrer Widerstandstätigkeit lange genug abgewartet hatten und deshalb noch nicht von der Gestapo vernichtet worden waren, in den allenthalben entstehenden „Nationalausschüssen“¹⁰¹ durch. Dazu kamen die Emigranten aus Ost und West, die in den befreiten Gebieten zu regieren anfangen und zwar die innere Legitimation auf Grund ihres Widerstandes im Ausland, aber nicht die äußere Legitimation durch die Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung besaßen¹⁰².

Dazu kam, daß in den befreiten Gebieten nicht neue militärische Einheiten aufgestellt wurden, sondern General Svobodas Ost-Armeekorps aufgefüllt wurde, was ebenfalls eine Kräfteverschiebung zugunsten der Kommunisten bedeutete¹⁰³.

Noch vor den ersten freien Wahlen wurden gesellschaftliche Reformen durchgeführt, die einseitig die sozialistischen Kräfte begünstigten und die

⁹⁹ OR 130 und 426. — Ebenso schon Přehled 493.

¹⁰⁰ OR 427.

¹⁰¹ OR 371.

¹⁰² OR 383.

¹⁰³ OR 385.

Position der Konservativen schwächten (Verstaatlichung der Großindustrie, Bodenreform). Beneš, der seine Regierung auf das befreite Gebiet überführen wollte, hatte sein innenpolitisches Programm mit den Sowjets und der Moskauer KPČ-Führung ausgehandelt. Diese Politik wurde von einer nationalen Front aus den drei sozialistischen Parteien, der katholischen Volkspartei und „Vertretern der Bauernschaft“ getragen. Alle anderen politischen Kräfte waren damit von der weiteren politischen Gestaltung ausgeschlossen. Es handelte sich also um einen Kompromiß zwischen London und Moskau und zwar entsprechend den damaligen Kräfteverhältnissen auf dem Gebiet der ČSR¹⁰⁴.

Weder die Regierung noch ihr Programm waren also auf Grund freier Wahlen, oder auch nur unter Beteiligung aller politischen Gruppen oder nur ohne ausländische Einmischung zustande gekommen. Das Programm machte allerdings in seiner Beschränkung auf eine teilweise Sozialisierung die KPČ auch bei „nicht-proletarischen Schichten akzeptabel“¹⁰⁵, wenngleich die Erfolge der „Demokratischen Partei“ in der Slowakei schon eine gegenläufige Entwicklung zeigten¹⁰⁶.

Tschechoslowakischer Weg zum Sozialismus

Wenige Tage nach der Verkündung des Kaschauer Programms sagte Gottwald zu den Kritikern in den eigenen Reihen: „Wir allein können nicht regieren und sie können auch nicht allein regieren. Sie können nicht ohne uns regieren und wir nicht ohne sie. Dabei sie noch eher ohne uns als wir ohne sie. Es bleibt also nur die Zusammenarbeit mit der anderen politischen Gruppe, die zur Zusammenarbeit mit uns gezwungen ist.“ Jetzt gehe es um die „wirklich konsequente Durchführung der demokratischen, nationalen Revolution, in deren Strom wir uns befinden und dies soweit bis zum Ende, daß sich in Zukunft Wege zu neuen Zielen eröffnen, wenn möglich in einer breiten nationalen Front und an der Spitze des Volkes“¹⁰⁷.

Man kann wohl den Verfassern von Odboj a revoluce zustimmen, wenn sie behaupten, die KPČ habe damals verstanden, daß eine sozialistische Revolution in einem Land mit demokratischen Traditionen anders aussehen müsse als in einem unterentwickelten Land. Wie sich schließlich gezeigt habe, habe Stalin das jedoch nicht verstanden. Odboj a revoluce fährt fort: „Dennoch haben seine Äußerungen, daß es auch die Möglichkeit anderer als des sowjetischen Weges zum Sozialismus gebe, noch in den Jahren 1945—1946 unserer Revolution Raum zur Entwicklung nach ihren inneren Gesetzmäßigkeiten gegeben“¹⁰⁸. „Die politische Atmosphäre der großen Anti-Hitler-Koalition sei für die tschechoslowakische Revolution günstig gewe-

¹⁰⁴ OR 388 f.

¹⁰⁵ OR 392 ff.

¹⁰⁶ OR 398.

¹⁰⁷ OR 398 f.

¹⁰⁸ OR 433.

sen. Sie habe „die Hoffnung erweckt, daß die ‚Offenheit‘ des akzeptierten Programms im Laufe der weiteren revolutionären Entwicklung sich in ein eigenständiges, den Bedingungen eines demokratischen, ‚mehrnationalen‘ und ökonomisch entwickelten Landes entsprechendes Modell des Sozialismus verwandle. Die Erschwerung der Situation, die aus dem Kalten Krieg und den späteren Folgen des Stalin-‚Kults‘ resultierte, konnte damals nicht vorausgesehen werden“¹⁰⁹. Die Verfasser behaupten, daß es 1945—1948 nicht um einen „Export der Revolution“ durch die UdSSR ging, sondern daß vor allem die Widerstandsfähigkeit und der tatsächliche Widerstand der Sowjetunion nach einer Kette deutscher Erfolge als Propaganda für den Sozialismus sowjetischen Typs wirkte¹¹⁰. Die UdSSR habe in den von ihr besetzten Gebieten nur sichergestellt, daß sich die Revolution „normal entwickeln“ könnte, während diese Entwicklung von den Angloamerikanern in den von ihnen besetzten Gebieten verhindert worden sei (vgl. Griechenland)¹¹¹.

Odboj a revoluce legt Wert auf die Feststellung, daß es auch unabhängig von der KPČ sozialistische Gedanken und Programme in der tschechischen Bevölkerung gegeben habe. Es weist auf das interessante Programm der nationalen Widerstandszentrale aus dem Jahre 1941 („Für die Freiheit“) hin, das Demokratie und Sozialismus, Verstaatlichung und Vergenossenschaftlichung der großen Produktionsmittel mit der Erhaltung der privaten Initiative und Investitionsmöglichkeit kleiner Unternehmer zu verbinden suchte¹¹². Es sei auffallend, daß nur selten Strömungen in der tschechischen Bevölkerung aufgetaucht seien, die „mit einer mehr oder weniger völligen Übernahme des sowjetischen Regimes rechneten. Im Gegenteil, regelmäßig machten sich Überlegungen geltend, die ein einfaches Kopieren ablehnten. So war es z. B. in der Bauernfrage, in den Vorstellungen über die Organisation des kleinen und handwerklichen Unternehmertums, in den Ansichten über das Mehrparteiensystem u. ä. Es ging einfach darum, den Sozialismus mit der Respektierung der Art unserer bisherigen Entwicklung zu verbinden“¹¹³.

Für diese Politik hatte die KPČ in den Jahren 1944—46 Unterstützung gewonnen. Nach der Befreiung trat ungefähr eine halbe Million Mitglieder der Partei bei. Bei den Wahlen vom Mai 1946 erhielt sie 43,3 % der in den böhmischen Ländern und 36,7 % aller abgegebenen Stimmen. Bei der Durchführung des Kaschauer Programms konnte sie auf die Mitarbeit der an der „Nationalen Front“ beteiligten nichtkommunistischen Parteien zählen. Die „Nationale Front“ mußte jedoch zur Fassade werden, sobald die gemeinsame Basis, auf der sie sich geeinigt hatten, verlassen wurde.

¹⁰⁹ OR 397.

¹¹⁰ OR 131.

¹¹¹ OR 431.

¹¹² OR 117 f. Der Přehled nannte alle nicht-kommunistischen Gruppen pauschal „bourgeois“, auch diejenige, in der das erwähnte Nachkriegsprogramm entstanden war (499).

¹¹³ OR 431.

Zusammenfassend kann man feststellen: Odboj a revoluce, der Abriß wie die Berichte, haben sowohl das faktische Wissen über den tschechischen und slowakischen Widerstand vermehrt, als auch zu einer neuen Beurteilung der jüngsten Vergangenheit geführt. Es hat auch dazu beigetragen, daß verschiedene Personen und Gruppen, die sich im Widerstand ausgezeichnet hatten und nach 1948 einer der Säuberungen zum Opfer gefallen waren, rehabilitiert wurden. Odboj a revoluce hat die Vergangenheit einer kritischen Analyse unterworfen und dabei Fehler der Jahre 1938 bis 1945, aber auch der folgenden Jahre beim Namen genannt, die das Erbe der tschechoslowakischen Widerstandsbewegung, wie es die Mitarbeiter von Odboj a revoluce sehen, verraten haben.

EINE WEITERE ÜBERLIEFERUNG DER PRAGER PEST-BELEHRUNG FÜR DEN MARKGRAFEN VON MÄHREN

Von Josef Werlin

Unter den vielen wertvollen Codices der Handschriftensammlung der Wellcome Historical Medical Library in London¹ ist der Codex 283 für die Fach- und Gebrauchsliteratur des späten Mittelalters in deutscher Sprache von besonderem Wert. Er enthält nämlich neben lateinischen Traktaten und Rezepten verschiedene wichtige Texte unterschiedlichen Umfangs, die zum Teil schon bearbeitet und herausgegeben wurden. Ein kleiner zahnmedizinischer Abschnitt, bestehend aus drei Rezepten von Peter Ernst, wurde von mir veröffentlicht. In diesem Zusammenhang wurde der Codex 283, der im 15. Jahrhundert im bairisch-österreichischen Sprachgebiet entstanden ist, ausführlich beschrieben².

Der bedeutendste Traktat in dieser Handschrift ist Gabriel von Lebensteins Büchlein „Von den gebrannten Wässern“, das ebenfalls schon ediert worden ist³.

Auf S. 87—89 sind in deutscher Sprache fünf Rezepte gegen die Pest mit einer Einleitung aufgeschrieben. Am Schluß dieses kurzen Abschnitts, S. 89, heißt es: „Die ertzney hatt ain mayster vor zeyten ainem marcgraffen von merhern⁴ geschriben“. Der Name des Verfassers wird also nicht genannt, aber dennoch war zu hoffen, daß aus der knappen und allgemeinen Angabe, diese Rezepte habe ein Meister für den Markgrafen von Mähren verfaßt und ihm gewidmet, die Möglichkeit zu einer Einordnung dieser kleinen Rezeptsammlung möglich sei.

Der Heidelberger Germanist und Wissenschaftshistoriker Gerhard Eis, der der führende Kenner und Erforscher der mittelalterlichen Fach- und Ge-

¹ Einen guten Überblick und ausführliche erste Informationen über die einzelnen Handschriften und ihren Inhalt bietet der neu aufgestellte und vor einigen Jahren erschienene Handschriftenkatalog: Moorat, S. A. J.: *Catalogue of Western Manuscripts on Medicine and Science in the Wellcome Historical Medical Library*, Band 1, Mss. written before 1650 A.D. London 1962. Vgl. hierzu die Besprechung des Katalogs von Gerhard Eis in: *Deutsche Literaturzeitung* 84 (1963) Sp. 492—495.

² Werlin, J.: *Drei Zahnrezepte von Peter Ernst*. Centaurus, International Magazine of the History of Mathematics, Science and Technology. Kopenhagen 1966, S. 275—278.

³ Lebenstein, Gabriel von: *Von den gebrannten Wässern*. Bearb. u. hrsg. von Gerhard Eis und Hans J. Vermeer. (1965) (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie NF 27).

⁴ Im Handschriftenkatalog von Moorat ist dieses Wort auf Grund falschen Lesens anders wiedergegeben: statt merhern wurde werhern gelesen und geschrieben. Vgl. auch Eis in *DLZ* 84 (1963) 494.

brauchsprosaliteratur⁵ ist, hat schon vor einigen Jahren eine Prager Pestbelehrung für den Markgrafen von Mähren aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in mehreren handschriftlichen Überlieferungen ermittelt und herausgegeben⁶. Seine Bearbeitung und Edition basiert auf den beiden Wiener Handschriften Codex 15106, Bl. 50 v, und Codex 2809 (Rec. 3006). Es lag die Vermutung nahe, daß der im Codex 283 mit einer stark ähnlich formulierten Zugehörigkeitsangabe am Schluß überlieferte Text mit dem von Gerhard Eis edierten Pesttraktat verwandt sein könnte. Über die Prager Pestbelehrung für den Markgrafen von Mähren schreibt Eis⁷: „Das berühmteste Pestregimen stammt von der Pariser Universität. Das von den Prager Meistern nach diesem Muster für den Markgrafen von Mähren ausgearbeitete Schriftstück war besonders in den Sudetenländern und in den angrenzenden Gebieten verbreitet. Allein in Wien sind zwei Abschriften davon erhalten. Die eine steht im Cod. 15106, Bl. 50 v, die andre im Cod. 2809 (Rec. 3006) auf dem Innendeckel. Die Unterschiede im Wortlaut sind beträchtlich, doch ist der sachliche Inhalt gleich. Während die Eintragung im Cod. 15106 wegen Flecken, Abschabung und Verblässen der Tinte sehr schwer leserlich ist, bietet der Cod. 2809 einen klaren, gut erhaltenen Text. Diese Abschrift liegt dem folgenden Abdruck zu Grunde. Die Sprache der Handschrift ist — wie bereits Menhardt richtig bemerkt hat — bairisch-österreichisch.“

Ein Vergleich der Londoner Rezeptsammlung mit dem Prager Pestregimen brachte tatsächlich ein positives Ergebnis. Wie die Wiener Fassung ist auch der Londoner Text im bairisch-österreichischen Sprachgebiet entstanden, und zwar im 15. Jahrhundert. Drei der fünf Rezepte im Codex 283 der Wellcome Historical Medical Library stimmen inhaltlich mit entsprechenden Anleitungen der Prager Pestbelehrung in der Eisschen Ausgabe überein. Dabei bestätigt sich, was Eis über die Parallelität der Überlieferungen in den beiden Wiener Handschriften feststellt, daß nämlich die Texte bezüglich des sachlichen Inhalts übereinstimmen, in bezug auf den Wortlaut jedoch stellenweise erhebliche Abweichungen erkennen lassen. Auch der Text im Codex 283 zeigt diese Merkmale, er weicht im Wortlaut von der Fassung des Wiener Codex 2809, die Eis seiner Edition zugrunde legte, erheblich ab, doch handelt es sich in beiden um die gleichen Themen und Anleitungen. Vor allem erscheint der Londoner Text im ganzen gesehen stark

⁵ Die beiden grundlegenden und zusammenfassenden Arbeiten über dieses Gebiet, in denen auch die ganze bisherige Forschungsliteratur verarbeitet und verzeichnet ist, sind: „Mittelalterliche Fachprosa der Artes“ in dem Handbuch: Deutsche Philologie im Aufriß. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Band 2. 2. Auflage (1960), Sp. 1103—1216 und Mittelalterliche Fachliteratur, Realienbücher für Germanisten. Sammlung Metzler. 2. Auflage (1967).

⁶ Eis, G.: Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften aus den Sudetengebieten. Kapitel 6: Die Prager Pestbelehrung für den Markgrafen von Mähren. StJb 8 (1964) 179—181.

⁷ Ebenda 179.

gerafft und gekürzt sowie verschiedentlich sachlich nicht immer genau wiedergegeben. Die folgenden Textgegenüberstellungen der sich entsprechenden Rezepte sollen diese Beobachtungen deutlich machen.

Cod. 283

Jtem die weyl der sterb wert ainßten oder tzwir in der wochen, als ir schlaffen get, so nempt lorber, wermuet vnd cranbitper vnd prennnt das in ainer pfann. Vnd das ding stet oben pas gleich mit den wortten.

Jtem so ir begriffen werd in dem siechtumb der drues vnd ander gift, dy da uon kumbt, wil er genesen, so nem tiriackers, holerper vnd senifsam vnd leg das auf die tryes, so wirt im pas. Mag er der ding nicht gehaben, so nem rutten vnd essich vnd leg das auff daß zaichen, so wirt im nicht.

Jtem wer sicher well sein, das er in den siechtumb nicht vall, der nem saluay vnd schosmalten, arthemesiam vnd holerper vnd pleter vnd weissen ymber, die wol durch ain ander gestossen seyn. Vnd trinck das mit weissem wein ix tag, er ist sein vbrig an alle sarg.

Cod. 2809

Zu dem andermaal. Die weil der gemain lauf wert, so soltu nemen ains oder zwir oder dreistund in der wochen des abents, wenn du gest zu deinem pett, laber vnd kranipitper vnd wermût, die dürr sein, vnd verprenn si an deinem slafhaus in einer phann mit versparten venstern. Vnd denselben gesmachen zeuch in dich mit dem mund vnd nasen.

Die acht ler. Wer do begriffen wirt mit dem siechtum der drüse oder gift, die dauon kumpt, wil er genessen, so lass inner tag vnd nacht als vor geschriben stet. Vnd nem teriakn, senifsam vnd holerper vnd tu das auf die drüs. Das ist für allew ding gut.

Die newent vnd lestt ler. Wer sich wol versichern wil, das jn der siechtum nicht anköm, der nem salua vnd scheibmalten vnd holerper, ydes geleich, vnd weissen jngwer, vnd stozz es wol durich einander vnd tuch die mit gutem weissen wein oder mit welischem wein. Vnd tu das newn tag an vnderlas. Sol jm ichtes helffen, das er des sichtum vberherd, das geschicht dauon.

Das erste Rezept im Codex 283 der Londoner Bibliothek hat keine direkte Parallele in der Wiener Fassung. Es könnte aber eine inhaltlich etwas veränderte Wiedergabe des dritten Rezepts der Wiener Sammlung sein. Auch hier soll die Gegenüberstellung die Abweichungen einerseits und die sich ähnelnden Teile andererseits erkennen lassen.

So du des morgens wilt aus gen,
so nym ain wolgepetes rockens
prot, gelegt in essich, vnd lass den
essich das prot wol durch geen.
Vnd is das prot, das wert den
pesen lufft.

Zu dem drittenmal. So merkch des mar-
gens, so du aufstest, so pis nicht lang
nüchter. Vnd dein erste speis sol mit
esseich gemacht sein. Vnnd alles, das
du nützt, das sol mit esseich gemacht sein.
Auch is allew fainew ding oder chastt güt.

Das zweite Rezept im Codex 283 ist das einzige, für das sich kein entsprechender Text in der Edition von Gerhard Eis nachweisen läßt.

Nach dem eingehenden Vergleich der Londoner mit den Wiener Überlieferungen, nach dem Kolophon und unter Berücksichtigung aller übrigen Indizien läßt sich mit großer Sicherheit der Schluß ziehen, daß wir in der kleinen Sammlung von Rezepten gegen die Pest eine weitere Überlieferung der von Gerhard Eis bereits in verschiedenen Handschriften entdeckten Prager Pestbelehrung für den Markgrafen von Mähren vor uns haben. Sie bestätigt zusätzlich die von Eis gemachte Aussage, daß diese medizinischen Anleitungen im 14. und 15. Jahrhundert besonders im österreichischen Sprachgebiet sehr stark verbreitet und bekannt waren und daß sie während der Pestepidemien im späten Mittelalter bestimmt sehr viel angewendet wurden.

Im folgenden Anhang soll der Text der Rezeptsammlung im Codex 283 der Wellcome Historical Medical Library in London im vollen Wortlaut mitgeteilt werden.

Seite 87: Jtem durch dreierlay zaichen mag man erkennen, ob der mensch vergift ist: durch vngewöndlich hitz, durch vngewendlich chelten, durch amacht vnd wee des hauptes.

So du des morgens wilt aus gen, so nym ain wolgepetes rockens prot, gelegt in essich, vnd lass den essich das prot wol durch geen. Vnd is das prot, das wert den pesen lufft.

Seite 88: Jtem ee du des morgens frue aus geest, so nym frisch rautten vnd wasch die aus ainem prunn wasser. Vnd stos si in ainen gueten essich vnd is den.

Jtem die weyl der sterb wert ainßten oder tzwir in der wochen, als ir schlaffen get, so nempt lorber, wermuet vnd cranbitper vnd prennt das in ainer pfann. Vnd das ding stet oben pas gleich mit den wortten.

Jtem so ir pegriffen werd in dem siechtumb der drues vnd ander gift, dy da uon kumbt, wil er genesen, so nem tiriackers, holerper vnd senifsam vnd leg das auf die tryes, so wirt im pas. Mag er der ding nicht haben, so nem rutten vnd essich vnd leg das auff daß zaichen, so wirt im nicht.

Jtem wer sicher well sein, das er [Seite 89:] in den siechtumb nicht vall, der nem saluay vnd schosmalten, arthemesiam vnd holerper vnd pleter vnd weissen ymber, die wol durch ain ander gestossen seyn. Vnd trinck das mit weissem wein ix tag, er ist sein vbrig an alle sarg.

Die ertzney hatt ain mayster vor zeyten ainem marcgraffen von merhern geschriben.

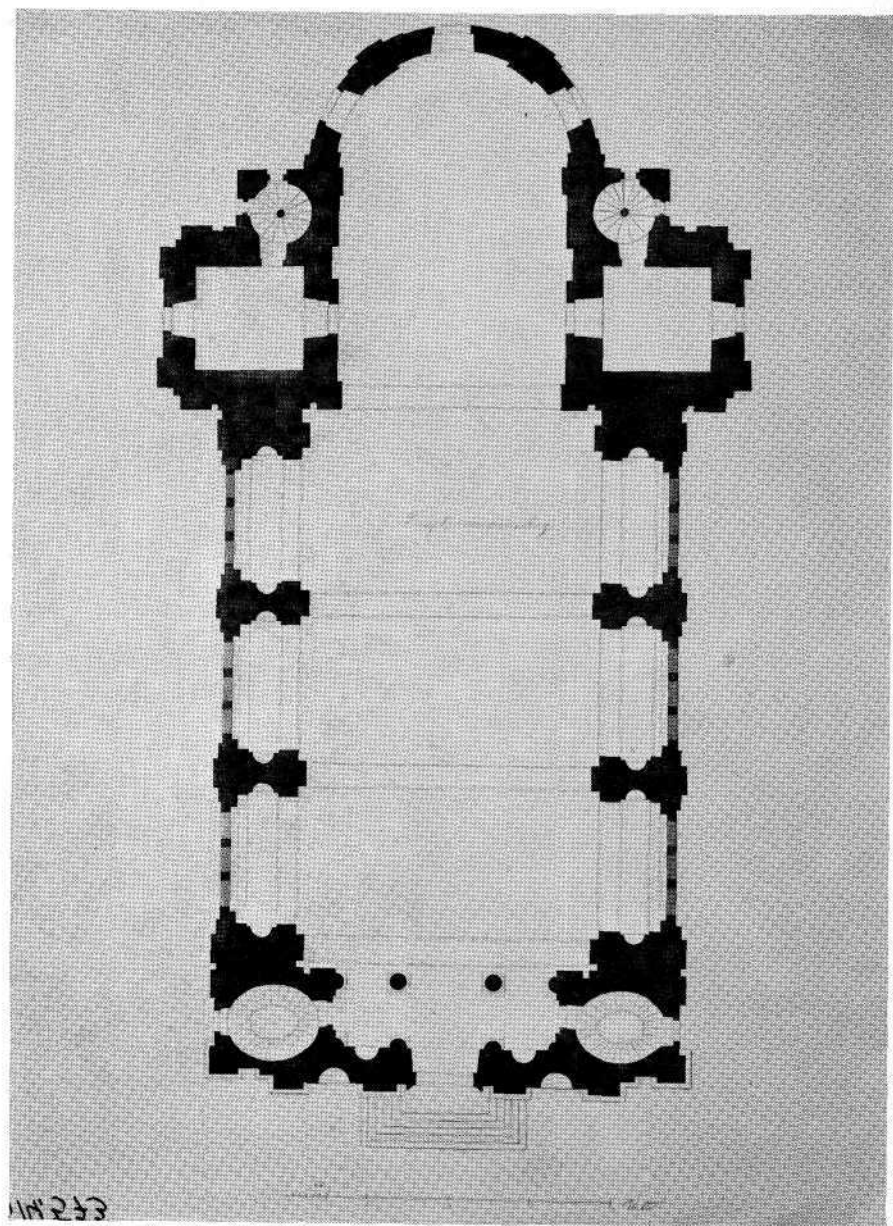


Abb. 1 Altbunzlau, Wallfahrtskirche, Grundriß
 Coll. Tessin-Hårleman 8206, Nationalmuseum Stockholm

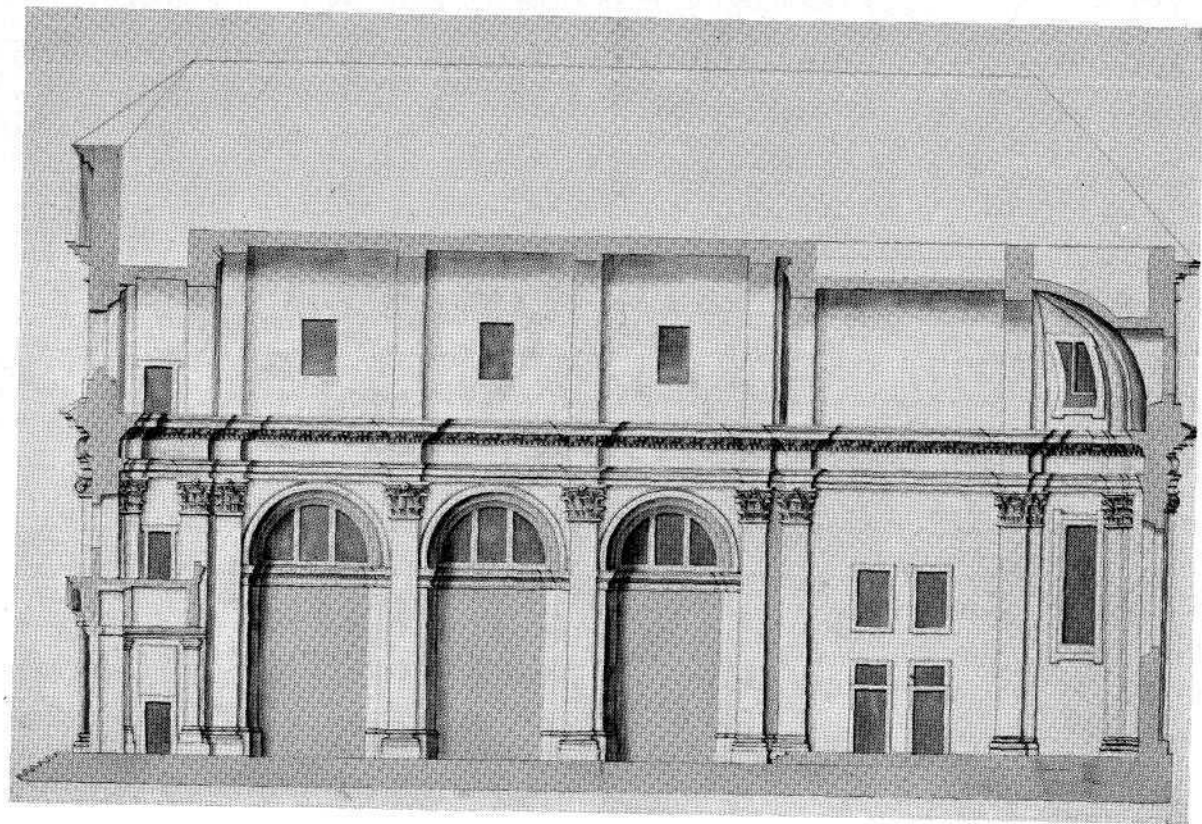


Abb. 2 Altbunzlau, Wallfahrtskirche, Längsschnitt
Coll. Celsing Nr. 285/1875 Nationalmuseum Stockholm

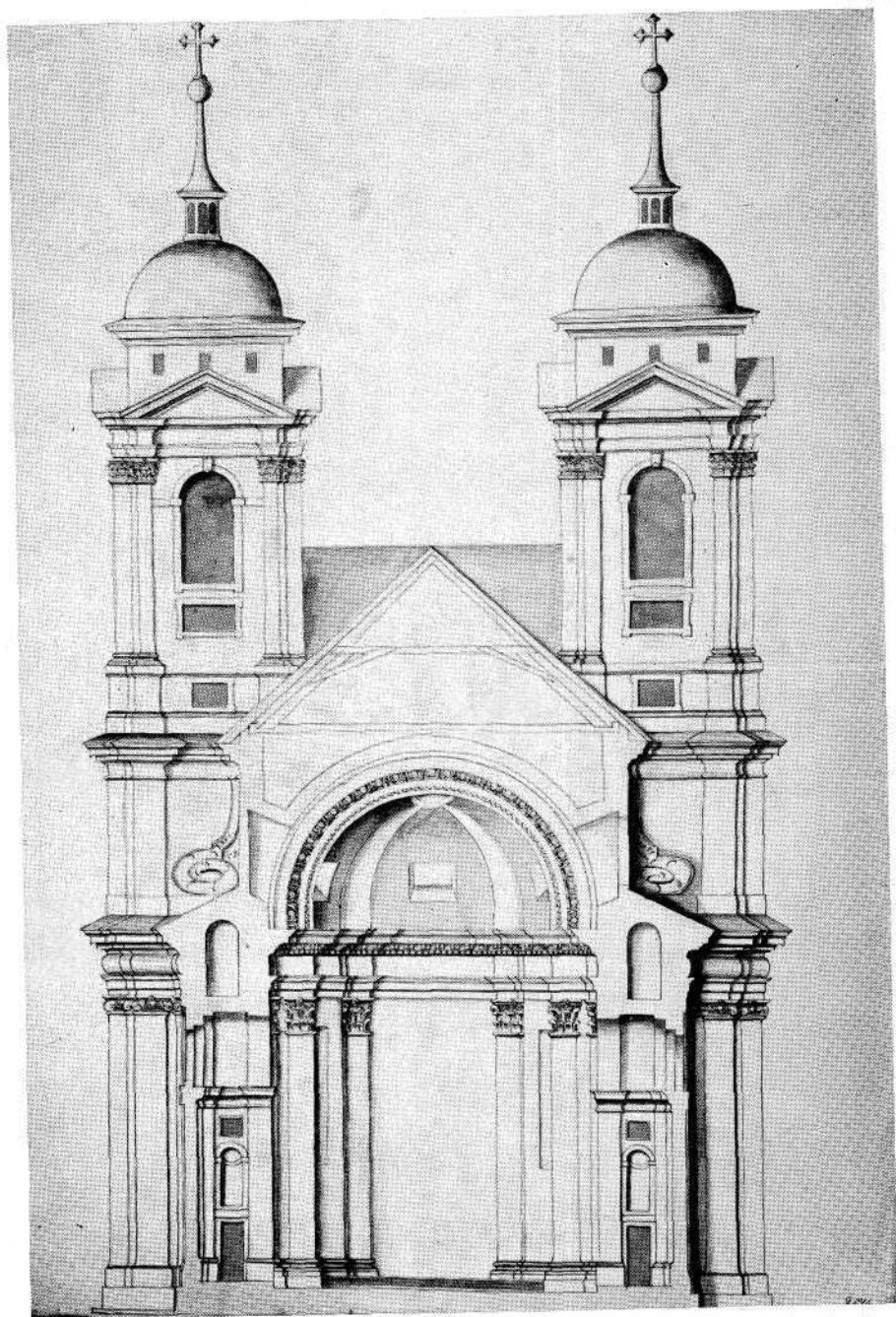


Abb. 3 Altbunzlau, Wallfahrtskirche, Querschnitt
Coll. Celsing Nr. 284/1875, Nationalmuseum Stockholm



Abb. 4 Altbunzlau, Wallfahrtskirche, Südseite
Foto: Bildarchiv Marburg



Abb. 5 Altbunzlau, Wallfahrtskirche, Inneres
Foto: Státní ústav památkové péče, Prag

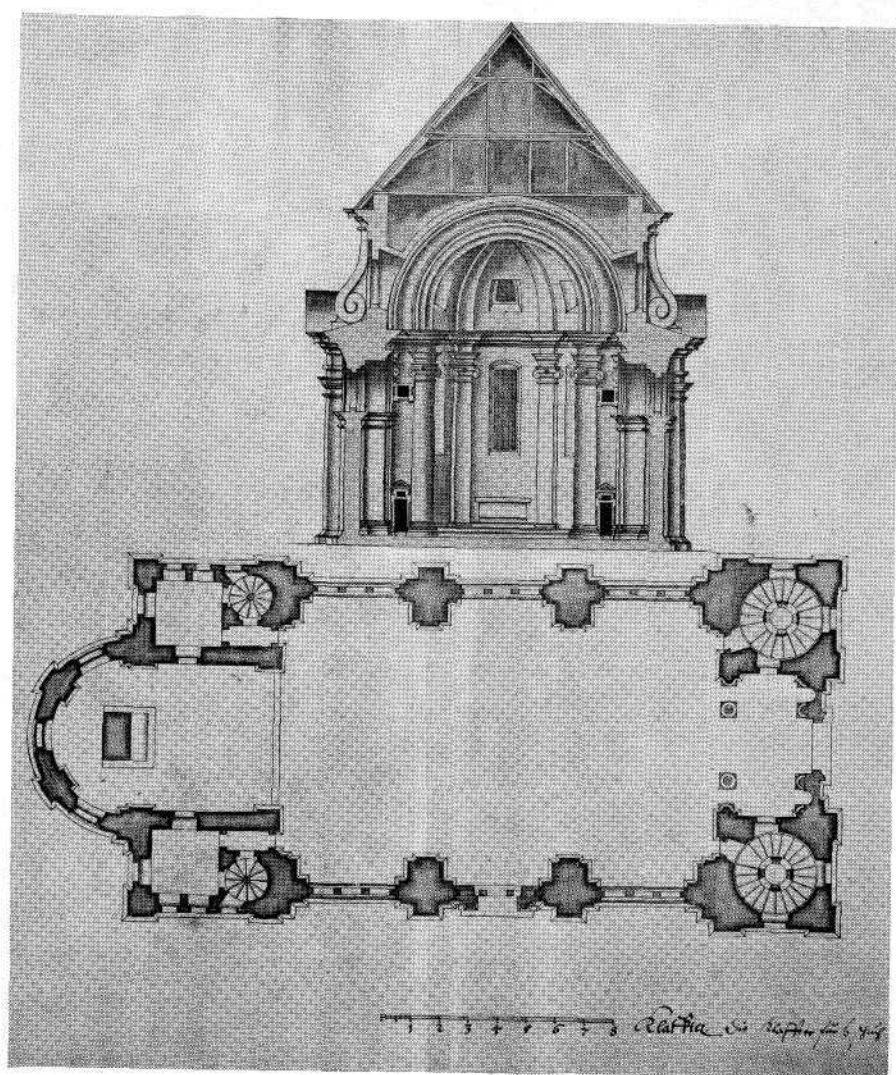


Abb. 6 Prag-Kleinseite, Dreifaltigkeitskirche, Querschnitt und Grundriß
 (Muzeum hlavního města Prahy / Museum der Hauptstadt Prag)
 Foto: František Čáp, Prag

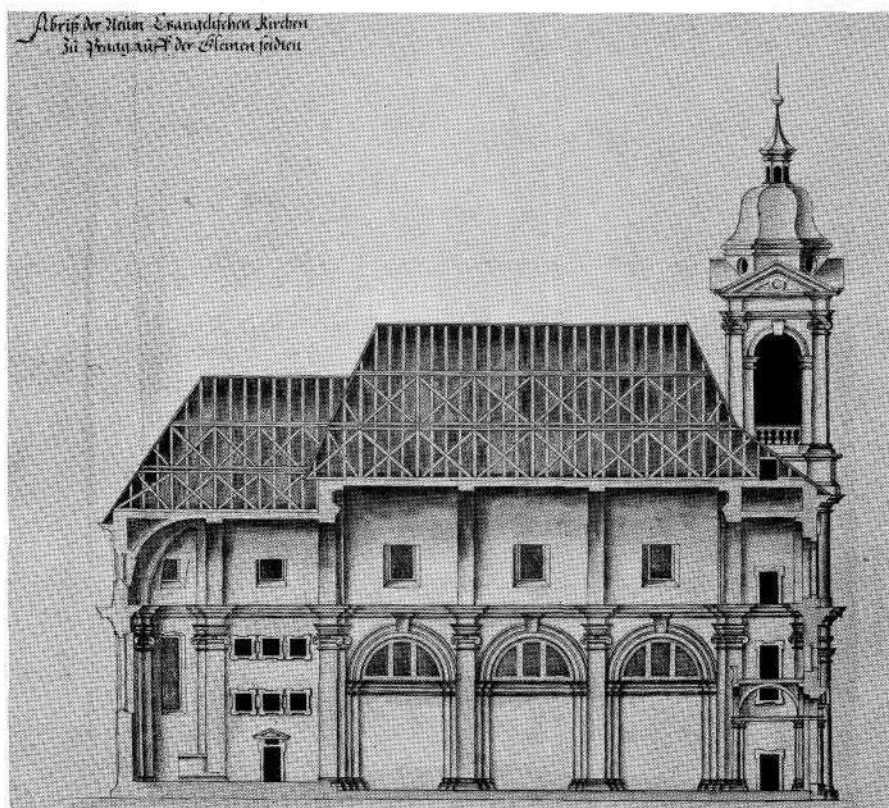


Abb. 7 Prag-Kleinseite, Dreifaltigkeitskirche, Längsschnitt
(Muzeum hlavního města Prahy / Museum der Hauptstadt Prag)
Foto: František Čáp, Prag

DREI RISSE DER WALLFAHRTSKIRCHE IN ALTBUNZLAU VON NIKODEMUS TESSIN D. J. IM NATIONAL-MUSEUM IN STOCKHOLM

Von Klaus Merten

Geschichte der Altbunzlauer Wallfahrtskirche

Die Anregung zum Neubau einer großen und prächtigen Wallfahrtskirche zu Altbunzlau an der Elbe gaben — wie wir mit Sicherheit vermuten — zwei hohe Kirchenfürsten, Johann Schweikard von Kronberg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, und Erzherzog Leopold von Österreich, Fürstbischof von Straßburg und Passau, die am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1610 gemeinsam von Prag nach Altbunzlau gepilgert waren, inspiriert wohl von Kaiser Rudolf II., dessen Sommerschloß und Garten Brandeis hoch über dem anderen Elbufer Altbunzlau gegenüberlagen¹. Die damals noch höchst bescheidene Wallfahrtskirche begann man zwei oder drei Jahre später durch einen Neubau zu ersetzen², den zunächst die Kaiserin Anna, Gemahlin des Kaisers Matthias, tatkräftig unterstützte³. Der entwerfende Architekt ist unbekannt, Baumeister war Iacopo de Vaccani aus Brandeis⁴. Trotz der schweren politischen und religiösen Unruhen, die Böhmen um 1620 erfüllten, war die Kirche wohl 1623 bis auf die Freigeschosse der Türme, die Fassade mit Terrasse und Umgang und die Ausstattung vollendet⁵. Der Nordturm wurde 1674/75 von Abraham Leuthner⁶, der Südturm 1748/49 nach dem Vorbild

¹ Prášek, Justin Václav: Brandeis an der Elbe. Bd. 1. Prag 1915, S. 354. — Balbin, Bohuslav S. I.: Epitomes rerum bohemicarum seu Historiae boleslaviensis Libri duo: VI et VII. Prag 1673, Buch 7, Kap. 9, S. 27.

² Státní ústřední archiv, Praha-Karlovy [Staatl. Zentralarchiv, Prag-Karlshof]. (Zitiert: Archiv) Altbunzlauer Kapitelarchiv Nr. III, 42, Schreiben des Propstes an Kaiser Ferdinand III., Sept. 1652: Baubeginn 1613. — Balbin, Buch 7, Kap. 14, S. 42: Baubeginn erst 1617, zitiert nach dem Codex Kuttensis.

³ Balbin, Buch 7, Kap. 14, S. 42 f. — Zuman, Fr.: Staroboleslavské památky [Altbunzlauer Denkmäler]. ČSPS 56 (1948) 35 ff. Chrám Nanebevzetí P. Marie [Kirche Mariae Himmelfahrt], S. 38.

⁴ Zuman 36.

⁵ Archiv III, 42: Schreiben Kaiser Ferdinands II., 14. 5. 1623: Kirche noch unvollendet. — Balbin, Buch 7, Kap. 14, S. 43: bis 1613 wurden 3903 fl. und 40 kr., danach noch 4263 fl. verbaut. Demnach waren im Jahre 1623 noch wesentliche Teile, vor allem auch die Ausstattung, unvollendet.

⁶ Archiv III, 71: Vertrag zwischen dem Propst von Altbunzlau und Abraham Leuthner, 10. 2. 1674.

des Nordturms von Kilian Ignaz Dientzenhofer vollendet⁷. Die Arbeiten an der Fassade wurden schon im Jahre 1627 abgeschlossen⁸, doch veränderte man die mittlere Achse in den Jahren 1736/37 im Zusammenhang mit dem Bau der neuen Orgel gründlich⁹. Für Kaňkas neuen Hochaltar waren bereits 1719/20 alle Fenster des Chores vollkommen umgestaltet worden¹⁰. Die Risse im Stockholmer Nationalmuseum geben nun über den ursprünglich geplanten bzw. vorhandenen Zustand reichlichen Aufschluß¹¹.

Tessins Risse. Bisberige Deutungen — Ihre Bedeutung für die Rekonstruktion des Baues

Tessins Risse sind bereits zweimal publiziert und beide Male falsch gedeutet worden. Als erster hat sie Gerhard Eimer veröffentlicht und, irreführend von der Beschriftung „Plan af Jesuitio Kiörckian i Praag“, auf die Jesuitenkirche St. Ignaz in der Prager Neustadt bezogen¹². Diese Beschriftung — von Tessins eigener Hand — erklärt sich wohl aus der Tatsache, daß die Originalpläne zu Altbunzlau von den Prager Jesuiten verwahrt wurden, die die Wallfahrtskirche betreuten und in deren Nachbarschaft auch seit dem Jahre 1653 eine Residenz besaßen, und Tessin sie bei seinem Prager Aufenthalt im Mai 1688 in der Plankammer der Jesuiten besichtigt und kopiert hat. Diese Originalpläne sind heute verschollen.

In der Absicht, Gerhard Eimers Fehler richtigzustellen, hat Heinrich Gerhard Franz zwei der Risse in seinem Buche „Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen“ abgebildet und mit „Maria de Victoria-Kirche“ betitelt¹³; diese Kirche war aus einem Umbau der Dreifaltigkeitskirche auf der Prager Kleinseite entstanden, deren enge Beziehung zu den Rissen bereits Gerhard Eimer festgestellt hatte¹⁴.

⁷ Archiv III, 78: Specification Kilian Ignaz Dientzenhofers zum Turmbau 1746. — Vertrag zwischen dem Dechanten des Stiftes St. Cosmas und Damian in Altbunzlau und Kilian Ignaz Dientzenhofer, 27. 8. 1748.

⁸ Balbin, Buch 7, Kap. 14, S. 43: Fassadenschmuck 1627 von Joachim von Slavata gestiftet.

⁹ Archiv III, 76: 1737 vier Fassadenstatuen neugefaßt. Naňkova, Vera: Kostel Nanebevzetí Panny Marie ve Staré Boleslavi. Maschinengeschriebene Seminararbeit. Prag 1948, S. 4. — Podlaha, Anton / Šittler, Ed.: Topographie der historischen und Kunst-Denkmale im politischen Bezirke Karolinenthal. Prag 1903, S. 121: Bau der Orgel 1736—38.

¹⁰ Archiv III, 73: Vertrag zur Errichtung des neuen Hochaltars nach Kaňkas Plänen 16. Dezember 1719.

¹¹ Drei Risse von Nikodemus Tessin d. J. in der Graphischen Sammlung des Nationalmuseums in Stockholm: 1. Grundriß, Tessinsamlingen Nr. 8206. 2. Querschnitt, Celsingska samlingen Nr. 284/75. 3. Längsschnitt, Celsingska samlingen Nr. 285/75.

¹² Eimer, Gerhard: Schlesisk Konstforskning [Schlesische Kunstforschung]. Konsthistorisk Tidskrift 24 (1955) Heft 1/2, S. 38 ff., Fig. 1—3.

¹³ Franz, Heinrich Gerhard: Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen. Leipzig 1962, S. 27, Abb. 11 und Tafelabb. 24.

¹⁴ Eimer 40.

Die Identität des auf den Rissen wiedergegebenen Baues mit der Wallfahrtskirche in Altbunzlau erweist sich bei einem Vergleich mit der heute bestehenden Kirche sehr schnell¹⁵. Der Grundriß Tessins entspricht bis in fast alle Einzelheiten dem der heute bestehenden Kirche, wobei berücksichtigt werden muß, daß im späteren 17. und 18. Jahrhundert am Bau einiges verändert wurde. Einige Abweichungen vom ausgeführten Bau, die sicher nicht späteren Umbauten zu verdanken sind, erscheinen nun allerdings im Aufriß: Seitenfronten und Chor werden von einer toskanischen und nicht — wie bei Tessin — von einer jonischen Pilasterordnung umzogen. Die Orgelempore ruht dagegen nicht auf jonischen, sondern auf toskanischen Säulen. Die Tonne des Chorgewölbes bleibt bei Tessin unversehrt, in Wirklichkeit wird sie von Fensterschächten aufgerissen¹⁶. Auch die Oratorienfenster darunter waren ursprünglich wahrscheinlich ebenso wie heute angeordnet, entsprechend den dahinter liegenden Türmen und Treppenspindeln. In einzelnen Punkten weichen allerdings auch Tessins Risse voneinander ab: auf dem Querschnitt fehlen die Fensterumrahmungen und das Scheitelfenster im Chor, die auf dem Längsschnitt erscheinen; andererseits fehlt dort der Ring im Scheitel der Apsiskalotte. Wahrscheinlich entspricht der Längsschnitt der tatsächlich ausgeführten Kirche eher als der Querschnitt.

Die Stockholmer Risse vermitteln eine recht gute Vorstellung davon, wie man etwa im Jahre 1612 den Bau der Altbunzlauer Wallfahrtskirche zu errichten beabsichtigte. Sehr gute Aufschlüsse geben sie über die Gestalt von Chor und Türmen; wie sich hingegen die Fassade präsentierte, lassen sie nur vermuten, da ein besonderer Fassadenriß fehlt.

Die auf den Rissen erscheinenden, im Jahre 1612 geplanten Türme sollten etwa dieselbe Höhe wie die heute bestehenden erreichen, ihre Proportionen waren jedoch vollkommen anders. Auf dem Turmunterbau sollten sich über hohem durchfenstertem Sockel in korinthischer Ordnung die Freigeschosse erheben und in einem großen Rundbogenfenster und sehr seltsam darunter angeordnetem Querrechteckfenster sich öffnen. Die pfeilerartig weit vorspringenden Pilaster und Lisenen, die den Türmen einen fast kreuzförmigen Grundriß geben, sollten in den Freigeschossen noch wesentlich plastischer hervortreten und mit einem flachen Dreiecksgiebel an jeder der Turmfronten eine große Aedicula bilden. Die frühbarocke Schwere und Wucht dieser Architektur hat Leuthner beim Ausbau des Nordturms 1674/75 durch die Reduktion auf eine einfache Abtreppe der Eckpilaster gemildert oder gar ganz beseitigt und konsequenterweise nun auch den Aediculagiebel fortgelassen. Hinter diesen Giebeln sollte ein niedriger, durchfenstert Tambour mit Kuppel und Laterne aufsteigen. Diesen ganzen komplizierten Apparat ersetzt Leuthner durch eine mächtig ausgebauchte große Haube, ein für die Entwicklung der böhmischen Barockarchitektur innerhalb zweier Generationen sehr aufschlußreicher Vorgang.

¹⁵ Podlaha 77, Fig. 77.

¹⁶ Heute führen diese Öffnungen zu den Türmen; vor dem Bau der Türme dienten sie wohl tatsächlich als Fenster.

Chor und Fassade wurden zwischen 1720 und 1737 stark verändert, als die Errichtung eines neuen Hochaltars und einer neuen Orgel durchgreifende Umbauten der Hintergrundsarchitekturen zur Folge hatte. Sämtliche Fenster wurden dabei verändert, nicht nur, um neue Lichtverhältnisse zu schaffen — die mögen sich im Chor nicht wesentlich verändert haben —, sondern um die Formen der Fenster dem Geschmack der Zeit anzupassen. Die strengen Rechteckfenster des Chores wichen etwas banalen, aber freundlicheren Rundbogenfenstern, die sicher Kaňka in Zusammenhang mit seinem neuen Hochaltar entworfen hatte. Infolge des Orgelneubaues wurde die Westfassade der Kirche von einem großen Rundbogen- und einem darüberliegenden Quere ovalfenster förmlich aufgerissen, wo vordem verhältnismäßig kleine Kreisfenster sich dem architektonischen Gerüst — der jonischen Pilasterordnung mit dem sehr schweren, stark schattenden Gebälk — völlig unterordneten. Das neue Hauptfenster durchstößt das Gebälk, stülpt das Kranzgesims hoch und bewirkt schließlich die kräftige Erhöhung des Frontispizes, der nach dem Riß vorher wesentlich niedriger gewesen sein muß als Bekrönung einer breiten, schweren, fast etwas düsteren frühbarocken Kirchenfassade, einer der frühesten Mitteleuropas¹⁷.

Altunzlaus Stellung in der frühbarocken Sakralarchitektur Böhmens

Die nunmehr fast vollständig zu rekonstruierende Wallfahrtskirche zu Altunzlaus ist für die frühbarocke böhmische und auch mitteleuropäische Sakralarchitektur außerordentlich bedeutsam, da sich mit dem Bau dieser Kirche eine Entwicklung abzuzeichnen beginnt, die für die folgenden Jahrzehnte von großer Wichtigkeit sein wird. Nach einer Reihe von zwar bedeutenden, aber voneinander ganz verschiedenen und unabhängigen Einzelbauten läßt sich hier zum ersten Male ein unmittelbares, zeitlich und örtlich eng benachbartes Vorbild ermitteln. Im Sommer des Jahres 1611 hatten die deutschen Lutheraner auf der Prager Kleinseite mit dem Bau ihrer Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit nach einem eventuell noch von Joseph Heintz beeinflussten Plan begonnen¹⁸, nachdem ihnen zwei Jahre zuvor der Bau von Kirchen in der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag im Majestätsbrief bewilligt worden war. Diese Kirche wurde 1613 zwar eingeweiht¹⁹, blieb aber

¹⁷ Etwa gleichzeitig die Fassaden der Jesuitenkirche St. Peter und Paul in Krakau (seit 1596 im Bau, 1619 vollendet), des Mausoleums in Graz und des Salzburger Doms (beide seit 1614 im Bau).

¹⁸ Martinides, Bartolomaeus: Descriptio amplissimae atq. ornatissimae regiae urbis Pragensis. Prag 1615, S. 36. — Winter, Tobias: Christliche Predigt Bey einlegung des Ersten Grundsteins der Deutschen Evangelischen Kirchen in der kleinern Stadt Prag. Leipzig 1611, S. 1.

Joseph Heintz hielt sich in Rom auf, als dort das Vorbild für die Fassade der Dreifaltigkeitskirche SS. Trinità dei Monti vollendet wurde (1585), er war in Prag, als der Majestätsbrief erlassen wurde, der den Bau protestantischer Kirchen in Prag gestattete (1609), starb aber einige Monate später. Am Bau lutherischer Kirchen war Joseph Heintz mehrmals beteiligt.

¹⁹ Martinides 38.

wie Altbunzlau unvollendet und wurde später an Chor und Fassade durchgreifend verändert²⁰. Allein das Langhaus ist annähernd im alten Zustande erhalten. Fünf Risse und eine perspektivische Ansicht aus der Erbauungszeit ermöglichen eine genaue Rekonstruktion²¹.

Diese Kirche gliederte sich wie Altbunzlau in einen dreijochigen tonnen- gewölbten Saal mit eingezogenem, annähernd quadratischem Chor und Halbkreisapsis im Osten, einer Vorhalle mit Orgelempore im Westen. Die Unterschiede — verursacht von der Verschiedenheit der Konfessionen — zeigten sich am deutlichsten in der Räumlichkeit der Kapellen und der Stellung der Türme. Kapellen im katholischen Sinne waren in der Dreifaltigkeitskirche selbstverständlich gar nicht vorhanden; die das Langhaus säumenden flachen Anräume waren nur so tief wie es die Statik und nicht der Kult erforderte. Die Türme bildeten an der Westseite eine Doppelturmfassade, während sie in Altbunzlau den Chor flankieren, wie es im katholischen Kirchenbau der Zeit fast allgemein üblich war. In ihren Freigeschossen waren die beiden Turmpaare jedoch mit den großen Rundbogenfenstern, den Flachgiebeln darüber und in den Silhouetten ihrer Bekrönungen einander sehr ähnlich.

Wesentlich unterscheiden sich die Proportionen; sie sind in Altbunzlau schon in ganz hochbarockem Sinne gestreckt durch die Einfügung einer hohen Sockel- und Gebälkzone, die in der Dreifaltigkeitskirche in noch ganz manieristischem Sinne sehr stark reduziert worden waren.

Die Unterschiede zwischen den Kirchenbauten der Katholiken und Lutheraner waren zu diesem Zeitpunkt noch so gering, daß — wie wir sehen — eine lutherische Pfarrkirche durchaus als Vorbild für eine katholische Wallfahrtskirche dienen konnte. Möglicherweise hatte sogar der Kaiser selbst auf das Vorbild hingewiesen, da er die Kirchenbauten der Prager Lutheraner mit beinahe wohlwollendem Interesse beobachtete und einer der Hauptförderer des Kleinseitner Kirchenbaues, Herzog Julius Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer seiner wenigen nahen Freunde war²². Da womöglich auch Joseph Heintz die Pläne für die Kleinseitner Dreifaltigkeitskirche inspiriert hat und Adriaen de Vries den Altar für die Kirche errichten sollte²³, so ist

²⁰ Parys, Jan: *Kostel Panny Marie Vítězné druhdy Karmelitánský* [Die Karmeliterkirche Maria vom Siege]. PA 3 (1859) 202: Bau des neuen Chores 1634, der neuen Fassade 1636—44.

²¹ Die Risse befinden sich im Museum der Hauptstadt Prag (Muzeum hlavního města Prahy), Inv.-Nr. 8855. Sie wurden bereits veröffentlicht von Birnbaum, Vojtěch: *Původní průčelí kostela P. Marie Vítězné na Malé Straně* [Die ehemalige Fassade der Kirche Maria vom Siege auf der Kleinseite]. PA 34 (1924/25) 219 ff. und von Wirth, Zdeněk: *Praga deperdita*. *Umění* 16 (1944/45) 300.

²² Soukup, Jaromír: *Chrám Panny Marie Vítězné* [Die Kirche St. Maria vom Siege]. Prag o. J., S. 7 f.

²³ Bruck, Robert: Ernst zu Schaumburg. Berlin 1917, S. 73: Schreiben des Agenten Dr. von Holtz an den Fürsten Ernst vom 28. 6. 1613: ein von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel bei Adriaen de Vries bestellter Altar erwähnt.

Da der Herzog den Altar sicher für eine lutherische Kirche in Prag in Auftrag gegeben hatte und da die Verhandlungen über den Altar der zweiten lutherischen

dieser Bau durchaus als ein Spätwerk der rudolfinschen Hofkunst anzusehen, zu der dann indirekt auch Altbunzlau gehören mag.

Die ersten von Altbunzlau sehr beeinflussten Kirchenbauten liegen nun auch zeitlich und geographisch nicht fern; um das Jahr 1630 entstanden die beiden großen Kirchen in und bei Wallensteins neuer Residenz Gitschin: von 1627 an St. Jakob in Gitschin selbst und von 1625 an die Kirche der Karthause in Valdice.

Die Bedeutung der Altbunzlauer Risse für Tessins eigenes Werk

Neun Jahre nach seinem Besuch in Prag hat Nikodemus Tessin im Jahre 1697 ganz offensichtlich die Altbunzlauer Risse bei der Planung zur Fredrikskyrka, der Hauptkirche der zwanzig Jahre zuvor gegründeten Stadt Karlskrona, verarbeitet²⁴. Das System von Langhaus und Chor wurde fast unverändert übernommen, das Langhaus behielt sogar seine tiefen, in einer lutherischen Kirche ganz nutzlosen Kapellen; allein die korinthische Ordnung wurde durch eine jonische ersetzt. Außerdem wurde zwischen Langhaus und Chor ein Querhaus eingeschoben und dem Bau an der Platzseite eine Doppelturmfassade vorgesetzt, die sich S. Atanasio dei Greci in Rom zum Vorbild nimmt²⁵. Die Türme haben infolgedessen mit denen von Altbunzlau und noch mehr mit denen der Dreifaltigkeitskirche einiges gemeinsam.

Der Chor der Fredrikskyrka ist unverändert erhalten und vermag infolgedessen noch besser als Wallensteins Kirchen in Gitschin eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt des Altbunzlauer Chores zu vermitteln, doch sind in Karlskrona die Proportionen wiederum noch etwas schlanker als bei dem zwei Generationen älteren Altbunzlauer Vorbild.

In der schwedischen Forschung wurden die Vorbilder für die Fredrikskyrka in Karlskrona stets in Norditalien oder in Rom gesucht²⁶; daß von da nur indirekte Einflüsse ausgegangen sind und Altbunzlau die unmittelbaren Anregungen zum System und zu den Details geliefert hat, scheint nunmehr festzustehen.

Kirche St. Salvator bereits seit 1612 im Gange waren, sollte Adriaen de Vries sicher einen Altar für die Dreifaltigkeitskirche schaffen. Der Tod des Herzogs im Jahre 1613 hatte wahrscheinlich zur Folge, daß das Werk nicht vollendet wurde. Die Angaben bei Larsson, Lars Olof: Adrian de Vries. Wien-München 1967, S. 55, bringen leider nichts Neues.

²⁴ Josephson, Ragnar: Tessin. 2. Teil. Stockholm 1931, S. 130.

²⁵ S. Atanasio dei Greci, 1580–83, Giacomo della Porta. Die von Josephson 130 geäußerte Vermutung, der jüngere Tessin habe beim Bau der Fredrikskyrka in Karlskrona auf Pläne seines Vaters zurückgegriffen, ist — auf die Fassade bezogen — möglicherweise ganz berechtigt, da der ältere Tessin für die finnische Kirche St. Heinrich in Stockholm (Planungen und erste Arbeiten 1661–73) ganz ähnliche Türme geplant hatte.

²⁶ Josephson 231 schreibt die protestantische Helligkeit der Kapellen den Intentionen Tessins zu. Doch gerade das Kapellensystem ist genau von Altbunzlau übernommen, die großen Thermenfenster sind aber auch schon bei der Prager Kirche zu finden.

DIE WIRTSCHAFT DER TSCHECHOSLOWAKEI IM JAHRE 1968

Von Kurt Wessely

Die wirtschaftliche Entwicklung der Tschechoslowakei stand im Jahre 1968 im Schatten der politischen Ereignisse. Wurde sie zu Beginn des Jahres durch die sogenannten Jännerereignisse — Sitzung des Zentralkomitees, die zum Sturz Novotnýs führte — in eine neue Richtung gelenkt, so brachte die sowjetische Besetzung des Landes am 21. 8. 1968 einen Rückschlag der Erneuerungsbewegung, ohne daß diese aber ganz abgebrochen wurde. Die Auswirkungen des 21. 8. 1968 auf die Wirtschaft sind aber in ihrer vollen Tragweite noch nicht abzusehen, nämlich weder in Bezug auf die materiellen Folgen, noch im Hinblick auf die künftig einzuschlagende Wirtschaftspolitik. Jedenfalls hat sich die Wirtschaftslage seit der Besetzung verschlechtert und bis zum Sturze Dubčeks nicht gebessert.

Im Jahre 1968 sollte sich das neue Wirtschaftssystem in der Tschechoslowakei voll auswirken. Es war von Anfang an klar, auch die Reformer der ČSSR hatten daran keinen Zweifel gelassen, daß die Altkommunisten und Funktionäre, die es im bisherigen System zu einflußreichen Stellungen gebracht hatten, die Neuordnung nicht ruhig hinnehmen würden. Ihrem Einfluß war es zuzuschreiben, daß der Übergang zu dem neuen System sich schwieriger erwies, als es schon aus objektiven Gründen nicht zu vermeiden war. Denn es wurde nicht nur die starre Planung aufgegeben und damit der Einfluß der Zentralbehörden geschwächt, sondern darüber hinaus eine Entschlußkraft von der Leitung der Betriebe gefordert, die nur von Fachleuten, nicht aber von politischen Funktionären erwartet werden konnte.

Diese Umstellungsschwierigkeiten wurden noch verstärkt, weil die Reform selbst nicht, wie beabsichtigt, geschlossen durchgeführt werden konnte und weil auf einigen Gebieten, vor allem in der Preispolitik, aber auch im Außenhandel, nicht rasch und konsequent genug die erforderlichen Maßnahmen vorgenommen werden konnten. So blieb die Preisreform stecken und die Zulassung zum Außenhandel, die eigentlich für eine größere Zahl von Betrieben vorgesehen war, wurde bloß auf einige wenige erstreckt und das Außenhandelsmonopol, das nach der Vorstellung der Reformer lediglich eine überwachende Funktion ausüben sollte, blieb im großen und ganzen von den Reformern unberührt. Ebenso wird von der Errichtung ausländischer Firmenvertretungen nicht mehr gesprochen. Das muß deswegen besonders hervorgehoben werden, weil dem Außenhandel im neuen System eine wesentliche Funktion zukommen sollte, nämlich einerseits die Versorgung der Bevölkerung zu verbessern, andererseits monopolistischen Tendenzen inländi-

scher Produzenten entgegenzutreten und endlich die Wirtschaft auf den Weltmärkten wettbewerbsfähig zu machen, was eine Befreiung der Außenwirtschaft vom staatlichen Zwang voraussetzt.

Es ist aber noch nicht gelungen, der tschechoslowakischen Industrie jene endgültigen Organisationsformen zu verschaffen, durch die sie schlagkräftig genug geworden wäre, um die neuen Aufgaben, vor die sie gestellt wurde, zu erfüllen. Die Loslösung von den sogenannten administrativen Methoden, also von der Leitung der Wirtschaft auf dem Verordnungswege, setzte sich nur ungenügend durch, weil noch immer von oben her Weisungen erfolgen und weil innerhalb der neu geschaffenen Großkonzerne die innerbetrieblichen Kompetenzen nicht genügend abgegrenzt sind, sodaß die so entstandenen neuen Generaldirektionen durch Anordnungen von oben her weiterhin die Geschäfte nicht immer in Einklang mit den Anforderungen der Praxis leiten können. Weitere Schwierigkeiten bringt die Föderalisierung und die dadurch ausgelöste Mehrgeleisigkeit auch in der Wirtschaftsleistung mit sich.

Die Erwartungen, durch das neue System zu einer raschen Umstrukturierung der Wirtschaft zu kommen und zu erreichen, daß die benötigten Waren genügend erzeugt werden, haben sich nicht erfüllt. Abgesehen davon, daß eine solche Veränderung der Produktionsprogramme eine längere Anlaufzeit benötigt und die technischen Einrichtungen der Industrie der CSSR derzeit noch gar nicht imstande wären, solchen Anforderungen Genüge zu leisten, stieg auch die Produktion insgesamt nicht erwartungsgemäß und es kam zu „Spannungen“, d. h. daß Überschüsse auf der einen Seite und eine nicht gedeckte Nachfrage nach anderen Waren und Leistungen sich gegenüberstehen. Dieser Zustand wurde noch dadurch verstärkt, daß die Investitionstätigkeit nicht so eingeschränkt werden konnte, wie man dies eigentlich erwartet hatte und weil die Kaufkraft der Bevölkerung rascher stieg als dies durch die Güterproduktion und durch die sonstige Leistung der Wirtschaft gerechtfertigt gewesen wäre. Es kam zu Lohnerhöhungen, die über das Maß des Produktionsfortschrittes hinausgingen und damit einen inflationären Charakter annahmen. Denn die Steigerung der Reallöhne war doppelt so hoch wie geplant.

Dieser Druck der steigenden Kaufkraft und zusätzlicher Umlaufmittel dürfte sich durch die August-Ereignisse noch verstärkt haben, weil erhebliche Produktionsausfälle zu verzeichnen waren, die Löhne aber fortgezahlt werden mußten. Dazu kommt, daß im Laufe des Jahres erheblich höhere soziale Leistungen fällig wurden und auch die Landwirtschaft höhere Erlöse erzielen konnte, so daß auch sie über mehr Bargeld verfügt.

Nach den amtlichen Angaben war im Jahre 1968 nur ein verhältnismäßig geringer Preisanstieg um knapp 2% zu verzeichnen, der sich im gleichen Ausmaß im kommenden Jahr fortsetzen sollte. Es ist aber anzunehmen, daß angesichts der Mangellage bei verschiedenen Erzeugnissen, der gestiegenen Kaufkraft und der weiteren Rentenerhöhungen um 8% im Jahre 1969 Preiserhöhungen unvermeidlich sein werden. War es noch möglich, den durch-

schnittlichen Reallohn im Jahre 1968 um etwa 7% zu steigern, so dürfte diese Erhöhung im Jahre 1969 nur halb so groß sein. Aber es muß dabei bemerkt werden, daß es sich hier nur um die amtlichen Zahlen handelt, da, wie schon bemerkt, unkontrollierte Preissteigerungen eintraten, die auch im Jahre 1969 zu erwarten sind. Auch werden durch die beginnende Lohndifferenzierung, auf welche die Reform besonderen Wert legt, unterschiedliche Verhältnisse bei den einzelnen Lohnempfängern eintreten. Dies gilt auch für die Familien mit mehreren Kindern und die Rentenempfänger, die von den Preiserhöhungen schwerer getroffen wurden als kinderlose Haushalte, obwohl die Zuwendungen gerade an sie erheblich gesteigert wurden.

Es hat sicherlich nicht nur einen ökonomischen, sondern auch einen politischen Grund, daß die Nachfrage durch die Konsumenten von der Geldseite her verstärkt wurde. Man hofft auf diese Art und Weise der Bevölkerung das neue Wirtschaftssystem als zweckmäßig und auch für sie selbst als vorteilhaft hinstellen zu können und verfolgt damit auch die Absicht, den neuen Kurs von Partei und Regierung innenpolitisch abzusichern.

Diese Bemühungen können aber nur dann Erfolg haben, wenn es gelingt, auch die materielle Basis für die Lohnerhöhungen zu schaffen, also im Sinne der Reformen die Wirtschaftlichkeit und die Produktivität zu steigern. Bisher hatte man sich nämlich bemüht, durch rigorose Kontrolle die Preise niedrig zu halten, aber auch die Löhne nicht zu erhöhen, wodurch es zwar zu niedrigen Lebenshaltungskosten kam, aber Mehrleistungen nicht honoriert werden konnten.

Das neue System will dagegen gerade zu diesen Mehrleistungen anspornen, die bereits mit dem Interesse an der Erwerbung höherer Bildung und Fachqualifikation beginnen, wozu eine differenzierte Lohnpolitik dient, während sich in den Preisen wenigstens einigermaßen die Produktionskosten widerspiegeln sollen. Es ist aber noch nicht gelungen, die Subventionen für die Produktion unrentabler Betriebe oder Erzeugnisse einzustellen, wodurch es bei der Belastung des Staatshaushaltes durch sie geblieben ist.

Über die allgemeine Entwicklung der Unternehmen und der Lohngestaltung liegen bisher nur abschließende Berichte für das erste Halbjahr 1968 vor; man kann sie nicht ohne weiteres für das ganze Jahr übernehmen, weil ja die August-Ereignisse eine merkliche Zensur gebracht haben. Trotzdem erscheint es zweckmäßig, sie kurz anzuführen, umsomehr, als später noch zu erwartende Gesamtberichte dann deutlich die Unterschiede zwischen den Ergebnissen des ersten Halbjahres und des ganzen Jahres 1968 erkennen lassen werden. So zeigt die Rede von Ministerpräsident O. Černík vor dem ZK am 12. 12. 1968 deutlich, daß sich die schon im ersten Halbjahr 1968 abzeichnende kritische Entwicklung der Wirtschaft bis Jahresschluß nicht verbessert hatte. (Vgl. dazu in der am Schluß folgenden Tabelle die bei Abfassung des Berichtes noch nicht vorliegenden endgültigen Angaben für das Jahr 1968 des Statistischen Bundesamtes.)

In diesem Halbjahresbericht heißt es u. a.: Die Steigerung des Einzelhandelsumsatzes in laufenden Preisen um ungefähr 11%, die durch die rasche

Zunahme der Kaufkraft der Bevölkerung um 10% ermöglicht wurde, stellt außerordentliche Ansprüche an die materielle Befriedigung der Nachfrage nach den verlangten Warengattungen. Das Niveau der Gesamtlieferungen an den Binnenmarkt lag zwar höher als im ersten Halbjahr 1967, dessen ungeachtet fehlen am Markt noch zahlreiche Warengattungen. Der Anstieg der Lieferungen und Verkäufe wird auch durch Erhöhung der durchschnittlichen Warenpreise im Einzelhandel, mitunter auch Einführung qualitativ höherer Erzeugnisse erzielt.

Die finanzielle Gebarung der Unternehmen war in der Berichtsperiode im allgemeinen günstig. Das geschaffene Brutto-Einkommen betrug im 1. Halbjahr 1968 rund 89 Mrd. Kčs und war damit um nahezu 10% höher als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Der Bruttogewinn wuchs gegenüber der Vergleichsperiode 1967 um 5,5 Mrd. Kčs; am Gewinnzuwachs partizipierte zum größten Teil die Steigerung der Preise und zwar zu 65% (alles in laufenden Preisen), in geringerem Maß die Senkung der Material- und sonstigen Kosten (Bruttogewinn ganzes Jahr 1968 + 8,7%).

Die hohe Gewinnbildung brachte gleichzeitig einen Anstieg der eigenen Finanzquellen der Unternehmer mit sich. Die Gesamtuweisungen an die Betriebsfonds aus den Ergebnissen der Wirtschaftsgebarung (einschl. des Fonds der Werktätigen) erreichten in der Berichtsperiode 13,5 Mrd. Kčs., d. i. um 2,7 Mrd. Kčs mehr als im ersten Halbjahr 1967.

In der Entwicklung der Lagervorräte begannen sich 1968 einige Verbesserungen zu zeigen, namentlich bei den Lieferantenvorräten. Auf vergleichbarer Basis erhöhten sich die Gesamtvorräte der Volkswirtschaft in der Berichtsperiode um 5,1 Mrd. Kčs, d. i. um 2,8%, während der Zuwachs in der gleichen Zeitspanne des Vorjahres noch 6,2 Mrd. Kčs, d. s. 3,6% betragen hatte.

Am Anstieg der Geldeinnahmen der Bevölkerung um mehr als 8 Mrd. Kčs war vor allem das Wachstum der Lohneinnahmen maßgebend. Im sozialistischen Sektor der Volkswirtschaft (ohne Landwirtschaftsgenossenschaften) wurden im ersten Halbjahr 1968 an Löhnen um 8,8% mehr ausgezahlt als in der Vergleichsperiode des Vorjahres; von diesem Betrag entfielen 79% auf die Erhöhung der Durchschnittslöhne und nur 21% auf die Zunahme des Beschäftigungsgrades. Ministerpräsident Černík rechnet gegen Jahresfrist, daß die Lohnerhöhungen im ganzen Jahr 1968 10 Mrd. Kčs ausgemacht haben, die Gesamtmehreinkünfte der Bevölkerung aber 19 Mrd. Kčs. (Nach dem Abschlußbericht sogar 21,4 Mrd. Kčs, das war die größte Zunahme in der ganzen Nachkriegszeit.)

Der durchschnittliche Monatsnominallohn war im ersten Halbjahr 1968 um rund 110,— Kčs, d. i. um 7 Punkte höher als im gleichen Zeitraum des Vorjahres und erreichte damit 1.685,— Kčs. Dieses beträchtliche Wachstum der Löhne bewirkten die Anfang 1968 ausgezahlten hohen Nachzahlungen auf die Anteile an den Wirtschaftsergebnissen des vergangenen Jahres sowie die Lohnregelungen in einigen Zweigen mit rückständigem Lohnniveau (Staatsgüter, Handel, Schulwesen, Gesundheitswesen).

Das größte Wachstum — um mehr als 1 Mrd. Kčs, d. i. fast um ein Fünftel — verzeichneten die Einkommen der Genossenschaftsbauern aus den Anteilen und Nachzahlungen für die Ergebnisse der Wirtschaftsgebarung der Landwirtschaftsgenossenschaften im Jahre 1967, ferner die Einnahmen aus Verkäufen landwirtschaftlicher Produkte. Die Geldausgaben der Bevölkerung wuchsen gegenüber dem ersten Halbjahr 1967 um rund 10,2% insbesondere eine Folge der gesteigerten Einkäufe im Einzelhandel, die um 5,5 Mrd. Kčs, d. i. um 10,5%, höher waren. Eine Zunahme erfuhren auch die Ausgaben der Bevölkerung für Dienstleistungen, und zwar um 0,6 Mrd. Kčs, d. i. um 5,7%. Einen hohen Anstieg verzeichneten schließlich auch die finanziellen Zahlungen der Bevölkerung, namentlich die Steuern, im Zusammenhang mit den erhöhten Einkommen und den Rückzahlungsraten für die der Bevölkerung gewährten Darlehen, doch kam es in der Steuerzahlung der Betriebe infolge der August-Ereignisse zu beträchtlichen Stockungen.

Das Gesamtniveau der Lebensmittelpreise im Einzelhandel war bei einem Rückgang der Obst- und Gemüsepreise (gegenüber dem ersten Halbjahr 1967 schätzungsweise um 2%) nur um 0,1% niedriger. In der Beköstigung in den öffentlichen Gaststätten, wo die freie Preisbildung überwiegt, werden indessen die Preise allmählich angehoben, namentlich die der alkoholischen Getränke. Insgesamt sind die Preise in den öffentlichen Gaststätten in der Berichtsperiode gegenüber der gleichen Zeitspanne des Vorjahres um 1,6%, hiervon die der Spirituosen um 8%, gestiegen.

Das Preisniveau der Industriewaren war im ersten Halbjahr 1968 um insgesamt 1,5% höher als im gleichen Zeitraum 1967.

Einen weiteren Preisanstieg verzeichneten die Dienstleistungen; ihr gesamtes Preisniveau erhöhte sich um 1,2%. Außer der Anhebung der Preise für Reparaturdienste, für persönliche Dienste, Maßkleider u. dergl. stiegen auch die Preise für kulturelle Veranstaltungen, namentlich die der Theater- und Kinoeintrittskarten. Eine beträchtliche Erhöhung erfuhren auch die Preise in den Unterkunftseinrichtungen des Fremdenverkehrs, und zwar um 9,5% gegenüber dem ersten Halbjahr 1967. Für das ganze Jahr 1968 wurde die Erhöhung der Kleinhandelspreise nun mit 1,9%, der Lebenshaltungskosten mit etwa 2% und der Reallöhne mit 7% angegeben.

Das Ansteigen der Produktivität um 4 bis 5% im gesamten Jahr 1968, das aber bei Berücksichtigung der Produktionsausfälle nach der Besetzung des Landes abschließend bei realer Berechnung auf nur 3,9% sank, war in erster Linie darauf zurückzuführen, daß sich die Beschäftigtenzahl nur um 1% erhöhte. Aber auch das war wiederum hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß, übrigens programmgemäß, die Zahl der in den Bergbaubetrieben Beschäftigten zurückgeht. In anderen Wirtschaftszweigen kam es dagegen zu Neueinstellungen, und zwar in der Chemieindustrie und im Maschinenbau je um rund 3%. Andererseits kam es auch nicht zu der erwarteten Produktionszunahme in der Industrie, die ähnlich wie die im Jahre 1967 erreichte 6,7% betragen sollte, aber tatsächlich nur 5,2% erreichte. Dies war aber keineswegs allein die Folge der August-Ereignisse, denn be-

reits im ersten Halbjahr 1968 blieb die Industrieproduktion, wenn man von dem irregulären Februar absieht (Schaltjahr), stets unter dem erwarteten Produktionszuwachs. Sie stieg zwar im Juli 1968 noch um 6,8% über die Ergebnisse des gleichen Monats im Vorjahr, sank aber im August auf 95%. Weitere Rückschläge müssen sich aber auch in den folgenden Monaten wegen der anhaltenden Transportschwierigkeiten (Waggonmangel wegen Truppbewegungen) und der ungenügenden Kohlenversorgung ergeben haben.

Die Industrieproduktion stieg zwar rascher als in den Krisenjahren nach 1962, blieb aber hinter den 7% zurück, die bereits 1966 erzielt worden waren. Darin und in der Struktur dieser Produktionszunahme, bei der vor allem die Verbrauchsgüter der Industrie stark zurückfallen, liegt einer der Hauptgründe für die bereits mehrfach erwähnte unzureichende Versorgung.

Dieses Zurückbleiben hinter den erwarteten Zielen verstärkte sich in der Baustoffindustrie, wodurch es zu weiteren Schwierigkeiten kommen mußte. Da es nicht gelang, die Investitionstätigkeit entscheidend zu vermindern, vielmehr im ersten Halbjahr 1968 die Investitionen wertmäßig um rund 7% stiegen, mußte sich dies zu Lasten des Wohnbauprogramms auswirken.

Im ersten Halbjahr 1968 stieg zwar die Belieferung des Binnenmarktes um etwa 12%, aber sie erhöhte sich für das ganze Jahr nur um etwa 8%, was mit Nachfrage und Kaufkraft der Bevölkerung nicht in Einklang stand. Dabei spielte auch eine Rolle, daß die Einfuhr von Konsumgütern aus dem Ausland hinter den Erwartungen zurückblieb. Es wird daher auch im abschließenden Jahresüberblick bemerkt, daß einige „gefragte Warensorten“ nicht im notwendigen Sortiment vorhanden sind. Das gilt vor allem für Waren mit langer Lebensdauer, wie z. B. Möbel, Teppiche, Raumtextilien u. a. Ähnliche Mängel sind bei Textilwaren überhaupt und trotz erhöhter Lieferungen auch im Verkauf von Personenwagen aufgetreten.

Eine wesentliche Rolle für die wirtschaftliche Entwicklung spielt die Gestaltung des Außenhandels, der sowohl zur Rohstoffversorgung als auch zur Kapazitätsausnützung der Betriebe, aber auch, wie bereits erwähnt, zur Bereicherung des Angebotes an Konsumgütern und Niedrighaltung der Preise in der ČSSR besonders wichtig ist. Allerdings hatte man es früher versäumt, die Betriebe so einzurichten, daß sie tatsächlich ihren Aufgaben im Außenhandel gewachsen waren, und, wenn überhaupt, hatte man dabei in erster Linie an den COMECON-Markt gedacht.

Die von den Reformern angestrebte Eingliederung der Tschechoslowakei in die Weltwirtschaft, wie sie vor 1938 bestand, stieß daher auf enorme Schwierigkeiten, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Unternehmer und überhaupt das Leitungspersonal für solche Zwecke fehlen und erst mühsam geschult werden müssen. Auch darf in diesem Zusammenhang bemerkt werden, daß die jahrzehntelange Vernachlässigung der Leichtindustrie (Konsumgüter-Industrie) nicht zuletzt auch durch die Ausweisung der Deutschen und durch die Stilllegung von Betrieben in ehemals von Sudetendeutschen besiedelten Gebieten verstärkt worden ist.

Die ganze Problematik wird aus einem Aufsatz in dem offiziellen Organ der tschechoslowakischen Außenhandelskammer deutlich, der zwar wohl vor den Augustereignissen geschrieben wurde, aber erst zwei Monate später veröffentlicht werden konnte und daher auch unter den geänderten Verhältnissen noch als maßgebend für die Außenhandelsorientierung der Tschechoslowakei gelten kann. Es heißt darin:

„Seit Jahren wurde die tschechoslowakische Ökonomik vor allem unter dem Gesichtspunkt der inneren Bedürfnisse des Landes aufgebaut. Nur ausnahmsweise wurden Betriebe errichtet, deren Produktionskapazität vorwiegend auf den Weltmarkt eingestellt war. Abgesehen von der Notwendigkeit des Imports von Lebensmitteln in großem Umfang macht sich in der Konsumgüter- und Lebensmittel- sowie in der modernen chemischen Industrie und in den progressiven Zweigen des Maschinenbaues eine gewisse Spannung der Außenhandelsbilanz bemerkbar. Diese Spannung wirkt sich auf die Einfuhr von Maschinen einschränkend aus und beeinträchtigt so auch die Einführung neuer technischer Verfahren und die Entwicklung der Spezialisierung und Kooperation, insoweit diese vom Import von Maschinen und Industrieausrüstung abhängen.

Als Ausweg aus diesem *Circulus vitiosus* kommt u. a. die Aufnahme einer Auslandsanleihe in Betracht, die vorwiegend zur Modernisierung der tschechoslowakischen Industrie und zur Durchführung zweckmäßiger struktureller Änderungen in jenen Industriezweigen verwendet werden muß, deren Produkte voraussichtlich einen günstigen Absatz auf dem Weltmarkt finden. Auf diese Weise würde die Erzeugung exportfähiger Waren zu Welthandelspreisen gesteigert und erweitert und gleichzeitig auch ein wichtiger Schritt zur Konvertibilität der tschechoslowakischen Währung und zur Gewinnung neuer Märkte für die tschechoslowakische Industrie getan werden.

Unter den Bedingungen des neuen Systems der Leitung der tschechoslowakischen Volkswirtschaft, in dem die Betriebe einem größeren Druck der Weltkonkurrenz ausgesetzt sind und sich auch direkt an der Durchführung des Außenhandels werden beteiligen können, wird es notwendig sein, daß jeder Industriezweig in konkreter Weise eine Konzeption zur Erzielung von Weltparametern für die Produkte aller existenzfähigen Sparten ausarbeitet.“

Die Forderung nach einem Auslandskredit zur Umstrukturierung der Wirtschaft wird daher auch heute noch im Prinzip aufrechterhalten, Verhandlungen über seine Gewährung durch westliche Banken scheinen nach den August-Ereignissen nicht mehr aufgenommen worden zu sein, da letztere nicht zuletzt auch durch Bemühungen der ČSSR um westliche Kredite mit ausgelöst wurden. Wie weit die UdSSR der Tschechoslowakei nach der Bestellung von Husák nun einen derartigen Kredit einräumen wird, ist mehr als fraglich, weil ja dadurch die außenhandelspolitische Freiheit der ČSSR wieder gestärkt würde, die eben durch die Abkommen von Cierna und Preßburg sowie durch die Besetzung des Landes eingeengt worden ist. Man weiß aber, daß an sich ein solcher sowjetischer Kredit nichts prinzipiell Neues wäre, da die Sowjetunion nach Ausfall der chinesischen Rohstoff-

lieferungen, der durch die sowjetische Politik erzwungen worden war, der ČSSR 1962 einen Devisenkredit eingeräumt hatte.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist für die ČSSR jedenfalls die Gestaltung und die Regionalgliederung ihres Außenhandels, wobei nicht so sehr die Frage der Partner als solche, sondern die Art der Verrechnung maßgebend ist. Denn das hohe Handelsaktivum, das die ČSSR im Jahre 1967 verzeichnen konnte, nämlich 1,3 Mrd. Devisenkronen, ist keineswegs volkswirtschaftlich erwünscht, da es sich hierbei um ausstehende und schwer realisierbare Forderungen an Entwicklungsländer (0,4 Mrd. Kčs) oder Aktiva von nahezu 0,9 Mrd. Kčs handelt, die im Verrechnungsverkehr mit den sozialistischen Staaten anfielen. Diese Verrechnungsforderungen können aber, da der Rubel trotz seiner Bezeichnung als Transferrubel nur ganz beschränkt für einen Spitzenausgleich Verwendung findet, praktisch nicht verwertet werden, sondern sind mehr oder minder eingefroren und müssen durch Mehrlieferungen der Oststaaten oder durch eine Zurückhaltung im Import der ČSSR abgebaut werden.

Dies ist aber auch im Jahre 1968 keineswegs gelungen, weil das ganze Aktivum in einem halben Jahr bereits 1 Mrd. Kčs erreichte, davon gegenüber den sozialistischen Staaten 0,6 Mrd. und gegenüber den Entwicklungsländern 356 Mill. Man betrachtet es aber bereits als positiv, daß gegenüber der Sowjetunion im ersten Halbjahr 1968 ein Passivum von — 77 Mill. Kčs aufgetreten ist, nachdem die Forderungen (Aktivum) der ČSSR 1967 der Sowjetunion gegenüber ebenso hoch waren. Lediglich 1966 spielten sie mit 64 Mill. nur eine geringere Rolle, aber in den Jahren 1961/65 war ein kumulatives Aktivum der ČSSR von 1,4 Mrd. Kčs entstanden. Es ist nicht abzusehen, wie dieses Aktivum abgedeckt werden soll, zumal die Tschechoslowakei der Sowjetunion einen neuen Warenkredit für die Lieferung von Erdölrohren einräumen mußte, der nur langfristig durch Erdgasbezüge abgegolten werden wird. Im Zuge der Augustereignisse 1968 kam es zu einer geradezu dramatischen Veränderung gegenüber der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten, indem der Handel mit den RGW-Staaten im August allein ein Passivum von 311 Mill. Kčs aufwies, so daß, im Gegensatz zum hohen Aktivum des Jahres 1967, mit diesen Staaten in den ersten 10 Monaten bereits ein Passivum von rund 300 Mill. Kčs eintrat, womit jedoch die alten Aktiva der ČSSR noch bei weitem nicht realisiert werden konnten. Typisch für die Wirtschaftslage im August ist die Verminderung des Monatsaktivums gegenüber den Entwicklungsländern von 14 Mill. Kčs, das jedoch im folgenden Monat auf 268 Mill. Kčs emporschnellte. Auch im Verkehr mit der EWG trat in diesem Monat ein Rückschlag ein, von dem sich die ČSSR offensichtlich bis Jahresende nicht mehr erholen konnte.

Diese Aktiva im Außenhandel werden verstärkt durch die langfristigen Kredite an die Entwicklungsländer, wozu aber auch Einzelkredite kommen, die bei Lieferungen von Maschinen und anderen Investitionsgütern an andere Staaten entstehen.

Das Problem des Handelsbilanzüberschusses kann allerdings mangels An-

gaben über die Entwicklung der Zahlungsbilanz nicht abschließend geklärt werden, weil die Angaben im Außenhandel sich nicht auf Grenzpreise, sondern franko Lieferland verstehen, sodaß die Transportkosten noch hinzukommen. Eine Umstellung in der Transportkostenberechnung könnte auch der Grund sein, warum das Aktivum gegenüber der Sowjetunion ab 1966 so auffällig zurückgegangen ist.

Bemerkenswert ist auch die unterschiedliche Gestaltung des Außenhandels mit EFTA und EWG. Während nämlich der Außenhandel der ČSSR mit der EFTA in den zurückliegenden Jahren und auch im ersten Halbjahr 1968 stets passiv war, die ČSSR also weniger Waren dorthin ausführen konnte, als sie selbst bezog, trat in den letzten Jahren, abgesehen vom Jahre 1966, ein Aktivum im Handel mit der EWG auf. Dieses belief sich 1967 auf 100 Mill. K, war aber im ersten Halbjahr 1968 mit 135 Mill. bereits größer als im ganzen vorausgehenden Jahr. Dieses Aktivum ist weitgehend durch den Handel mit der Bundesrepublik verbunden, der im Jahre 1967 ein Aktivum von 220 Mill. und im ersten Halbjahr 1968 von 144 Mill. ergab (Export der ČSSR plus 30%, Import aus der Bundesrepublik 17%). Im Handel mit den übrigen EWG-Partnern zeigte sich 1968 indes eine größere Ausgeglichenheit und ein geringeres Aktivum der ČSSR, mit Holland sogar ein Defizit.

Trotz der August-Ereignisse hat sich die Handelsbilanz gegenüber den nichtsozialistischen Staaten im Jahre 1968 verbessert, aber es wird darüber geklagt, daß sich durch die erforderlichen langfristigen Kredite die Zahlungsverhältnisse für die ČSSR eher noch verschlechtert haben. Die Lage blieb aber gespannt, es entstanden in den einzelnen Monaten starke Exportschwankungen und die Augustereignisse haben sich ungünstig ausgewirkt.

Auch wird darauf hingewiesen, daß die Einfuhr aus den westlichen Staaten, entgegen den Grundsätzen des neuen Reformmodells, soweit es sich um Konsumgüter handelt, gedrosselt wird, was wieder zu einer unerwünschten Minderversorgung des Marktes und zu Preisauftriebstendenzen führt.

Die weitere Entwicklung des Handels mit den westlichen Staaten, für den anläßlich der ZK-Sitzung im Dezember 1968 manche maßgebenden Sprecher wohl gegen die sowjetischen Auffassungen aufgetreten sind, ist heute ebenso wenig vorauszusagen, wie überhaupt die Gestaltung der Wirtschaftspolitik der ČSSR. Sicher ist jedenfalls, daß aufgrund des am 20.11.1968 in Moskau unterschriebenen Protokolls über den Warenaustausch zwischen der UdSSR und der ČSSR eine Umsatzsteigerung im Jahre 1969 um rund 10% und damit ein Umsatz von 2 Mrd. Rubel (2,2 Mrd. \$) erwartet werden kann. Auch die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit soll sowohl in der Forschung, als auch durch den Austausch von Fachleuten verstärkt werden. Es ist daher anzunehmen, daß der Anteil der sozialistischen Staaten am Außenhandel der ČSSR, der im ersten Quartal 1968 71% betrug (Anteil der Sowjetunion an der Ausfuhr in die sozialistischen Staaten 46%, an der Einfuhr aus ihnen 49%), eher noch wachsen wird.

Wirtschaftliche Ergebnisse der ČSSR 1968

	1967 in % von 1966	1968 in % von 1967 (geschätzt)
Volkseinkommen	108	106,8
Industrieproduktion	106,7	105,2
Lieferungen der Industrie für den Innenmarkt	104,9	109,0
Bauarbeiten	110	106,2
Landwirtschaftliche Produktion	103,5	103,5
Ansteigen der Beschäftigung (Industrie)	101,4	101,3
Persönlicher Verbrauch	104	109
Durchschnittlicher Normallohn (Industrie)	105,5	106,4
Durchschnittlicher Reallohn	104	107,0
Arbeitsproduktivität der Industrie	106	103,9
Arbeitsproduktivität im Bauwesen	106,8	104,3
Kleinhandelsumsatz	106,5	114
Investitionen	103,8	108,6
Außenhandelsumsatz	101,4	106,4
Geldeinkünfte der Bevölkerung		111,7
Lebenshaltungskosten		101,9

Quelle: Bericht des Statistischen Bundesamtes, Hospodářské noviny, 7. 2. 1969, Nr. 6, Beilage; Mitteilungen des Direktors dieses Instituts, J. Kazimour, Rudé právo, 29. 3. 1969, Nr. 75, S. 1 u. 2.

Außenhandelsbilanz der ČSSR in Mill. Kčs

	1967	1968 I—X
Insgesamt	plus 1.326	pl. 1.058
davon Sozialistische Staaten	plus 878	pl. 93
davon UdSSR	plus 85	— 211
Westliche Staaten	plus 448	pl. 965
davon EWG	plus 100	pl. 135
EFTA	— 117	— 135
Entwicklungsländer	plus 429	pl. 801

Quelle: Statistické přehledy 1968, 12 — Eigenberechnung.

Industrieproduktion der ČSSR, 1. Halbjahr 1968

	1. Halbjahr 1968 in % des 1. Halbjahres 1967
Industrie insgesamt	105,5
Energiewirtschaft	110,3
Brennstoffe	105,9
Metallurgie	105
Maschinenbau	106,5
Chemie	107,2
Verbrauchsgüterindustrie	102,5
Lebensmittelindustrie	104,1

Monatliche Zuwachsraten in %

Monat	Industrieproduktion		Produktivität	
	1967	1968	1967	1968
I.	8,5	5,2	6,4	4,6
II.	4,5	10,5	2,8	9,4
III.	3,2	3,9	1,6	2,8
IV.	5,4	5,5	3,7	4,7
V.	5,6	5,4	4,3	4,1
VI.	5,9	3,0	4,5	1,7
VII.	5,0	8,1	4,0	6,8
VIII.	8,4	— 4,1	7,4	— 5,0
IX.	5,5	7,4	4,7	6,4
X.	12,4	5,0	11,9	3,8
Ø I—12	6,7	5,4	5,8	4,5

Quelle: Statistické přehledy 1968, 12 — Eigenberechnung. Monatsangaben November und Dezember 1968 noch nicht verfügbar.

BERICHT

ZEHN JAHRE COLLEGIUM CAROLINUM 1958—1968

Von Karl Bosl

Das Collegium Carolinum war eine Schweregeburt, es hat fast fünf Jahre gedauert, bis es auf eigenen festen Füßen stehen konnte. Viele Geburtshelfer mühten sich redlich um das zuerst sehr lebensschwache Kind mit verschiedenen Diagnosen und Rezepten. Die Wiege, in der das Baby großgezogen wurde, war die Historische Kommission der Sudetenländer, zunächst unter Leitung von Schreiber, dann von Oberdorffer. Sein erster Name war „Wissenschaftliches Sekretariat“, seine Taufpaten waren Schreiber, Raschhofer, Oberdorffer, Schwarz und vor allem Chyla; ihr wohlwollendes Interesse zeigten Reitzner, Schütz, Becher und Gaksch. Die erste gemeinsame Sitzung von Kommission und Sekretariat fand am 21. Januar 1956 in München statt. Am gleichen Tage gab der bayerische Regierungschef Ministerpräsident Prof. Dr. Hoegner in seiner Regierungserklärung die Gründung des „Collegium Carolinum“ als Forschungsstelle für die böhmischen Länder mit Wirkung vom 1. April 1956 bekannt. Der Bayerische Landtag und das Gesamtdeutsche Ministerium bewilligten die ersten Etatmittel, die das nun etablierte Geschöpf flügge machen sollten.

In Theodor Mayer, dem zeitweiligen Professor an der Deutschen Universität zu Prag, wurde ein Vorsitzender gewonnen, dessen wissenschaftliches Ansehen eine bedeutsame Starthilfe für das Unternehmen war. Da aber weder er, noch irgend eines der Vorstandsmitglieder ihren Wohnsitz in München hatten, das Institut gerade für den Aufbau eine sichere Hand nötig hatte, ließ sich Karl Bosl trotz vieler anderer Arbeiten seit 1958 herbei, den geschäftsführenden Vorstandsposten des Collegium Carolinum zu übernehmen; denn sollte die Forschungsstelle Leben gewinnen und wirklich Forschung treiben, dann mußte sie Anschluß an die Universität München gewinnen, junge Studenten und Doktoren anziehen, Interessen wecken und Kontakte zu den einschlägigen wissenschaftlichen Instituten pflegen. Das konnte nur einem aktiven Professor an der Münchener Universität gelingen, der genug wissenschaftliches Ansehen und Einfluß genoß. Darum wandte sich Theodor Mayer an Karl Bosl mit der Bitte um Übernahme der Leitung; der sagte zu. In Ernst Schwarz trat dem Vorstand ein angesehener Germanist mit slawistischer Forschungsgrundlage bei, der zugleich ein unbestechlicher Kritiker war. Heribert Sturm übernahm nicht nur das Finanzressort sondern steuerte als tiefgründiger Historiker Egers, des Egerlandes und Nordböhmens wertvolle Einsichten bei. Hermann Raschhofer entfaltete zunächst

eine sehr intensive rechtsgeschichtlich-verfassungspolitische und völkerrechtliche Initiative und hielt interessante Seminare ab, schied dann aber aus. Als Gründungsmitglieder gehörten neben den Genannten dem Collegium an die Herren E. Bachmann, E. Lemberg, H. Neuwirth, K. Oberdorffer (außer Karl Bosl).

Als wissenschaftliches Institut trat die Forschungsstelle erstmals im November 1956 mit einer Arbeitstagung in Cham an die Öffentlichkeit, deren Vorträge im 1. Band der Veröffentlichungen vorliegen. In der feierlichen Eröffnungssitzung am 18. Februar 1957 hielt den Festvortrag H. Raschhofer über „Die böhmische Verfassungsfrage im konstitutionellen Österreich von 1867—1914“ und referierte E. Lemberg über grundlegende Fragen. Damit stellte sich das Collegium der Öffentlichkeit der Landeshauptstadt vor, die ihr Interesse bezeugte und nun auf Taten wartete, die Anerkennung verdienten. Die ersten Jahre des Bestehens waren angefüllt von grundsätzlichen Erörterungen über wissenschaftliche Zielsetzung und Arbeitsmethoden. Sie führten zu dem Ergebnis, daß exakte und objektive wissenschaftliche Forschung auf breitester Grundlage und unter Verzicht auf alle Ideologien allein zu Anerkennung und Ansehen und zur Verständigung der Sudetendeutschen untereinander und mit den Tschechen und Slovaken führen könne. An diesem Grundprinzip ist bis heute mit Erfolg festgehalten worden.

Die 1956 begründete Wörterbuchkommission unter Leitung von E. Schwarz sollte die Voraussetzung für die Wiederaufnahme der Arbeiten am sudetendeutschen Mundartwörterbuch neu schaffen, das 1945 fast fertiggestellt war und verloren ging. Der ehemalige Prager Dozent Dr. habil. F. Beranek, unterdessen gestorben, konnte vom höheren Schuldienst in Hessen durch die Hilfe des Landes Hessen, des Bundesinnenministeriums und der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Arbeit am Mundartwörterbuch freigestellt werden. Seine Witwe führt diese Tätigkeit zu Ende. Am 1. Dezember 1957 wurde das Collegium Carolinum in die Thierschstraße verlegt, wo es in nachbarlicher Nähe mit dem Sudetendeutschen Archiv unter einem Dache arbeitet.

Eine Sitzung am 17. April 1959 legte die Aufgabe des CC, wie folgt, fest: „Das Collegium Carolinum — Forschungsstelle für die böhmischen Länder ist aus dem Bestreben geschaffen worden, sich auf wissenschaftlicher Grundlage mit den böhmischen Ländern in ihrer Gesamtproblematik zu befassen, eine Analyse und Erfassung dieses Raumes und seiner Völker, seiner historischen, soziologischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten vorzunehmen. Dabei soll auch die gegenwartskundliche Beobachtung der Vorgänge im böhmisch-mährischen Raum selbst und der im Exil lebenden Volksteile dieses Raumes betrieben werden.“ Der anfänglich erhobene Vorwurf des Revanchismus und Revisionismus brach in sich selber zusammen, als die Leistungen des Instituts in zunehmendem Maße die Öffentlichkeit erreichten. Es ist eine uralte menschliche Erfahrung aller Zeiten und Völker, daß man angetanes Unrecht nur dann vergessen bzw. ohne Haß und Revanchegedanken ertragen und vergessen kann, wenn man die Kraft hat, sich sach-

lich damit zu befassen, die Anlässe und Voraussetzungen zu überdenken und kritisch zu würdigen. Man kann den Menschen in der Vertreibung nicht die Erinnerungen an die alte Heimat, die Traditionen und ihr Geschichtsbeußtsein nehmen; wer das tut, raubt ihnen sogar die Kraft, sich in der Assimilation zu behaupten und durchzusetzen. Diese menschliche Aufgabe ist auch dem CC bei allem Beharren auf wissenschaftlicher Sachlichkeit gestellt. Geschichte kann ohne Ideologien keine sogenannten historischen Rechte begründen oder schaffen, sie macht aber weise für das Ganze und bereitet vor auf die Risiken der Zukunft. Das CC setzt unter anderen Voraussetzungen, auf fremdem Boden und mit veränderter Zielsetzung die Arbeit der wissenschaftlichen Institute der Deutschen in der alten CSR fort. Entideologisierung, Entmythologisierung, Versachlichung, Europäisierung wurden die vordringlichen Aufgaben und Aspekte, die das Collegium in aller erster Linie in Angriff nahm. So hat es dem unberechtigten Vorwurf des Revanchismus mit Erfolg getrotzt und begegnet.

In F. Prinz, der nach seiner Habilitation in München unter Bosls Betreuung ausschied und bald Ordinarius an der Universität Saarbrücken wurde, Dr. Richter, einem Bosl-Schüler, und Dr. Hanke, einem Schüler Friedrich Lütges, gewann der Vorstand drei tüchtige, wissenschaftlich ausgewiesene und von echtem Eifer erfüllte wissenschaftliche Mitarbeiter, die das Vertrauen rechtfertigten, das man in sie setzte. Richter übernahm die Leitung der Bibliothek, die mit ihrem über 39000 Bänden zum Herzstück des Instituts wurde. In zwei umfassenden Beiträgen zu den Bänden 1 und 2 des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder hat er sich als hervorragender Kenner der Literatur, Quellen und Problematik, aber auch als versierter Gelehrter erwiesen. Hanke übernahm die Aufgaben eines Redaktionssekretärs für das neugeschaffene „Bohemia-Jahrbuch“, das mit diesem Band im 9. Jahrgang steht. Hankes wirtschaftsgeschichtliche Studien und seine umfangreichen Beiträge zum 2. Band des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder haben ihn als kritischen und kenntnisreichen Fachmann ausgewiesen.

Karl Bosl führte F. Prinz und F. Seibt zur Habilitation an der Universität München und verfolgte damit die Absicht, dem Collegium zwei erprobte junge Gelehrte zu gewinnen, die fähig und willens wären, die Leitung des Collegium Carolinum in absehbarer Zeit zu übernehmen. Prinz ist der Autor eines unterdessen berühmt gewordenen Buches über „Frühes Mönchtum in Europa“, bedeutender Beiträge zum 3. und 4. Band des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder und zweier ausgezeichneten Bücher über böhmische Fragen des 19. Jahrhunderts. F. Seibt hat ein in Ost und West gleich anerkanntes Buch über den Hussitismus („Hussitica“) geschrieben und dieses große europäische Thema achtzig Jahre nach v. Bezold als erster Deutscher wieder aufgegriffen. Sein Handbuchbeitrag über das böhmische Spätmittelalter und insbesondere über Karl IV. und seine Ära ist das Beste, was es derzeit zu diesem Thema gibt. Seine große Bibliographie zur böhmischen Geschichte weist diesen europäischen Mediävisten zugleich als her-

vorrangenden Bohemisten aus. Trotz wiederholter Bemühungen, zuerst bei Ministerpräsident Dr. Seidel, gelang es nicht, die Errichtung eines Lehrstuhls für Fragen des böhmisch-mährischen Raumes an einer bayerischen Landesuniversität zu erreichen. In Dr. Wild gewann das Institut einen umsichtigen und juristisch kompetenten Geschäftsführer. Das wissenschaftliche Sekretariat liegt in den Händen von Dr. Karl Richter.

Fragen des Heimatrechtes, des Staats- und Verfassungsrechtes der böhmischen Länder und der ČSR, die Sudetenfrage zwischen 1918 und 1938, eine Dokumentation der sudetendeutschen Bauernbewegung, eine Geschichte des Schönhengstgaues, die Tätigkeit führender Männer des Geistes und der Politik waren die Themen der Forschungen und Veröffentlichungen in den ersten Jahren des Bestehens des CC. Anfang Juni 1959 fand in Grünwald vor München die erste große Tagung zum Thema „Die Sudetenfrage in europäischer Sicht“ statt; im November 1959 behandelte eine zweite Tagung in Straubing das Thema der europäischen Bezüge böhmisch-mährischer Geschichte und des bayerischen Anteils an Siedlung und Kultur Böhmens. Mit besonderem Interesse studierte und studiert man den Stand der tschechoslowakischen Geschichtsforschung. Seit 1959/60 erscheint alljährlich unter der Redaktion von Karl Bosl das erwähnte „Bohemia-Jahrbuch“, das sowohl den Fortgang der Forschung, deren Probleme zeigen, der Ort der Publikation von Referaten und Vorträgen auf Tagungen und Seminaren des CC sein soll. Auf Anregung und unter der Herausgeberschaft von Karl Bosl wurde die Ausarbeitung eines „Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder“ in Gang gebracht, für das die Herrn Prinz, Seibt, Mildenerberger, Slapnicka, Sturm, Birke, Richter und Hanke als Mitarbeiter gewonnen wurden. Bis jetzt sind drei Bände (1, 3, 4) erschienen, der letzte (2) wird 1970 auf dem Buchmarkt erscheinen. Dieses „Handbuch“ sollte den jetzigen Stand der Forschung darstellen, die Quelleneditionen und Literatur möglichst vollständig erfassen. Es soll durch eine objektive Darstellung die Grundlage für ein sachliches Gespräch aller beteiligten Nationen schaffen, wie Karl Bosl in Vorwort und Einleitungskapitel bemerkte. Die bedeutsamen Beiträge der Mitarbeiter, die sich als *die* Fachleute erwiesen, die man brauchte, haben diesem Werk Ansehen und Gewicht verschafft und zugleich die Diskussion hüben und drüben stark angeregt. Auf Vorschlag K. Bosls wurde auch die Erarbeitung eines „Handbuches der sudetendeutschen Kulturgeschichte“ beschlossen, das in mehreren Reihen die Geistes-, Kunst-, Literatur-, Musik- und Sprachgeschichte, Volkskunde, Volkstums- und Siedlungsgeschichte darstellen soll. Mit gewohnter Präzision hat E. Schwarz den Anfang gemacht. Als erster Band erschien die erweiterte und umgearbeitete zweite Auflage seines bekannten Werkes „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle“, als zweiter Band „Sudetendeutsche Sprachräume“, als dritter Band „Volkstumsgeschichte der Sudetenländer Teil 1: Böhmen“, als vierter „Volkstumsgeschichte Teil 2: Mähren — Schlesien“. Damit ist nicht nur die Ernte eingebracht, die der angesehene Prager Germanist E. Schwarz auf dem Felde der Sprach-, Siedlungs- und Volkstumsforschung er-

arbeitet hat, sondern auch ein wichtiger Teil des erhaltungswürdigen deutschen Erbes wissenschaftlich dargeboten; darauf kann das Traditionsbewußtsein der Sudetendeutschen in ihrer neuen Heimat aufbauen, das können sie als Mitgift in die neue Ehe mit den Bundesdeutschen einbringen. Nach Vorarbeiten des früh verstorbenen Hanika übernahm B. Schier die schwere Aufgabe, für ein Handbuch der sudetendeutschen Volkskunde Mitglieder zu gewinnen und die Redaktion des Gesamtwerkes zu leiten. Ihn löste jüngst der Ordinarius für Volkskunde an der Universität München Kretzenbacher, ein Schüler V. v. Gerambs in Graz, in der Redaktion ab. Das im Entstehen begriffene Handbuch der Kulturgeschichte muß sich notwendigerweise auf die Deutschen in den böhmischen Ländern beschränken; doch ist die Eigenart dieses Deutschtums, das vor 1918 und 1938 keine nationale Zusammenfassung fand, ohne den slawischen Nachbarn und Partner nicht verständlich, gerade weil es auch Inseldeutschtum gab. Insoferne gehört dieses Handbuch in allen seinen Reihen ebenso zu einer großen und umfassenden „Geschichte“ der böhmischen Länder auf der Grundlage vergleichender Strukturanalyse.

Neben die Arbeit an den zwei großen Standardwerken, die das Collegium Carolinum bearbeitet und herausgibt, treten drei weitere fortlaufende Unternehmen. An einem „Deutschen biographischen Handbuch der Sudetenländer“ war bislang eine weitere Mitarbeiterin, I. Matison, beschäftigt. Nach Vorarbeiten und Zettelkästen von Dr. Herr sollen hier die Einzelpersonalartikel erarbeitet und für den Druck fertiggestellt werden. Die Ausarbeitung eines Manuskripts für ein modernes „Großes Ortsnamenbuch der böhmischen Länder“ geht dem Abschluß entgegen. Damit sollen kurze Übersichten für jeden Bezirksabschnitt verbunden werden, die Stand und Veränderungen der Verwaltungsorganisation darlegen. Für das „Sudetendeutsche Wörterbuch“ ist die Sammelarbeit abgeschlossen, die in zehnjähriger Arbeit von unzähligen ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet wurde. In 117 735 Verbalzetteln wurde der Formenreichtum von rund 240 im Sudetenland gebräuchlichen Zeitwörtern festgehalten und in einer Kombination von Karteiverzettelung und Einzeichnung auf Kartenunterlagen für die Schlußredaktion bereitgestellt. In Herrn Kühnel wurde ein wissenschaftlicher Assistent gewonnen. Nach dem Tode des sehr verdienten Herrn Beranek ist seine Frau an seine Stelle getreten, wofür ihr großer Dank gebührt. Die Leitung ist bei E. Schwarz in den besten Händen.

Der Zeitgeschichte gewidmet sind zwei neue Unternehmen, die in den letzten Jahren angelaufen sind. Es wurde Dr. Brandes dank dem Entgegenkommen des Gesamtdeutschen Ministeriums ein Forschungsauftrag erteilt, der „Besatzungspolitik und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren“ untersuchen soll. Außerdem werden von Zeit zu Zeit Hearings veranstaltet, zu denen beteiligte Persönlichkeiten geladen werden, die gewillt sind, sachlich als Wissensträger zu Fragen sudetendeutscher Politik und deutsch-tschechoslowakischer Beziehungen von 1918—1945 auszusagen. Diesen Arbeiten und Unternehmungen dient das von H. Kuhn bearbeitete „Hand-

buch der Tschechoslowakei“, das den modernsten Stand des politisch-staatlich-administrativen Lebens in der ČSSR auf prosopographischer Grundlage zu erarbeiten sucht. Daneben ist eine Reihe von Arbeiten mit aktueller, zeitgeschichtlicher Thematik im Gange, die gefördert und herausgegeben werden. Zu nennen sind zwei Biographien J. M. Baernreithers (Bachmann) und Ignaz v. Pleners, eine Dokumentation der von Sudetendeutschen an den Völkerbund 1918—1938 gerichteten Denkschriften, zeitgeschichtliche Studien über die sudetendeutsche Arbeiterbewegung, Arbeiten über die Entstehung der bayerisch-böhmischen Grenze, die Ära Alexander von Bachs, das Wiener Tschechentum, die tschechoslovakische Legion in Rußland, die Beziehungen zwischen Österreich und der Tschechoslowakei zur Zeit der Pariser Friedenskonferenz, das deutsche Volksbüchereiwesen in der Ersten ČSR. Unter den letzten Einzelveröffentlichungen sind hervorzuheben F. Prinz, Prag und Wien 1848. Probleme der nationalen und sozialen Revolution im Spiegel der Wiener Ministerratsprotokolle (1968) und F. P. Habel, Historische, politische und soziale Voraussetzungen des Zusammentreffens zwischen Bayern und Sudetendeutschen nach 1945. [Ein Beitrag zum Strukturwandel Bayerns] (1968). Vor der Veröffentlichung stehen folgende Werke: B. Frei, Staat und Kirche in der Tschechoslowakei vom Februarumsturz bis zum 2. Vatikanischen Konzil; D. Brandes, Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis zu Heydrichs Tod (1939—1942); H. Haas, Österreich-Ungarn als Friedensproblem. Aspekte der Friedensregelung auf dem Gebiete der Habsburger-Monarchie in den Jahren 1918/19 (Salzburger Dissertation bei Fellner); J. Beranek, Atlas der sudeten-deutschen Umgangssprache; P. Hilsch, Die Bischöfe von Prag in der frühen Stauferzeit (Tübinger Diss. bei Fuhrmann). Das Gewicht der eigenen und der geförderten Untersuchungen und Abhandlungen hat sich in den letzten Jahren ganz entscheidend auf die Zeit nach 1848, nach 1918 und 1933 verlagert.

Diese bewußt vollzogene Wendung, die die großen Unternehmen des Collegium Carolinum in keiner Weise beeinträchtigt, steht unter der Erkenntnis, daß für die Menschen von heute Geschichte nur Gewicht hat, wenn ihre Beziehungen zur Gegenwart deutlich sind und werden, und daß die aktuellen Probleme einer gründlichen Auseinandersetzung und Diskussion bedürfen. Die Diskussion aber hat das Collegium mit besonderem Nachdruck auf seinen Jahrestagungen und Colloquia immer gepflegt. Hervorgehoben sei die letzte Tagung (Wiessee 31. X.—3. XI. 1968) mit dem Thema „Aktuelle Probleme um die Erste Tschechoslowakische Republik“, die von 90 Professoren und vielen Nachwuchskräften aus sechs Ländern besucht war. Die Referate werden in Bälde im Druck erscheinen. Im Druck sind bislang Referate unserer Tagungen unter folgenden Themen erschienen: Böhmen und Bayern (1958); Die Sudetenfrage in europäischer Sicht (1962); Die Slowakei als mitteleuropäisches Problem in Geschichte und Gegenwart (1965); Probleme der böhmischen Geschichte (1964); Beiträge zum deutsch-tschechischen Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert (1967); Zwischen Frankfurt und Prag (1963).

Mit besonderem Bedacht wurde der Aufbau einer Spezialbibliothek für alle Fragen der böhmischen Länder gefördert und zielbewußt vorangetrieben. Mit ihren 39 000 Bänden ist sie heute bereits ein Arbeits- und Forschungsinstrument allerersten Ranges. Diese Bücherei soll auch der Pflege internationaler Beziehungen und durch den ständig wachsenden Tauschverkehr auch der geistigen Begegnung dienen. Die Pflege wissenschaftlicher Kontakte mit den Wissenschaftlern der ČSSR und aller Ostblockstaaten, aber auch mit denen des Westens in den das Institut berührenden Fragen ist ein Hauptanliegen des Collegium neben seinen eigenen Unternehmungen. Das ideologiefreie, absichtslose, aber innerlich engagierte Gespräch ist eine entscheidende Brücke, auf der alle Menschen sich treffen, die ernsthaft nach Wahrheit, Verstehen und Ausgleich suchen.

Am Anfang der Tätigkeit des Collegium Carolinum stand ein ernstes Ringen um ein klares Ziel und um den rechten Weg. Das ging genau so wenig wie bei Tschechen und Slovaken ohne Entideologisierung und Entmythologisierung. Die Frage war, was echte unverfälschte Substanz sei, die bewahrt werden müsse, und was als Ballast abzuwerfen war. Es sei vor allem denen gedankt, die trotz anderer Auffassung einen solchen neuen Weg nicht behindert haben. Es galt und gilt aber auch in einem Forschungsinstitut wie dem Collegium Carolinum die neuesten Methoden und Aspekte anzuwenden und durchzusetzen. Ich bin dabei immer von meinen jüngeren Freunden Prinz und Seibt tatkräftig unterstützt worden. Auf ihre Schultern wird in absehbarer Zeit die Last des Collegium gelegt werden. Dann werden ihnen so kenntnisreiche und erprobte Mitarbeiter wie Richter und Hanke zur Seite stehen, die sich höchsten Dank verdient haben. Die bisherigen Leistungen sprechen für sich; sie sind ein Ansporn und eine Befriedigung zugleich.



Prof. Dr. phil. Franz J. Beranek †

NACHRUF

FRANZ J. BERANEK

8. 8. 1902 — 11. 8. 1967

Am 11. 8. 1967, drei Tage nach seinem 65. Geburtstag, ist unerwartet der Professor für deutsche Philologie mit besonderer Berücksichtigung der jiddischen Sprache an der Justus-Liebig-Universität in Gießen, Franz J. Beranek, gestorben. Er war geboren am 8. 8. 1902 in Lundenburg, einer Stadt im östlichen Südmähren, in der es noch deutsche Schulen gab, die aber sonst fast ganz von tschechischem Sprachgebiet umgeben war und eine relativ große jüdische Gemeinde zählte. Das Zusammenleben von drei Völkern mit ihren Problemen wirkte auf die Richtung seines Studiums und seiner wissenschaftlichen Bemühungen.

Nach dem Abitur am Lundenburger Deutschen Staatsgymnasium begann Beranek das Studium der Germanistik und Slawistik in Wien, wo die Professoren Steinhauser, Pfalz und Much seine Lehrer waren. Besonders Fragen der Mundartkunde regten ihn an. Nach zwei Jahren setzte er sein Studium an der Deutschen Universität in Prag fort.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatten sich die Voraussetzungen für das akademische Studium in den Sudetenländern insofern geändert, als die Prüfungen im Inland abgelegt werden mußten. Bis 1918 war Wien die Lieblingsuniversität für die Deutschen in Mähren. Nun waren sie genötigt, nach Prag zu gehen, dessen deutsche Universität nun mehr Hörer zählte und zum Kulturzentrum Böhmens und Mährens wurde. Es wurde notwendig, die Sprache und Geschichte der Sudetendeutschen wissenschaftlich zu fördern. Mundart- und historische Studien mußten verstärkt betrieben werden, um Versäumnisse nachzuholen. Diesem Kreis gesellte sich Beranek zu. Er lernte auf vielen Fußwanderungen seine Heimat Südmähren genau kennen, befragte seine Landsleute nach ihrer Mundart und sammelte so das Material für seine „Mundart von Südmähren (Lautlehre)“, die 1936 erschienen ist. Erstmalig wurde eine Landschaft, die bisher als Rand der niederösterreichischen Mundart angesehen worden war, in den Mittelpunkt gestellt und gezeigt, wie vielfältig die Probleme waren, weit größer, als man bisher angenommen hatte. Der mittlere Teil um Znaim war besonders Wiener Einflüssen geöffnet, der Westen samt der besonders altertümlichen Neuhauser Sprachzunge konservativer, im Osten das Auspitzer Ländchen ostmitteldeutschen-nordmährischen Einflüssen zugänglich. Im Iglatale zeigten sich wieder altertümliche Züge, die zu den Sprachinseln um Brünn und Wischau überleiteten, die sich an Alter und altbairischen Verhältnissen, dazu mit leichter ostmitteldeut-

scher Tünche, den altertümlichen südbairischen Sprachinseln (den sieben und dreizehn Gemeinden nördlich Vicenza und Verona, Zarz und Gottschee in Krain) an die Seite stellen. Deutlich zeigte sich, daß vom Donautal die Neuerungen ausstrahlten. Beraneks Arbeit zeichnet sich noch dadurch aus, daß eine Fülle von alten Wörtern zutage trat. Während andere Mundartarbeiten den schwierigen Wörtern ausweichen, sucht sie Beranek auf, so daß seine Arbeit den berühmten bairischen Arbeiten von Schatz über die Tiroler Mundart und Lessiak über die Mundart von Pernegg gleichzustellen ist.

Aus materiellen Gründen mußte Beranek, da viele Deutsche nicht als Lehrer an deutschen Oberschulen unterkommen konnten, als Deutschlehrer an tschechischen Schulen wirken, in Rakonitz, Neuhaus, Pardubitz. Hier glückte es ihm, noch Beobachtungen an letzten Sprechern der schon untergegangenen schlesischen Mundarten der Pardubitzer Sprachinsel zu machen, wo Auswanderer aus der Grafschaft Glatz nach dem siebenjährigen Kriege eine Reihe von kleinen Dörfern geschaffen hatten. In Schemnitz bekam eine von Prager und Wiener Gelehrten durchgeführte Arbeitstagung über das Deutschtum in der Slowakei Nachricht vom Bestehen einer noch in einem Vororte lebenden Kremnitzer Sprachgruppe, für deren Untersuchung Beranek vom Unterzeichneten gewonnen werden konnte. Deutsche Bergleute aus der Umgebung von Krickelhau waren im 19. Jahrhundert in das Fuchsloch gekommen.

1927 lernte Beranek in der Karpato-Ukraine das Jiddische kennen. Juden waren besonders seit dem 14. Jahrhundert aus Deutschland nach dem Osten gezogen und hatten eine eigene Sprache ausgebildet, in der es auch alte deutsche Bestandteile gab. Durch weitere Wanderungen nach Ungarn, Polen und in die baltischen Länder wurde Beranek zum besten Kenner des Jiddischen in Mitteleuropa, als den ihn sein Buch „Die jiddische Mundart Nordostungarns“ (1941) und der „Westjiddische Sprachatlas“ (1966) ausweisen. Aus seiner Feder stammt der Überblick „Jiddisch“ im Sammelwerk „Deutsche Philologie im Aufriß“. Siedlungsgeschichtliche Interessen verrät sein Buch „Die deutsche Besiedlung des Preßburger Großgaaues“ (1941), während ein Manuskript über die deutsche Mundart von Preßburg und die nahe deutsche Sprachinsel beim Ende des Zweiten Weltkrieges verloren gegangen ist. 1944 habilitierte sich Beranek in Prag für deutsche Volkskunde und Stammesgeschichte Mährens, da die Errichtung eines Lehrstuhls für dieses Fach vorgesehen war, wofür er nach seinen Leistungen prädestiniert war. Das Ende des Weltkrieges verhinderte seine Ernennung. Die Ausweisung verschlug ihn nach Hessen, wo er in den hessischen Schuldienst eintrat. Durch Befragung vieler Vertriebenen aus sudetendeutschen Städten sammelte er das Material für seinen Atlas der Sudetendeutschen Umgangssprache, der in drei Bänden nun nach seinem Tode herauskommen wird.

In Prag war 1930 eine Wörterbuchkanzlei der Deutschen Akademie der Wissenschaften eingerichtet worden, in der unter Leitung des Unterzeichneten durch Fragebogen, Aufsammlung des gedruckten Stoffes, direkte Abfra-

gungen und Dissertationen mit Laut- und Wortkarten das Material für ein Sudetendeutsches Wörterbuch zusammengetragen wurde. 1943 umfaßte der Zettelkatalog über 1 500 000 Einzelantworten sowie 887 Karten. 1944 war mit der Ausarbeitung für die Buchstaben A und B begonnen worden, doch führte das Kriegsende zum Verluste aller Sammlungen. Nur etwas über 100 Karten konnten später wieder zusammengebracht und in den drei Bänden des Sudetendeutschen Wortatlasses (1954, 1956, 1958) veröffentlicht werden. Es wurde notwendig, an die Wiederaufnahme dieser Arbeiten zu denken, denn es war vorauszusehen, daß die in alle Gegenden Deutschlands und Österreichs zerstreuten Sudetendeutschen ihre Mundarten nicht mehr lange würden behaupten können. Dafür kam in erster Linie Beranek in Betracht, der sich auf eine Frage des Unterzeichneten sofort dazu bereit erklärte. 1957 konnte nach Überwindung mancher Schwierigkeiten die Beurteilung vom Schuldienst erwirkt und die Arbeit aufgenommen werden. Mit großer Energie hat sich Beranek ein neues Mitarbeiternetz geschaffen, so daß mit Hilfe von 500—600 Gewährsleuten eine neue Fragebogenaktion durchgeführt wurde, die bei seinem Tode mit dem 100. Fragebogen gerade abgeschlossen hat. Ein großes Material ist erneut bereitgestellt, viele Karten erleichtern den Überblick. Das Collegium Carolinum hat ihn in Anerkennung seiner Arbeit zum Mitglied gewählt. Es bemüht sich, mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft und interessierter Ministerien, die weitere Arbeit am Wörterbuche unter Leitung seiner Gattin Dr. Hertha Wolf-Beranek, die ihm bei dem Aufbau geholfen hat, zu sichern.

1960 hat sich Beranek in Gießen für das Fach „Deutsche Philologie mit besonderer Berücksichtigung der jiddischen Sprache“ umhabilitiert. 1962 wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Mit dem Collegium Carolinum trauert ein großer Kreis von Mundartsprechern aller Volksschichten, von Kollegen und Freunden um einen Forscher und Organisator, der sich durch keine Widrigkeiten des Lebens hat zurückschrecken lassen, die ihm vielmehr ein Ansporn wurden, Heimatliebe, Aufgeschlossenheit, Wahrheitsdrang und Forschung zu vereinigen.

Erlangen

Ernst Schwarz

BUCHBESPRECHUNGEN

Humanitas Ethnica. Menschenwürde, Recht und Gemeinschaft. Festschrift für Theodor Veiter.

Wilhelm Braumüller Verlag, Wien-Stuttgart 1967, 427 S., brosch. DM 62.— (Ethnos. Schriftenreihe der Forschungsstelle für Nationalitäten- und Sprachenfragen. Marburg/L. Bd. 5).

Die Festschrift, gewidmet einem profilierten Völkerrechtler, der in seinen zahlreichen Schriften auch wichtige Beiträge zur nationalen Problematik des Sudeten- und Donauraums vorgelegt hat, bringt eine ganze Anzahl von Aufsätzen, in denen Geschichte und Soziologie von Minderheitengruppen, neben Aufgaben und Rechtsfragen der Vertriebenenpolitik, behandelt werden. Entsprechend dem weiten Gebiet, in dem Veiter als Jurist, aber auch als Rechtshistoriker und Politiker gearbeitet hat, sind ihm aus dem Freundeskreis auch Essays zur Volkstumsgeschichte zugeeignet worden, die sich mit der Heimatpflege und Kulturkunde der heutigen österreichischen Landschaften befassen. Es sei hier nur auf Christoph Pans Beitrag über „Die wirtschaftliche und soziale Problematik Südtirols“ und auf Karl Ilgs interessanten Bericht „Die deutsch-brasilianischen Kolonien und sinnvolle Entwicklungshilfe, am Beispiel der österreichischen Siedlungen“ hingewiesen.

Die Abhandlungen zu Fragen, die den Sudeten- und Donauraum betreffen, mögen in erster Linie gewürdigt werden. Der Rechtshistoriker Wilhelm Wegener (Saarbrücken) legte in seiner Erörterung „Tschechisches Nationalgefühl und Nationalbewußtsein bei Cosmas“ dar, wie sich im 11. und 12. Jahrhundert das vom Klerus getragene Nationalbewußtsein dieses Volkes entwickelt hat. Er analysiert das Selbstverständnis der tschechischen Nation vom Standpunkt des Zusammengehörigkeitsgefühls und des Kontrastbewußtseins gegenüber dem andrängenden Deutschtum, aber auch gegenüber Polen und Sorben. Cosmas erlebte bereits bewußt die eigene Sprache als Element der Eigenständigkeit seiner Nation und ist auch als Kleriker voll Animosität gegenüber seinen deutschen Amtsbrüdern. Franz Hieronymus Riedl bietet in seinem Aufsatz „Bischof Wenzel Frind und Prälat Karl Hilgenreiner und das Nationalitätenproblem in Böhmen an der Jahrhundertwende“ einen instruktiven Beitrag zu den kirchenpolitischen Kontroversen in Böhmen. Besonders hervorzuheben wäre, daß er die Erinnerung an drei Bischöfe wachruft, die dem Geschlecht der Frind (Frint) aus dem böhmischen Niederland entstammen. Anton Frind, der deutschböhmische Kirchenhistoriker und Verfasser der „Kirchengeschichte Böhmens“, findet die verdiente Würdigung. Riedl behandelt vor allem die Arbeiten des Prager Moralthologen und Weihbischofs Wenzel Anton Frind über die Beurteilung der Nationali-

täten- und Sprachenfragen vom ethnischen Standpunkt. Auf die Darlegungen Frinds hat Robert A. Kann bereits 1957 in einer ausführlichen und systematischen Untersuchung hingewiesen. Riedls sachkundiger Bericht zeigt auf, wie der Prager Bischof leider ergebnislos versuchte, zur Beilegung des Nationalitätenstreits beizutragen, indem er die sittlichen Grundlagen für das Recht eines jeden Volkes auf den Gebrauch seiner Sprache herausarbeitete. Prälat Karl Hilgenreiner trat seinerzeit (1901) mit einer anonym erschienenen Schrift hervor: „Zur Frage deutscher Bistümer in Böhmen. Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung aus der Mitte des deutschen Klerus in Böhmen“. Der aus Friedberg in Hessen stammende Prager Universitätsprofessor hat in dieser heftig umstrittenen Schrift den Versuch unternommen, den Sprachenstreit aus dem kirchlichen Bereich zu verbannen. Der tschechische Klerus bestand jedoch auf der Auffassung, daß bei der Errichtung neuer Diözesen keineswegs rein deutsche geschaffen werden dürften. Riedl gebührt das Verdienst, auf die politische Bedeutung der Arbeiten Hilgenreiners erneut hingewiesen zu haben. Franz Klein-Bruckschwaiger stellt dar, wie sich die Entwicklung einer Volksdeutschen Rechtsgeschichte in Grundkonzeption und Arbeitsbereich von den Aufgaben der Germanischen Rechtsgeschichte unterscheidet. Er betont dabei den Wert der Rechtstradition gegenüber der reinen Urkundenauslegung. Die Forschungen Klein-Bruckschwaigers zur Problematik der Reichweite des Magdeburger Stadtrechts vom nördlichen Karpatenrand bis zum Schwarzen Meer stehen in engem Kontakt zu den Arbeiten Prälat Prof. Georg Schreibers und Prof. Wilhelm Weizsäckers. Die Untersuchung des rechtlichen Brauchtums, das die deutschen Heimatvertriebenen überliefert haben, ist ohne Zweifel eine wichtige Aufgabe für die wissenschaftlichen Institute, die sich mit den deutschen Heimatvertriebenen und mit deren Vertreibungsländern befassen. Moderne Aspekte behandelt Anton Burghardt in der Abhandlung „Die Fremdarbeiter als sozialkulturelles Problem“. Er ordnet diese Gruppe als besonderes Phänomen in die heutige Gesellschaftsstruktur ein und charakterisiert sie als „eine autochthone und zugleich marginale Gesellschaft“ (S. 348). Die soziale Stellung des Fremdarbeiters als Mitglied einer fluktuierenden Bevölkerungsgruppe findet ihre genaue Analyse, da die Fremdarbeiter der Industriestaaten nach dem Zweiten Weltkriege nicht mit den autochthonen Minderheitengruppen oder mit den früheren Wanderarbeitern verwechselt werden dürfen.

Zu Gegenwartsfragen der Heimatvertriebenen nimmt Emil Schembera in einem Aufsatz über die Rechtslage der verdrängten Pensionisten in Österreich Stellung, die aus der Tschechoslowakei und den Südoststaaten stammen. Diese Pensionisten, die nach 1945 ihren Wohnsitz in Österreich nahmen, haben erst 1953 durch das Gmundner Abkommen eine Regulierung ihrer Altersversorgung erreicht. Intensive Verhandlungen der Wiener Regierungsstellen mit Bonner Staatsvertretern legten die Aufteilung der Versorgungslasten für diesen Personenkreis fest. Die Höhe der Versorgungsbezüge der „Gmundner“ erreicht im großen und ganzen die der österreichi-

schen Pensionisten, sie ist jedoch mit den Bezügen der sog. „131er“ nicht zu vergleichen. Die Gleichstellung mit diesen ist bisher noch nicht erreicht worden; es bleibt jedoch das Verdienst Theodor Veiters, in dieser Frage wiederholt die Initiative ergriffen zu haben. Die Behauptung Schemberas, die heimatvertriebenen Pensionisten in der Bundesrepublik hätten für die Zeit von 1945—1951 Nachzahlungen erhalten, ist zumindest für Bayern keineswegs zutreffend. Die vollen Zahlungen setzten vielmehr in den meisten Fällen erst nach Verabschiedung des Gesetzes Art. 131 (G 131) vom 11. 5. 1951 (BGBl. I, S. 307) ein.

Die übrigen Abhandlungen der Festschrift befassen sich in erster Linie mit Minderheitsfragen im großen Bereich der europäischen Volksgruppen, sie stellen daher ein wichtiges Vergleichsmaterial zu den nationalitätenrechtlichen Untersuchungen dar. Besonderes Interesse gebührt der Arbeit über die sprachpolitische Situation Elsaß-Lothringens sowie der Untersuchung über das Schicksal der italienischen Vertriebenen aus Istrien. Die Festschrift verdient im Hinblick auf ihre weitgespannte Thematik in wissenschaftlichen Kreisen besondere Beachtung.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

Jan Svoboda, Tschechoslowakei. Landschaft, Geschichte, Kultur.

W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1967, 196 S. mit 16 Taf., DM 19.80.

Heddy Pross-Weertb, Prag und die Tschechoslowakei. Ein Reiseführer. Mit einem Bilderteil von Josef Rast.

Walter Verlag, Olten-Freiburg/Br. 1967, 480 S.

Prag. Ein Bildband von Günter Schindler und Jürgen Seuss. Mit einem Textbeitrag von Andreas Razumovsky.

Fackelträger-Verlag-Schmidt-Küster, Hannover 1967, 16 S. + 125 Bildtaf.

Götz Fehr/Werner Neumeister, Prag. Geschichte und Kultur.

Rembrandt Verlag, Berlin 1967, 166 S., davon 107 Abbildungen (24 farbig) und 11 Grundrisse, DM 36.80.

Prag und die Tschechoslowakei zu besuchen, ist heute en vogue, so verwundert es nicht, daß auch Reiseführer und entsprechende Bildbände in nicht geringer Zahl erscheinen, oftmals auch nur rasch auf den Markt geworfen werden. Dies gilt etwa für den Tschechoslowakei-Band von Jan Svoboda, dessen holpriges Deutsch und kümmerlich konventionelle Bebilderung den Terminzwang deutlich erkennen lassen. Auch fehlt es nicht an Geschmacklosigkeiten, so etwa S. 60, wo von einem unfreundlichen Kellner in Teplitz die Rede ist, der — fast ist man versucht zu sagen — natürlich Sudeten-deutscher ist. Wozu das? (Vielleicht könnte man die Laune des Mannes durch eine Ausreiseerlaubnis in die Bundesrepublik wesentlich verbessern.)

Das Teplitzer Stadttheater wird als „monströses Gebäude“ charakterisiert; nun ja, man kann mit sehr guten Gründen solcher Meinung sein, müßte dann aber den ebenso monströsen Bau des Prager Nationaltheaters im fran-zisko-josephinischen „Reichsstil“ ähnlich qualifizieren, sonst gibt dies alles einen fatalen Zungenschlag. Von Teplitz-Schönau wird euphemistisch vermerkt, die „guten“ Familien seien vor zwanzig Jahren „fortgezogen“(!), bei Reichenberg darf natürlich der Hinweis auf den Amtssitz Henleins nicht fehlen, wiewohl es eigentlich wichtiger wäre, zu vermerken, daß von dieser Stadt die Arbeiterbewegung der böhmischen Länder ausging, der ja bekanntlich auch die Tschechen einiges zu verdanken haben. Solche Entgleisungen, die man beliebig vermehren könnte, sind umso bedauerlicher, als die reichen kunsthistorischen Kenntnisse des Verfassers, die er oft in lebendiger konzentrierter Form darbietet, darunter unverdienterweise leiden. Im Gegensatz zu dem Reiseführer von Pross-Weerth, der zugunsten Prags von der Kunst des gesamten Landes nur ein sehr oberflächliches und summarisches Bild gibt, läßt Svoboda auch die Provinzen ausreichend zu Wort kommen, schon deshalb wäre eine verbesserte Neuauflage des handlichen Buches wünschenswert.

Qualitativ unterscheidet sich insgesamt — und vor allem im Prag-Teil — der Reiseführer von *Pross-Weerth* vorteilhaft von dem vorausgehenden Buch. Darstellung und Informationen sind gut ausgewogen und die guten Fotos von Josef Rast tragen viel dazu bei, diesen handlichen Band für einen Pragbesuch sehr empfehlenswert zu machen. Verglichen mit den Rom-, Provence- und Griechenlandbänden desselben Verlages bleibt er allerdings etwas konventionell.

Umso unkonventioneller ist der Prag-Bildband von *Razumovsky-Schindler-Seuss*, denn er schildert Prag nicht als Museum für den Fremdenverkehr; auch entbehrt er jeglicher „Reiseführerpose“. Schon die mit Verve und Sachkunde geschriebene Einführung verrät es und die Bilder beweisen es Blatt für Blatt: Hier wird ohne Sentimentalität eine Stadt geschildert, wie sie wirklich ist: faszinierend, häßlich, zerbröckelnd, romantisch verspielt, kurz, so vielgesichtig wie ihre Menschen; diese werden denn auch in Bildern gezeigt, die oft keines Kommentars bedürfen. Ein bemerkenswerter Band von hoher Aktualität, der manches, was heute in Prag geschieht, auf visuelle Art verständlicher macht.

Völlig anders ist dagegen der Bilderband von *Fehr-Neumeister*, anders, aber keinesfalls schlechter, wenn er auch ganz bewußt das geschichtlich-kulturelle Antlitz Prags wiedergibt. Die hervorragende Qualität der Fotos sei eigens erwähnt, sie vermögen sich auch neben Karel Plickas fotografischem Meisterbildband aus tschechischer Hand zu behaupten. Alte Stiche, Zeichnungen und Pläne geben dem Buche eine besondere Note. Der Text von Götz Fehr, durch Randverweise eng und sinnvoll mit dem Bildteil verbunden, verdient ein spezielles Lob, gibt er doch am Beispiel der Prager Stadtentwicklung in nuce eine Geschichte des Zweivölkerlandes Böhmen. Eine Fülle kulturhistorischen Wissens wird klug abwägend, und eng mit

dem geschichtlichen Werdegang der Stadt verwoben, dargeboten. Im Schlußteil folgt — alphabetisch geordnet — eine knappe, solide Information über die Kunstwerke der Stadt, wodurch die Darstellung merklich entlastet wird, ein Verfahren, das auf glückliche Weise vor der Überfülle der Details bewahrt, ohne sie jedoch vorzuenthalten. Mit einem Wort: ein rundum geglücktes Buch, dem der vorausgehende Bildband die Gegenwartsdimension hinzuzufügen vermag.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.

Verlag Otto Schwarz u. Co., 2. erw. Aufl., Göttingen 1966, 451 S. mit einem Bildanhang (46 Abb.) + 5 Kartenbeilagen, DM 42,—.

Nur wenige der jüngeren Generation unserer Hausforscher werden sich vorstellen können, welch außerordentlichen Eindruck das vorstehende Werk 1931/32 hervorrief. Damals wurde die deutsche Hausforschung aus einer immer wieder im lokalen steckenbleibenden Arbeit zu einer großräumigen Betrachtung gerufen und zur kritischen Beobachtung dynamischer Vorgänge im europäischen Hausbau erzogen. Niemand konnte fortan Hausforschung treiben ohne den „Schier“ eingehend in sich aufgenommen zu haben. Nicht zuletzt wurde das Interesse für die bis dahin nur selten beachteten Speicherbauten geweckt. Auch über das Fach der Philologie und der Kulturgeschichte hinaus fand Bruno Schier mit seiner Arbeit Beachtung. Man darf mit gutem Recht sagen, daß er die Forschung der nächsten 30 Jahre entscheidend befruchtet hat. Er selbst blieb der Hausforschung weiterhin treu und es war nahezu selbstverständlich, daß er nach dem Zweiten Weltkrieg der wissenschaftliche Leiter des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung wurde.

Ermißt man diese nachhaltige Wirkung und die intensiven Fortschritte, die die Hausforschung in Europa seit 1932 gemacht hat, so hätte man sich nicht gewundert, wenn Schier bei der zweiten Auflage eine weitgehende Neufassung seines Werkes vorgelegt hätte. Dem ist jedoch nicht so. Der Verf. ist von der Auffassung ausgegangen, daß seine Arbeit, die er von 1929—1931 niederschrieb, im Inhalt unverändert zeitgemäß geblieben sei. Sicherlich wird mancher dankbar sein, wenn er das völlig vergriffene Werk nun wieder leicht zur Verfügung hat. Schier selbst gibt zu, daß der Ausgabe von 1966 der Charakter einer historischen Darstellung zukomme, und betont, daß die Zeitbestimmungen wie „heute“ und „gegenwärtig“ die Zustände aus der Zeit vor und um den Ersten Weltkrieg betreffen. Dennoch versteht man nicht gut, warum er etwa Wendungen, wie auf Seite 203, stehengelassen hat, beispielsweise: beim Horakenhaus und im südöstlichen Mähren wurde der Wandherd noch kürzlich benützt. Auch beim Sorben-

und Spreewaldhaus stand er noch jüngst in Verwendung, wenn sich diese Bemerkung auf Feststellungen um das Jahr 1889 und 1894 beziehen.

Die Grundidee, die Schier im Anschluß an Karl Rhamm 1932 entwickelte, war die Feststellung, daß sich Skandinavien, Osteuropa, mit Einschluß des deutsch-slawischen Grenzraumes, und die gesamten Alpenländer in vielen Punkten zu einem einheitlichen Kulturkreis zusammenschließen. Auf Grund unserer Erfahrungen auf dem Gebiet der Hausforschung seit 1932 sind wir sehr kritisch geworden in der ethnischen Zuschreibung von Hausformen und baulichen Eigentümlichkeiten. Es fällt einem daher schwer, wenn in dem vorliegenden Werk auch heute noch von dem alemannischen, dem bairischen, dem niedersächsischen Haus usw. gesprochen wird, obwohl wir längst gelernt haben, daß sich die beobachteten starken Differenzierungen offensichtlich auf eine Spätzeit beziehen. Genauso wie etwa der Begriff des Fachwerks streng genommen erst auf Gerüstformen bezogen werden kann, die sich im späten Mittelalter entwickelt haben. Bei der aufmerksamen Lektüre wird es klar, daß Schier zwar das Schrifttumsverzeichnis sehr stark erweitert hat, aber doch nur in relativ wenig Fällen dieses Schrifttum im Text wirklich berücksichtigt hat. Man kann sich auch nicht des Gedankens erwehren, daß man bei einer Neuauflage die Disposition von Grund auf hätte ändern sollen. Alles Bauen beginnt mit der Anlage des Grundrisses. Der Verf. gliedert jedoch: 1. Das Dach, 2. die Hauswände, 3. der Grundriß, 4. die Feuerstätte, 5. die Stube, 6. die Einrichtung, 7. die Wirtschaftsgebäude. Wer immer Gerüstforschung getrieben hat, ist sich darüber im klaren, daß man beispielsweise die Scheune hätte weit vorziehen müssen, da an ihr alle technischen Probleme in erster Linie zu lösen waren, die dann auch beim Bau des Wohnhauses auftraten. Aus den gleichen Erfahrungen der Gerüstforschung heraus erscheint es auch nicht angebracht, wenn auf Seite 372/73 ein Mittertennbau aus Krün, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, mit einem Durchgangshaus aus Amelunxen, Landkreis Höxter, verglichen wird. Da für Bayern leider noch nicht so einläßliche zusammenfassende Darstellungen, wie etwa für Westfalen, vorliegen, bestand auch sonst die Gefahr, daß hier längst Erkanntes nicht genügend berücksichtigt wird. Schier stützt sich hier im allgemeinen auf Beobachtungen von Rhamm aus der Zeit gegen 1900. So kommt es, daß er (S. 29) z. B. mit aller Vorsicht schließen möchte, daß das Pfettendach einst auch in der Oberpfalz herrschte. Das ist jedoch unter andern durch das Weistum von Vilseck bei Amberg vom Jahre 1410 gesichert. Der Terminus *Spange*, der in diesem Zusammenhang wichtig ist, war in Oberdeutschland allgemein verbindlich. Wenn Schier vermutet, daß in Mittelfranken ein ähnliches Verteilungsprinzip des steilen und flachen Pfettendaches herrschte wie zwischen Regensburg und München, so folgt er auch hier Rhamm, obwohl wir längst wissen, daß sowohl in Mittelfranken, wie in diesem Raum südlich der Donau das Steildach (Strohdach) allgemein verbindlich war, und das flachgeneigte Dach nur beiderseits des Inn seit dem 16. Jahrhundert nach und nach nach Norden vorgedrungen ist, wobei es bei gleicher Gerüstkonstruktion überwiegend nur den Wohnbau und nur

in einem kleineren Raum (und kaum vor dem 17. Jahrhundert) auch den Scheunenbau erfaßte. Wichtig scheint dagegen zu sein, daß diese Firstsäulenbauten in Franken, Schwaben und Baiern bis in das 15. Jahrhundert hinein wohl nicht durch Einzapfen der Säulen in die Dachbäume (Pfetten — dieser Ausdruck blieb auch in der Neuzeit Schwaben und Baiern fremd) gebildet wurden, sondern durch Einlegen des Firstbaumes in die Gabeln der Firstsäulen. Schier verweist z. B. auf ein tiroler Weistum vom Jahre 1411 aus Trins bei Steinach im Wipptal und andere für Flaurling und Riez, wo die Firstsäule auch Kesensäule genannt wird, was nach Joseph Schatz zu Keise, Köse zu stellen ist und Gestell zum Garbentrocknen bedeutet. Auch hier könnte eine Andeutung der Astgabel, die uns durch die alpenländische Tafelmalerei des 15. Jahrhunderts hinreichend belegt ist, gegeben sein. Es ließen sich selbstverständlich noch viele Hinweise auf die inzwischen bereicherte Detailkenntnis bringen. So etwa bei der Geschichte der Backöfen, die sich zum mindesten im deutschen Sprachraum als viel wechselvoller herausstellt, als es noch Rhamm annehmen wollte. Dies würde jedoch bedeuten, daß man nahezu Seite für Seite durchgehen müßte. So ausführlich auch das Schrifttumverzeichnis ist, so fehlen einige sehr bedeutsame Veröffentlichungen, wie die von Blomkvist¹ über das russische Bauernhaus, oder die 1964 erschienene Arbeit von Soeder² über seine Forschungsfahrten im Oberitalienischen Alpengebiet. Der Bildteil enthält sehr wertvolles Material, vor allem wenn man bedenkt, daß nach nahezu 30 Jahren viele dieser Objekte, wie auch sonst in Europa, heute nicht mehr existieren. Für den kritischen Leser enthält das Werk in seiner Neufassung trotz der vorgebrachten Bedenken eine unendliche Fülle z. T. sehr schwer erreichbaren Materials, mit dem man auch heute noch unter veränderten Aspekten gerne weiter arbeiten wird.

München

Torsten Gebhard

¹ Blomkvist, J.E.: Krestjanskije protrojkí Russkich, Ukrainecv i Bělorusov. Vostožnoslavlanskij etnografičeskij sbornik. Moskau 1956.

² Soeder, Hans: Urformen abendländischer Baukunst. Köln 1964.

Dolování v Jáchymově [Bergbau in Joachimsthal] 1516—1966.

Rozpravy Národního technického muzea v Praze [Mitteilungen des technischen Nationalmuseums in Prag] Nr. 26: Sborník statí přednesených na symposiu „450 leté výročí otevření jáchymovského ložiska“ [Sammelband der Vorträge beim Symposium „450-jähriges Jubiläum der Erschließung der Joachimsthaler Lagerstätten].

Prag 1967, 329 S. (Rozpravy národního technického muzea v Praze 26).

Anläßlich der 450-jährigen Wiederkehr des Beginns des Joachimsthaler Silberbergbaues wurde vom Technischen Nationalmuseum in Prag und von der Gesellschaft für die Geschichte der Wissenschaften und Technik bei der

Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften vom 30. September bis 1. Oktober 1966 über die Geschichte des erzgebirgischen Bergbaues insbesondere um St. Joachimsthal eine Tagung abgehalten. Die auf dieser Tagung gehaltenen oder nachträglich eingesandten Kurzreferate, die auch einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung geben wollen, bilden den Inhalt des anzuzeigenden fotomechanischen Sammelbandes, der als Informationsquelle für weitere Forschungen dienen soll. Jedem Referat ist eine deutschsprachige und englische Zusammenfassung, den sieben in deutscher Sprache gehaltenen Referaten, darunter je eines von einem ungarischen und einem polnischen Teilnehmer, sowie einem in polnischer Sprache sind zusätzlich tschechische Zusammenfassungen beigegeben. Einzelnen Beiträgen sind Abbildungen, Tabellen und Diagramme hinzugefügt, teilweise wird durch knappe Literaturverzeichnisse auf das einschlägige Schrifttum verwiesen und bei anderen sind die Ausführungen durch Anmerkungen belegt.

Thematisch fallen drei Referate aus dem gesteckten Rahmen, und zwar das von Danuta Molenda (Warschau) über die tschechisch-polnischen (besser böhmisch-polnischen) Bergbaubeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert („Česko-polské styky v 15. a 16. století v hornictví“), die sich insbesondere aus der Übernahme des Iglauer und des Kuttenberger Bergrechts bei den Privilegierungen durch die polnischen Könige, dann durch Bergfachleute aus Böhmen und den slowakischen Bergbaugebieten in Polen sowie durch den Bleihandel nach Böhmen ergaben; dann das Referat von Oszkár Paulinyi (Budapest) „Einiges über die sozialen Belange der empirischen Technologie zu Schemnitz-Baňská Štiavnica Mitte des 16. Jahrhunderts“, schließlich das Referat von Wolfgang Mühlfriedel (Freiberg) „Zur wissenschaftlichen Durchdringung der Eisenhüttenprozesse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, also über die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse, gipfelnd in den Arbeiten C. J. B. Karstens (1782–1853), bei der Eisenerzeugung, an der Wissenschaftler und Eisenhüttenleute vor allem aus Schweden, Frankreich und Deutschland unmittelbaren Anteil hatten.

Die Einstimmung zur Thematik der Arbeitstagung gab Jan Kořan (Prag) in einem Überblick zum 450-jährigen Jubiläum der Erschließung der Joachimsthaler Lagerstätte („Ke 450-letému výročí založení Jáchymova“) mit dem Hinweis auf die Bedeutung des Joachimsthaler Bergbaues, der im Zeitraum von 1516 bis 1594 eine Ausbeute von 30 000 kg Silber erbrachte und im Obererzgebirge eine ganze Reihe neuer Bergorte entstehen ließ, nicht nur auf technisch-ökonomischem Gebiet, sondern auch für die Stabilisierung der böhmischen Silbermünze, für das Bergrecht und die Berggesetzgebung, für die wissenschaftliche Grundlegung der Mineralogie und Geologie und im 18. Jahrhundert für die Erforschung der Uranerze. Eine neue Ära der Nutzbarmachung der Joachimsthaler Lagerstätte ging von der Entdeckung des Radiums und den Forschungen des Ehepaares Curie seit 1896 aus. Speziell auf den Beginn der bergbaulichen Entwicklung geht das Referat von Václav Dávidék (Prag) zur Folge der Verkehrslage, Besiedlung

und Topographie St. Joachimsthal im 16. Jahrhundert ein („K problematice komunikací, sídlení a místopisu Jáchymova v 16. století“). Das mit einer erstmaligen Besiedlung verbundene Vordringen des Bergbaues in die höheren Gebirgslagen des Erzgebirges lasse sich durch die überlieferte Namengebung verfolgen, wobei sich die hydrographische Terminologie als die älteste, „daher rein tschechische“, die orographische als die jüngere, angeblich tschechisch und deutsch, erweise. Allerdings bedürfe der Fragenkomplex, einschließlich der Namengebung für die Schurfplätze, noch immer einer eingehenden Bearbeitung und Erklärung. Das Referat von Franz Kirnbauer (Wien) behandelt „Beziehungen zwischen dem österreichischen und sächsischen Erzbergbau und den Silbergruben in Joachimsthal insbesondere im 16. Jahrhundert“. Abgesehen von mannigfachen personellen und kulturellen Wechselbeziehungen, die sich von Sachsen her aus der geographischen Lage ergaben, wurde der „Ungarische Hunt“ und später das Sprengen mit Schießpulver über Schemnitz, der Steiermark und Tirol in den Joachimsthaler und den sächsischen Gruben übernommen, der Gebrauch des Göppels sei von Kuttenberg, die markscheiderische Kompaßmessung von Österreich, die Anfertigung von Grubenrissen von Sachsen aus eingeführt worden. Andererseits haben die um 1550 von einem Joachimsthaler erfundenen Stangenkünste zur Wasserhaltung von hier aus in Österreich, Sachsen und im Harz Eingang gefunden, weiters sei das Ausscheiden des Erzes durch Setzmaschinen mit Sieben 1519 und zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Amalgamierungsverfahren in St. Joachimsthal erfunden worden, das dann auch im mexikanischen Golderzbergbau angewandt wurde. Auf das eng mit dem Joachimsthaler Silberbergbau im 16. Jahrhundert zusammenhängende Münzwesen gehen zwei Referate ein: Lubomír Nemeškal (Prag) hebt die Bedeutung des Joachimsthaler Taler („K otázce významu jáchymovského tolaru“) hervor und beurteilt diese — nach einem geschichtlichen Überblick über die Anfänge und die Entwicklung der Joachimsthaler Münzprägung, die er ausführlich in seiner Studie „Jáchymovská mincovna v první polovině 16. století“ (Verlag der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Prag 1964) behandelte — nach zwei Gesichtspunkten: einmal für das Münzwesen im Reich und als Mittel europäischer Austauschbeziehungen, zum andern für die böhmische Münzgeschichte, indem die Prägung des Talers und einer groben Silbermünze die Bildung einer gemeinsamen Münz- und Währungsgrundlage in den habsburgischen Ländern bewirkte. Alena Sakařová-Malá (Prag) stellt die Bedeutung der Münzstätte für den Bergbau in St. Joachimsthal in der 2. Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts heraus („Význam mincovny pro dovolání v Jáchymově v druhé polovině 16. a první polovině 17. století“), die zugleich Münz-, Einhebe-, Rechnungs- und Finanzamt für die vom Joachimsthaler Bergoberamt aus verwalteten Bergbaugebiete des Obererzgebirges und des Kaiserwaldes in einer besonderen Ausnahmestellung innerhalb der bergbaulichen Ämterorganisation gewesen ist, gleichzeitig auch als Emissionsstelle fungierte. Auf die mit der ökonomischen und gesellschaftlichen Blüte der Bergbaustadt um

die Mitte des 16. Jahrhunderts eng verflochtene Entfaltung des kulturellen Lebens in St. Joachimsthal geht das Referat von Antonín Ederer (Prag) über die Bibliothek der Lateinschule ein („Knihovna latinské školy v Jáchymově“), die als einzigartige Büchersammlung ein unikates Bohemicum des Büchereiwesens und der europäischen Buchkultur aus der Epoche der Renaissance und des Humanismus bezeichnet wird. Daß die 1956 in das als Buchmuseum eingerichtete ehemalige Zisterzienserkloster Saar (Žďár nad Sázavou) überführte Bibliothek wieder nach St. Joachimsthal zurückzukehren und in dem neuinstallierten städtischen Museum untergebracht werden soll, ist gegenüber dem 1929 veröffentlichten und 1964 von der Historischen Kommission der Sudetenländer neu herausgegebenen Kataloge mit einer kulturgeschichtlichen Einleitung das einzige Neue, das in diesem Referat geboten wurde. Eine Überleitung zu mehr bergbautechnischen Themen, dabei die neuere Zeit behandelnd, bildet der Überblick über die Bergbautätigkeit und die Bergbautechnik in den Joachimsthaler Gruben vom 18. bis zum 20. Jahrhundert („Přehled báňského podnikání a stavu důlní techniky v jáchymovských dolech v 18. až 20. století“) von Jiří Šenk (Prag). Nach einem vorübergehenden Aufschwung zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den vielfach in Privatbesitz befindlichen Gruben, wobei jetzt außer Silber auch Blei, Kobalt und andere Erze gefördert wurden, sank deren Ertrag zunehmend und die privaten Unternehmer gaben sie bis Ende des Jahrhunderts auf. Mit der Reorganisation des gesamten Joachimsthaler Grubenbesitzes, nunmehr in staatlicher Hand, wurde gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die technische Ausrüstung verbessert, besonders die Wasserführung modernisiert, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als inzwischen das reiche Vorkommen von Uranpechblende neue Möglichkeiten erschloß, durch Einführung von Bohr- und Abbauhämmern mit Preßluft eine wesentliche Steigerung der Gesamtproduktion erreicht. Die Umstellung auf elektrische Fördermaschinen, später auch die Verwendung von elektrischen zentrifugalen Pumpen und die weitere Modernisierung trugen zu einem weiteren Ausbau des Bergbaubetriebes bei, wenn auch die Abbaumethode unverändert blieb. Die gewonnenen Erzkonzentrate werden gegenwärtig in einer Uran- und Radiumfabrik in St. Joachimsthal auf Endprodukte verarbeitet.

Über die Bergbautechnik im 16. Jahrhundert („K problematice báňské techniky 16. století v Jáchymově“) unterrichtet Jiří Majer (Prag). Mit dem 16. Jahrhundert begann von St. Joachimsthal ausgehend eine neue Entwicklungsphase der Bergbautechnik in den böhmischen Ländern. Zwar stand die Bergbautätigkeit in den Jahren 1516 bis 1545 noch im Zeichen einer unsystematischen Nutzung des Silbervorkommens ohne intensivere Anwendung der Maschinenteknik (Göppel mit Pferdeantrieb, Wasserholung durch Paternosterwerke mit Wasserantrieb usw.), doch versuchte man eigene Arbeitsverfahren zu entwickeln und bereits zweckmäßigere Konstruktionen der Bergbaueinrichtung zu erproben. In den folgenden Jahren bis etwa 1580 wurde die unsystematische Förderung durch ein Konzentrieren auf die wichtigsten Hauptstollen abgelöst und ein einheitliches Entwässerungssystem bei Ein-

satz von Maschinenhaspeln, von Pumpvorrichtungen und Balgenmaschinen zur Bewältigung der Wetter in den in unterschiedlichen Tiefen vorgetriebenen Stollen eingeführt. Die grundlegende Bedeutung der Joachimsthaler Bergbautechnik, die dann seit den achtziger Jahren stagnierte, beruhte darin, daß hier erstmals die meisten Hauptprinzipien angewandt und erprobt worden sind, die dann nicht nur im 16., sondern bis in das 18. Jahrhundert in den anderen böhmischen und slowakischen Revieren mit Erfolg genutzt wurden. Ausgehend von den in Georg Agricolas *De re metallica* (1556) wiedergegebenen Holzschnitten, die — mehr als bloße Illustrationen — eine technikgeschichtliche Quelle ersten Ranges sind und auf Unterlagen des Joachimsthaler Bergsachverständigen Basil Weffring zurückgehen, gibt Helmut Wilsdorf (Dresden), dem übrigens eine ganze Reihe auf sächsischen Archivalien fußender aufschlußreicher Arbeiten zur Geschichte des Joachimsthaler Bergbaues zu danken ist, einen Überblick über „Blasius Weffring und die Entwicklung der technischen Zeichnung“. Gemessen an dieser Entwicklung weisen die Abbildungen im Bergbaubuch Agricolas gegenüber den früheren und zeitgenössischen Bergbauillustrationen durch die Wiedergabe des Funktionscharakters des Dargestellten einen bedeutenden Fortschritt auf. Gleichfalls die Bedeutung des Bildmaterials als primäre Quelle für das Studium der Geschichte der Technik unterstreichend, stellt Ivo Kruliš (Prag) in seinem Beitrag zur Geschichte der Schmelzöfen und des Schmelzens des Erzes in St. Joachimsthal („Přínos Ch. A. Schlütere a Gabriele Jarse k dějinám tavení rud v Jáchymově“) Vergleiche mit den montanistischen Handbüchern von Chr. Andreas Schlüter (1738) und Gabriel Jars (1785) an. Das Referat ist ein Auszug aus einer umfangreicheren Studie.

Die Ausführungen und den Hinweis auf „Die Bedeutung Joachimsthals für Abraham Gottlob Werners neptunistisches System der Geologie“ nimmt Otfried Wagenbreth (Weimar-Freiberg) zum Anlaß, eine moderne petrographische, tektonische und paläontologische Bearbeitung der Butzenwacke von Joachimsthal, noch immer ein etwas außergewöhnliches und geheimnisvolles Gestein, anzuregen. Ebenso auf einen theoretischen Teilaspekt der Naturwissenschaft nimmt Josef Haubelt (Prag) Bezug durch sein Referat „Ignác Born o jáchymovských nerostech a horninách“ (Ignaz Born über die joachimsthaler Minerale und Gesteine), über den zeitweilig am Obersten königlichen Münz- und Bergamt tätigen Naturwissenschaftler und Montanisten, der gegen Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts im Begriffssystem der Mineralogie als einer der ersten die neue chemische Terminologie anwandte.

Auf das gegenwärtige Charakteristikum der einstigen Silberbergbaustadt gehen zwei Referate ein, die sich mit den radioaktiven Gewässern beschäftigen. Jan Urban (Kuttenberg) skizziert in einem quellenmäßig fundierten Bericht zur Geschichte der Joachimsthaler radioaktiven Quellen („Jáchymovské radioaktivní prameny“) drei Entwicklungsphasen, die älteste seit der Auffindung der Hauptquelle durch einen Wassereinbruch im Einigkeitsschacht 1863 bis zur Entdeckung ihrer Radioaktivität, die zweite von

etwa 1905 bis 1960, da weitere radioaktive Quellen erschlossen und zu einem sich rasch entfaltenden Kurbetrieb genützt wurden, und die dritte seit 1960, in der nach Einstellen der Grubenarbeiten durch direkte hydrogeologische Bohrungen die radioaktiven Thermen zur Sicherung ihrer heilkräftigen Wirksamkeit von den Grubenwässern getrennt werden. Das Referat von Miroslav Mach (Joachimsthal) über die Entdeckung, die Eigenschaften und die Nutzung der Joachimsthaler Thermen („Odkrytí, současný stav, vlastnosti a využití jáchymovské radioaktivní termy“) legt vor allem detaillierte Angaben über die physikalischen Bedingungen, die Radium-Aktivität und die mineralische Zusammensetzung der einzelnen Quellen vor, beschreibt die Art ihrer Nutzung für Kurzwecke und gibt einen Ausblick auf die Entfaltung des Kurbetriebes aufgrund der Entdeckung neuer radioaktiver Gewässer. Der sehr knappe Beitrag von Józef Hurwic (Warschau) mit dem etwas anspruchsvollen Titel „Die Grundlagen der chemisch-analytischen Kenntnisse, die Maria Skłodowska-Curie bei den Arbeiten über Joachimsthaler Uranerze angewandt hat“ beinhaltet lediglich den Hinweis, daß die später mit dem Nobel-Preis ausgezeichnete Gelehrte vor ihrem Hochschulstudium in Paris im Museum für Industrie und Landwirtschaft in Warschau tätig war und hier unter Leitung des Bunsen-Schülers Napoleon Milicer einen systematischen Kursus über qualitative und quantitative Analyse an Mineralien absolvierte.

Nicht so sehr als Beitrag zu Forschungsproblemen, sondern mehr als eine Anregung zur systematischen Erfassung und wissenschaftlichen Bearbeitung des überkommenen bergbaulichen und bergmännischen Überlieferungsgutes in Architektur, Plastik, Grafik, Kunstgewerbe behandelt Eberhard Neubert (Freiberg) die Beziehungen „Bergbau und Kunst“, die — weil möglicherweise zu betont ein ästhetischer und die künstlerische Qualität wertender Maßstab angelegt werde — noch nicht eingehend untersucht und behandelt worden seien. Als ein Beispiel solcher steckengebliebener kunsthistorischer Forschung wird der 1958 in Essen erschienene Sammelband „Der Bergbau in der Kunst“ angeführt. Überhaupt weiß man über westdeutsche Publikationen im allgemeinen nicht allzuviel Positives auszusagen. Das Referat von Petr Jančárek (Aussig) „Nová západoněmecká literatura o Jáchymově“ (Die neue westdeutsche Literatur über Joachimsthal) urteilt, daß die hiefür einschlägigen publizierten Arbeiten weder methodologisch fortgeschritten seien, noch zur behandelten Thematik grundsätzlich etwas Neues brächten. Gleichwohl stellt der Vortragende einleitend fest, daß über die Geschichte St. Joachimsthal's zwar bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges viel, in den letzten zwanzig Jahren aber nur einiges, und zwar weniger in der Tschechoslowakei als vielmehr von ostdeutscher und westdeutscher Seite veröffentlicht wurde. Im übrigen fußt das Referat auf dem Schrifttumshinweis im Anhang zu den von der Historischen Kommission der Sudetenländer 1965 herausgegebenen „Skizzen zur Geschichte des Obererzgebirges im 16. Jahrhundert“, der trotz Unvollständigkeit — anzumerken ist hiezu, daß es sich hier nicht um eine Bibliographie, sondern um eine auf die Themen des

Buches begrenzte Auswahl handelt — vorerst als ein brauchbares Hilfsmittel für jeden gelten könne, der sich mit erzgebirgischen Geschichtsproblemen befaßt, weil sowohl die hauptsächlichsten älteren Publikationen von deutschen und tschechischen Autoren, als auch die wichtigste neuere einschlägige tschechische, ostdeutsche und westdeutsche Literatur berücksichtigt ist.

Der hier anzuzeigende Sammelband ist nicht für den Buchhandel, sondern als Informationsquelle und als Anregung zu weiteren Forschungen herausgegeben.

Amberg

Heribert Sturm

Erich Matthes, Das Häuserlehnbuch der sächsisch-böhmischen Bergstadt Platten im Erzgebirge 1535—1570.

Verlag Degener & Co., Neustadt/Aisch 1967, 72 S., DM 12.— (Genealogie und Landesgeschichte 18).

Der verdienstvolle Heimatforscher Erich Matthes (Hartenstein/Erzgebirge) hat kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres ein Werk veröffentlicht, das der sudetendeutschen und sächsischen Familien-, Heimat- und Wirtschaftsgeschichte von großem Nutzen ist. Matthes hat das „Häuserlehnbuch“ in den Jahren vor 1945 im Böhmisches Landesarchiv Prag bearbeitet. Wie er mitteilt, ist ihm unbekannt, ob sich das Archivale auch jetzt noch dort befindet. Die Veröffentlichung beginnt mit einer Einleitung über die Ansässigkeits- und Rechtsverhältnisse in der 1534 auf Grund der reichen Zinnvorkommen gegründeten Bergstadt. Der Haupttext ist alphabetisch nach denjenigen Einzelpersonen gegliedert, die in Platten Grundstücksrechte besaßen. Es erscheinen hierbei 230 Familiennamen aber wesentlich mehr Einzelpersonen. Matthes hat die Vorlage nicht ediert sondern exzerpiert und den Stoff in einer Weise angeordnet, der dem Forscher, besonders dem Genealogen, sofort alle notwendigen Daten bereitstellt. Jeder Eintrag, d. h. die Angabe über jeden einzelnen Hausbesitzer, ist nach Möglichkeit durch Nachrichten aus anderen Quellen bereichert, nämlich aus den Lehen- und Gerichtsbüchern von Platten 2506/07, damals im Böhmisches Landesarchiv, Innenministerium Prag; aus den Gerichtsbüchern von Geyer, Landeshauptarchiv Dresden; aus den Archivalien des Reg. T. Thüringisches Landeshauptarchiv Weimar; aus den Tauf-, Trau- und Sterbematriken der Bergstadt Platten; aus dem 1. Berglehenbuch 1518/20 von St. Joachimsthal; aus den Unterlagen des Bergbaumuseums Bochum. Das sind Beweise gründlicher Forschung, die sich nicht mit dem lokalen Zufallsfund zufrieden gibt, sondern bemüht ist, ihn in größeren Zusammenhängen zu sehen. Bei den einzelnen Angaben zitiert Matthes zwar nicht die Quelle, sie geht aber meist aus dem Sinn hervor. Wir sind dem Verlag Degener dankbar, daß er wiederum solche heute praktisch schwer erreichbare Quellen herausgegeben hat.

Was wir nun im einzelnen erfahren, sind nicht nur die Namen der Hausinhaber aus der Gründungsperiode der Stadt, sondern auch — sofern die

Quellen darüber Auskunft geben — der Preis, die Lage und Größe des Grundstücks, die Namen der Eigentümer, die Art des Rechtsanspruchs, Erwerbung und Verkauf des Hauses, Vor- und Nachbesitzer, Mitinwohner, Anrainer, genealogische Notizen über alle diese Leute wie natürlich auch über den Inhaber selbst, also Geburts-, Hochzeits- und Sterbedaten, die Namen angeheirateter Personen und Verwandter, Daten über wirtschaftliche Verhältnisse, Berufe, Beteiligung am Bergbau, wobei häufig die einzelnen Stollen, ihre Ausbeute und ihre Besitzer genannt werden. Wir erfahren, daß in jener Zeit die Unternehmer in den großen deutschen Städten in Platten ihre Vertreter sitzen hatten und spüren etwas von dem weltweiten Einfluß der Handelsbeziehungen im Zeitalter des Frühkapitalismus. Der häufige Wechsel der Hausinhaber beweist die Unstetigkeit aller Verhältnisse, die zur Zeit des großen „Bergfiebers“ in den Bergbaugebieten herrschte. Deutlich wird ferner die Wanderbereitschaft der bergbauenden Bevölkerung, die oft aus weiter Ferne herbeikam (hierzu: Pohl, Bergstadt Platten, Bohemia-Jahrbuch 6). Bemerkenswert ist, daß Familien wie etwa die Thiel, die Kunzmann oder die Link, deren Namen auch in späteren Jahrhunderten in Platten immer wieder vertreten waren, bereits in der Gründungsperiode auftauchen. Mitunter umfaßt ein Eintrag ganze Druckseiten, wie etwa Nr. 144, die dem Anwesen des Berggeschworenen Jeronimus Neumann gewidmet ist. Er kaufte sein Haus aus den Händen der Frau des Wolf Schaller. An diese Bemerkung schließt sich ein interessanter Exkurs an über Bedeutung und Tätigkeit dieses Schaller, mit dessen Persönlichkeit sich Matthes auch an anderer Stelle eingehend beschäftigt hat (Die Anfänge der Bergstadt Platten, Bohemia-Jahrbuch 1). Der Vorgang des Fündigwerdens einer Grube, der Arbeitseinteilung und der komplizierten administrativen Beaufsichtigung rollt vor unseren Augen ab. Aber auch Unzufriedenheit der Bergleute, Widerstand gegen die Amtsgewalt und Bestrafung finden ihren Niederschlag. Kurz, es ist ein farbiges historisches Bild, das trotz einer im Telegrammstil gehaltenen Übersicht geboten wird. Um dem Leser einen Eindruck von der Art der Einträge und dessen, was sie ihm bieten, vermitteln zu können, sei uns die wörtliche Wiedergabe eines solchen Eintrags gestattet; aus Platzmangel entschließen wir uns zu einem der kurzen Einträge, die vergleichsweise bescheidene Ausbeute verheißen: „Nr. 151. *Österreicher*, Brosius, zugeschrieben von Wolf Mönnich zwei Hofstätten, gelegen in der Quergasse, gegenüber Nikol Köderlein 1552 VI 27; Haus des Clemens Voigtländer, der es zuvor pfandeshalber von Hanns Unger bekommen, am Eck gelegen unter Bartel Hoffer 1555 V 13. — 1555 IX 20 kauft Oswald Grobner das Haus, Verzicht dem Oswald Grobner wegen Restkaufgelder 1557 V 15. — B. Ö. ist Nürnberger Bürger, in Platten am Bergbau und Zinnhandel beteiligt; heiratet die Witwe des alten Nikol Jung und kauft 1560 VI 2 das hinterlassene Jungsche Haus über dem Spital am Eck gelegen, gegenüber Oswald Grobner; es wird, Schulden halber, dem Abraham Frierich verpfändet und überschrieben. 1562 XI 10 kauft Lorenz Petzold das Grundstück (Haus, Hof, Äcker, Wiesen, Röhrwasser) für 700 fl böhmische Münze. Petzold tritt

aber vom Gutskauf, wahrscheinlich wegen der Belastung, zurück und will das ersetzt haben, was er hineingebaut hat. Hans Wassermann, Eger, hatte eine Forderung von 337 fl geltend gemacht, Petzold klagt gegen Österreicher und Wassermann. — 1567 X 16 kauft Anna Thamm, Ehefrau des Thomas Thamm, das Anwesen und übernimmt die Schulden an Wassermann, Eger.“

Die Benutzung des Werkes wird dadurch erleichtert, daß es nicht nur ein Personenverzeichnis sondern auch ein Ortsverzeichnis enthält. Letzteres weist 130 Orte auf; am häufigsten erscheinen dabei — außer Platten selbst — St. Joachimsthal, Schneeberg, Eibenstock, Schwarzenberg, Schlaggenwald, Geyer, Annaberg, Bärning, Abertham, Gottesgab, Lichtenstadt, Nürnberg, Leipzig und Zwickau.

Nürnberg

Horst Pohl

(Maximilian) Weigel — (Josef) Wopper — (Hans) Ammon, Ambergisches Pfarrerbuch.

Verlag Laßleben, Kallmünz 1967, 32* + 244 S., brosch. DM 28,—.

Dies., Neuburgisches Pfarrerbuch.

Verlag Laßleben, Kallmünz 1967, 25* + 208 S., brosch. DM 28,—.

Für die Einführung und Ausbreitung der lutherischen Glaubenslehre im 16. Jahrhundert war die jeweils persönliche Einstellung der damals „Kirchendiener“ genannten Geistlichen zum neuen religiösen Gedankengut und ihr Verhalten gegenüber den Neuerungen von ausschlaggebender Bedeutung. Insofern bilden Publikationen, die sich eine biographische Erfassung der fast immer mit oftmaligem Ortswechsel verbundenen Lebensumstände von Geistlichen im einzelnen zum Ziele setzen — wie etwa Matthias Simon im Ansbachischen Pfarrerbuch (Nürnberg 1957), im Bayreuthischen Pfarrerbuch (München 1930) oder im Nürnbergischen Pfarrerbuch (Nürnberg 1965) —, eine außerordentlich ergiebige Forschungsunterlage. Obwohl die beiden hier anzuzeigenden weiteren Pfarrbücher ihren auf Amberg und Neuburg a/Donau bezogenen Titeln nach für den Forschungsbereich der böhmischen Länder vielleicht von vorneherein kaum als einschlägig erachtet werden könnten, enthalten sie doch mannigfache Hinweise zu einer Konkretisierung der vielfältig verschlungenen Wechselbeziehung während der Reformationszeit vor allem auch zum angrenzenden nordwestlichen Böhmen. Das eine von ihnen bezieht sich auf das von Amberg aus regierte wittelsbachische Territorium der „Oberen Pfalz“ mit seinen 14 Inspektionen der kirchlichen Organisation Amberg, Cham, Eschenbach, Hirschau, Kemnath, Lengenfeld, Nabburg, Neumarkt/Opf., Neunburg v. W., Oberviechtach, Tirschenreuth, Walderbach und Waldmünchen und umfaßt 185 Pfarreien; das andere auf das 1505 gebildete wittelsbachische Teilfürstentum der von Neuburg a/Do.

aus regierten „Jungen Pfalz“, das sich auf die Superintendentensprengel Lauingen, Monheim und Neuburg mit 94 Pfarreien und auf die zum Teil zwischen, zum Teil südwärts des kurpfälzischen Territoriums gelegenen Amtsbezirke Burglengenfeld, Heideck, Sulzbach, Velburg, Vohenstrauß und Parkstein-Weiden mit weiteren 90 Pfarreien erstreckte. Insoweit sollte besser das eine ein kuroberpfälzisches, das andere ein pfalzneuburgisches Pfarrerbuch genannt sein, weil erst dadurch sinnfälliger die räumliche Spannweite der hier zu lexikographischen Kurzbiographien zusammengefaßten weitschichtigen archivalischen Unterlagen deutlich wird. Zeitlich setzen beide Pfarrerbücher mit der offiziellen Einführung des evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisses in jenen Territorien ein, das kuroberpfälzische mit 1546, das pfalzneuburgische mit 1542, und reichen bis zum Beginn der Gegenreformation, für das Donaugebiet westlich von Neuburg also bis 1614 und für die übrigen Gebiete bis 1625 beziehungsweise 1627. Vereinzelt in früherer Zeit nachweisbare evangelische Kirchendiener sind aber auch berücksichtigt, so daß mit den beiden Pfarrerbüchern die gesamte, durch vielfältige personelle Veränderungen im Kirchenregiment und in der Pastorisierung der untersten kirchlichen Gebietseinheiten gekennzeichnete Periode der religiösen Umschichtung während des Reformationszeitalters im Bereich eines Großteils des heutigen Regierungsbezirkes Oberpfalz zu überblicken ist. Als Unterlagen einer auf jahrzehntelanger Vorbereitung fußenden archivalischen Forschung dienten vor allem die im Bayer. Staatsarchiv Amberg verwahrten ergiebigen kirchlichen Visitationsprotokolle, dazu die einschlägigen Akten in den verschiedenen für die Zeit in Betracht kommenden Teilbeständen des Hauptstaatsarchivs München, der Staatsarchive Amberg, Neuburg und Nürnberg sowie des Landeskirchlichen Archivs in Nürnberg und das auf breiter Basis herangezogene Schrifttum, das im einzelnen, insbesondere zur Aufhellung der lokalen und regionalen Vorgänge, weiterführende Hinweise zu geben vermag. Das Ergebniss einer solchen weitschichtigen archivalischen Erfassung ist für jeden der beiden Territorialbereiche in einem „Alphabetischen Verzeichnis der Kirchendiener“ und einem „Alphabetischen Verzeichnis der Pfarreien“ mit Angabe der jeweiligen Dienstzeiten der hier wirkenden Pfarrer, Kapläne, Diakone, Prediger zusammengefaßt. Wenn dabei im kuroberpfälzischen Pfarrerbuch die Personaldaten von rund 1270, im pfalzneuburgischen von annähernd 1100 evangelischen Geistlichen lexikographisch zusammengestellt und durch entsprechende Quellenangaben nachgewiesen sind, läßt sich nicht nur die immense Arbeitsleistung, die für diese Publikationen aufgewendet wurde, sondern auch deren Bedeutsamkeit als wertvoller Behelf für jegliche weiterführende Forschung im Zeitabschnitt der Reformation ermessen. Für den Forschungsbereich der böhmischen Länder gewinnen die beiden Pfarrbücher insofern an gegenständlichem Interesse, als im kuroberpfälzischen daraus 27 Orte mit 62 Belegstellen, im pfalzneuburgischen 14 Orte mit 27 Belegstellen verzeichnet sind, dabei jeweils am meisten Eger mit 16 beziehungsweise 7 Belegstellen und die Bergstädte des Kaiserwaldes und des böhmischen Anteils am Obererzgebirge, St.

Joachimsthal allein mit 9 beziehungsweise 5 Belegstellen. Überhaupt ergibt sich eine rege Wechselbeziehung fast ausschließlich mit Eger und dem nord-westlichen Böhmen ostwärts bis Kaaden, Kupferberg und Komotau und nach Süden bis Plan, Tachau, Schlaggenwald und Theusing, während weiter entlegene Orte wie Graupen, Leitmeritz, Prag und Budweis insgesamt nur mit 7 Belegstellen vertreten sind. Daß dabei die unmittelbare Beziehung auch nach und von Wittenberg aus und zu Sachsen in Erscheinung tritt, führt zwar im allgemeinen zu keiner neuen Erkenntnis, zeigt aber konkret, eben im Lebensbild des etwa in Leipzig oder Wittenberg graduierten oder in Wittenberg ordinierten Geistlichen, die persönlichen Kontakte im einzelnen auf.

Bei der Fülle und der Weitschichtigkeit des für beide lexikographischen Pfarrerbiographien vorliegenden Archivmaterials sind mögliche Ergänzungen nicht außer Betracht zu ziehen. Auch Wünsche zu Verbesserungen und Berichtigungen, so bei der Identifizierung der Orte namentlich in Böhmen — beispielsweise werden im kuroberpfälzischen Pfarrerbuch Schlackenwerth und Schlaggenwald zusammengeworfen oder es ist Franzensbad angeführt, das erst 1792 entstand —, wären anzumerken. Doch beeinträchtigen solche Einwände keineswegs die in vollem Umfang anzuerkennende Leistung der drei Autoren, die in gemeinschaftlicher Zusammenarbeit ein zusätzlich mit einem Personen- und einem Ortsregister versehenes grundlegendes Nachschlagewerk zu kirchen- und reformationsgeschichtlichen Forschungen im Grenzraum zu Böhmen schufen.

Amberg

Heribert Sturm

Jozef Vlachovič, Slovenská meď v 16. a 17. Storočí [Das slowak. Kupfer im 16. u. 17. Jh.].

Vydavateľstvo Slovenskej Akadémie Vied, Preßburg 1964, 327 S., Kčs. 35.—.

Über den slowakischen („ungarischen“) Kupferbergbau gibt es eine umfangreiche Literatur, angefangen bei Dobels Arbeit: „Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn“ von 1879. Besonders hervorgehoben seien das Werk Heinrich Srbiks über den staatlichen Exporthandel Österreichs von 1907, Strieders Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen von 1925, die neueren Arbeiten von Götz von Pölnitz über Jakob und Anton Fugger sowie von Léon Schick über Jakob Fugger, dann die Aufsätze von G. Probszt.

Verf. gibt als Einleitung einen sehr gut orientierenden Überblick über die vorhandene Literatur, dem lediglich die Arbeiten von Krystyna Pieradzka (Handel Krakowa z Węgrami w XVI w, Biblioteka Krakowska 87, Krakau 1935) und, auf schwedischer Seite, von Birgitta Odén (Kopparhandel och statsmonopol, Studier i svensk handelshistoria under senare 1500-talet, Stockholm 1960) nachgetragen werden könnten. Die Untersuchung stützt sich

außerdem auf Archivmaterial aus den Stadtarchiven Banská Bystrica (Neusohl), Banská Štiavnica (Schemnitz) und Kremnice (Kremnitz), dem slowakischen Staatsarchiv, dem Wiener Hofkammerarchiv und den Archiven in Budapest.

Die Darstellung erfolgt in fünf Kapiteln nach der chronologischen Ordnung. Kapitel 1 bringt die Entwicklung bis 1546. Das slowakische (oder niederungarische) Kupfer wurde schon im 14. und in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts in beträchtlicher Menge ausgebeutet und in rohem Zustand nach Venedig und Nürnberg bzw. übers Gebirge nach Norden ausgeführt. Der entscheidende Aufschwung setzte aber nach der Entwicklung des Saigerverfahrens (Mitte des 15. Jahrhunderts) zu Ausgang des Jahrhunderts ein, als der Krakauer Bürger Johann Thurzo und Jakob Fugger ein gemeinsames Unternehmen gründeten, um mit dem Neusohler Bergbau Einrichtungen zu verbinden, in denen das Kupfer geschmolzen und gereinigt wurde. So entstanden Schmelzhütten in Stare Hory (Altgebirge) und Harmanec und Speißhütten zur Kupferreinigung in Moštenica und Tajov. Besonders wichtig wurde die Errichtung einer Saigerhütte in Moštenica, die es ersparte, das Silberkupfer wie bisher nach Venedig und Nürnberg zu exportieren, und es ermöglichte, das Silber an Ort und Stelle zu gewinnen. Dazu kam noch ein Hammerwerk in Banská Bystrica. Auch die Saigerhütten in Hohenkirchen (Thüringen) und der Fuggerau bei Villach verarbeiteten slowakisches Kupfer. In den Jahren bis 1526 wurden in den drei Hütten insgesamt 336 447 Mark Silber gewonnen. In der Mitte der 20er Jahre erfolgte ein Bruch. Schwierigkeiten mit den Bergarbeitern, mit den mittelslowakischen Städten und dem niederen ungarischen Adel kennzeichnen die gespannte Situation, gerade als Jakob Fugger, der dieses Unternehmen aufgebaut hatte, starb. Damals traten die Thurzo aus dem Unternehmen aus, während Anton Fugger, der Nachfolger Jakob Fuggers, im April 1526 mit dem ungarischen König, Ludwig II., einen neuen Vertrag auf 15 Jahre schloß.

Dieser Vertrag wurde 1541 auf weitere 5 Jahre erneuert. In dieser letzten Pachtperiode wurden 108 885 Ztr. Kupfer und 37 049 Mark Silber produziert. 1545 kündigte Anton Fugger, damals bereits mit der Einschränkung seiner weitgreifenden Unternehmungen beschäftigt, den Vertrag, der 1546 zu Ende ging.

Das zweite Kapitel behandelt die Entwicklung von 1546 bis 1569. 1548 wurde ein Vertrag mit der Augsburger Gesellschaft des Matthias Manlich geschlossen, der 1550 auf 6 Jahre verlängert wurde. Im ersten Vertrag wurde eine gesamte Lieferung von 39 000 Ztr. vereinbart, im zweiten eine jährliche von 23 000 Ztr. Außerdem verpflichtete sich Manlich zur Übernahme des Kupfers zweiter Qualität (des Preußer oder Libetter Kupfers). 1555 wurde der Vertrag für weitere 5 Jahre verlängert. Nach dem Tode Manlichs 1559 folgten kurz Link, Haug und Langenauer, um 1562 von Melchior Manlich und Abraham Katzbeck abgelöst zu werden. An des letzteren Stelle trat 1565 Philipp Welser.

In diesen 60er Jahren erlebte das Unternehmen seine größte Ausweitung.

Es waren jetzt 1900 bis 2000 Arbeiter beschäftigt. 1564 wurde der Bau einer großen Schmelzhütte am Granfluß beendet, eine Maßnahme, die wegen des zunehmenden Holz mangels erforderlich geworden war. 1567 wurde mit der Abteufung eines neuen Förderschachts begonnen. 1564 wurde auch das Bergwerk in Lubietova (Libetten) in staatliche Regie übernommen. Bisher war es von privaten Unternehmern betrieben worden, die noch zu $\frac{1}{8}$ an der Gesamtproduktion beteiligt blieben. Auch in der Zips wurde Kupfer gefördert, allerdings nur etwa 2000—2500 Ztr. im Jahr. Gesaigert wurde in Levoča (Leutschau) und Smolník (Schmölnitz). Das zweitklassige Kupfer übernahm seit 1566 die Breslauer Gesellschaft der Sabisch.

Das dritte Kapitel umfaßt die Krisenzeit bis 1604. Verf. sieht den Beginn der Krise vor allem im niederländischen Aufstand begründet. 1569 gaben Manlich und Welser das Geschäft auf, doch gelang dann ein Abschluß mit der Gesellschaft des Wolfgang Paller und des Leonhard Weiss, der 1572 erneuert wurde. Wegen nichtbezahlter Löhne kam es 1573/74 zu Streiks. 1575 betrug die Summe nichtbezahlter Löhne 70 000 fl. Vorübergehend ging die Arbeiterzahl auf 170 zurück. Damals drangen die Türken bis zu den Toren der Bergstädte vor und die Beunruhigungen dauerten bis 1593 an. Immerhin wurden 1575—79 40752 Ztr. Kupfer produziert, und in letzterem Jahr der Vertrag mit Paller und Weiss erneuert. In den 80er Jahren erfuhr der Kupferhandel erneut eine Konsolidierung, 1587 erfolgte eine Teilung für den Absatz zwischen der Gruppe Paller-Weiss und der Wiener Gruppe Croy-Castell. 1603 beteiligte sich auch Lazarus Henckel. Eine neue Krise brachte inzwischen der sog. 15-jährige Krieg mit dem Tatareneinbruch von 1599.

Das vierte Kapitel behandelt den Bergbau in der letzten Phase des 15-jährigen und während des 30-jährigen Krieges. 1605 besetzten die Aufständischen Bocskays Neusohl und vernichteten die Obertageeinrichtungen. Neue erste Störungen erfolgten im Zusammenhang mit der Aufstandsbewegung Gabriel Bethlens ab 1619, der auch 500 Bergleute in die Bergwerke Siebenbürgens umsiedelte. Allerdings brachten Preissteigerungen in Westeuropa in diesen Jahren noch eine glänzende Absatzmöglichkeit, bis die Konkurrenz des schwedischen Kupfers diese blockierte. 1626 traten die Erben Paller und Henckel bezeichnenderweise aus dem Kupfergeschäft aus. In den folgenden Jahren wurde mit rasch wechselnden Wiener Kaufleuten abgeschlossen, bis dann 1641 die Wiener Vinzenz und Benedikt Joanelli eine neue lange Pachtphase einleiteten, die in ihren großen Zügen aus der Arbeit von Srbik schon bekannt ist. In dieser Zeit ging die Produktion immer mehr zurück, 1647 betrug sie noch 3 500 Ztr.

Das fünfte und letzte Kapitel behandelt die Entwicklung bis zum Aufstand von Franz Rakoczi II. 1703. Mit dem Westfälischen Frieden eröffneten sich wohl die Absatzwege über die Oder und Elbe nach Hamburg wieder, aber dazu brachte der Türkenkrieg von 1661—64 neue Schwierigkeiten. Damals war insbesondere der Absatz über Preßburg nach Wien gefährdet. Das Zipser Kupferunternehmen in Schmöllnitz, das nach dem Aussterben der

Thurzo (1637) an die Familie Czáky gekommen war, übernahm Andreas Joanelli 1639 auf 39 Jahre in Pacht, 1663 übernahm es Silvester Joanelli, so daß die Joanelligruppe jetzt die ganze slowakische Kupferproduktion in Händen hatte. 1672 bis 1679 hatte noch einmal ein Joanelli (Hieronymus) die Pacht. Dann, ab 1680, übernahm die Wiener Kammer die Administration direkt. Sie versuchte es mit einem System von Lagerstädten (Wien, Regensburg, Breslau, Triest). 1689 brachte der Hof auch die noch den Czáky gehörende Hälfte des Schmöllnitzer Kupferunternehmens in seine Hände. In Schmöllnitz waren damals etwa 350 Arbeiter beschäftigt. Das Schmöllnitzer Kupfer wurde vornehmlich nach Ratibor und Breslau, das Neusohler Kupfer nach Wien abgesetzt. Während im 18. Jh. der mittelslowakische Kupferbergbau weiter zurückging, gewann die Kupferausbeute der Zips (Schmöllnitz, Zipser Neustadt [Spišská Nová Ves] und Göllnitz [Gelnica]) noch an Bedeutung. Die Hauptgründe für den Verfall des ersteren sieht Verf. nicht im Mangel an Kupfererz, sondern im Fehlen an Betriebskapital, in den fortwährenden Kriegsaktionen, den gegen Habsburg gerichteten Aufständen des ungarischen Adels und der Beunruhigung durch die Türken.

In der abschließenden Zusammenfassung unterstreicht Verf., daß dank des Einsatzes oberdeutschen Kapitals in Neusohl ein Bergwerksunternehmen mit einer in wirtschaftlicher Hinsicht betont fortschrittlichen kapitalistischen Produktions- und Organisationsform entstand. Die Betriebe in Neusohl charakterisiert Verf. als „zentralisierte kapitalistische Manufaktur“, was aber nur in einen sehr weit gefaßten Begriff der Manufaktur passen dürfte. In den Jahren 1495—1604 wurden ungefähr 122 000 Tonnen Kupfer und etwa 147 000 kg Silber produziert. Dem Haus Habsburg war das Unternehmen eine wichtige Einnahmequelle für die Abwehr gegen die Türken. Gleichzeitig betont Verf. das Abfließen der Hauptgewinne ins Ausland, wo es der Ausbildung namentlich des westeuropäischen Kapitalismus zugute kam, während die einheimischen Kaufleute keine Möglichkeit hatten, direkte Verbindungen mit den Weltmärkten anzuknüpfen und deshalb auch nicht in der Lage waren, zur Entwicklung der Produktionsverhältnisse in der Slowakei entsprechend beizutragen. Des weiteren betont Verf. die Tatsache, daß es mit dem Bergbau einer großen Zahl von Leibeigenen möglich wurde, „sich aus der feudalen Abhängigkeit zu befreien“, und dies dem slowakischen Element verhalf, zu einem nationalen Selbstbewußtsein zu gelangen. Auf den Gegensatz zwischen diesem einheimischen slowakischen Element, Bergarbeitern oder auch einzelnen kleineren Unternehmern zu den zugewanderten Bergleuten, etwa aus Tirol, kommt Verf. mehrfach zu sprechen.

Die Darstellung enthält zahlreiche Angaben über die technischen Einrichtungen und Ansätze zu Modernisierungen, über die Produktion und die Preisverhältnisse. Es wäre gut gewesen, wenn gerade diese Fragen in einem besonderen systematischen Teil noch eingehender beleuchtet worden wären. Sehr nützlich ist ein Tabellenanhang, der u. a. einen Blick in die Arbeitsteilung vermittelt, und eine Karte mit den Absatzwegen. Eine ausführliche deutsche Zusammenfassung und ein Register kommen hinzu. Bei den Orts-

angaben werden in den meisten Fällen die deutschen Namen in Klammern beigegeben, bei einigen (Gelnica, Smolník, Lubietova etwa) fehlen sie. Venedig in Klammern hinter Benátky sowie Wien hinter Viedeň wären sicher nützlich gewesen. Auch die Verfasser der benutzten Schriften werden aufgeführt. Statt Geizkopfler müsste es Geizkofler heißen, Olsen (A. nicht O.) bezieht sich nicht auf einen schwedischen Historiker sondern auf den Dänen Albert Olsen, bei Srbik müsste der Hans durch Heinrich ersetzt werden und das nem. durch ein rak. Doch sind das nebensächliche Anmerkungen zu einer sehr fleißigen und wertvollen Arbeit, die man künftig nicht wird umgehen können, wenn vom „ungarischen“ oder slowakischen Kupfer die Rede ist.

Köln

Hermann Kellenbenz

Siegfried Sieber, Studien zur Industriegeschichte des Erzgebirges.

Böhlau Verlag, Köln 1967, 152 S., 5 Karten, Ln. DM 22.— (Mitteldeutsche Forschungen 49).

Der Band umfaßt zwei Studien: „Das Erzgebirge als Industrielandschaft“ und „Industriegeschichte von Aue“. In beiden Teilen wird mit Ausnahme vereinzelter Rückblendungen besonders die Industriegeschichte des 19. Jahrhunderts auf dem sächsischen Territorium behandelt, wobei die erste Studie mit dem Jahr 1945 schließt, die zweite aber bis 1962 reicht. Der Verfasser betont bei den Grundlagen seiner ersten Studie (S. 2): „Natürlich erstreckt sich die Wirkung der vom Erzgebirger geschaffenen Industriezweige über die Grenze gegen Böhmen, die zu einem guten Teile auf dem Gebirgskamm verläuft, denn beiderseits des Kammes wohnten Menschen gleicher Art. So fanden fast alle sächsischen Industriezweige am böhmischen Gebirgshang ihre Entsprechung: Posamenten, Handschuhfabrikation, Spielwarendreherei, Stickerei, Strohflechten, wie ja schon der Bergbau auf beiden Gebirgsseiten gleicherweise den Erzgängen nachschürfte und die Klöppelei von sächsischen auf böhmische Orte übergriff.“ In den detaillierten Ausführungen der einzelnen Industriezweige läßt er es nur bei wenigen oberflächlichen Andeutungen dieser Wirtschaftszusammenhänge bewenden. Gleiches kommt im Kartenanhang zum Ausdruck. Nur die Grundkarte und die Karte der Bergstädte reichen über die Staatsgrenze, während für Hammerwerke und Eisenindustrie, Metallindustrie und Baumwollspinnereien — abgesehen von Weipert und Preßnitz — kein böhmischer Ort berücksichtigt wurde. So betrüblich diese grundsätzliche Feststellung vom Standpunkt der böhmischen Landeskunde her ist, so dürfen wir an dieser grundlegenden Veröffentlichung zur Industriegeschichte des sächsischen Teiles des Erzgebirges schon deshalb nicht achtlos vorübergehen, weil die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen unleugbar bestanden.

Wenn auch die wichtigsten Handelsbeziehungen dieses Raumes zur Leip-

ziger Messe, nach Lüneburg, Hamburg und Übersee führten, so war die für Industriegüter aufnahmefähige österreichisch-ungarische Monarchie, waren Prag, Wien und Triest nicht minder wichtige Abnehmer. — Haar- und Stecknadeln aus Ober- und Unterwiesenthal wurden von Hausierern als erzgebirgische Erzeugnisse, „Karlsbader Nadeln“, den Käufern angepriesen. — Als um 1900 der amerikanische Kongreß die Einfuhr erzgebirgischer Erzeugnisse stark einschränkte, errichtete die Industrie in den Kammlandschaften in den nahen österreichischen Orten Zweigbetriebe und beschäftigte zahlreiche Heimarbeiter, um von dort aus die aufnahmefähigen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie zollfrei zu beliefern. — Die Holzverarbeitung, insbesondere die Spielzeugherstellung, in den sächsischen Dörfern Heidelberg, Ober- und Niederseiffenbach wurde durch die Einwanderung böhmischer Protestanten zwischen 1617 und 1666 stark beschleunigt. — Die Erzeugung von Lederhandschuhen bekam aus dem benachbarten Böhmen Anregung und Vorbild. Denn seit 1784 hatte sich von Kaaden bis Neudek Glacéhandschuhmacherei bis ins Gebirge hinauf ausgebreitet. Sogenannte Prager und Wiener Handschuhe wurden damals schon in Abertham, Bärzingen und Gottesgab angefertigt. 1918 wurde der Grenzverkehr von Oberwiesenthal und Johannegeorgenstadt mit den böhmischen Handschuhorten durch den neuerrichteten tschechoslowakischen Staat erschwert. — Um 1862 erlitt die erzgebirgische Baumwollindustrie infolge der „Baumwollhungersnot“ einen fürchterlichen Rückschlag, erst durch die verbesserte Baumwollzufuhr nach Eröffnung des Suezkanals 1869 und dem Aufblühen des Triester Hafens ging es mit der erzgebirgischen Baumwollindustrie wieder aufwärts. — „Annaberger Spitzen“ waren während des 18. Jahrhunderts auf Jahrmärkten und Messen zu Prag, Wien, Venedig und Bozen begehrteste Ware. — Nicht minder begehrt waren erzgebirgische Posamentierwaren. 1630 entstand Oberwiesenthals Posamentierinnung, die Glaubensflüchtlinge aus dem böhmischen St. Joachimthal, wo ebenfalls diese Arbeit schon verbreitet war, später verstärkten. Vor dem Ersten Weltkrieg ließ das Überseegeschäft mit Posamentierwaren nach, Wien deckte seinen Bedarf im böhmischen Weipert. . . . Es ließen sich aber auch noch andere Beispiele für die enge Wirtschaftszusammengehörigkeit des sächsischen und böhmischen Erzgebirges aus vorliegender Studie anführen. Man gewinnt daraus jedoch kein geschlossenes Bild.

Abschließend sei hervorgehoben, daß der Verf. diese beiden Studien ursprünglich nicht für den Druck vorgesehen hatte, sondern lediglich die Ergebnisse jahrzehntelanger wirtschaftsgeschichtlicher Vorarbeiten, die in zahllosen Aufsätzen und Zeitungsartikeln in heimatkundlichen Zeitschriften und der Tagespresse erschienen sind, in Maschinenschrift vervielfältigt als Manuskript Bibliotheken und Archiven zur Verfügung stellen wollte. Als genauer Kenner aller Örtlichkeiten und der Fabriksbetriebe, die er noch selbst in Augenschein genommen hatte, gelang ihm eine gewaltige Materialsammlung von interessanten Detailergebnissen. Große Schwierigkeiten entstanden naturgemäß bei der Darbietung, wobei meines Erachtens „Grund-

lagen und Vorstufen“ und der übersichtliche geschichtliche Ablauf zu wenig klar herausgearbeitet wurden. Die Fülle der Industriezweige in 24 Einzelkapiteln jeweils von den Anfängen bis 1945 mit unzähligen Details dargelegt, ist abgesehen von häufigen Wiederholungen — verwirrend. Die Gleichzeitigkeit des Wirtschaftsgeschehens, an einigen Industriestädten aufgezeigt, sowie ein sozialgeschichtliches Schlußkapitel „Die Menschen in der Industrie“ bleiben leider nur Andeutung einer sinnvolleren Gliederung des Gesamtwerkes. Im zweiten Teil des Buches, der „Industriegeschichte von Aue“, fühlte sich der Verf. als Heimatkundler viel sicherer in seinem Metier. Hier wird die Firmengeschichte einiger bedeutender Unternehmen zum Kristallisationspunkt der emsigen Forschungsarbeit. Hier findet sich auch ein wissenschaftlicher Apparat. Sehr bedauerlich ist das Fehlen eines Registers.

Linz

Gustav Otruba

Theo Keil (Hrsg.), Die deutsche Schule in den Sudetenländern. Form und Inhalt des Bildungswesens.

Verlag R. Lerche, München 1967, 616 S., 66 Abb., Personen- und Sachregister, 2 Karten.

Dieses Sammelwerk setzt dem hochentwickelten deutschen Schulwesen Böhmens und Mährens ein bleibendes Denkmal, es ist ein Epilog auf eine 1945 gewaltsam beendete, lange und traditionsreiche Geschichte und somit selbst ein Dokument. Es ist also ein hohes Verdienst, diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die einst mit Leib und Seele diesem modernen und vorbildlichen Erziehungswesen gedient und es maßgeblich mitgestaltet haben. Allerdings — dies muß gleich vorweg gesagt werden — sind die Beiträge von unterschiedlichem Wert und man darf verschiedentlich bezweifeln, ob Wichtiges und weniger Wichtiges genügend sorgfältig gegeneinander abgewogen worden ist. Der erste große Abschnitt über das Volks- und Bürgerschulwesen von Rudolf Fiedler gibt anhand der gängigen Literatur einen sehr gediegenen Überblick der Entwicklung, aber auch hier bleiben Wünsche offen. Der nationale Aspekt rückt allerdings über Gebühr in den Vordergrund, während zentrale Fragen der inneren Entwicklung, der modernen Arbeitsschule etc. nur gestreift werden. Kerschensteiner, der gerade im deutsch-böhmischen Schulwesen nachhaltig wirkte, kommt dabei entschieden zu kurz. Ein ausgesprochenes Schulreformzentrum in Nordböhmen mit Männern wie Josef Rust, Friedrich Laube und Karl Prinz bleibt m. E. unzureichend behandelt, obwohl es darüber Literatur gibt.

Verschiedene Wünsche läßt der Beitrag von *Gottfried Preissler* offen, der über einen schematisch-organisatorischen Extrakt aus Strakosch-Graßmanns Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens (1905) stellenweise kaum hinauskommt. Ein so bedeutender Einschnitt im höheren Unterrichtswesen, wie dies die Ära des Unterrichtsministers Marchet war, sollte auf keinen

Fall in einem Werke dieser Art fehlen, und wenn man sich über ein so modernes Gymnasium wie den sog. „Tetschner Typ“ mit seinen wechselbaren Zweigen gründlicher orientieren will, muß man die tschechische Darstellung von O. Kádner in der „Československá vlastivěda“ zu Rate ziehen. Sehr instruktiv sind dagegen die drei Abschnitte über das hochentwickelte Gewerbeschulwesen von *Ernst Plail*, *Gustav Grüner* und *Rudolf Jandl* sowie der Beitrag von *Peter Brömse* über die Musikschulen.

Vortrefflich sind ferner die ausgewogenen Aufsätze von *Kurt Oberdorffer* über die Prager deutsche Universität und über den bedeutenden Heimatforscher Josef Blau, der Abschnitt von *Ernst Lehmann* über Heimatbildung und Heimatschule, den man sich gerne ausführlicher gewünscht hätte. Ähnliches gilt für den Beitrag von *Arthur Herr* über Lehrerschaft und Bücherei und von *Ernst Schwarz* über die Forschungsarbeit der deutschen Lehrer. Einen wertvollen Einblick in die reiche pädagogische Literatur der sudetendeutschen Lehrerschaft vermittelt das knappe Resumée von *Josef Haudek* und ganz besonders hervorzuheben sind die äußerst instruktiven Schulstatistiken, die *A. Herr* beigesteuert hat. Was über die Jugendbewegung zu viel und zu euphemistisch geschrieben worden ist, hätte besser der sachlichen Information in den zentralen Abschnitten über die Volks-, Mittel- und Oberschulen zugewendet werden sollen. In dem 3. Teil (nach der Vertreibung) wünschte man sich einen Überblick über die großen Leistungen sudetendeutscher Lehrer beim Aufbau des bundesdeutschen Mittelschulwesens, zu dem sie aufgrund ihrer Erfahrungen mit der österreichischen Bürgerschule Wesentliches beisteuern konnten. Dennoch wird man das Werk insgesamt als gelungenen Wurf bezeichnen dürfen und reiche Belehrung aus ihm schöpfen. Ein Ergänzungsband wäre jedoch wünschenswert.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Hrsg. von V. Sándor und P. Hanák.

Akadémiai Kiadó, Budapest 1961, 524 S. (Studia Historica 51).

Der vorliegende Sammelband, Ergebnis einer Konferenz, die 1958 in Budapest stattfand, enthält Beiträge von sehr unterschiedlichem Wert, hier kann nur auf die gehaltvolleren eingegangen werden. *A. Klíma* gibt einen knappen Abriß zur böhmischen Agrarfrage im Jahre 1848. *J. Mésároš* zeichnet ein detailliertes Bild der wirtschaftlichen Seite der Unterdrückung der Slowaken durch die madjarische Oberschicht; die engen Zusammenhänge zwischen nationaler und sozialer Frage werden hier überaus deutlich gemacht. Aufmerksamkeit verdient das gründliche Referat von *L. Katus*, das die günstigere Entwicklung der südslawischen Gebiete innerhalb der Donaumonarchie gegenüber denjenigen außerhalb Österreich-Ungarns überzeugend herausarbeitet. Diesem Nachweis gegenüber erscheinen die auf der

Konferenz gemachten Einwände (S. 165) belanglos, wonach es „ein Fehler wäre, unseren grundlegenden (!) Standpunkt jetzt abzuändern und einseitig nur die positive Rolle der Monarchie hervorzuheben“. Wenn Wissenschaft überhaupt einen Sinn haben soll, dann kann er jedenfalls nicht darin bestehen, sogenannte „grundlegende“ Standpunkte aus der Mottenkiste eines marxistisch verbrämten, kleinbürgerlichen Nationalismus zu konservieren. Wertvolles statistisches Material bearbeitet *J. Puskás* in ihrem Referat über die kapitalistischen Großpachten Ungarns im ausgehenden 19. Jh. Von großem Interesse sind die Darlegungen von *T. J. Berend* und *Gy. Ránki* über das Niveau der Industrie Ungarns zu Beginn des 20. Jahrhunderts; sie zeigen, daß — entgegen der bislang kolportierten Auffassung der älteren nationalmadjarischen Historiographie — der Ausgleich von 1867 auf wirtschaftlich sozialem Gebiet *nicht* auf Kosten der östlichen Reichshälfte ging.

Der zweite Themenkreis des Bandes ist Problemen des österreichisch-ungarischen Dualismus gewidmet, korrespondiert somit thematisch mit dem Sammelband des Forschungsinstituts für den Donauraum (s. unten S. 429). Das Einleitungsreferat von *V. Sandór*, das in manchen Punkten ältere Auffassungen über den „Charakter der Abhängigkeit Ungarns“ von Österreich teils revidiert, teils aber auch wiederholt, ist insofern von Belang, als es neben der maßgeblichen Rolle des österreichischen Industriekapitalismus in Ungarn auch den Anteil der *tschechischen* Bourgeoisie bei der „Monopolisierung des Industriemarktes“ der östlichen Reichshälfte hervorhebt. Dies ist vor allem wichtig im Hinblick auf eine noch heute gängige, schematische Einteilung der Völker Österreichs in „herrschende“ und „unterdrückte“. Um die richtigen Proportionen bei diesen Darlegungen zu wahren, muß man allerdings festhalten, daß die Ausbeutung Ungarns durch das österreichische und tschechische Finanzkapital ein Kinderspiel war im Vergleich zu der nationalen und sozialen Ausbeutung und Unterdrückung, die die madjarische Gentry und das madjarische nationale Bürgertum im eigenen Lande — etwa den Slowaken oder Rumänen gegenüber — praktizierten.

Der qualitativ beste Beitrag des Bandes stammt aus der Feder von *P. Hanák*, der in seiner Analyse der Krise des Dualismus auf jede dogmatische Parallelisierung wirtschaftlicher und politischer Entwicklungstendenzen verzichtet und dafür mit großem Scharfsinn die wirksamen Strukturen der dualistischen Herrschaft in Österreich und Ungarn herausarbeitet. Er legt z. B. überzeugend dar, daß sich im Mechanismus des Dualismus ein gutes Stück absolutistischer Herrschaftspraxis (S. 349 f.) erhalten konnte. Wenn man auch nicht allen Thesen und Schlußfolgerungen des Verfassers zustimmen kann, so läßt sich doch gerade bei Hanák beobachten, wie sehr eine sorgfältige Analyse der konkreten Kräfte und Strukturen geeignet ist, dogmatische Denkschablonen abzubauen und Wege zu einer wirklich ergebnisreichen Diskussion zu eröffnen. Der positive Einfluß empirischer Geschichtsforschung erhellt auch aus dem gediegenen Beitrag von *M. Komjathy* über die „organisatorischen Probleme des Gemeinsamen Ministerrates im Spiegel der Ministerratsprotokolle“.

Der dritte Themenkreis des Bandes umfaßt Nationalitätenprobleme und Fragen der Arbeiterbewegungen, allerdings im wesentlichen wiederum aus dem ungarischen Bereich. Die Beiträge von *E. Arato*, *J. Brszko*, *E. S. Vincze* und *T. Erényi* entbehren nicht eines unterschwelligen Reizes von Aktualität, wie dies auch die knappen Resumées der Diskussionen erkennen lassen. Insgesamt wird man diesem Sammelbande das Bestreben zubilligen, in Nachfolge der schon wesentlich weiter fortgeschrittenen und differenzierteren tschechischen Geschichtswissenschaft das doppelte Getto von Dogmatismus und nationaler Ideologie verlassen zu haben.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867. Vorgeschichte und Wirkungen. Hrsg. vom Forschungsinstitut für den Donaauraum.

Verlag Herold, Wien-München 1967, 238 S.

Es hätte sehr verwundert, wenn sich anläßlich des Gedenkens an den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, das 1967 zu einer großen internationalen Konferenz in Preßburg Gelegenheit gab, nicht auch österreichische Stimmen zu Wort gemeldet hätten, um ein Ereignis wissenschaftlich zu durchleuchten, das für die Geschichte der Donaumonarchie säkulare Bedeutung erlangen sollte. Der vorliegende, ansprechende Band aus dem Forschungsinstitut für den Donaauraum vereinigt eine Reihe wichtiger Aufsätze, in denen vornehmlich der gesamtösterreichische Aspekt des Ausgleiches behandelt wird, ein gewiß berechtigtes Unterfangen, denkt man an die Zahl der Publikationen aus den nichtdeutschen Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches, in denen 1867 vornehmlich als ein Markstein der eigenen nationalstaatlichen Entwicklung gewertet wird.

Hugo *Hantsch* stellt denn auch mit Recht die gesamtstaatlichen Folgen von 1866/67 in den Mittelpunkt seiner Betrachtung. Josef *Tzöbl* gibt einen nicht ganz befriedigenden Abriß der Vorgeschichte und Oskar *Regele* vermittelt einen sachkundigen Überblick über den Verlauf des Krieges von 1866. (Vgl. dazu den Sammelband: Entscheidung 1866. Der Krieg zwischen Österreich und Preußen. Stuttgart 1966.) Ernst C. *Hellbling* behandelt in einer Detailstudie den schwierigsten Teil des Ausgleichswerkes von 1867, nämlich die Bestimmungen über die sogenannten gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie, während Anton *Radvánszky* das ungarische Ausgleichsgesetz analysiert. Man wird letzterem zweifellos zustimmen dürfen, wenn er die madjarischen Verhandlungspartner beim Ausgleich als Männer charakterisiert, die auch das gesamtstaatliche Interesse mit im Auge halten; von den madjarischen Politikern der Jahrhundertwende wird man dies allerdings nicht mehr sagen können. Johann-Christoph *Allmayer-Beck* untersucht in seinem wichtigen Beitrag die Folgen, die 1867 auf Organisation und Entwicklung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte hatte. Er kommt da-

bei zu dem Ergebnis, daß trotz der zunehmenden organisatorischen Ausgliederung der ungarischen Armee, infolge der aristokratischen „schwarzgelben“ Homogenität des Offizierskorps, ein starker geistiger und gleichsam apolitischer, durch bewußte Traditionspflege gestärkter innerer Zusammenhalt zwischen den österreichischen und den ungarischen Streitkräften bestand, ein schönes Beispiel dafür, wie stark die Donaumonarchie von der quasi supranationalen Gesellschaftsstruktur des Adels mit zusammengehalten wurde — und dies entgegen den Tendenzen der Verfassungsentwicklung! Der folgende Aufsatz von Alois *Brusatti* macht einestails klar, wie wenig man 1867 das Gewicht wirtschaftlicher Faktoren mit in den Ausgleich einbezog und wie andererseits die Wirtschaftsentwicklung das weitere Schicksal des Ausgleichs in steigendem Maße negativ beeinflusste. Man kann daraus exemplarisch ablesen, wie sehr in der Donaumonarchie, wie überall in Europa, die Wirtschaft für die Politik bestimmend wurde. (Vgl. zu den Wirtschaftsproblemen des Dualismus auch den Sammelband: Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Budapest 1961, bes. S. 303 ff.) Erika *Weinzierl* vermittelt einen aufschlußreichen Einblick in die kirchenpolitische Lage Österreichs um 1867, Rudolf F. *Wierer* gibt einen leider nicht sehr glücklichen Abriß seiner großen, vortrefflichen Studie über die böhmischen Fundamentalartikel von 1871, die 1963 erschienen ist (Boh Jb 4, 1963, 54—173).

Neben Branka M. *Pešelys* Studie über den ungarisch-kroatischen Ausgleich von 1868 und C. A. *Macartneys* Skizze des ungarischen Nationalitätengesetzes vom selben Jahr sei am Schluß aber besonders auf Gerald *Stourzb'* gewichtigen Beitrag über „Die Gleichberechtigung der Nationalitäten und die österreichische Dezember-Verfassung von 1867“ hingewiesen. Der Verfasser vermag am Artikel XIX der Dezembervfassung, der die Gleichberechtigung aller Volksstämme der Monarchie in Sprache, Schule und Amt aussprach, sowie anhand der reichsgerichtlichen Rechtspraxis überzeugend nachweisen, wie ernsthaft und ohne Rücksicht auf Erwägungen politischer Opportunität sich der liberale Verfassungsstaat bemühte, diesen Paragraphen mit all seinen gerade für die Deutschen schwerwiegenden Implikationen in Rechtswirklichkeit umzusetzen. Mit Recht wird hierbei hervorgehoben, daß „Zisleithanien mit der Schaffung verfassungsgerichtlich geschützter Grundrechte schon 1867 eine Entwicklung eingeleitet hat, die in anderen europäischen Staaten erst nach dem Zweiten Weltkrieg“ einsetzte (S. 210).

Mag in manchen Beiträgen eine gewisse staatsapologetische Neigung zumindest unterschwellig festzustellen sein, insgesamt jedoch darf man diesem Sammelband wesentliche Fortschritte in der Erkenntnis jener großen Krise bescheinigen, die 1867 als „Nachfolgelast“ des verlorenen Krieges gegen Preußen eintrat. Daß die Meisterung dieser Staatskrise — ungeachtet der Problematik dieser Lösung — Österreich-Ungarn ein halbes Jahrhundert friedlicher Entwicklung brachte, sollte man gerade heute nicht gering veranschlagen!

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Berthold Sutter, Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. Ihre Genesis und ihre Auswirkungen vornehmlich auf die innerösterreichischen Alpenländer. Band 2.

Böhlau-Verlag, Graz-Köln 1965, 542 S. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs).

Nach den eingehenden Erörterungen über die Vorgeschichte der für Österreich so verhängnisvollen Verordnungen gibt der Vf. in diesem Band eine sehr gründliche Darstellung des äußeren Verlaufs der „Parlamentskatastrophe“ und befaßt sich auch mit den Persönlichkeiten, die maßgebend an der Opposition gegen Baden in den innerösterreichischen Kronländern beteiligt waren. Ein Beispiel hierfür bietet die kritische Beurteilung der Grazer Ereignisse, da nunmehr die deutschnationale Opposition gegen Baden neben den Sudetenländern auch in der steirischen Landeshauptstadt eine Basis gefunden hatte. Dem reichen Tatsachenmaterial, das der Vf. ausbreitet, steht die juristische und verwaltungsmäßige Interpretation der Vorgänge, die zum Sturz Badenis führten, nicht nach. Besonderes Augenmerk wird auf die prekäre Situation bei den Verhandlungen um die Verlängerung des österreichisch-ungarischen Ausgleichs gerichtet; diese Konferenzen stürzten die österreichische Regierung in das furchtbare Dilemma einer innenpolitischen — und ausgleichspolitischen — Staatskrise. Es war überdies unmöglich, die Ursache der Krise lediglich auf eine veraltete und im Sinne der bürgerlichen Interessenvertretung zu „tolerante“ Geschäftsordnung zurückzuführen. Der Vf. hat dies erkannt und setzt sich bei seinen Untersuchungen über die Obstruktionstaktik der österreichischen Parteien mit dem Notverordnungsrecht der Regierung auseinander (§ 14 des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung vom 21. 12. 1867, RGBl Nr. 141). Er analysiert die funktionale Bedeutung des Oktroirechts (im staatlichen Sektor) und prüft die rechtliche Fixierung dieses Paragraphen in der Dezemberverfassung, wo den Befugnissen der Exekutive enge Grenzen gezogen sind. Der Vorwurf des Kryptoabsolutismus wird mit Recht erhoben, wenn man berücksichtigt, wie scharf die Verordnungsgewalt der Regierung von juristischer Seite als Einengung der Legislative des Parlaments kritisiert wurde und in welch hohem Maß das Auskunftsmittel des Staates (während des Weltkrieges) Stütze des Polizeiregimes geworden war. Die Auflockerung der konstitutionellen Verfassung sollte auch für das Verhältnis zu Ungarn schwerwiegende Folgen haben, da das abgelaufene Zoll- und Handelsbündnis 1897 parlamentarisch nicht erneuert werden konnte. Es war daher die Existenz des § 14 doppelt verhängnisvoll, denn die ungarische Regierung erkannte die kaiserliche Verordnung nicht an, die das Zoll- und Handelsbündnis verlängern sollte. Somit trat der vertraglose Zustand ein, den Ungarn bis 1907 zur Ausgestaltung seiner wirtschaftlichen Stellung in Europa gründlich ausnützte. Der Vf. ging auch auf die Tendenzen der ungarischen Staatsrechtstheorie ein, deren Hauptinteresse darin bestand, die staatsrechtliche Existenz Österreich-Ungarns im Rahmen der bestehenden Realunion in Frage zu stellen. In beson-

ders bedenklicher Weise wirkte die deutsche Obstruktion auf die weitere Entwicklung der konstitutionellen Verfassung ein. Sie verlegte den Weg zur Fundamentaldemokratisierung Zisleithaniens und dokumentierte die rücksichtslose Herrschaft der nationalen Ideologien. Mit Recht zitierte der Vf. die scharfe Kritik von seiten des westlichen Auslands, die neben den politischen auch die gesellschaftlichen Schwächen des Kurienparlaments bloßlegte. Alle Versuche einer rein administrativen Bereinigung der nationalen Frage durch „Sprachenverordnungen“, wie sie der Verwaltungstechnik der österreichischen Bürokratie gemäß waren, mußten, so gut sie gemeint waren, an dem Problem der Verfassungsreform scheitern, dessen Lösung von der „Interessenvertretung“ nicht zu erwarten war. Es war richtig, daß der Vf. (mit Hinweis auf H. Mommsen) erwähnte, die Sozialdemokraten seien seit Badeni in immer stärkerem Maße auf die nationale Frage hingeführt worden; man darf jedoch nicht vergessen, wie geschickt Victor Adler, der die Verfassungsreform anstrebte, die Partei von einer eindeutigen nationalen Stellungnahme fernhielt. Es wäre von Interesse, das Aufkommen der nationalen Ideologien in der Arbeiterbewegung nach der gewaltigen Erschütterung des Jahres 1897 zu verfolgen und zu dem Grundschema des Klassenkampfes in Beziehung zu setzen. Man könnte aus der sehr breiten Darstellung Sutters den Schluß ziehen, daß die nationale Ideologie tief in die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten der Alpenösterreicher eingedrungen war und selbst die Christlichsozialen von einer übernationalen Konzeption abzubringen verstand. Das Gesetz der Konkurrenz wirkte auch auf die Sozialdemokratie, die in der Zeit des Austromarxismus die Problematik der nationalen Fragen theoretisch erörterte.

Es gelang nach 1897 keiner Regierung mehr, mit den bisher probaten Mitteln administrativer Art den nationalen Konflikt beizulegen, dessen soziale Implikationen gleichsam unter der Oberfläche der herrschenden Schichten der Monarchie weiterwirkten. Das Scheitern der dilettantischen Versuche Badenis offenbarte trotz mancher geschickter taktischer Maßnahmen die Unhaltbarkeit des zisleithanischen Scheinkonstitutionalismus, den zu befestigen kein Oktroierversuch mehr ausreichte. Die Errungenschaften der Monarchie auf dem Gebiete der konstruktiven Reichsgestaltung nehmen sich, verglichen mit den zahlreichen Plänen und Projekten, verhältnismäßig mager aus, wiewohl man sagen muß, daß die hochentwickelte Institution des Mährischen Ausgleichs (1905) als Vorbild für die Autonomie von nationalen Minderheiten dienen könnte.

Im Werk Sutters wird die zisleithanische Nationalitätenpolitik mit ähnlichen Problemen im Deutschen Reich und in Rußland verglichen. Sicherlich erscheint die Duldsamkeit Österreichs auf kulturellem Gebiet, wenn man das Deutsche Reich und Rußland heranzieht, in günstigem Licht, doch muß andererseits betont werden, daß die Staatsdeutschen ja nur ein Drittel der Gesamtbevölkerung Zisleithaniens ausmachten, so daß die gesamte Staats- und Bevölkerungsstruktur nicht ohne weiteres mit den Verhältnissen in den beiden anderen Monarchien verglichen werden kann. Sicherlich hatte wohl die

Garantie der Individualrechte in nationaler Hinsicht einen hohen Stand erreicht, der in der Rechtstheorie auch anerkannt worden ist. Sutters Werk bietet namentlich für die nationale Problematik und die Regierungspolitik der Ära Badeni wesentliche Aufschlüsse. Die Arbeit stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Franz-Joseph-Zeit dar.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

Dokumente zur sudetendeutschen Frage 1916-1967. Hrsg. im Auftrag der Ackermannngemeinde von Ernst Nittner.

Eigenverlag d. Ackermannngemeinde, München 1967, 581 Druckseiten, 321 Dokumente, Ln. DM 21.—.

Der Band enthält 321 Dokumente auf 520 Seiten. Sie umspannen die letzten 50 Jahre des politischen Schicksals der Deutschen in den böhmischen Ländern. Damit allein bringt er bereits mehr als alle ähnlichen Dokumentationen zum Thema. Er bringt es auch besser.

Die sudetendeutsche Frage gilt heute noch vielen Politikern und manchen Völkerrechtlern als eine offene Frage. Der Fachhistorie ist sie in einem solchen Sinn nicht gestellt. Hier gibt es nichts zu lösen oder zu definieren, sondern eine Entwicklung in ihren Ursachen und in ihrem weiteren Zusammenhang zu erfassen. Insofern ist die Geschichte für den Historiker stets eine offene Frage, und alle seine Antworten sind gegenüber dem Fortschritt der Wissenschaft immer begrenzt.

Allzu viele Antworten zu jenen Schicksalsjahren der Deutschen in den böhmischen Ländern gibt es bis heute allerdings überhaupt noch nicht. Da ist die vorzügliche Darstellung über das Münchner Abkommen von Boris Čelovský von 1958, die seinerzeit in Deutschland leider zu wenig Sachkunde hier, zu wenig Sachlichkeit dort gefunden hatte; das materialreiche Buch von H. Rönnefarth von 1961 zur Sudetenkrise, das gerade wegen seiner gründlichen Aktensammlung jenes internationale Gesamtbild, dem es gilt, nicht gut sichtbar werden läßt; der Rückblick von Wenzel Jaksch auf „Europas Weg nach Potsdam“, ein Erinnerungswerk, aber durch die politische Stellung des Verfassers vor 1938 bemerkenswert; schließlich die Arbeit J. W. Brügels von 1967 über „Tschechen und Deutsche“, teils nach wichtigem neuem Material, ein wesentlicher, aber nicht unproblematischer Vorstoß zu neuen Urteilen. Tschechische Beiträge von K. Gajan, J. César und B. Černý gründen auf Archivmaterial, das der westlichen Forschung nicht zugänglich ist, und deshalb allein unentbehrlich, wenn sie auch manchmal allzu deutlich in Einseitigkeiten stecken blieben.

Mit der Ausgabe von Dokumentensammlungen hatten sich bisher schon K. Rabl und E. Nittner, F. P. Habel und tschechischerseits V. Král befaßt. Soviel nun diese Arbeiten im einzelnen auch dazu beitragen, uns ins Bild zu setzen, so verfehlen sie doch immer wieder die eigentliche Aufgabe der Historie. Sie bieten nämlich Rechtfertigung und Anklage. Sie rechtfertigen

die sudetendeutsche Staatsfremdheit, oder die sudetendeutsche Partei, oder die tschechische Vertreibungspolitik oder das Münchner Abkommen: sie fragen dabei immer wieder nicht nach der Ursache, sondern nach der Schuld.

Eine Dokumentensammlung besitzt demgegenüber ganz andere Möglichkeiten der Aussage über einen an sich eben noch unfertigen, noch allzu unklaren Zusammenhang. Sie wurden hier für die Darstellung der Ereignisse bis 1945 mit den ersten 200 Dokumenten des Bandes auch sehr gut genützt. Ohne Kommentar, ohne Bevormundung des Lesers, werden so ziemlich die entscheidenden oder die wohlinformierten Stellungnahmen vorgeführt.

Im Gesamtverlauf von 1916 bis 1945 sind dabei einige Schwerpunkte gebildet worden: die Staatsgründung von 1918, ihre Voraussetzungen, die innen-, die internationalen, die Weimarer und die Wiener Stellungnahmen dazu; die innenpolitische Entwicklung in den 30er Jahren, die Ansätze zur deutsch-tschechischen Verständigung bei der jüngeren Generation in den politischen Parteien und in der Jugendbewegung und demgegenüber das nationale Pathos der Unversöhnlichen; das Krisengeflecht um das Münchner Abkommen, angefangen von Henleins Ergebnissadresse vom November 1937, dem ältesten schriftlichen Zeugnis für die Unterstellung der Sudetendeutschen Partei unter Hitler, bis zur Enttäuschung der deutschen Widerstandsbewegung über die englische Appeasement-Politik in der Sudetenfrage; schließlich die deutsche Protektorspolitik mit Vernichtungsplänen und Terroraktionen und ihr Echo in den tschechischen Vertreibungsbeschlüssen.

Für die letzten 20 Jahre hat die Dokumentation einen etwas abweichenden Charakter: hier überschreitet sie die Grenze zwischen Geschichte und Politik und wird zum Rüstzeug für Tagesfragen. Um so bedeutsamer ist sie dabei geworden, weil wir kaum über ähnliche Grundlagen für eine noch rege innenpolitische Diskussion verfügen, selbst dann, wenn sie dabei ein wenig zu breit, ein wenig zu sehr mit aller Ausführlichkeit die offiziellen Äußerungen der Verbandspolitik sammelt. Hier ist wohl tatsächlich wegen des aktuellen Bezuges die Vollständigkeit anzustreben. Also liest man von Neubesinnungen, Grundsatzprogrammen und ihrer allmählichen Klärung und Variation von 1946 bis zum Frühjahr 1967.

Was läßt sich aus dieser Darstellung lernen? Zwar sind die gesammelten Dokumente in der Literatur oder in der Presse der letzten Jahre zu finden, ihre Zusammenstellung aber bringt nicht nur für den Fachhistoriker, sondern sogar für den unmittelbar engagierten Spezialisten eine wertvolle Hilfe. Sie bietet aber zugleich ein ungemein interessantes Lesebuch für alle, die soviel sich angeeignet oder gar miterlebt haben, daß sie zu einem eigenen Urteil imstande sind.

Ich greife nur einige Gesichtspunkte heraus: da ist der Umfang der deutschen Kapitulation von 1918/19 gegenüber den Alliierten, die Tatsache der Passivität in der deutschen Bevölkerung gegenüber den tschechischen Regierungsorganen nun deutlicher gezeigt als meist anderswo; das politische Versagen der Anschluß- und Widerstandspläne jener Zeit, soweit sie auch verbreitet waren und sich sowohl in Wien wie auch in der Weimarer Ver-

fassung niederschlugen, nach den alten Plänen der Großdeutschen, wie man sie schon 1848 konzipiert hatte. Dazu tritt die grundsätzliche und unerschütterliche Ablehnung des neuen Staates bei einigen politischen Sprechern des rechten Flügels der Deutschen (S. 78). Daher der warnende Hinweis des persönlich sehr verständigungsbereiten Franz Křeppek auf das Beispiel vom Hochverrat, das die Tschechen schließlich selber vor 1918 gegenüber der alten Monarchie gegeben hätten (S. 80); daher auch die Reserve der amerikanischen Diplomatie gegen die neue Grenzziehung (S. 71); daher schließlich die grundsätzliche Bedeutung der Regierungsbeteiligung deutscher Parteien im Jahr 1926.

Einen anderen wichtigen Gesichtspunkt bildet das Scheitern eben dieses Aktivismus 1938 gegenüber der Unbeweglichkeit der tschechischen Nationalitätenpolitik. Seine Folgen sind hier treffend gekennzeichnet durch einen Appell des tschechischen Journalisten Ferdinand Peroutka an die politische Vernunft seiner Landsleute (S. 187). Aber auch dieser namhafte politische Beobachter unterschätzte im März 1938 Hitlers Aggressivität und die Entschlossenheit der Sudetendeutschen Partei, ihm dabei zu dienen (S. 172). Der Irrtum über Hitler wird von verschiedenen Seiten beleuchtet. Nur Churchill will sich nicht getäuscht haben (S. 196), während der französische Außenminister doch wenigstens mit der deutschen Kriegsbereitschaft rechnete (199).

Aufschlußreich sind auch die Hinweise auf die inneren Meinungsverschiedenheiten im Nationalsozialismus, die Opposition gegen Henlein unter den NS-Emigranten in Deutschland vor 1938, die deutschen Schwankungen über das Ausmaß der Repressalien gegen das tschechische Volk nach 1939, beendet durch Hitlers Entscheidung für das „Assimilierungsprojekt“ (279), die Auffassung Himmlers über das Verhältnis Deutschlands zu seinen Sklavenvölkern und über die „taktvolle“ Ausrottung des jüdischen Volkes (S. 288).

Wichtig, in vergleichbarer Übersicht auch nirgends sonst zusammengestellt, ist die Auseinandersetzung um die Politik der Sudetendeutschen Landsmannschaft nach 1945. Zeigt sich doch in der langen Reihe der Deklarationen die Meinungsverschiedenheit mit der Bundesregierung deutlich, zuletzt beispielsweise, wenn die Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft am 19. Februar 1967 den Fortbestand des Münchner Abkommens betonte (S. 539), während Bundeskanzler Kiesinger drei Monate zuvor das Münchner Abkommen als nicht mehr gültig bezeichnet hatte (S. 534). Aufschlußreich ist auch die Gegenüberstellung eines deutschen und eines tschechischen Fachkommentars nach der „Zeit“ vom Juli 1967 (S. 547). An den Schluß der Dokumentenreihe aus 50 Jahren sudetendeutschen Schicksals stellte der Herausgeber eine Frage des Historikers an die sudetendeutsche Zukunft. Karl Bosl würdigt da zunächst einen „idealistischen Zug im politischen Denken der sudetendeutschen Volksgruppe“, der sich als „common sense über alle Parteien und Weltanschauungen hinweg bis heute erhalten hat“. Er fragt nach den künftigen Möglichkeiten einer selbständig geformten sudetendeutschen Politik, „wenn sich ... auf die Dauer die Hoff-

nung auf Rückkehr nicht nur nicht verwirklichen, sondern nicht einmal konzipieren läßt, wenn im neuen Staat die Voraussetzungen und der Zwang zu politisch selbständiger Aktion immer mehr zurücktreten . . .“ und findet die Antwort: „Was bleibt, ist der Wille der noch politisch zusammengehaltenen Volksgruppe, ihr Geschichtsbewußtsein und ihre Erlebnisgehalte schöpferisch und aktiv in das neuentstandene Geschichtsbewußtsein der Gesamtgesellschaft und des Gesamtstaates einzuprägen und zur Geltung zu bringen . . .“ (S. 554).

Zuguterletzt muß man fragen, was auch ein so umfangreicher Band noch außer acht gelassen habe. Da scheint mir ein Blick auf die allgemeine Krise der jungen Demokratien in Mitteleuropa nach 1918 wichtig: sie läßt sich von Finnland bis nach Südosteuropa in den 30er Jahren als Rechtsruck beobachten, als autoritärer Versuch, mit den ungelösten Problemen der neuen Sozial- und Nationalordnung fertig zu werden, und bringt mit innen- und außenpolitisch wachsender Intoleranz eine Krisenwelle über ganz Europa. Da fehlt mir zweitens überhaupt die Sozialpolitik in diesem Band. Nach dem Ersten Weltkrieg sollte man wohl den ersten deutschen Aktivismus mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Republik in der ersten Hälfte der 20er Jahre in Verbindung bringen, während die folgende Weltkrise dann dem Mißtrauen und der Radikalisierung den bekannten Vorschub leistete. Hier hätten einige Daten aus dem offiziellen statistischen Jahrbuch der ČSR viel ausgesagt.

Aber auch nach 1945 sind ein paar sozialpolitische Angaben über das Gesamtbild wichtig. Die große Leistung der deutschen Eingliederungs- und Lastenausgleichspolitik hätte hier doch mit einigen Belegen festgehalten werden müssen. Sie ist beispielsweise in der Tschechoslowakei, wo man diesen Band in Fachkreisen wohl auch zur Hand nehmen wird, so gut wie unbekannt. Auch bei uns aber pflegt man die Probleme der Vertriebenenpolitik etwas weltfern so zu diskutieren, als ob sie primär außenpolitische, und nicht, als ob sie in erster Linie Sozialprobleme gewesen wären, bei deren Lösung gerade die Ackermann-Gemeinde unter der Initiative von Hans Schütz an führender Stelle tätig war. Bis heute ist diese Tätigkeit für das Schicksal der sudetendeutschen Volksgruppe und jedes einzelnen der Vertriebenen von 1945 doch noch immer das effektivste Stück Vertriebenenpolitik geblieben.

Vielleicht kann man über andere Zusätze verschiedener Meinung sein: ich vermisste aber noch einiges zur inneren Diskussion unter den Sudetendeutschen über ihre politische Linie, über die Stellung zum Münchner Abkommen und über „die Ausweisung als Schicksal und Aufgabe“ (Lemberg). Gerade in diesem Zusammenhang leistete die Ackermann-Gemeinde Bahnbrechendes zu einer echten Neuorientierung der Vertriebenenpolitik, das man heute wohl zu würdigen versteht und das sich jedenfalls der schlecht informierten Darstellung Antonín Šnejdáreks über den sudetendeutschen Revanchismus (S. 464) entgegensetzen ließe.

Sehr anerkennenswert ist der wiederholte Versuch, ein bestimmtes Er-

eignis aus dem „Rückblick“ von verschiedenen Seiten zu beleuchten und dabei auch die tschechische Geschichtsschreibung zu Wort kommen zu lassen. Ihre Firmierung dabei als „tschechisch-bolschewistisch“ ist freilich ein Mißgriff. Auch wird inhaltlich dabei nur ein inzwischen überholtes Stadium der tschechischen Historiographie festgehalten.

München

Ferdinand Seibt

Erhard Spengler, Zur Frage des völkerrechtlich gültigen Zustandekommens der deutsch-tschechoslowakischen Grenzneuregelung 1938.

Verlag Duncker und Humblot, Berlin 1967, 171 S. + Kartenanhang (Schriften zum Völkerrecht 3).

Der Titel dieses Werks, einer Münchner juristischen Dissertation, ist allzu bescheiden. Es handelt sich um eine umfassende völkerrechtliche Darstellung der Rechtsakte, die mit der Grenzneuregelung von 1938 zusammenhängen. Die Formulierung „Zur Frage“ deutet wohl darauf hin, daß der Autor sich nicht anmaßt, ein endgültiges Urteil über diese umstrittenen Vorgänge zu fällen, daß er vielmehr nur einen Beitrag zur Diskussion und zur Klärung leisten wollte. Immerhin wird man zumindest sagen können, daß seine Arbeit ein sehr gewichtiger Beitrag ist.

In der Themenstellung liegt eine erhebliche sachliche Begrenzung: nur das Zustandekommen völkerrechtlicher Verbindlichkeiten in bezug auf die Grenzneuregelung wird untersucht. Der Fortbestand solcher Verbindlichkeiten (ihr Zustandekommen vorausgesetzt) wird nicht erörtert.

Keine völkerrechtliche Analyse kann auf die Darstellung der historischen Gegebenheiten verzichten. Immer taucht dabei die Frage auf, wie weit in die Geschichte zurückgegangen werden muß, damit die juristische Analyse abgerundet sein kann. Spengler erwähnt zunächst, daß sich der nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen erst im 19. Jahrhundert entfaltete. Mit Recht weist er ferner auf die Bedeutung hin, die der Weigerung der Tschechen, an der Frankfurter Nationalversammlung teilzunehmen, zukam. Greifbar werden die Bemühungen um einen tschechischen Nationalstaat erst mit der Exilpolitik während des Ersten Weltkriegs, die schließlich in der Ausrufung der tschechoslowakischen Republik am 28. Oktober 1918 gipfelte. Nun folgen die Bemühungen der deutschsprachigen Bevölkerung und des Staates Deutsch-Österreich, die von Deutschen bewohnten Teile Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens zu Bestandteilen der Republik Deutsch-Österreich zu machen. Die Bemühungen Deutsch-Österreichs, eine Einheit mit Gesamt-Deutschland zu bilden, werden nur kurz erwähnt. Das Kapitel endet mit der Eingliederung der Sudetenländer in den tschechoslowakischen Staat.

Das nächste Kapitel schildert auf knapp 7 Seiten den Verlauf der Krise des Jahres 1938. Während das erste Kapitel mit dem Hinweis darauf

schließt, daß sich die deutsche Regierung bis zum Jahre 1937/38 in der sudetendeutschen Frage zurückhaltend verhielt, beginnt das neue Kapitel mit dem Satz: „Ein Wandel in dieser Politik kündigte sich in der Reichstagsrede Hitlers vom 20. Februar 1938 an“ (Seite 27). Über das wachsende Interesse, das maßgebliche Kreise in England bereits vorher dem Sudetenproblem entgegenbrachten, wird nur wenig gesagt. So wird nicht ganz verständlich, warum die Engländer und später auch die Franzosen die tschechoslowakische Regierung immer härter mit ihren Forderungen nach einer Lösung des Problems bedrängten.

Die völkerrechtliche Analyse beginnt mit dem Notenwechsel, der am 19./21. September 1938 zwischen England und Frankreich einerseits und der Tschechoslowakei andererseits geführt wurde. Dies ist in der Tat der richtige Ansatzpunkt für die Untersuchung, weil das Münchner Abkommen selbst bereits in seinem ersten Satz auf das Abkommen hinweist, „das hinsichtlich der Abtretung des sudetendeutschen Gebiets bereits grundsätzlich erzielt wurde“. Spengler irrt jedoch, wenn er meint, daß die mit den Worten „durch die Umstände gezwungen und einem unerhörten Druck nachgebend“ beginnende tschechoslowakische Note die unmittelbare Antwort auf die britisch-französischen Vorschläge war. Vielmehr schob sich zwischen die Note der Westmächte und die tschechoslowakische Annahmeerklärung ein Zwischenspiel, das für die juristische Analyse nicht unerheblich ist: die tschechoslowakische Regierung lehnte zunächst die Vorschläge der Westmächte ab, ließ jedoch durchblicken, daß sie unter bestimmten Voraussetzungen die Annahme erklären werde. In einer daraufhin anberaumten Besprechung zwischen Beneš und den Gesandten der Westmächte erörterte Beneš selbst seine verfassungsrechtliche Zuständigkeit zur Abgabe einer entsprechenden Willenserklärung und nahm seinerseits die Erklärung des französischen Gesandten entgegen, daß Frankreich in einen Krieg, der sich aus der Ablehnung der Vorschläge durch die Tschechoslowakei ergeben könnte, nicht eingreifen werde. Der britische Gesandte bezeichnete seine D  marche ausdrücklich als Ultimatum. Vor der Abfassung der am 21. September um 17 Uhr abgegebenen tschechoslowakischen Antwortnote beriet sich Beneš mit den Führern der sechs an der Regierung beteiligten Parteien (dem sogenannten „Politischen Ministerkomitee“), dann mit dem gesamten Kabinett und schließlich mit einem aus 20 Mitgliedern bestehenden parlamentarischen Koalitionsausschu  .

Diese Vorgänge sind wesentlich für die Untersuchung der Frage, ob die tschechische Annahmeerklärung vom 21. September 1938 ein rechtsg  ltiges Abkommen zustande brachte, auf das dann das Münchner Abkommen Bezug nehmen konnte. Ohne die Vorgänge im einzelnen zu prüfen, kommt Spengler zu dem Ergebnis, daß die tschechische Annahmeerklärung nur bedeutete, daß die beiden Westmächte berechtigt waren, „auf der Grundlage der von der Tschechoslowakei akzeptierten Vorschläge eine Lösung des Streitfalles mit Deutschland auszuhandeln“ (Seite 40). Auf dieser Grundlage untersucht Spengler sodann die Frage, ob die tschechoslowakische Annahme

der britisch-französischen Vorschläge ein rechtsverbindlicher territorialer Verfügungsakt war. Daß sie keine Zession darstellte, wird auch der juristische Laie ohne weiteres erkennen, weil das Sudetengebiet ja an das Deutsche Reich abgetreten werden sollte, die tschechische Erklärung aber an die Westmächte gerichtet war. Ebenso gekünstelt ist auch die Konstruktion einer Abtretung zugunsten eines Dritten, die Spengler (in Übereinstimmung mit der herrschenden Lehre) mit Recht zurückweist. Das Gesamtergebnis dieses Abschnitts, daß durch den Notenwechsel zwischen den Westmächten und der Tschechoslowakei am 19./21. 9. 1938 noch keine Gebietsabtretung bewirkt wurde, ist durchaus richtig. Fraglich ist jedoch, ob man diesem Notenwechsel jede Rechtswirkung absprechen kann, obwohl das Münchener Abkommen sich ausdrücklich auf ihn beruft, ihn also zur Grundlage der gesamten Grenzneuregelung macht.

Allerdings bedeutet das Münchener Abkommen andererseits auch nicht die Durchführung der britisch/französisch-tschechoslowakischen Vereinbarungen vom 19./21. 9. 1938. Mit Recht bezeichnet es aber Spengler als Vorbereitung für eine solche Durchführung. Hierbei trifft er eine wichtige Aussage: „Das Münchener Abkommen enthält in der Statusfrage selbst keine Belastung, die über das hinaus ginge, was die tschechoslowakische Regierung bereits seit 21. September 1938 akzeptiert hatte“ (Seite 55). Zur Unterstützung dieses Satzes kann er auf die Worte Chamberlains hinweisen, der am 3. 10. 1938 vor dem Unterhaus sagte: „Wir gingen nicht nach München, um darüber zu entscheiden, ob die vorwiegend deutschen Gebiete des Sudetenlandes an das Reich übergehen sollten. Darüber war bereits entschieden worden. Die Tschechoslowakei hatte die englisch-französischen Vorschläge angenommen. Es war das Verfahren, die Bedingungen und der Zeitpunkt der Übergabe des Gebietes, über die wir zu beraten hatten.“

Trotzdem bleibt es ein unumstößlicher Rechtssatz, daß eine Zession nur wirksam werden kann, wenn der Zedent die entsprechende Erklärung abgibt. Mit anderen Worten: die Tschechoslowakei konnte aus der Münchner Regelung nur verpflichtet werden, wenn sie selbst ihren Beitritt erklärte. Aus diesem Grunde untersucht Spengler die Erklärung, die der tschechoslowakische Außenminister Krofta namens seiner Regierung am 30. September 1938 gegenüber den Westmächten abgab. In ihr wie auch in der offiziellen Zustimmungserklärung der Prager Regierung wurde zugleich mit der Zustimmung gegen die Münchner Regelung protestiert. Spengler kommt zu dem Schluß, daß diese Erklärungen als Beitritt der Tschechoslowakei zum Münchner Vertrag zu werten sind („Entscheidend ist allein, daß der beitretende Staat durch seine hierzu nach innerstaatlichem Verfassungsrecht befugten Organe zweifelsfrei zum Ausdruck bringt, Rechte und Pflichten des Vertrages für und gegen sich gelten lassen zu wollen.“ — Seite 60).

Damit ist die wesentliche Aussage über das Rechtsproblem der Münchner Regelung getroffen. Die Frage, wann die Statusänderung des Sudetenlandes erfolgte, ist dagegen von zweitrangiger Bedeutung. Schwierig zu beantworten ist sie deswegen, weil auch das Münchener Abkommen noch nicht die Gren-

zen im einzelnen festlegte, sondern sie dem internationalen Ausschuß überließ, der seinerseits eine deutsch-tschechische Grenzziehungskommission einsetzte. Das Abschlußprotokoll des internationalen Ausschusses stammt vom 21. 11. 1938, und in der Tat spricht vieles dafür, daß der Gebietsübergang erst an diesem Tag wirksam wurde.

Nachdem Spengler auf den ersten 70 Seiten seine Untersuchung schlüssig durchgezogen hat, untersucht er auf nahezu 100 weiteren Seiten die „Bedenken gegen das völkerrechtlich wirksame Zustandekommen der deutsch-tschechoslowakischen Grenze vom 20./21. November 1938“. Dabei untersucht er folgende Bedenken:

1. die fehlende Ratifikation
(Ergebnis: kein stichhaltiger Einwand);
2. Verstoß gegen die tschechoslowakische Verfassung
(Ergebnis: möglicherweise ein stichhaltiger Einwand);
3. Androhung militärischer Gewaltanwendung
(Ergebnis: kein stichhaltiger Einwand);
4. Arglist der deutschen Regierung
(Ergebnis: kein stichhaltiger Einwand);
5. Rechtswidrigkeit des Vertragsgegenstandes wegen Verstoßes gegen die Prinzipien der Selbstbestimmung und der Selbstbehauptung oder wegen Sittenwidrigkeit
(Ergebnis: kein stichhaltiger Einwand);
6. Verstoß gegen bestehende Verträge, nämlich die Friedensverträge von 1919, den deutsch-tschechoslowakischen Schiedsvertrag von 1925, das französisch-tschechoslowakische Bündnisabkommen von 1925 und die Art. 10 und 19 der Völkerbund-Satzung
(Ergebnis: kein stichhaltiger Einwand);
7. Nichterfüllung der die Grenzneuregelung betreffenden Verträge.

Dieser letzte Einwand muß besonders ernst genommen werden. Er betrifft insbesondere die Verletzung des Zusatzabkommens wegen Nichterteilung der Garantie der neuen tschechoslowakischen Grenze. In diesem Zusatzabkommen hatten sich alle Signatarstaaten des Münchner Abkommens verpflichtet, der tschechoslowakischen Republik eine Garantie ihrer neuen Grenzen zu geben. Es steht fest, daß alle vier Staaten dieses Garantieverprechen bis zur endgültigen Auflösung der Tschechoslowakei nicht gaben und damit gegen das Zusatzabkommen verstießen. Fraglich ist jedoch die Bedeutung des Garantieverprechens für das rechtswirksame Zustandekommen der Grenzneuregelung. Sie hängt davon ab, ob das Zustandekommen integrierender Bestandteil des Münchner Abkommens war oder nicht. Spengler beschränkt sich darauf, die Argumente für die beiden Alternativen aufzuführen, sieht sich aber außerstande, eine klare Feststellung zu treffen. Insgesamt kommt er daher zu dem Ergebnis, „daß sich sowohl die Auf-

fassung vertreten läßt, maßgeblicher Zeitpunkt für das Wirksamwerden der deutsch-tschechoslowakischen Grenze sei der 21. November 1938 — als auch die Meinung, daß die Grenzregelung von 1938 niemals rechtswirksam geworden ist, da ein wesentliches Erfordernis, die Verwirklichung der Garantiezusagen für die neuen tschechoslowakischen Grenzen durch das Verhalten Deutschlands zunächst verzögert und schließlich durch Beseitigung der Völkerrechtssubjektivität der ČSR im März 1939 unmöglich gemacht wurde“ (Seite 161). Spengler übersieht nicht, daß bei der zweiten Alternative (Zusatzabkommen als integrierender Bestandteil des Münchner Abkommens) der Bruch des Garantieversprechens nicht automatisch die Nichtigkeit des Münchner Abkommens zur Folge hätte. Vielmehr „hätte der ČSR als dem hierdurch verletzten Staat das Recht zugestanden, entweder die vollständige Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu verlangen oder durch Rücktritt wegen Vertragsverletzung durch die Gegenseite die bereits eingetretenen Rechtsfolgen einseitig wieder aufzuheben“ (Seite 158). Diese Formulierung erscheint unzulänglich angesichts der Tatsache, daß dem tschechoslowakischen Staat durch die deutsche Besetzung im März 1939 die Möglichkeit genommen wurde, entsprechende Willenserklärungen abzugeben. Der Leser, der den Ausführungen Spenglers mit Interesse und Zustimmung gefolgt ist, wird daher das Buch nicht ohne eine gewisse Enttäuschung aus der Hand legen. Doch hängt dies weniger mit der Darstellung als mit dem dargestellten Gegenstand zusammen. Das Buch ist ein erneuter Beweis dafür, daß auch mit sauberster juristischer Gedankenführung die Rechtsprobleme der Grenzneuregelung von 1938 nicht zufriedenstellend gelöst werden können. Angesichts dieser Feststellung mag es absurd erscheinen, wenn von dem Buch gesagt wird, es sei beileibe kein vergebliches Bemühen. Aber das ehrliche Ringen um Klarheit und Objektivität, das auf jeder Seite dieses Werkes deutlich wird, rechtfertigt ein solches Unterfangen vollauf.

Regensburg

Otto Kimminich

Eduard Goldstücker (Hrsg.), Weltfreunde. Konferenz über die Prager deutsche Literatur.

Luchterhand Verlag, Berlin-Neuwied 1967, 430 S., DM 29,80.

Nachdem bereits 1966 im Verlag der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften ein instruktiver Sammelband mit dem Titel „Franz Kafka aus Prager Sicht“ erschienen war, liegt nunmehr ein weiteres Sammelwerk vor, das sich sowohl mit Kafka wie auch mit dem erstaunlichen Gesamtphänomen der Prager deutschen Literatur beschäftigt. Beide Bände fassen die Referate zweier großer Tagungen auf Schloß Liblice zusammen, deren Initiatoren Eduard Goldstücker und Pavel Reimann waren.

Erstaunlich an beiden Bänden sind die unüberhörbaren Vorklänge des geistigen Regenerationsprozesses, der seit Januar 1968 als Gesamtsignatur die Entwicklung in der Tschechoslowakei bestimmte.

Eine Fülle von Aspekten kennzeichnet die Vorträge der „Weltfreunde“-Konferenz. Schon das Einleitungsreferat von P. Reimann, so dogmatisch es in manchen Punkten noch ist, enthält eine bemerkenswerte Polemik zugunsten von Karl Kraus. E. Goldstücker gibt einen souveränen und tiefeschürfenden Aufriß des Konferenzthemas und führt darin die einprägsame These Paul Eisners weiter, derzufolge die Prager deutsche Literatur seit den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie in einem dreifachen Getto gelebt habe: in einem deutschen, einem deutschjüdischen und einem bürgerlichen. Zweifel wird man lediglich gegenüber Goldstückers Auffassung hegen dürfen, ob sich die deutschprager Literatur wirklich so scharf von der übrigen „deutschböhmisches“ Literatur abheben läßt; Namen wie Hugo Salus, Louis Fünrberg und der von ihm selbst als Ausnahme angeführte Josef Mühlberger sprechen gegen ein solches Trennungsdenken, und für Kafka und Rilke ist sowohl das Prager wie das deutschböhmisches Ambiente zu eng gefaßt. Glänzend ist dagegen Goldstückers Analyse der sozialen Komponente in Rilkes Dichtung, die bisher viel zu wenig beachtet wurde oder in einer Flut nachempfindender Sekundärliteratur untergegangen war.

Einer der gewichtigsten Beiträge stellt der Aufsatz von *Kurt Krolop* über die „Geschichte und Vorgeschichte der Prager deutschen Literatur des ‚expressionistischen Jahrzehnts‘“ dar. Aus einer gründlichen Kenntnis der biographischen und Briefliteratur der Epoche heraus legt er überzeugend dar, daß im Grunde die Prager deutsche Literaturblüte infolge der gewandelten gesellschaftlich-politischen Umstände schon um 1920 ihr Ende fand. Bedauerlich ist, daß der instruktive Beitrag von *Emil Skála* über das Prager Deutsch nur in Kurzfassung publiziert wurde. *Manfred Jähnichen* steuerte eine wertvolle Studie über die „Prager deutschen Dichter als Mittler tschechischer Literatur vor und während des Ersten Weltkrieges“ bei, während *Alois Hofman* in seiner eindringlichen Untersuchung über das Heimatlebens Rilkes die sozialen und politischen Prager Wurzeln in Rilkes Dichtung freilegt.

Viel typischer als Kafka und Rilke ist für das Gesamtphänomen der Prager deutschen Literatur Max Brod; deshalb gibt auch der Beitrag von *Paul Raabe* über den jungen Max Brod und seinen Indifferentismus in treffender Weise den fin-de-siècle-Charakter der Prager Schriftsteller vor dem Ersten Weltkrieg wieder. *Josef Poláček*s und *Ludovít Šulc*' Studien über Egon Erwin Kisch ergänzen einander in wünschenswerter Weise und zeigen seine Entwicklung aus einem ausgesprochen bürgerlichen Milieu zu einer radikal proletarischen Gesinnung während des Weltkrieges. *Pavel Trost* steuerte einen Vortrag über die dichterische Sprache des frühen Werfel bei, *Otto F. Babler* eine einfühlsame Arbeit über Rudolf Fuchs als Bezruč-Übersetzer, während *Hans Richter* eine bemerkenswerte Skizze über die geistige Verwandtschaft zwischen Rilke und Louis Fünrberg vorlegt, an die sich *Gerhard Wolfs* Essay über Fünrbergs Lyrik anschließt. Einige Vorträge mehr zeitgeschichtlichen Inhalts runden den Band ab. *Bruno Frei* berichtet über die deutsche antifaschistische literarische Emigration in Prag (1933—1936), doch

bieten die einschlägigen Arbeiten von G. Albrechtová und B. Černý wesentlich Gediegeneres. *Wieland Herzfelde* plaudert über Erfahrungen im Prager Exil und zitiert sich dabei vornehmlich selbst, während *Jiří Veselý* das Schicksal einer deutschen Emigrantenzeitschrift (Simplicius/Simpl) skizziert. Weitere Beiträge stammen von L. Václavek, G. M. Vajda, Hans Demetz, E. Terray, D. Eisnerová, D. W. Satonski, E. Zinn, H. Rokyta, B. Kosková, G. C. Avery, M. Pasley, J. Chytil, und V. Macháčkova-Riegerová; da es sich meist um kurze Beiträge oder um persönliche Erinnerungen handelt, kann hier aus Platzmangel nicht näher auf sie eingegangen werden. Eine wertvolle Bibliographie und ein Personenregister beschließen diesen inhaltsreichen Sammelband, der inzwischen den Rang eines historischen Dokumentes erlangt hat. Ein Nachruf?

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Jan Mukařovský, Kapitel aus der Poetik.

Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1967, 157 S. (Edition Suhrkamp 230).

Jan Mukařovský, neben René Wellek zweifellos der bedeutendste tschechische Literaturwissenschaftler und wie dieser zum 1926 gegründeten Cercle linguistique de Prague gehörend, der durch Namen wie Roman Jakobson und Nikolaj Trubeckoj charakterisiert ist, wandte sich als erster im tschechischen Bereich Strukturuntersuchungen literarischer Texte zu. Auf deutscher Seite wären hier Roman Ingarden und Günther Müller zu nennen, im angelsächsischen Bereich entspricht die Schule der „intrinsic interpretation“ diesen Bestrebungen, ein literarisches Kunstwerk aus seinen inneren Bezügen, Sprachelementen und Bauformen zu verstehen. Mukařovskýs Texte stammen alle aus der Vorkriegszeit, im Gegensatz zu den dogmatisch-volkstümelnden Arbeiten seiner 50er und 60er Jahre sind daher die in dem vorliegenden Bändchen vereinigten Studien durchaus modern und richtungweisend. Dies gilt sowohl für die drei ersten, methodologisch wichtigen Aufsätze über Strukturalismus und Funktion der Sprache wie auch für die zwei „Studien über den Dialog“. Feinsinnig und meisterlich ist aber auch der große Essay über die „Entwicklung von K. Čapeks Prosa“ zu nennen. Das deutsche Leserpublikum wird durch dieses schmale Bändchen mit einer genuinen Leistung des tschechischen Strukturalismus bekannt gemacht, wofür Herausgeber und Verlag zu danken ist.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

SUMMARIES

CONTRIBUTIONS TO THE MEDIEVAL GERMAN CHANCELLERY LANGUAGE OF SOUTHERN AND CENTRAL MORAVIA

Ernst Schwarz

The chancellery of Charles IV can no longer be considered as the starting point for an early Modern High German chancellery language and thus as a forerunner of Martin Luther. For as a result of the Hussite Wars the importance of the German chancellery language in Bohemia declined so greatly in the 15th century that it could no longer have exerted any influence on Meissen. But it would be all the more important to examine its structure, mutations, phonetic and word selection, and relationship with local town idioms and peasant dialects, as well as the disparity between the written and spoken language.

Research in this area has been resumed by the young Czech scholars of German philology. In his *The Medieval German Chancellery Language of Southern and Central Moravia* (1966), Zdeněk Masařík is especially interested in the links between Upper and Middle German in Moravia, which can be readily detected, since there were traces of Bavarian dialect in the southern part of Northern Moravia, as well as of North Moravian — East Middle German in the linguistic islands of Brünn and Wischau and in the eastern part of Southern Moravia. The chancellery language of Brünn and Iglau also bear East Middle German features, which, in the case of Brünn, disappeared again in the 15th century. The present article endeavours to carry these observations further and also to examine the extent to which local town idioms and German dialects were reflected in German chancellery language. Masařík rejected as unreliable the older printed works as basic material and instead concentrated on evaluating unprinted material, especially from Brünn, Znaim, Nikolsburg and Iglau. He was able to distinguish the hand of the various scribes. A number of peculiarities in phonetic transcription can indeed be accounted for: it is evident that the scribes occasionally oriented their orthography toward their own language, usually a local town idiom, and that the latter was close to the peasant dialect of the surrounding area. Examination of the selection of words in the written material reveals that a process of word assimilation was already underway, since, in some instances, two words were used that had been brought by German settlers coming from different regions and one ultimately prevailed. The Middle German characteristics of the chancellery language of Iglau are

a reflection of the fact that in this linguistic island, miners from East-Central Germany and peasants from the Upper Palatinate were compelled to reach a linguistic compromise. In this case it must, moreover, be remembered that a restructuration of the population had been made necessary in the town of Iglau from the last decades of the 14th century on, when the focus had to be shifted to the crafts and trades, especially clothmaking, due to the decline of mining. Thus it may be concluded that in appraising the language used by the German chancelleries, external elements of the public life of the Germans in Moravia in the centuries in question must also be taken into account.

THE NATIONALITY OF THE SUBJECTS OF THE
DOMAINS OF THE MONASTERIES OF CHOTIESCHAU
AND FRAUENTHAL AS WELL AS THE SECULAR
DOMAIN OF NETOLITZ IN THE PRE-HUSSITE ERA

Maria Dorda-Ebert

Land registers are among the most important and — as official records — reliable sources of social history. In view of the fact that in addition to containing data on property relations and the services and payments which derived from them, as well as on crafts and trades, they list the names of the tributaries, this study uses them as the basis for determining the nationality of the subjects of the domains of the monasteries of Chotieschau and Frauenthal and the secular domain of Netolitz in the pre-Hussite era. Where single names still prevailed — and this was mostly the case in the smaller localities — it is relatively easy to define German, Czech and „doubtful“ categories. The last-named category includes persons with saints' names or names pronounced the same in both languages. Where double names are involved, a clear classification under either one of the languages is made only where both components bear the characteristics of the language in question, all mixed forms being placed in the „doubtful“ category. The results of this investigation are then compared with the census of 1910, and the transformations in the ethnic composition of these areas are examined.

JOHANN AMOS COMENIUS AND JOHANN VALENTIN
ANDREAE: THEIR PERSONAL TIES AND REFORMIST
ASPIRATIONS

Richard van Dülmen

Andrae of Württemberg and the Moravian Comenius were among the most revealing personalities of the early 17th century. Both combined reli-

giousness with the scientific spirit and a serious aspiration to a Christian reform of the whole society. The relationship between the two theologians has already been studied, but for the most part under the aspect of an alleged dependency of Comenius on Andreae, whose writings strongly influenced the Moravian's pansophy.

To be sure, there are many points of contact in the views of the two, who were both part of the same Humanist tradition, but clear differences emerge in their respective reform ideas. In Comenius' uniform world conception the sciences are wholly incorporated into a pansophist theology. In accord with the Christian view of salvation through redemption and grace, Comenius' pansophist pedagogy maintains that man can achieve self-perfection through that method which is in harmony with nature, i. e. by becoming a Christian. Andreae, on the other hand, lacks any uniform basic conception — he was basically a critic of his times — but is likewise interested in a reform and in pointing to a path for modern man. He seeks this reform, however, not in any method, but rather in exemplariness. Man can be transformed only by Christ, the example and model for the Christian. Following from these differing views were divergences in the pedagogical programs of the two men, and above all in their attitudes toward the natural sciences (with which this study mainly deals). For Comenius, the sciences are part of his pansophy and, as such, fully Christianized. There was no place in his conception for the exact sciences and mathematics. Andreae, on the other hand, was far more receptive to the sciences and indeed became a propagator of mathematics. He did, however, maintain that only a Christian could successfully conduct scientific research. The moralizing theologian Andreae focused entirely on man and on changing his inner outlook, while Comenius wished to reform man by means of a spiritual transformation of the world around him.

ARTISTS AND CRAFTSMEN IN AUGSBURG FROM THE SUDETEN LANDS

Emil Popp

Augsburg's reputation as a center of the arts and handicrafts exercised a strong attraction on artists and craftsmen throughout Europe. Despite the great obstacles to their settling there posed by guild regulations, important artistic personalities from the Bohemian lands were also unable to resist this attraction.

The most important of them was Gottfried Bernhard Göz (1708—1774), from Welehrad in Moravia, whose many-faceted activity, ranging from drawings and engravings to oil paintings and frescoes, branched out from Augsburg to cover all of the southern German-speaking area. Among his most important works were the frescoes in the church in Birnau on Lake

Constance. Göz was awarded imperial distinctions for his engravings. Among others who were active in Augsburg were the miniature painters W. A. Fischer and B. Huber from Eger, the two card-painters H. Joja from Prague and T. Fetscher from Zlabings (in Moravia), and, for a shorter period, the painter Felix Besold from Prague.

Artists from the Sudeten lands also made a name for themselves in a field in which Augsburg for centuries was leading in Europe. Among the most important practitioners of profane goldsmith art were Heinrich Manlich from Troppau (whose father was a native of Augsburg), and his son Heinrich. The most outstanding figure in the field of sacred goldsmith art in Augsburg was Johann Zeckel from Woikowitz in southern Moravia, whose masterpiece is a monstrance, preserved in Ingolstadt, which depicts the victory of Juan d'Austria over the Turkish fleet in the Battle of Lepanto. Zeckel's sons and grandsons also worked as goldsmiths in Augsburg.

In addition to a sculptor (W. Koschuschek from Poschkowitz), a glazier (J. Korzinek from Neuern) and the two Prague musicians Z. Hürsch and Fr. Dominick, special mention should be made of the organ-builder Johann von Doubrav. He was commissioned by Jakob Fugger the Rich to build the organ for St. Anna in Augsburg. A number of printers from the Bohemian lands also worked in Augsburg.

Since numerous Augsburgers settled in the Sudeten lands as well, one can indeed speak of a genuine cultural interchange.

CLOCKMAKERS IN BOHEMIA AND MORAVIA (1630—1850)

Karel Fischer

The purpose of this study is to supplement Bailly's catalog of clockmakers, which is very incomplete as far as the Bohemian lands are concerned.

It took Bohemia almost half a century to recover from the consequences of the Thirty Years' War. Prague had been reduced to the level of a mere provincial town, and no data is to be found on clockmakers in the second half of the 17th century, though a number of clocks from this period are preserved in museums. The revival of this craft in the 18th century, however, made necessary the extension of new privileges and a reorganization of the guild structure. At this time practitioners of the craft were still classified as either large or small clockmakers. In Bohemia only a few clockmakers were active in rural areas, while there were clockmakers who resided permanently in Pilsen. As for Moravia, there were guild organizations in Olmütz and Brünn. Guild rules notwithstanding, many clockmakers remained independent.

Sources used for Prague were birth, marriage and death registers of the town's Catholic parishes, as well as — to the extent they are available — guild books and registers of town inhabitants. Municipal registers were not used for this study, as they have been handed down to us only in very

incomplete form. The most important documents for Brünn are those preserved in the municipal archives. As far as the smaller towns in Bohemia and Moravia are concerned, the author has confined himself to material which he found in museums.

A GEOGRAPHY OF WORDS IN SUDETEN GERMAN AND GERMANIC FOLKLORE

Ernst Schwarz

This study attempts, on the basis of a number of concepts, to progress from a Sudeten German to a Germanic geography of folklore words.

In examining the terms *Stadel*, *Scheune* and *Scheuer*, one has to be concerned with: reviewing the interrelationship of three great word spheres (the South German *Stadel*, the East Middle German and Eastern Low German *Scheune*, and the West German *Scheuer*); following the eastward radiation in the period of the German migration to the East; including the old linguistic islands; attempting to determine the origin of the settlers; evaluating the cultural-historical content of German loanwords in the neighbouring Slavic languages (especially the Czech use of *stodola* for *Scheune*); and observing the assimilation of words in the various East German regions. The link between East German, on the one hand, and Bavarian, East Franconian and Thuringian, on the other, can be established. In Alemannic, *Stadel* was replaced by *Scheuer*. Hessian and Middle Rhenish settlers introduced the word *Scheune* into Silesia, Zips and Transylvania. An older form of *Scheune* known in Bavarian (*skugina*) was assimilated into Slovenian, but later replaced by *Stadel*. All three of the above words can be traced back to Germanic and, in part, Indo-European. The way in which they spread affords insight into the age of the Great Migrations, or *Völkerwanderung*.

Concerning the terms for the „mare“ of popular belief going back to the Indo-European age, three words came to the foreground in the Sudeten area, in Silesia and in East Franconia; of these only *Mahr* has relatives in Celtic and Slavic. This universal Germanic word was once also known in Bavarian, but was supplanted by *Drude*, a term for a female demon which, according to popular belief engendered the nightmare. In the Middle German area, *Alp* — presumably originally the term for a ghost of the dead — came to refer to the demon which gives rise to the nightmare, while in the North, the old meaning was preserved; as a word meaning „elf“ it was again assimilated from the 18th century on. *Mahr* was taken by West Middle German settlers to Old Silesian linguistic islands, to Zips and to Transylvania; here too a mixture with *Alp* can be noticed. The North German *Mahr* preserved its connection with Scandinavia and England. The southern part of the Sudeten lands used *Drude* and the northern *Alp*. Such other expressions as *Schrat* and *Schratz* are treated only briefly.

NIKOLAI DANILEVSKI AND CZECH PAN-SLAVISM

Erwin Herrmann

The Russian scientist Nikolai Danilevski (1822—1885) left behind as his main work the book *Russland und Europa*, which became the authoritative text of Russian Pan-Slavism. In this book, Danilevski, whose orientation was a Greater Russian, nationalistic one, called for a sizable expansion of Russia and the incorporation of the West and South Slavs into a federation which he termed the „All-Slav Confederation“. Inevitably, this idea was sharply rejected by Austria-Hungary and Turkey. His approach to history was marked by a cyclical theory, for which reason he has been described as a forerunner of Oswald Spengler. In the present study, the attempt is made to show that related notions of a coming (Slav) epoch were in the last analysis influenced by the late medieval Joachimite doctrine of the Three Ages of the world; in one instance, in the case of Soloviev, this can be proven directly.

Danilevski attached particular importance to including the Czechs in his scheme, the area of Bohemia and Moravia necessarily representing in his ideas of expansion a key bastion of the united Slavs against the hostile Germans and against Western Europe in general. He believed that Hussitism had been especially significant in the preservation of old Slavic traditions. It is shown that Danilevski's book was unable to exert any significant impact on the Czechs, in view of the Western orientation of the Czech Pan-Slavists of the 19th and 20th centuries. His exacting demands with regard to the structuring of the All-Slav Confederation no doubt also played a role here.

VITAL PROBLEMS OF AUSTRIA BEFORE AND DURING THE FIRST WORLD WAR—THE FORM OF STATE AND WAR POLICY

Harald Bachmann

After the *Ausgleich* of 1867 the opposition against Dualism developed so strongly that even conservative circles were pessimistic about the viability of the Danube monarchy. Nationalism removed the multi-national state's very basis for existence; moreover, the social development of the monarchy did not correspond to the social structure of the modern Western democracies. The strength of the Austrian state lay in its bureaucracy, whose merits were still generally recognized up to the time of the Taaffe ministry. All attempts to prevent the dismemberment of Austria and to appease the nations of Austria by means of a settlement on a bureaucratic foundation were thwarted by the dynamics of nationalism as well as by the structural transformation of Austria in an age of industrial revolution. The Dualist

system of government was an inadequate basis for conducting the policy of *Ausgleich*. What is more, except for the Austrian Social Democracy, there was no supranational political party. The predominance of the Germans in the state could only be maintained for a certain period of time by means of the system of election by socioeconomic classes (*Zensuswahlrecht*). The language question as well as the controversies over the recognition of national demands were an expression of irreconcilable bourgeois ideologies.

The erroneous policy of the bourgeois nationalists was also manifest in their sociopolitical efforts, which were frequently directed toward securing the national property. Only personalities with the stature of a Joseph Maria Baernreither or a Joseph Redlich were able to gain deeper insight into the importance of social policy as a factor of integration. They were, however, forced to recognize that the leading strata of the pseudo-constitutional system were opposed to any broad reform.

From the 1890's on Czech and South Slav national politics were oriented toward the models of the Western democracies and established close ties with their leading personalities. Masaryk, Kramář and the South Slav politicians acquired an ever greater international reputation. Already at the turn of the century, Masaryk was determined to put an end to the existence of Austria (Cisleithania), since the Dualist form of state stood in the way of any realization of the Bohemian *Staatsrecht*. The South Slav question was likewise coming to represent an ever-growing threat to the monarchy.

Nevertheless, the reform politicians of Austria still hoped for a solution of all outstanding questions — above all the Bohemian — through a skillfully executed *octroi*. Minister Baernreither, as a member of the Count Clam-Martinic ministry worked out an *octroi* designed to offer a last-minute solution for the Bohemian question on the basis of language equality. The world-wide political convulsions of the year 1917 also doomed this attempt to failure.

ROOSEVELT AND THE SUDETEN QUESTION, A STUDY IN AMERICAN DIPLOMACY

James H. Wolfe

Meeting off the coast of Newfoundland in August, 1941, President Franklin D. Roosevelt and Prime Minister Winston S. Churchill agreed to a joint statement of foreign policy goals. Principal among these was a commitment to guarantee the right of national self-determination to all peoples as a basis for peace in the postwar world. Woodrow Wilson, too, in the tenth of his Fourteen Points, pledged his government to the ideal that every national group should determine its political allegiance. When confronted with the need to continue a wartime coalition as the foundation of a world organization, Wilson and Roosevelt succumbed to the Weberian ethic of ultimate

ends and sacrificed the principle of national self-determination in an effort to achieve global understanding among the Great Powers. The record of Rooseveltian diplomacy on the Sudeten German question reveals the tragedy of bowing to expediency in statecraft and is a case study of United States policy in Europe during World War II.

Decision theory through its emphasis on role, information, and motivation of the decision-maker offers the most suitable means of interpreting Roosevelt's attitude toward the Sudeten Germans. As Commander-in-Chief in a world-wide conflict Roosevelt was cast in his most formidable role, that of a Cincinnatus whose leadership could be challenged only in muted tones. The President's Sources of information on European affairs were uniform in that they excluded any input suggesting an amelioration of what Secretary of War Henry L. Stimson called a „crime against civilization“ — a Carthaginian peace for Germany. The motivation for this policy sprang from Roosevelt's fixation with the belief that German participation in world politics could only be a force for evil. Unlike that of the Soviet Union, American policy was limited to the prescription of the final destruction of a German actor in the international system. Accordingly, the Munich Agreement, which Roosevelt had once hailed as a victory for peace, was to be invalidated through the reconstitution of the pre-1938 Czecho-Slovak state. The leader of the Provisional Czechoslovak Government in London, Eduard Beneš, gained the confidence of American policy makers, as he had done a generation earlier at the Paris Peace Conference, and guided their thinking on the political reorganization of East Central Europe. Beneš strove to overcome American reluctance to approve the projected expulsion of the German population from its Bohemian and Moravian homeland. His opportunity came at the Anglo-American TRIDENT Conference (1943) when, by suggesting that he enjoyed Marshal Stalin's support, Beneš persuaded Roosevelt to sacrifice his promise of national self-determination and to acquiesce in the transfer of the Sudeten Germans rather than risk the cooperation of the Soviet Union in building a new world order.

REVISION AND EXPANSION: REFLECTIONS ON THE GOALS, METHODS AND PLANNING OF HITLER'S POLICY VIS-À-VIS CZECHOSLOVAKIA

Jörg K. Hoensch

The theses of a radical Darwinism which Hitler set forth in the second volume of *Mein Kampf* in 1926, using such catchwords as „Bodenerwerb“ and „Lebensraum“, and the fanatical racism which he elevated to the rank of an ideologized component of foreign policy seemed too unbelievable to be taken seriously by the responsible European politicians in the years before and shortly after the Nazi seizure of power. For Hitler, however, the CSR

— as the most important pillar of the French system of pacts in East-Central Europe — had as early as the 1920's wholly lost any right to exist.

After the radical transformation of the domestic scene and the consolidation of the regime in Germany, Hitler was able to proceed with the realization of his ideas in the foreign policy sphere. Thanks to his clear program and the consequent and unscrupulous way in which he pursued it, he managed — in an astonishingly short time, marked by bewildering shifts between continuity and new initiatives — to force the protagonists of an „appeasement policy“ over to the defensive. A combination of promises and threats, treaty proposals and alliance offers, the cancellation of existing treaties and the conclusion of new ones helped him to undermine the system of collective security guaranteed by the League of Nations. Under Foreign Minister von Neurath an attempt was made to continue the traditional approach of the Ministry of Foreign Affairs aimed at a compromise solution. Hitler, however, supported by Rosenberg and Ribbentrop, increasingly forced the defenders of the status quo in Berlin into a corner. Beneš' effort to appease the Reich failed, Hitler rejecting his offer of a non-aggression pact. The wide prevalence of illusions abroad played no small role in preparing the way for the next phase marked by an active National Socialist foreign policy, which, after the *Anschluss* with Austria and the liquidation of the residual Czech state in March 1939, brought Hitler to the pinnacle of his personal power.

This article uses Hitler's action against Czechoslovakia as a case-study for his foreign policy and strategy, methods and planning.

GERMAN PHILOSOPHY IN THE PRAGUE AREA SINCE BERNARD BOLZANO

Herbert Cysarz

This study presents the first comprehensive survey of the development of philosophy in the Bohemian lands from the 18th to 20th century. This development is at the same time part of the philosophy of old Austria, which ever since the Enlightenment spread through Western and Central Europe, had made numerous new departures of its own. It became involved in prolonged conflicts with the Catholic Church, whereas in Protestant Germany, as a result of the secularization of religion in classical, Romantic, idealistic poetry and philosophy (e. g. the reception of ancient polytheism or the free-thinking presentation of the world order), there were far fewer conflicts. Such conflicts were most pronounced in the Bohemian lands, where the spirit of the Reformation (as, for instance, in the „permanent reformism“ of Comenius) and the inner rejection of the Counter Reformation continued to remain alive.

It was precisely in and around Prague that a scientific, analytical, less

dynamic, frequently anti-voluntaristic and always politically neutral philosophy developed alongside the system of German Idealism (Fichte, Schelling and Hegel). This philosophy was linked to Aristoteles as well as to Descartes or Leibniz, and to Kant's method — though not to his universalism. It was already exemplified by Bernard Bolzano, who is recognized everywhere today as the founder of logistic, and then by the Prague school of Franz Brentano (Carl Stumpf, Marty, Ehrenfels, Oskar Kraus). The influential phenomenology of the Moravian Edmund Husserl was also derived from Bolzano and Brentano.

What can be described as the Austro-Prussian compromise philosophy of the Oldenburg Protestant J. F. Herbart, who, paradoxically enough, became the *praeceptor Austriae* both before and after 1848 and played a decisive role in the Imperial educational system, found its most devoted followers in Prague, among both Germans and Czechs. And from Prague it radiated with renewed vigor back to Vienna (among others, through the philosopher Franz Exner, who was active there for a long period, and such natives of Prague as the aesthetician Robert Zimmermann or the controversial musical theoretician Hanslick).

Soon, however, thanks to Ernst Mach, Friedrich Jodl, Friedrich Mauthner and other precursors of the „Wiener Kreis“, liberalism and progressivism gained the ascendancy. Even Thomas G. Masaryk and Emanuel Rádl, at heart loyal Slavs, opted spiritually for Western positivism. Albert Einstein taught in Prague briefly before 1914, as did the Pan-algebraist Rudolf Carnap in the 1930's. From Moravia came the geneticist Gregor Mendel and the psychoanalyst Sigmund Freud, Rilke's philosopher-friend Rudolf Kassner, and a number of leading biologists and sociologists. Influences from Vienna and Berlin encountered one another in Bohemia and Silesia — and both autochthonous realistic and even occasionally mystical traditions. Prague was thus not only a wellspring for Franz Kafka but also a forum for basic research in the scientific and intellectual fields.

A picture thus emerges of consequences, competition and convergence in the philosophical spectrum of the Bohemian lands, which has to this today continued to produce a world-wide impact.

ACHIEVEMENTS AND TASKS OF THE HISTORY OF FORESTRY IN BOHEMIA

Heinrich Rubner

The period of the history of forestry in Bohemia which has been covered most extensively thus far is that of the early modern era, from early capitalism to the bourgeois revolution of 1848. This is the case not only for the forms of utilization of wood, but also for the legal forms of the forestry code and for the beginnings of forestry science. A key role was played here

by the intensive research of Nožička, who above all exploited material from manorial archives. Firbas' handbook deserves credit for the fact that the pre- and early history of the Bohemian woodlands is another well-covered area. Thus intensive research in this field remains to be done principally for the Middle Ages and the later part of the modern period.

It would, for example, be necessary to extend the work done by Firbas to cover the decay of the virgin woodlands of Bohemia. The main factors to be examined in this case are the consequences of activity of human agents, through timber felling, burning and pasture land, as well as climatic variations, such as those which have already been demonstrated for the 11th and 16th centuries. Another aspect deserving attention is the structure of the medieval forestry code and its social consequences; in particular it would be worth exploring how the old Slav hunting and military code was penetrated by elements of the Franconian-German forestry code, and why the Bohemian peasants were unable to defend their rights to the common forests against their lords.

A third and very extensive task would be the publication of the data on wood prices contained in the municipal and estate archives. Going beyond the basic treatment of cycles of prosperity and crisis, a framework of data on transport and export could be built up, thereby providing insight, in statistical terms, into the structure of a rational forest economy. By means of a large-scale collective effort, it would, moreover, be possible to present the chronicle of calamities in the Fichtenwald. A fourth problem is that of the step-by-step elimination of large forest property holdings in Bohemia and its consequences for forestry workers and employees in the period from 1919 to 1947.

THE GERMANS IN CZECH HISTORIOGRAPHY

1945—1965

Ferdinand Seibt

The author throws light on the development of Czech historiography since 1945, using as an example what it has had to say about the relationship between Czechs and Germans. In the early post-war period, under the impact of the events after 1938, the Germans were treated — if at all — only as intruders and trouble-makers in Czech history. Their expulsion was therefore regarded as an act of historical justice. After 1948, however, this problem was redefined as part of the system of historical materialism. In the process, social elements of conflict were added to national ones, but on the other hand — and from the same viewpoint — bridged by testimony of a supra-national class-conscious solidarity. During this stage of development of historical theory in the 1950's, there appeared side by side with statements on the „wicked“ Germans, examples of the „good“ Germans as well. The

latter had distinguished themselves as forerunners and standard-bearers of the proletarian class struggle. Having made this selection of themes, however, Czech historiography does deserve credit for dealing with long-neglected interconnections; among these were the German contribution to the Hussite revolution (Macek), the peasant revolts of the 17th century (Koči), and the German working-class movement of the 19th century (Kořalka).

The emergence of a third phase since about 1961 can be discerned. In this phase a more differentiated approach has been taken to the concept of dialectical progress (e. g. by Kalivoda). Thus in treating individual periods of development in economic, social and intellectual history (Fiala, Kavka, Marek, Válka and others) bourgeois strata of the population have been viewed as having played a progressive role. Only in the field of recent history has a considerable immobility of judgement persisted. The author cites examples for the individual stages of Czechoslovak history to illustrate the changing views of this problem.

ARISTOCRACY AND DOMINION IN MEDIEVAL BOHEMIA AS DEPICTED BY CZECHOSLOVAK HISTORIOGRAPHY

Karl Richter

Aristocracy and dominion have proven over the millenia to be extremely durable constants of sociopolitical and cultural life. Acknowledgement of this fact, however, was achieved only after historians had recognized the errors and misconceptions which arose in the 18th and 19th centuries from applying views of the Enlightenment as well as Romantic and Liberal concepts to the origins of European social development. Interestingly enough, the German and Czech historical views, although originating under similar circumstances and leading to the same errors, had diametrically opposing results. In the German view, the Slavs possessed none of the characteristics needed by a people capable of building and preserving their own state, and were thus doomed to remain the mere objects of despotic rulers, whereas the German ancestors had allegedly lived in an ideal condition of freedom and equality which enabled them, in common, to determine their own destiny. The Czechs likewise claimed for themselves a heritage of primitive democracy and assigned the Germans the role of brutal despots who had introduced inequality and serfdom into Bohemia (Palacký).

The present contribution attempts to outline the changes in the image of the aristocracy in Czech historical science since František Palacký. Just as notions that once prevailed in Germany and Austria have been replaced by more accurate views, above all due to the work of O. Brunner, K. Bosl, W. Schlesinger and others, the traditional ideas of the aristocracy have also

changed in the case of Bohemian historians. The works of H. Jireček, W. W. Tomek, the students of J. Goll J. Šusta, V. Novotný, J. Pekař and others represent significant strides on the path to a better understanding of the problem. At almost the same time in the 1930's, Václav Vaněček in Bohemia and Otto Brunner in Austria recognized that statehood was a product of the interplay of sovereign and aristocracy, with Vaněček, who is now Ordinary Professor for Legal History in Prague, for the first time documenting the existence of an influential and independent class of magnates in Bohemia.

After the Communist assumption of power, it first appeared that the upper classes would be entirely disregarded as an object of research. But after a period of dogmatic research coloured by class-struggle concepts, Czech historiography arrived at a more sober and factual approach, thanks largely to the confrontation between dogma and the evidence provided by source material. In this process, František Graus, Zdeněk Fiala, František Kavka and a number of younger historians have made important contributions. Still, the results of the more recent studies on the older leading strata in Bohemia are based on the revolutionary conclusions of Václav Vaněček, which correspond to those of modern German social history. The basis has thus been created for a mutually fruitful exchange of views.

THE „TEMNO“ IN RECENT CZECH HISTORIOGRAPHY

Frederick G. Heymann

In the 19th century the period called „Temno“ (the time of darkness) was, as already indicated by this name, considered as purely a phase of tragedy and misery. In the early 20th century elements of revising this view can be found, e. g. in the works of Pekař, especially in his „Kniha o Kostí“. His views underwent criticism on the part of Kamil Krofta. On the whole the „Temno“ seemed to awaken relatively little interest until later times.

In the last twenty years Czech historiography paid more attention to the economic and political development of Bohemia during the 17th and 18th centuries. Much emphasis was put on the peasant revolts, and among those particularly on the great rising of the peasantry in 1775. Scholars like Husa, Petrán, Kočí, Oldřich Janeček published useful works in this field, and Janeček even saw in that rebellion a conscious tie between Hussitism and modern social-revolutionary movements.

Perhaps of even greater significance is the study of economic developments in the fields of manufacture. Here the leading role was played by Arnošt Klíma, particularly in his very substantial work „Manufakturní období v Čechách“ (The Time of Manufacture in Bohemia), a specialized and thorough work published in 1955 and followed up by a more general treatment of the period in question in his „Čechy v období temna“ (Bohemia in the period of darkness). In these works Klíma explains his views regarding

the development from feudalism through mercantilist industrialization to modern capitalism, including the influence upon the abolition of serfdom.

On the whole the role of the Habsburgs is evaluated by modern Czech historiography, generally in agreement with earlier treatments, in a highly critical way. In its sharp criticism of enlightened despotism and especially of the role of Emperor Joseph II, recent Czech historiography has probably gone rather too far. Positive evaluation of phenomena of the Temno can be found, on the other hand, in the treatment of the cultural development of Bohemia in the period in question.

There is a steadily growing number of works relating to the visual arts of the Baroque period, many of them beautifully illustrated. Even more important is the treatment of the Czech literature in the 17th and 18th centuries. This includes older forms as well as the revival of historiography. It also gives us a lively understanding of the forms of poetry and prose developing in those phases, to some extent open, to another anonymous popular writings, including the remarkable so-called „Ovčácká poesie“ (Shepherds poetry). Some of these treatments go back to the work of Jaroslav Vlček published first in the thirties of this century, others found an excellent treatment by Josef Hrabák in the great History of Czech Literature published since 1959 by the Czechoslovak Academy of Sciences.

THE AUSTRO-HUNGARIAN „AUSGLEICH“ OF 1867:
A REVIEW OF AN INTERNATIONAL CONGRESS IN THE
SLOVAK CAPITAL (28 AUGUST — 2 SEPTEMBER 1967)

Friedrich Prinz

Notable was a Hungarian contribution (by P. Hanák) to the conference theme, drastically revising, as it did, by means of an analysis of the economic development since 1867, the old clichés of an alleged exploitation and colonialization of Hungary by the Western half of the Empire. A German participant (H. Mommsen) examined the repercussions of the *Ausgleich* legislation on the political mechanism of the state as a whole. The important fact was noted that the Dualist construction of the state permitted the Emperor and an intimate circle of unofficial advisors at the Court to intervene in the affairs of state with complete disregard for ministerial responsibility. This went so far as to allow a certain measure of absolutism to take root along the structural boundary-line between Austria and Hungary, and led to a dangerous partial paralysis of parliamentarianism in the Western half of the Empire. H. Lentze saw an essential feature of Austrian constitutional history after 1867 in the compromise between the high state bureaucracy and German liberalism; the Liberals hoped to profit from the preservation of bureaucratic centralism to secure German pre-eminence, while the ruling bureaucracy was, for its part, prepared to tolerate some degree of

parliamentarianism. G. Ranki discussed problems of economic growth, arriving at the noteworthy conclusion that the fall of the monarchy could not be explained primarily by economic factors. The consequences of this position became evident in the lively discussion which ensued between Hungarian and Rumanian participants. The Rumanians stressed the political suppression and de-nationalization of their compatriots within Hungary, while the Hungarians emphasized the considerably better economic position of the Rumanians who were living in Hungary. This highly interesting confrontation demonstrated very clearly the discrepancy resulting from an approach which stresses national values and one which underlines socio-economic ones.

RESISTANCE AND REVOLUTION

Detlef Brandes

The author reviews the most recent overall survey of the Czech anti-fascist resistance against the German occupation and domestic collaborators in the years 1938—1945. This account (entitled *Odboj a revoluce 1938—1945. Nástin dějin československého odboje* [Resistance and Revolution, 1938—1945: An Outline of the History of the Czech Resistance]) was published in Prague in 1965. The work was signed by a team of authors which intends to produce, on the basis of the present survey, conceived as a working hypothesis, an extensive trilogy incorporating also the results of their own research.

Comparing this work with earlier studies and his own findings, the reviewer discovers new impulses especially in the evaluation of the First Republic, the question of the German population group, the Czech and Slovak „collaboration“ with Nazi Germany, and the Czech and Slovak resistance movement. He further points to the conclusions which have to be drawn from the new survey for the appraisal of the events of February 1948 and for the Czech road to Socialism.

Despite all the progress in Czech historiography which this work documents, it still evades some delicate topics or deals with them in a schematic or inaccurate fashion; this is particularly the case as regards the situation in the areas with a German majority and the policy of the Soviet Union and of the CPCS. Nevertheless, the journal which has been appearing since 1965 under the same title and publishing interim findings of the contributors to the trilogy project has gone far beyond the limits established in the „Outline“ — in both the factual and the analytical sense. This is hardly surprising considering the volume of source material that has been encompassed in the meantime.

RÉSUMÉS

LE LANGAGE DE CHANCELLERIE ALLEMAND DU MOYEN-AGE EN MORAVIE DU SUD ET EN MOYENNE-MORAVIE

Ernst Schwarz

La chancellerie de Charles IV ne peut plus être considérée comme l'origine d'un langage administratif en nouvel haut-allemand du début et par là-même elle perd aussi le rôle de précurseur de la langue de Martin Luther qu'on lui attribuait. En effet après la guerre des Hussites l'allemand administratif de Bohême avait perdu au 15^{ème} siècle tant d'importance qu'il ne pouvait plus avoir aucune influence à Meissen. C'est pour cela que l'on devrait attacher d'autant plus d'importance à sa structure, à sa transformation, au choix des mots et des sons, à la différence entre l'écriture et le parler, aux relations avec les autres langues des villes et des campagnes.

Ces recherches sont de nouveau reprises par la jeune philosophie tchèque. Zdeněk Masařík, „Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens“ (1966), s'intéresse particulièrement à la parenté entre l'Allemand Moyen (dans le sens de Silésien) et l'Allemand du Sud en Moravie que l'on décèle facilement dans les dialectes allemands du pays; on trouva en effet des traces de dialecte bavarois au sud de la Moravie du nord et des traces de Moyen-Allemand oriental de Moravie du nord dans les îlots linguistiques de Brünn et Wischau et à l'est de la Moravie du sud. Les langages de chancellerie de Brünn et Iglau révèlent aussi des traces d'Allemand Moyen oriental, qui disparaissent de nouveau à Brünn au 15^{ème} siècle. L'exposé poursuit ces recherches et en outre examine à quel degré les parlers des villes et les dialectes allemands se manifestent dans les langages administratifs allemands. Masařík a laissé de côté les imprimés les plus anciens, sources par trop douteuses, pour se concentrer tout particulièrement sur des documents non imprimés de Brünn, Znaim, Nikolsburg et Iglau. On est arrivé même à expliquer une série de particularités dans les écrits et on peut en déduire que les scribes orientaient leur orthographe d'après leur parler, la plupart du temps langage de ville, ce dernier étant d'ailleurs très proche des dialectes paysans des environs. Quant au choix du vocabulaire des écrits, on constate que les résultats de l'association des mots étaient déjà tout obtenus, du fait de l'utilisation de deux mots, amenés de différentes contrées par les colons allemands; finalement l'un des deux gagnait et restait. Les termes de Moyen-Allemand du langage administratif

d'Iglau démontrent que dans l'îlot linguistique d'Iglau des mineurs et des paysans du Haut-Palatinat furent contraints à un compromis linguistique. Il ne faut pas non plus oublier que dans les dernières décennies du 14^{ème} siècle une transformation structurelle de la société avait été nécessaire: en effet le déclin des mines avait profité à l'artisanat, en particulier à la draperie. On doit donc tenir compte des éléments extérieurs de la vie publique en Moravie allemande durant les siècles en question si l'on veut apprécier à sa juste valeur les langages administratifs allemands.

L'ORIGINE ETHNIQUE DES SUJETS DES DOMAINES APPARTENANT AUX MONASTÈRES DE CHOTIESCHAU ET FRAUENTHAL AINSI QUE DES DOMAINES SÉCULIERS DE NETOLITZ AVANT L'ÉPOQUE DES HUSSITES

Maria Dorda-Ebert

Les registres du cadastre et les registres fiscaux constituent les sources officielles les plus importantes et les plus sûres pour l'histoire sociale. Outre les indications sur les situations de la propriété avec leurs prestations de service et les redevances, l'artisanat et les activités professionnelles, ils donnent aussi les noms des censitaires. Aussi dans cet exposé servent-ils de base pour la détermination de l'origine ethnique des sujets des domaines appartenant aux monastères de Chotieschau et Frauenthal ainsi que des domaines séculiers de Netolitz avant l'époque des Hussites. Lorsqu'il n'y a qu'un seul nom, situation qui domine encore à cette époque, tout particulièrement dans des petites localités, la distinction entre les Allemands, les Tchèques et ceux d'origine incertaine, est encore assez simple. On donne des noms de saints ou des noms qui s'expriment pareillement dans les deux langues à ceux qui restent douteux. Lorsque le prénom et le nom sont présents, ces deux noms doivent avoir les signes distinctifs d'une même langue pour qu'on puisse les classer sans ambiguïté; toutes les formes mixtes sont considérées comme problématiques. Les résultats de cet examen sont comparés avec ceux du recensement de l'année 1910 et on tire des conclusions sur le changement des nationalités qui eut lieu dans ces régions.

JOHANN AMOS COMENIUS ET JOHANN VALENTIN ANDREAE. LEURS RELATIONS PERSONNELLES ET LEURS DESIRS DE RÉFORMES

Richard van Dülmen

Le Wurtembergeois Andreae et le Moravien Comenius comptent parmi les personnalités les plus marquantes du début du dix-septième siècle. On

trouve chez tous les deux un sentiment religieux allié à un esprit de recherche et un sérieux désir d'une réforme chrétienne de toute la société. On a en effet déjà étudié, à une époque antérieure, les relations entre les deux théologiens. Cette étude eut surtout pour but de mettre à jour une certaine dépendance de Comenius vis à vis d'Andreae, dont les écrits eurent une influence bénéfique sur sa „pansophie“ (philosophie universelle).

En fait leurs idées concordent en beaucoup de points, car tous deux étaient empreints de tradition humaniste, mais on décèle dans leurs réformes respectives d'importantes différences. Dans la conception uniforme du monde de Comenius, les sciences font partie intégrale de sa théologie pansophique. Selon la représentation chrétienne de la guérison par la rédemption et la grâce, l'homme peut, d'après la pédagogie pansophique de Comenius, atteindre par la méthode conforme à la nature, la perfection de soi-même, c'est à dire devenir chrétien. Toute conception de base manque à Andreae. Il est surtout un critique de son époque qui s'intéresse cependant à une réforme et veut ouvrir un chemin à l'homme moderne. Lui attend la réforme non par la méthode, mais par l'exemple. Seul le Christ, modèle et exemple du chrétien, peut changer l'être humain. Ces points de vue engendrent des programmes pédagogiques divergents et avant tout leur prise de position vis à vis des sciences. Ce sujet est l'objet de cette étude.

Pour Comenius les sciences sont une partie de la pansophie et par la même complètement christianisées. Les sciences exactes et les mathématiques n'y trouvent pas de place. Andreae par contre est beaucoup plus ouvert aux sciences et devint avant tout un propagateur des mathématiques. Il affirme toutefois que seules les recherches d'un chrétien aboutissent au succès. Le théologien luthérien et moraliste Andreae se concentre entièrement sur l'être, sur l'évolution de son comportement intérieur, tandis que l'évêque des „Böhmischen Brüdergemeinde“ Comenius veut réformer l'être par un changement spirituel du monde extérieur.

LES ARTISTES ET LES ARTISANS D'ART DES SUDETES EN AUGSBOURG

Emil Popp

Augsbourg, de part sa renommée de ville d'art et d'artisanat attira beaucoup d'artistes et d'artisans d'art de toute l'Europe. Parmi ceux-ci des personnalités artistiques importantes des pays de Bohême bien qu'elles rencontrèrent de grosses difficultés à s'installer, vu les règlements des corporations.

Le plus renommé d'entre eux fut Gottfried Bernhard Göz (1708—74) de Welehrad en Moravie dont l'activité multiple et variée rayonna d'Augsbourg sur toute la région d'Allemagne du Sud. Il fit des dessins, gravures sur cuivre, peintures à l'huile et des peintures de fresques. Parmi ses oeuvres

les plus importantes il faut noter les fresques de l'église de Birnau sur le lac de Constance. Ses gravures sur cuivre lui valurent des distinctions impériales. On se doit de mentionner à Augsbourg les peintres de miniatures W. A. Fischer et B. Huber d'Eger, les deux fabricants de cartes à jouer H. Joja de Prague et T. Fetscher de Zlabings en Moravie et pendant une certaine période l'artiste peintre de Prague Felix Besold.

Des artistes des Sudètes connurent aussi de grands succès dans le domaine qui réserva à Augsbourg la primauté des siècles durant. Parmi les représentants les plus importants de l'orfèvrerie profane, on note Heinrich Manlich de Troppau, dont le père était d'Augsbourg et son fils Heinrich. L'orfèvrerie sacrée fut représentée d'une façon admirable à Augsbourg par Johann Zeckel de Woikowitz en Moravie du sud; son chef d'œuvre est l'ostensoire des Turcs, conservé à Ingolstadt, qui représente la victoire de Juan d'Austria sur la flotte turque à la bataille navale près de Lépante. Les fils et les petits-fils de Johann Zeckel furent aussi joailliers à Augsbourg.

Il faut avant tout signaler le constructeur d'orgues Johann von Doubraw, près de Kuttendorf qui créa les orgues de Ste-Anne à Augsbourg sous les ordres de Jakob Fugger le Riche, sans pour autant oublier un sculpteur (W. Koschuschek de Poschkowitz), un verrier (J. Korzinek de Neuern) et les deux musiciens de Prague, Z. Hüsch et Fr. Dominick.

Comme de nombreux Ausbourgeois s'installèrent aussi aux Sudètes, on peut parler d'un véritable échange culturel par apports réciproques.

LES HORLOGERS EN BOHÈME ET EN MORAVIE

(1630—1850)

Karel Fischer

Le but de ce travail est de compléter le registre des horlogers de Bailly, car celui-ci est très incomplet en ce qui concerne les pays de Bohême.

La Bohême eut besoin de presque un demi-siècle pour se remettre des suites de la guerre de Trente Ans. Prague fut abaissée au rang de ville de province et dans la deuxième moitié du dix-septième siècle, on ne trouve encore aucune mention des horlogers. Il y a cependant quelques horloges conservées dans les musées. Au dix-huitième siècle, l'épanouissement du métier crée de nouveaux privilèges et rend nécessaire l'organisation de corporations. A cette époque les horlogers étaient encore divisés en artisans de petite et grande horlogerie. En Bohême il n'y avait que peu d'horlogers actifs à la campagne, des horlogers sédentaires vivaient à Pilsen. En Moravie il y eut des organisations de corporations à Olmütz et à Brünn. Beaucoup d'horlogers restèrent cependant indépendants, malgré des accords de corporations.

Les actes de naissance, mariages et décès des paroisses catholiques de Prague, ainsi que, lorsqu'il y en a, les registres des corporations et des

citoyens servent de source pour Prague. Les registres de la ville ne furent pas pris en considération, car ils sont très incomplets. La source d'archives la plus importante pour Brünn est gardée aux archives de la ville. Quant aux plus petites villes de Bohême et de Moravie, l'auteur s'en tient essentiellement aux découvertes personnelles faites dans les musées.

LA GÉOGRAPHIE LINGUISTIQUE FOLKLORIQUE GERMANIQUE ET LA GÉOGRAPHIE LINGUISTIQUE FOLKLORIQUE DES SUDETES

Ernst Schwarz

L'article essaie de comparer, à l'aide de quelques exemples, la géographie linguistique folklorique germanique et celle des Sudètes.

Les mots „Stadel“, „Scheune“, et „Scheuer“ ont tous trois la même signification: grange. Il s'agit d'étudier l'expansion géographique de ces trois mots — le „Stadel“ de l'Allemagne du Sud, le „Scheune“ de l'Allemagne Orientale du Centre et de la Basse Allemagne Orientale, de le „Scheuer“ de l'Allemagne Occidentale — et de voir l'influence qu'ils ont eue les uns sur les autres; de plus on suivra leur rayonnement vers l'Est à l'époque des migrations allemandes orientales, on étudiera les vieux îlots linguistiques en concluant sur l'origine des colons; il s'agit aussi d'apprécier la valeur culturelle et historique des mots allemands empruntés par les langues slaves voisines, par exemple le mot tchèque „stodola“ = „Scheune“, d'étudier l'équilibre du vocabulaire dans les contrées allemandes orientales et d'en tirer des conclusions sur l'origine des colons. On peut établir ici la parenté de l'Allemand de l'Est avec le vieux Bavarois, le Franconien de l'est et le Thuringien. En Alémanique „Scheuer“ effaça le mot „Stadel“. Des colons de Hesse et de Moyenne-Rhénanie amenèrent le mot „Scheune“ en Silésie, dans la Zips et en Transylvanie. En vieux Bavarois, on connaissait une vieille forme de „Scheune“ (skugina) qui fut adoptée en Slovène mais qui fut plus tard remplacée par le mot „Stadel“. On trouve ces trois mots en langue indogermanique. Leur diffusion donne un aperçu sur l'époque des migrations des peuples.

Quant à la désignation du „fantôme causant des cauchemars“, auquel on croyait déjà à l'époque indogermanique, trois mots apparaissent dans la région des Sudètes, en Silésie et en Franconie Orientale. Seul le mot „Mahr“ (fantôme causant des cauchemars) est apparenté au Celte et au Slave. Le mot commun germanique fut aussi employé autrefois en Bavarois, mais fut remplacé par „Drude“ (sorcière), désignation d'un fantôme féminin qui, d'après les croyances populaires, donne des cauchemars. Dans les régions de l'Allemagne du centre, le mot „Alp“ — à l'origine désignation de l'esprit d'un mort — a pris la signification d'esprit engendrant des cauchemars. Par contre dans le nord, ce mot avait gardé sa signification initiale et il a repris

depuis le dix-huitième siècle celle d'elfe. Des colons de la Moyenne-Allemagne Occidentale amenèrent le mot „Mahr“ dans les îlots linguistiques de la vieille Silésie, dans la Zips et la Transylvanie. On rencontre aussi dans ces régions le mot „Alp“. Le „Mahr“ de l'Allemagne du Nord a conservé ses attaches avec la Scandinavie et l'Angleterre. Le sud des Sudètes parla de „Drude“, le nord „d'Alp“. D'autres expressions telles que „Schrat“ et „Schratz“ ne sont qu'effleurées.

NIKOLAJ J. DANILEVSKIJ ET LE PANSLAVISME TCHÈQUE

Erwin Herrmann

L'oeuvre principale du savant russe N. J. Danilevskij (1822—85) est le livre intitulé „La Russie et l'Europe“ qui devint le document fondamental du panslavisme russe. Danilevskij, de tendance nationaliste, s'y prononce pour une extension considérable de la Russie et l'intégration des Slaves de l'Ouest et du Sud en une fédération qu'il appelle la Confédération de tous les Slaves. Ce point fut inévitablement rejeté d'une façon catégorique par l'Autriche-Hongrie et la Turquie. Sa conception de l'histoire est caractérisée par une théorie des cycles ce qui fait de lui un précurseur d'Oswald Spengler. L'étude essaie de démontrer que les idées que l'on se fait d'une future époque (slave), idées analogues à celles que l'on retrouve chez d'autres panslavistes de l'époque, sont finalement influencées par la doctrine théologico-historique de Joachim de Flore de la fin du Moyen-Age; dans le cas de Solovjov la preuve en est incontestable.

Danilevskij attache une grande valeur à l'intégration des Tchèques; dans ses idées d'expansion, les régions de Bohême et de Moravie devraient jouer le rôle du bastion d'attaque du slavisme unifié contre le germanisme ennemi et l'Europe occidentale. Selon lui le Hussitisme joua un grand rôle dans la préservation des vieilles traditions slaves. On démontre que l'oeuvre de Danilevskij demeura sans échos, en raison des tendances occidentales du panslavisme tchèque des dix-neuvième et vingtième siècles; les exigences rigoureuses en ce qui concerne la réalisation de la Confédération de tous les Slaves ont dû aussi naturellement entrer en jeu.

SYSTÈME GOUVERNEMENTAL ET POLITIQUE DE GUERRE. PROBLÈMES D'EXISTENCE DE L'AUTRICHE AVANT LE DÉBUT ET PENDANT LA PREMIÈRE GUERRE MONDIALE

Harald Bachmann

Après le compromis hongrois (1867) l'opposition au dualisme se développa d'une façon si forte que même les cercles conservateurs ne donnèrent plus

longue vie à la monarchie des pays du Danube. Le nationalisme retira à l'état multinational les bases de l'existence, et le développement social de la monarchie n'était plus conforme à la structure sociale des démocraties modernes occidentales. La force de l'état autrichien était sa bureaucratie, dont les qualités étaient, en général, encore reconnues à l'époque du gouvernement de Taaffe. Toutes les tentatives entreprises pour empêcher un démembrement de l'Autriche et pour contenter les nations de l'Autriche au moyen d'un compromis basé sur un fondement bureaucratique échouèrent devant le dynamisme du nationalisme ainsi que devant le changement structurel de l'Autriche à l'époque de la révolution industrielle. Le système gouvernemental de dualisme était pour la réglementation de la politique de compromis une base insuffisante, de surcroît il n'y avait pas de parti supranational à part la démocratie sociale autrichienne. L'excédent des Allemands dans l'état ne put plus être maintenu qu'un certain temps grâce à un droit de vote variant selon les classes sociales. Les questions de langues ainsi que les conflits relatifs à la reconnaissance des droits nationaux reflétaient l'expression des idéologies bourgeoises inconciliables.

La politique manquée des puissances nationales bourgeoises se révèle aussi par les efforts sociopolitiques souvent braqués sur la sauvegarde de la fortune nationale. Un examen approfondi de la valeur de la politique sociale en tant que facteur d'intégration ne rallia que des personnalités du rang de Joseph Maria Baernreither ou Joseph Redlich; mais ils durent reconnaître que la classe dirigeante du système constitutionnel fictif était hostile à des réformes libérales de la structure sociale.

Déjà depuis les années 90, la politique tchèque et la politique nationale slave méridionale s'étaient inspirées des exemples des démocraties occidentales et avait noué des relations avec les personnalités de ces pays. Masaryk, Kramář et les politiciens slaves du sud jouirent de plus en plus d'un prestige international. Masaryk était déjà décidé au début du siècle à mettre fin à l'existence de l'Autriche (Cisleithanie) car le système gouvernemental dualiste entravait la réalisation du droit national de Bohême. De plus la question des Slaves du sud devenait une menace de plus en plus grande pour la monarchie.

Cependant les politiciens réformateurs de l'Autriche pensaient voir en un octroi habilement exécuté la solution à toutes les questions en suspens (avant tout à celle de Bohême). Le ministre Baernreither, membre du gouvernement du comte Clam-Martinic avait préparé un octroi qui devait résoudre en dernière heure la question de Bohême par une égalité des droits linguistiques. Les bouleversements de la politique mondiale en 1917 ont aussi voué cet essai à l'échec.

ROOSEVELT ET LA QUESTION SUDÈTE. UNE ÉTUDE DE DIPLOMATIE AMÉRICAINE

James H. Wolfe

Lors d'une rencontre sur la côte de Terre-Neuve en août 1941 le président Franklin D. Roosevelt et le premier ministre Winston S. Churchill se mirent d'accord sur leurs objectifs de politique étrangère. L'un des principaux était l'engagement, à prendre comme une des bases de paix pour l'après-guerre, de garantir pour tous les peuples le droit à disposer eux-mêmes de leur nationalité. Woodrow Wilson, déjà, par le dixième de ses quatorze points orientait son gouvernement vers un idéal tendant à ce que chaque groupe politique puisse déterminer son appartenance nationale. Quand ils se trouvèrent dans l'obligation de prolonger une coalition de temps de guerre pour l'établissement d'une organisation du monde, Wilson et Roosevelt succombèrent à l'éthique wébérienne de finalité et sacrifièrent le principe de l'autodétermination des peuples pour s'efforcer de maintenir une entente totale entre les Grandes Puissances. L'exposé de la diplomatie de Roosevelt au sujet des Sudètes allemands montre le tragique de se plier à l'opportunisme en ce qui concerne les affaires d'état, ce qui se trouve être une des caractéristiques de la politique des États Unis au cours de la deuxième guerre mondiale.

L'esprit d'autocratie, par son influence sur le rôle, l'information, la motivation du maître des décisions, fournit la meilleure explication à l'attitude de Roosevelt envers les Allemands des Sudètes. En tant que commandant en chef dans un conflit mondial Roosevelt était prisonnier de son rôle formidable, celui d'un Cincinnatus dont l'autorité ne pouvait être contestée qu'à voix basse. Les sources d'information du Président sur les affaires européennes étaient unilatérales en ce qu'elles excluaient tout apport suggérant une amélioration à ce que le Secrétaire d'État à la guerre, Henry L. Stimson, appelait „un crime contre la civilisation“, une paix à la carthaginoise pour l'Allemagne. L'origine de cette politique était dans la conviction de Roosevelt qu'une participation allemande à la politique mondiale ne pourrait être qu'une force du mal. A la différence de celle de l'Union Soviétique la politique américaine se limitait à prescrire la destruction définitive de l'acteur allemand sur le théâtre international. En conséquence l'accord de Munich que Roosevelt avait alors salué comme une victoire de la paix devait être invalidé par la reconstitution de l'État Tchécoslovaque d'avant 1938. Le chef du gouvernement provisoire tchécoslovaque à Londres, Edouard Beneš, gagna la confiance des leaders de la politique américaine, comme il l'avait déjà fait une génération auparavant à la conférence de la paix de Paris, et orienta leurs idées sur la réorganisation politique de l'Europe Centrale. Beneš s'employa à surmonter la répugnance des Américains à approuver l'expulsion projetée de la population allemande de sa patrie de Bohême et de Moravie. Son heure vint à la conférence anglo-américaine

TRIDENT (1943), quand, en insinuant qu'il bénéficiait de l'appui du Maréchal Staline, Beneš persuada Roosevelt de sacrifier sa promesse relative à l'autodétermination et de donner son accord au transfert des Allemands des Sudètes, plutôt que de se risquer à perdre la coopération de l'Union Soviétique dans la construction d'un ordre nouveau.

REVISION ET EXPANSION. REFLEXIONS SUR LE BUT
VISÉ PAR HITLER, SA MÉTHODE ET SA
PROGRAMMATION DE SA POLITIQUE EN
TCHÉCOSLOVAQUIE

Jörg K. Hoensch

Les thèses de darwinisme radical énoncées par Hitler en l'année 1926 dans le deuxième volume de „Mein Kampf“, les mots-clefs de „Bödenenerwerb“ (acquisition de terrain) et „Lebensraum“ (espace vital), le racisme fanatique, pilier idéologique d'une partie de la politique extérieure étaient trop invraisemblables pour pouvoir être pris au sérieux par les politiciens européens au pouvoir dans les années avant et après la „Machtergreifung“ (prise au pouvoir). La Tchécoslovaquie, pilier important du pacte français avec l'Europe Centrale Orientale, n'avait déjà plus pour Hitler de raison d'être dans les années 1920.

Après une réforme radicale des relations intérieures et la consolidation du régime en Allemagne, Hitler pouvait commencer à réaliser ses projets de politique extérieure. Grâce à son programme net, dépourvu de tous scrupules, conscient du but qu'il s'était fixé une fois pour toutes, louvoyant entre une politique de continuité et de renouveau, Hitler arriva en peu de temps à mettre les protagonistes d'une „appeasement-policy“ en position de défense. Promesses et menaces, offres de paix et d'alliance, suppression des pactes existants et établissement de nouveaux, l'aidèrent à saper le système de sécurité collective garanti par la ligue des nations. Le ministre des affaires étrangères, von Neurath, essaya de continuer à garder une position de compromis vis à vis de la Tchécoslovaquie. Cependant Hitler, soutenu par Rosenberg et von Ribbentrop, parvint visiblement aussi à Berlin à coincer les défenseurs du status quo. Beneš essaya d'apaiser le gouvernement du Reich, mais ses efforts demeurèrent vains, son offre d'un pacte de non-agression fut repoussée par Hitler. L'illusionisme largement répandu à l'étranger n'en a pas moins aidé à préparer l'étape suivante de la politique étrangère nazie qui amena Hitler au point culminant de sa puissance personnelle après l'annexion de l'Autriche et après „l'élimination de la Tchécoslovaquie“ en mars 1939.

Les fins stratégiques de la politique extérieure d'Hitler, sa méthode et sa programmation sont analysées avec l'exemple de sa marche en Tchécoslovaquie.

LA PHILOSOPHIE ALLEMANDE À PRAGUE DEPUIS BERNARD BOLZANO

Herbert Cysarz

Le texte donne d'abord un aperçu de l'évolution de la philosophie dans les pays de Bohême du dix-huitième au vingtième siècle. Cette évolution se rapporte à la philosophie de la vieille Autriche, qui depuis qu'elle a adopté la „philosophie des lumières“ (Aufklärung) de l'Europe Occidentale et Moyenne, s'engage dans des voies propres. Elle entre en de longs conflits avec l'Eglise catholique tandis que dans l'Allemagne protestante la sécularisation de la religion dans la poésie et la philosophie classiques, romantiques et idéalistes (par exemple la réception de l'antique polythéisme ou la représentation de l'ordre du monde en libres pensées) engendre beaucoup moins de conflits. De tels conflits prennent les formes les plus violentes dans les pays de Bohême, là où l'esprit de la Réformation (le „Permanente Reformismus“, dans le genre de Comenius) et où le refus intérieur de la Contre-Réformation sont restés les plus vivaces.

Justement à Prague on oppose au système de l'idéalisme allemand (Fichte, Schelling, Hegel) une philosophie scientifique, analytique, un peu moins dynamique, souvent antivolontariste et toujours apolitique (en rattachement surtout à Aristote, à Descartes ou Leibniz, à la méthode de Kant mais non à son point de vue universel) — et ceci déjà du temps de Bernard Bolzano, aujourd'hui mondialement reconnu comme le fondateur de la logistique, puis à l'école de Franz Brentano à Prague (Carl Stumpf, Marty, Ehrenfels, Oskar Kraus). La phénoménologie efficace d'Edmund Husserl de Moravie s'inspira de Bolzano et Brentano.

La soi-disant philosophie de compromis austro-prussienne du protestant d'Oldenbourg J. Fr. Herbart, qui d'une façon paradoxale devint le précepteur de l'Autriche avant et après 1848 et eut une grande influence sur l'enseignement impérial et royal jusqu'en 1918, trouve les adhérents les plus fidèles à Prague, après des Allemands et des Tchèques. Et de Prague elle influence doublement Vienne; et ce par l'entremise du philosophe Franz Exner qui y fut longtemps actif, par des philosophes nés à Prague comme l'esthéticien Robert Zimmermann ou le théoricien de la musique Hanslick, assez belliqueux d'ailleurs.

Bientôt cependant le libéralisme et le progressisme évoluent grâce à Ernst Mach, Friedrich Jodl, Friedrich Mauthner et d'autres pionniers du futur „Wiener Kreis“ (Cercle Viennois). Même Thomas G. Masaryk ou Emanuel Radl, slaves de coeur, optent spirituellement pour le positivisme occidental. Pendant une courte période avant 1914 Albert Einstein enseigna à Prague, dans les années 1930 ce fut l'algébriste universel Rudolf Carnap. Le pionnier des lois de l'hérédité Gregor Mendel et le psychanaliste Sigmund Freud sont de Moravie, de même l'ami philosophe de Rilke, Rudolf Kassner et beaucoup d'autres biologistes et sociologues éminents.

Les influences viennoises et berlinoises se rencontrent en Bohême et en Silésie avec des traditions toutes deux autochtones, réalistes et parfois mystiques. Prague fut non seulement le berceau intellectuel de Kafka mais aussi un forum de recherches scientifiques et littéraires.

C'est ainsi que se déroule dans un nouvel ordre de groupes et de dispositions, avec des conséquences, concurrences et convergences multiples le spectre philosophique des pays de Bohême, qui envoie ses rayons éminents à travers les continents.

TRAVAUX ET TÂCHES DE L'HISTOIRE FORESTIÈRE DE BOHÊME

Heinrich Rubner

C'est du début du capitalisme jusqu'à la révolution bourgeoise de 1848 que, jusqu'à présent, l'histoire forestière de Bohême fut examinée avec le plus de précision. Cela vaut autant pour les différents emplois du bois que pour les formes juridiques de la constitution forestière féodale et aussi pour les débuts de la science forestière. Cela est dû à l'activité intense de Nožička qui sut avant tout exploiter le matériel des archives seigneuriales. La préhistoire et la protohistoire des forêts de Bohême fut aussi examinée avec soin dans le manuel de Firba. Ainsi, du point de vue forestier, seuls le Moyen-Age et la fin des Temps Modernes restent à examiner.

Pour continuer l'oeuvre de Firba, on pourrait par exemple, suivre la décadence des forêts vierges de Bohême au Moyen-Age. Les principaux facteurs à étudier sont l'influence de l'homme par la coupe des bois, le feu et les paturages, sans oublier les changements de température, comme cela fut déjà fait pour les onzième et treizième siècles. En outre il faudrait suivre la structure de la législation forestière du Moyen-Age et ses conséquences sociales; il serait tout particulièrement intéressant de voir à quel point l'ancienne constitution slave des armes et de la chasse fut imprégnée par celle de Franconie et d'Allemagne et d'examiner pourquoi les paysans de Bohême ne parvinrent pas à assurer leurs droits de pâture sur les biens communaux vis à vis des seigneurs.

Une troisième tâche, très vaste, serait le relevé des prix du bois d'après les archives municipales et seigneuriales. D'après l'étude fondamentale des conjonctures et des crises, on pourrait établir une statistique des transports et exportations, afin de dresser au moyen d'indications numériques la structure d'une économie forestière rationnelle. Un travail d'équipe assidu pourrait dresser une chronique des calamités que sévirent dans les forêts de sapins rouges. Un quatrième problème serait l'étude de disparition progressive de la grosse propriété de Bohême et ses conséquences pour les employés et ouvriers forestiers de 1919 à 1947.

LES ALLEMANDS DANS L'HISTORIOGRAPHIE TCHÈQUE 1945—1965

Ferdinand Seibt

L'exposé illustre le développement de l'historiographie tchèque depuis 1945 par un exemple particulier: ses remarques sur les rapports entre Tchèques et Allemands. Dans les premières années de l'après-guerre, les Allemands, sous la répercussion des événements postérieurs à 1938, n'étaient plus considérés, quand on voulait encore bien les mentionner, que comme les perturbateurs de l'histoire tchèque. Leur expulsion prit alors l'aspect d'un acte de justice historique. Mais depuis 1948 ce problème fut considéré à nouveau dans le cadre du matérialisme historique. C'est ainsi que d'une part les contrastes nationaux furent accentués par des divergences sociales et que d'autre part on les concilia, sous ce même point de vue, et de nouveau à l'aide de témoignages sur la solidarité supranationale, consciente de la classe sociale. C'est à ce stade du développement théorique et historiographique dans les années 50 que des dépositions furent faites, non seulement sur les méchants Allemands, mais aussi sur les bons Allemands qui se révélèrent alors comme les précurseurs et les supporters du combat des classes prolétaires. Par le choix de son sujet, l'historiographie tchèque eut le mérite de traiter des questions laissées de côté, telles que la participation allemande à la révolution hussite (Macek), les soulèvements des paysans du dix-septième siècle (Kočí) et les mouvements ouvriers du dix-neuvième siècle (Kořalka). On perçoit une troisième phase dans la réformation du jugement de l'historiographie tchèque à partir de 1961. Depuis on peut constater une idée plus nuancée du progrès dialectique (Kalivoda) si bien que les classes bourgeoises de la société apparaissent progressives, notamment dans les différentes phases d'évolution de la vie économique, sociale et intellectuelle. Ce n'est que pour l'historiographie contemporaine que le jugement reste assez immobile. La succession des témoignages contenus dans cet exposé suit les étapes de l'histoire tchèque avec des exemples à l'appui.

LA NOBLESSE ET LA SEIGNEURIE DANS LA BOHÈME DU MOYEN-AGE VUES PAR L'HISTORIOGRAPHIE TCHÈQUE

Karl Richter

La noblesse et la seigneurie ont toujours été considérées des siècles durant, comme une règle infiniment durable non seulement de la vie sociale nationale mais aussi de la vie culturelle. On ne le comprit finalement que lorsque les historiens eurent reconnu les erreurs et les fautes commises aux

dix-huitième et dix-neuvième siècles lors de l'interprétation des conceptions rationalistes, romantiques et libérales sur l'évolution de la société européenne. Il est intéressant de constater que les tableaux historiques dressés par les Allemands et les Tchèques avaient des aspects très différents; ils furent cependant établis dans des conditions intellectuelles semblables et ils conduisirent aux mêmes erreurs. Pour les Allemands, les Slaves ne possédaient pas les qualités requises pour construire et maintenir un état, et de ce fait, étaient livrés aux mains de seigneurs despotes; les générations allemandes pouvaient décider de leur sort avec une liberté et une uniformité idéales. Les Tchèques eurent également recours à la démocratie primitive et attribuèrent aux Allemands le rôle de dirigeants brutaux qui auraient amené en Bohême l'inégalité et la servitude (Palacký).

L'exposé veut brosser un tableau de la transformation de la noblesse dans l'histoire tchèque depuis František Palacký jusqu'à ce jour. L'image de la noblesse transmise par les historiens de Bohême s'est aussi transformée, suivant ainsi les idées prédominantes en Allemagne et en Autriche à qui O. Brunner, K. Bosl, W. Schlesinger et d'autres auteurs donnèrent une interprétation plus correcte. Les travaux de H. Jireček, W. W. Tomek, des disciples de J. Goll J. Šusta, V. Novotný, J. Pekař et d'autres auteurs permirent d'avoir une meilleure connaissance des choses. Presque à la même époque, dans les années trente, Václav Vaněček en Bohême et Otto Brunner en Autriche reconnurent que l'image de l'État était marquée par la coopération des princes régnants et de la noblesse, de plus l'actuel professeur d'histoire du droit, Vaněček de Prague, démontra pour la première fois l'existence en Bohême d'un magnat puissant et indépendant.

Après la prise du pouvoir communiste, il sembla tout d'abord que les classes élevées ne devaient plus faire l'objet de recherches. En effet après une période d'étude dogmatique de la lutte des classes, l'historiographie tchèque adopta un point de vue plus calme et plus objectif, né de la confrontation des dogmes et de la documentation aux sources. Dans ce domaine, František Graus, Zdeněk Fiala, František Kavka et une série de jeunes chercheurs méritent d'être cités. Les résultats des récents travaux sur la vieille classe dirigeante de Václav Vaněček sont toutefois basés sur les découvertes révolutionnaires qui coïncident avec celles de l'histoire de la société moderne allemande, ce qui conduit à un échange de vues utile aux deux parties.

LE „TEMNO“ DANS LA RECENTE HISTORIOGRAPHIE TCHÈQUE

Frederick G. Heymann

Au cours du dix-neuvième siècle la période appelée „Temno“ (le temps des ténèbres) fut, comme l'indique le nom, considérée purement et simplement

comme une ère de tragédie et de misère. Dans les premières années du 20ème siècle on peut trouver matière à révision de cette appréciation, par exemple dans les ouvrages de Pekař, notamment dans son „Kniha o Kostí“. Ses vues encoururent la critique de Kamil Krofta. Dans l'ensemble le „Temno“ parut susciter relativement peu d'intérêt jusqu' à ces derniers temps.

Au cours des vingt dernières années l'historiographie tchèque apporta plus d'attention au développement économique et politique de la Bohême pendant les dix-septième et dix-huitième siècles. Plus d'importance fut accordée aux révoltes paysannes et parmi celles-ci plus particulièrement au grand soulèvement de la paysannerie en 1775. Des auteurs comme Husa, Petráň, Kočí, Oldřich, Janeček publièrent d'utiles travaux sur cette matière et Janeček vit même dans cette rébellion comme une liaison indéniable entre le mouvement hussite et les mouvements sociaux-révolutionnaires modernes.

Peut-être même est encore plus significative l'étude du développement économique en matière industrielle. Là, le rôle directeur appartient à Arnošt Klíma particulièrement dans son très important travail „Manufakturní období v Čechách“ (la période industrielle en Bohême), un pénétrant ouvrage de spécialisation publié en 1955 et suivi d'un examen plus général de la période en question dans son „Čechy v období temna“ (La Bohême au temps des ténèbres). Dans ces oeuvres Klíma expose ses vues concernant l'évolution du féodalisme en capitalisme moderne par l'industrialisation commerciale, y compris l'influence sur l'abolition du servage.

Dans l'ensemble le rôle des Habsbourg est jugé par l'historiographie tchèque moderne, généralement en concordance avec les premières études, de manière fort critique. Dans sa critique aigue du despotisme éclairé et spécialement du rôle de l'empereur Joseph II, l'historiographie tchèque récente est allée probablement trop loin.

On peut trouver d'autre part des renseignements positifs sur le phénomène du „Temno“ dans l'étude du développement culturel de la Bohême pendant la période en question.

Il existe un nombre régulièrement croissant de travaux relatifs aux arts plastiques de la période du baroque, nombre d'entre-eux magnifiquement illustrés. Encore plus importante est l'étude de la littérature tchèque au cours des dix-septième et dix-huitième siècles. Elle revêt de plus anciennes formes aussi bien que la rénovation de l'historiographie. Elle nous fournit également une interprétation vivante des formes de poésie et de prose qui se sont étendues au cours de ces périodes à d'autres écrits populaires anonymes, notamment les remarquables „poésies“ „Ovčácká“ (Poesies pastorales). Quelques-uns de ces travaux remontent à l'oeuvre de Jaroslav Vlček publiée pour la première fois dans les années 30 de ce siècle, d'autres sont excellemment traités par Josef Hrabák dans la grande Histoire de la littérature tchèque publiée depuis 1959 par l'Académie des Sciences de Tchécoslovaquie.

LE COMPROMIS AUSTRO-HONGROIS DE 1867
APERÇU SUR UN CONGRÈS INTERNATIONAL DANS
LA CAPITALE DE LA SLOVAQUIE (28 Aout — 2 Sept. 1967)

Friedrich Prinz

Les rapports magyars sur le thème du congrès furent très remarquables. Ils remettent en cause très énergiquement le vieux thème de l'exploitation et de la colonisation de la Hongrie par les provinces cisleithanes, en analysant le développement de l'économie depuis 1867. Du côté allemand les effets du Compromis sur le mécanisme politique de l'État Austro-Hongrois furent examinés et on insista sur un fait remarquable: la structure dualiste de l'État procurait à l'Empereur et à un cercle étroit de conseillers inofficiels à la cour la possibilité de se mêler des affaires du gouvernement sans entamer pour autant la responsabilité des ministres, voire, une ombre d'absolutisme pouvait même se loger entre l'Autriche et la Hongrie. Cela mena à une dangereuse paralysie partielle du parlementarisme dans les régions cisleithanes. Pour H. Lentze un trait essentiel de l'évolution de la constitution autrichienne après 1867 était le compromis entre la haute bureaucratie de l'état et le libéralisme allemand; ainsi les libéraux virent-ils dans le maintien du centralisme démocratique la consolidation de la prédominance allemande, tandis que de son côté la bureaucratie régnante était prête à accepter une certaine dose de parlementarisme. G. Ranki souleva des questions sur le développement de l'économie et en arriva à des résultats et à une conclusion étonnants: la chute de la monarchie ne pouvait s'expliquer par des raisons essentiellement économiques. Ce rapport ne fut pas sans conséquences, ne serait-ce que la discussion animée entre Magyars et Roumains; ces derniers soulignèrent l'écrasement politique et la dénationalisation de leurs concitoyens à l'intérieur de la Hongrie, tandis que les autres soulignèrent la position économique largement meilleure des Roumains à l'intérieur de la Hongrie. Cet échange de points de vue très intéressant démontra d'une façon très claire la divergence entre les points de vue nationaux socio-économiques.

RESISTANCE ET RÉVOLUTION

Detlef Brandes

L'auteur examine le tout dernier tableau de la résistance tchèque antifasciste à l'occupation allemande et aux collaborateurs du pays dans les années 1938—1945. Cet exposé (Odboj a revoluce 1938. 1945. Nástin dějin československého odboje — Résistance et Révolution 1938—1945 — Esquisse de l'histoire de la résistance tchèque) est paru à Prague en 1965. C'est l'oeuvre d'une équipe d'auteurs qui, se basant sur cet ouvrage conçu comme

base de travail, veut présenter une vaste trilogie avec les résultats de leurs recherches individuelles.

L'auteur compare les données antérieures avec ses propres recherches et en arrive à de nouveaux points de vue, surtout en ce qui concerne l'analyse de la Première République, la question de la population allemande, la collaboration tchèque et slovaque avec l'Allemagne nazie et les mouvements de résistance tchèque et slovaque. En outre il tire des conclusions de sa nouvelle présentation des faits une interprétation des événements de février 1948 et du glissement tchèque vers le socialisme.

Malgré tous les progrès dans le domaine de l'historiographie tchèque rencontrés dans cette oeuvre, on constate que certains thèmes délicats furent laissés côté ou trop schématisés, voire même faussés, cela vaut tout particulièrement pour la situation dans les régions à population essentiellement allemande et pour la politique de l'Union Soviétique et du KPČ (parti communiste tchèque). La revue paraît depuis 1965 sous le même titre et publie les résultats des recherches des collaborateurs de la trilogie. Elle a cependant dépassé de beaucoup les frontières fixées dans le „tableau de l'histoire“, aussi bien dans le domaine factographique qu'analytique. Ce qui n'étonne pas si l'on considère l'ampleur des renseignements étudiés entre temps.

VERZEICHNIS DER IM JAHRBUCH VERWENDETEN SIGEL

AKG	Archiv für Kulturgeschichte
AUC	Acta Universitatis Carolinae
ASlPh	Archiv für slawische Philologie
BohJb	Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum
ČČH	Český časopis historický
ČMorM	Časopis Moravského Musea v Brně
ČSČH	Československý časopis historický
ČSPS	Časopis společnosti přátel starožitností československých
EČ	Ekonomický časopis
FA	Foreign Affairs
HČ	Historický časopis
HJb	Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft
HZ	Historische Zeitschrift
JbFL	Jahrbuch für fränkische Landesforschung
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung
MVGDB	Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen
PA	Památky archeologické
SbAP	Sborník archivních prací
SbH	Sborník historický
StJb	Stifter-Jahrbuch
VfZ	Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung
ZONF	Zeitschrift für Ortsnamenforschung
ZSG	Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte

PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Adalram, Erzbischof v. Salzburg (821—836) 142
- Adam, Anton, Uhrmacher in Brünn (1817) 130
- Adler, Friedrich (* 1879), österr. Sozialdemokrat, Publizist 190
- Adler, Victor (1852—1918), österr. soz.-dem. Politiker 349
- Aehrenthal, Aloys Graf Lexa von (1854—1912), österr. Staatsmann, Außenminister (ab 1906) 187
- Albrecht V., Herzog v. Bayern (1550—1579) 96
- Ali Pascha, türk. Oberbefehlshaber in der Schlacht von Lepanto (1571) 97
- Allihn, Philosoph, Hrsg. d. Leipziger Ztschr. f. exakte Philosophie 246
- Amerling, Carl Slavomil, Ps. Strnad Klatovský (1807—1886), Schulmann 259
- Andreae, Johann Valentin (1586—1654), prot. Theologe 73—87
- Anna v. Tirol († 1618), Gemahlin des Kaisers Matthias 377
- Aristoteles (384—322 v. Chr.), griech. Philosoph 230, 247, 249
- Armstrong, Hamilton Fish, Verleger der „Foreign Affairs“ (1939) 206
- Arndt, Johann (1555—1621), Mystiker 81, 83
- Arnoldt, Hans, Uhrmacher in Reichenberg (um 1766) 129
- Asam, Johann Sebastian († 1776), Uhrmacher in Prag 107
- Atzwanger, Georg, Augsburger Silberarbeiter (Anf. 18. Jh.) 98
- Ausengärten, Hans, Uhrmacher in Teschen (1814) 133
- Avenarius, Richard (1843—1896), Prof. f. Philosophie 258
- Baader, Franz von (1765—1841), dt. Philosoph 237
- Bachmann, Adolf (1849—1914), Historiker u. Politiker 323
- Bacon, Francis (1561—1626), engl. Staatsmann u. Philosoph 75, 77, 81, 85
- Badeni, Kasimir Felix Graf (1846—1909), österr. Staatsmann, Ministerpräsident u. Innenminister (1895/97) 349
- Baernreither, Joseph Maria (1845—1925), österr. Politiker 184, 190—195, 342
- Baierle, Hans Georg (um 1630) 97
- Balbín, Bohuslav (1621—1688), tschech. Schriftsteller 334
- Balke, Josef, Uhrmacher in Prag (um 1850) 107
- Balke, Wenzel († 1864), Uhrmacher in Prag 107
- Balzarek, Karl, Uhrmacher (19. Jh.) 133
- Bardhausen († 1944), dt. General 367
- Bareš, Gustav (* 1910), Journalist u. Parteifunktionär 352
- Barock, Georg Christoph, Goldschmied aus Augsburg (18. Jh.) 103
- Barth, Hans, Schuhmacher (um 1600) 103 f.
- Barthou, Jean Louis (1862—1934), frz. Politiker 209, 222
- Bartošek, Karel (* 1930), tschech. Historiker 352
- Bauer, Josef, Uhrmacher in Kaaden (1814) 133
- Bayer, Franz, Uhrmacher in Olmütz (um 1800) 133
- Bayer, Josef, Prager Uhrmacher 107
- Bayer, Josef, Olmützer Bürger (19. Jh.) 132
- Bayr, Anna Maria geb. Herbst (um 1630) 101
- Bayr, Johann, Orgelbauer aus Mähr.-Schönberg (um 1630) 101
- Beck, Max Wladimir Frh. von (1854—1943), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1906—1908) 184, 224
- Beckmann, Johann Gottlieb (1700—1777), Forstmann 284
- Bečvářovský, Gotthard Anton, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 107
- Behaim, Johann, Orgelbauer aus Böhmen (Anf. 16. Jh.) 100 f.
- Benčík, A., tschech. Historiker 352 f.
- Benda, Franz (1709—1786), böhm. Musiker u. Komponist 333
- Benda, Georg (1722—1795), böhm. Komponist 333

- Benedekowitsch (Bennewitz), Johann Carl, Goldschmied (Anf. 18. Jh.) 99
- Beneš, Edvard (1884—1948), tschech. Staatspräsident 182, 205—207, 209, 218, 219 Anm. 33, 222—225, 283, 366 f., 370
- Benesch, Adalbert, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 107
- Berchtold, Leopold Graf (1863—1942), österr. Diplomat u. Staatsmann 187, 342
- Bergmann, Hugo (* 1883), Philosoph 255, 260
- Bergmüller, Johann Georg (1688—1762), Maler, Kupferstecher u. Kunsthändler 88 f.
- Bern, Johann, Uhrmacher in Brünn (1809) 130
- Bernhardt, Anton († 1809), Kleinuhrmacher in Prag 108
- Bernhardt, Simeon (1764—?), Uhrmacher in Prag 108
- Besold, Anton Felix, Kunstmaler (18. Jh.) 93
- Besold, Christoph B. (1577—1638), Jurist 77
- Besold, Tabea Margarete geb. Matsperger (18. Jh.) 93
- Bielauschek, Franz, Uhrmacher in Pardubitz (Ende 18. Jh.) 133
- Bielauschek, Hans, Uhrmacher in Pardubitz (um 1800) 134
- Bílek, Tomáš (1819—1903), tschech. Historiker 323
- Bilz, Josef, Uhrmacher in Böhm.-Leipa (1. H. 19. Jh.) 134
- Birkhardt, Anton (1677—1756), Kupferstecher aus Augsburg 103
- Bismarck, Otto von (1815—1898), preuß. Ministerpräsident (1862—1890) 168, 203
- Biswanger, Bernhard, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 108
- Biswanger, Bernhard (1775—?), Uhrmacher in Prag 108
- Biswanger, Gervasius, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 108
- Biswanger, Hans (1788—?), Uhrmacher in Prag 108
- Biswanger, Leopold († 1818), Uhrmacher in Prag 108 f.
- Blau, Josef (1872—1960), Lehrer, Heimatforscher u. Volkskundler 270, 276
- Blažek, Hans, Uhrmacher in Tschaslau (1814) 134
- Blažek, Josef, Uhrmacher in Leitomischl (1834) 134
- Blomberg, Werner von (1878—1946), dt. Reichskriegsminister 227
- Boczek, Anton (1802—1847), Historiker u. Archivar 312
- Bögle, Fidelis, Augsburger Buchdruckergeselle (um 1776) 102
- Böhm-Bawerk, Eugen von (1851—1914), österr. Volkswirt 261
- Böhme, Jacob (1575—1624), protest. Mystiker 235
- Bohle, Ernst Wilhelm (* 1903), Dipl. Kaufmann u. NS-Politiker 214
- Boltzmann, Ludwig (1844—1906), österr. Physiker 259
- Bolzano, Bernard (1781—1848), Theologe u. Philosoph 230 f., 233—244, 248—250, 255, 257
- Bonitz, Hermann (1814—1888), Altphilologe u. Pädagoge 245
- Born, Ignaz von (1742—1791), Mineraloge u. Bergwerkswissenschaftler 237
- Borový, Anton, Großuhrmacher in Prag (um 1820) 109
- Boschek, Uhrmacher in Klatoy 134
- Bosl, Karl (* 1908), Historiker 265, 276, 279, 310
- Bouža, Erik, tschech. Forstwissenschaftler 276
- Božek, Josef (1782—1835), Uhrmacher in Prag 109
- Brahms, Johannes (1833—1897), dt. Komponist 247
- Brandeis, Joachim, Goldschmied (Anf. 17. Jh.) 99
- Brandl, Peter (1668—1739), tschech. Maler 333
- Brentano, Clemens (1778—1842), dt. Dichter 235, 248
- Brentano, Franz (1838—1917), dt. Philosoph 183, 230, 232—234, 241 f., 247—259
- Brentano, Ida von, geb. Lieben, Gemahlin Franz B. s 248
- Brentano, Lujo (1844—1931), Volkswirt 248
- Brentano, Mathes, Augsburger Kaufmann (um 1740) 103
- Briebstein, Jegerin, Uhrmacher in Brünn (1838) 130
- Brod, Max (1884—1968), Dichter 260
- Broß, Peter, Augsburger Goldarbeiter (18. Jh.) 98
- Bruckner, Anton (1824—1896), österr. Komponist 247, 256
- Brücker (Prickner), Johann, Prager Goldarbeiter (Ende 18. Jh.) 98 f.
- Brücker, Walburga geb. Viehauser (18. Jh.) 98

- Brunner, Otto (* 1898), österr. Historiker 310, 316, 321
- Bruno, Giordano (1548—1600), ital. Philosoph 240
- Brusch, Wenzel, Uhrmacher in Prag 109
- Bülów, Bernhard Fürst von (1849—1929), dt. Staatsmann 215
- Bürckh, Tobias, Augsburger Goldschmied (um 1620) 98
- Büttner, Georg Karl, Augsburger Buchdruckergeselle (um 1770) 102
- Bullit, William Christian (* 1891), amerik. Diplomat u. Schriftsteller 205
- Burckhardt, A. F., Uhrmacher in Böhmen-Budweis (um 1721) 134
- Bušta, Anton, Uhrmacher in Hluboká 134
- Čaadajev s. Tschaadajew
- Calvin, Johann 1509—1564), Reformator 172
- Campanella, Tommaso (1568—1639), ital. Philosoph u. Dichter 74 f., 77
- Carnap, Rudolf (* 1891), Philosoph 261
- Čeka, Franz, Uhrmacher in Iglau (um 1820) 134
- Čelakovský, Jaromir (1846—1914), tschech. Rechtshistoriker 330
- Černík, Oldřich (* 1923), tschechosl. Partei- u. Regierungsfunktionär 385 f.
- Černohorský, Bohuslav (1684—1740), böhm. Komponist 333
- Červený, Andreas, Uhrmacher in Prschesitz (um 1820) 134
- Červený, Ludwig, Uhrmacher in Pilsen (ab 1821) 129
- Červený, Wenzel, Uhrmacher in Pilsen (ab 1843) 129
- Chaloupecký, Václav (1882—1951), tschech. Historiker 314
- Chamberlain, Arthur Neville (1869—1940), brit. Staatsmann 206, 357
- Chlumetzky, Josef († 1833), Uhrmacher in Reichenberg 129
- Christ, Michael, Uhrmacher in Schluckenau (um 1820) 134
- Churchill, Sir Winston Spencer (1874—1965), brit. Staatsmann 200—202, 204, 207, 357
- Cieszkowski, August Graf von (1814—1894), poln. Philosoph 165—167
- Clam-Martinic, Heinrich Graf (1863—1932), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1916—1917) 190—193
- Comenius, Johann Amos (1592—1670), Pädagoge 73—87, 235 f., 309, 334
- Comte, Auguste (1798—1857), frz. Philosoph u. Soziologe 259 f.
- Constantinescu, M., rumän. Historiker 346
- Cosmas von Prag (1045—1125), Chronist 265—267
- Coudenhove, Maximilian Graf (1865—1928), österr. Verwaltungsjurist 193
- Čupr, František (1821—1882), tschech. Philosoph 244
- Cusanus od. Nikolaus von Cues (1401—1464), Kardinal 247
- Czepek, Johann, Uhrmacher in Brünn 130
- Czepko von Reigersfeld, Daniel (1605—1660), dt. Dichter 235
- Czernin, Ottokar Graf (1872—1932), österr.-ungar. Staatsmann, Außenminister (1916—1918) 179, 192 f.
- Czernkl, Wenzel, Uhrmacher in Prag (um 1800) 109
- Czerny, Vinzenz, Uhrmacher (19. Jh.) 129
- Daladier, Edouard (* 1884), frz. Politiker, Ministerpräsident (1938/40) 206
- Danilevskij, Nikolaj Jakovlevič (1822—1885), russ. Schriftsteller u. Naturforscher 163—178
- Danner, Thomas, Goldschmied (Anf. 17. Jh.) 99
- Darányi, Kálman von (1886—1939), ungar. Ministerpräsident (1936—1938) 244
- Dastich, Josef (1835—1870), tschech. Philosoph 244
- Deák, Ferenc (1803—1876), ungar. Staatsmann 180
- Debler, Anton Ferdinand, Goldschmied aus Mähr.-Neustadt (um 1780) 100
- Debler, Sabina Catharina geb. Endreß (um 1780) 100
- De Gaulle s. Gaulle
- Delavos, Anton, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 109
- Delavos, Hans, Uhrmacher in Prag (17. Jh.) 109
- Delavos, Hans († 1792), Uhrmacher in Prag 109
- Delavos, Wenzel, Uhrmacher in Jungbunzlau (um 1728) 134
- Denis, Ernest (1849—1921), frz. Historiker u. Slawist 183, 323, 329
- Denzler, Hans Jakob, Augsburger Bürger (Anf. 17. Jh.) 101
- Descartes, René (1596—1650), frz. Philosoph u. Mathematiker 85, 87, 230 f., 240

- Dientzenhofer, Christoph (1655—1722), Baumeister 332
- Dientzenhofer, Kilian Ignaz (1689—1751), Baumeister 332, 378
- Dilthey, Wilhelm (1833—1911), dt. Philosoph 255
- Dingler, Hugo (* 1881), dt. Philosoph 252
- Dittrich, Anton, Uhrmacher in Brüx (1824) 134
- Dittrich, Josef, kath. Bischof v. Sachsen 239
- Dobner, Gelasius (1719—1790), tschech. Historiker 299
- Doležal, Jiří (* 1925), tschech. Historiker 352 f.
- Dolezel, Elisabeth geb. Stegmiller (um 1730) 102
- Dolezel, Viktor, Buchdruckergeselle aus Olmütz (um 1730) 102
- Dollfuß, Engelbert (1892—1934), österr. Bundeskanzler (1932—1934) 212
- Dominick, Franz, Musiker aus Prag (um 1790) 100
- Dominick, Josefa geb. Reythmayr (Ende 18. Jh.) 100
- Dominick, Thekla geb. Rehe (um 1800) 100
- Donovan, William Joseph (* 1883), amerik. Rechtsanwalt 199
- Dostojewskij, Fedor Michailowitsch (1821—1881), russ. Dichter 164 Anm. 4, 168, 175
- Drbal, Mathias Amos (1829—1885), österr. Philosoph u. Schulmann 244
- Drentwett, Balduin, Augsburger Goldschmied (Anf. 17. Jh.) 94, 97, 99
- Drentwett, Philipp Jakob, Augsburger Goldschmied (Anf. 17. Jh.) 95, 97—99
- Drescher Rudolf, Uhrmacher in Prag (um 1820) 109
- Dressler, Franz, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 109
- Dubček, Alexander (* 1921), tschech. Partei- u. Regierungsfunktionär 383
- Dumreicher von Österreich, Armand Frh. (1845—1908), österr. Politiker u. Organisator d. Schulwesens 181
- Dungern, Otto von (* 1875), Rechtshistoriker 310
- Durdík, Josef (1837—1902), tschech. Philosoph 244
- Dušek, F., tschech. Forstwissenschaftler (um 1800) 284
- Ebert, Karl Egon Ritter von (1801—1882), dt. böhm. Schriftsteller 238
- Ecker, Sebastian, Uhrmacher in Olmütz (um 1810) 133
- Eckstein, Jan (1700—1770), tschech. Maler 89
- Ehrenfels, Christian Frh. von (1859—1932), Philosoph 230, 256, 259
- Ehrenwerth, Ignaz (1740—1834), Forstmann 284
- Eichendorff, Joseph Frh. von (1788—1857), dt. Dichter 235
- Einstein, Albert (1879—1955) Physiker 256, 261
- Eisenlohr, Ernst, dt. Diplomat, Gesandter in Prag (1936—1939) 215
- Eliáš, Alois (1890—1942), tschech. Politiker 360
- Engels, Friedrich (1820—1895), dt. Philosoph 300, 310
- Engelschalk, Franz († 1755), Uhrmacher in Prag 109 f.
- Engelschalk, Hans, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 110
- Epikur (341—270 v. Chr.), griech. Philosoph 231
- Erasmus von Rotterdam (1466—1536), Humanist 74
- Erben, österr. Gubernialrat (18. Jh.) 285
- Erben, Karl Jaromir (1811—1870), Dichter u. Historiker 278
- Erlacher, Karl, Uhrmacher in Leitomischl (um 1820) 134
- Ernst, Valentin, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 110
- Ertel, Georg, Uhrmacher in Fulnek (um 1810) 134
- Esterhazy, Paul Fürst von (* 1901), ungar. Politiker 304
- Etgens, Johann Georg (1693—1757), Maler 89
- Exner, Franz (1802—1853), Philosoph 234, 238, 243—245, 260
- Eyl, Andreas, Uhrmacher in Pilsen (um 1734) 129
- Eysgruber, Franz, Uhrmacher in Prag (um 1750) 110
- Fadejev, Rostislav A. (1826—1884), General 171
- Feder, Gottfried (* 1883), nat.-soz. Politiker u. Publizist 210
- Feldeck, Joseph von (um 1700) 284
- Fellner, Fritz (* 1922), österr. Historiker 330
- Ferdinand I., Kaiser (1556—1564), König v. Böhmen u. Ungarn (ab 1526) 332

- Fesl, Michael Josef (1788—1863), tschech. Priester u. Schriftsteller 234, 239 f.
- Fetscher (1679—1746), Kartenmacher in Wien 93
- Fetscher, Maria geb. Kurz (17. Jh.) 93
- Fetscher (Vetscher), Tobias, Kartenmacher (um 1670) 93
- Fetscher, Ursula geb. Andkhäs (17. Jh.) 93
- Feuerbach, Ludwig (1804—1872), dt. Philosoph 260
- Fiala, Zdeněk (* 1922), tschech. Historiker 294, 318—320
- Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814), dt. Philosoph 230, 245 f., 260
- Findt, A., Uhrmacher in Prag (um 1820) 110
- Finetti, Angelo, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 110
- Firbas, Franz (* 1902), Botaniker 266, 268
- Fischer, Anna Maria geb. Weller (18. Jh.) 93
- Fischer, Christoph (1611—1680), Rektor d. Prager Clementinums 284
- Fischer, Mathias Anton, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 110
- Fischer, Nikolaus, Goldschmied (um 1650) 97 f.
- Fischer, Wolfgang Adam (um 1735), Miniaturmaler 93
- Flieglmüller, Heinrich, Uhrmacher in Feldsberg (um 1780) 134
- Flügel, Philosoph, Hrsg. d. Leipziger Ztschr. f. exakte Philosophie (19. Jh.) 246
- Formis, Rudolf († 1935), Sprecher d. von O. Strasser eingerichteten Geheimsenders 226
- Forsag, Johann, Uhrmacher in Brünn (1794) 130
- Frank, Karl Hermann (1898—1946), sud.-dt. Politiker 219, 360
- Frank, Philipp (* 1884), dt. Naturwissenschaftler 261
- Franz I., Kaiser (1745—1765) 89, 328
- Franz Joseph I., Kaiser v. Österreich (1848—1916) 188
- Franzowitsch, Ignaz († 1808), Goldschmied aus Prag 102 f.
- Frege, Gottlob (1848—1925), Mathematiker 239
- Freud, Sigmund (1856—1939), Neurologe u. Psychotherapeut 231, 257, 262
- Frey, Anton, Uhrmacher in Brünn (Ende 18. Jh.) 130
- Fried, Anton, Uhrmacher in Brünn (1807) 130
- Friedrich I. Barbarossa, Kaiser (1152—1190) 168
- Friedrich II. d. Große, König v. Preußen (1740—1786) 235
- Füßer, Alois, Uhrmacher in Brünn (1820) 130
- Fugger, Jakob d. Reiche (1459—1525), dt. Kaufmann 100 f.
- Fugger, Raimund, Kürschner aus Augsburg (16. Jh.) 103
- Fugger von der Lilie, Marx (Ende 16. Jh.) 103
- Fugger vom Reh, Marx, Goldschmied (16. Jh.) 103
- Funck, Hans († 1835), Uhrmacher in Prag 110 f.
- Funke, Otto (* 1885), Philologe u. Sprachphilosoph 260
- Gablenz, Josef, Uhrmacher in Troppau (um 1820) 133
- Gabler, Hans, Uhrmacher in Pilsen (1745—1782) 129
- Gabler, Josef, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 111
- Gajda, Rudolf (* 1892), tschech. General u. Abenteurer 304
- Galilei, Galileo (1564—1642), Naturforscher 86, 240
- Gallischka, Karl, Uhrmacher in Tetschen (1814) 134
- Gamper, Eduard (1887—1938), Psychiater u. Neurologe 261
- Garten, Franz, Uhrmacher in Beraun (um 1735) 134
- Gaulle, Charles de (* 1890), frz. General u. Politiker 357
- Geiger, Ferdinand (1665—1715), Bildhauer 103
- Geiger, Johann Jakob (1700—1758), Prager Bildhauer 103
- Georg von Podiebrad, König v. Böhmen (1458—1471) 172, 297, 334
- Georg III., König v. England (1760—1820) 95
- George, Stefan (1868—1933), dt. Dichter 249
- Gerstner, Franz Josef von (1756—1832), Techniker 238
- Gesselmann, Georg, Uhrmacher in Prag (um 1800) 111
- Giegl, Hans Georg, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 111
- Giegl, Hans Georg, Uhrmacher in Pilsen (um 1800) 129

- Gilod, Franz, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 111
- Gindely, Anton (1829—1892), Historiker 323 f., 327, 329
- Glaser, Hans, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 111
- Glenk, Andreas, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 111
- Gobineau, Arthur Graf (1816—1882), frz. Philosoph u. Dichter 177
- Goebbels, Joseph (1897—1945), nat.-soz. Politiker 213 f., 224—226
- Gömbös, Gyula (1886—1936), ungar. Ministerpräsident (1932—1936) 224
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832), dt. Dichter 87, 159, 233, 235, 241, 259
- Göz, Eleonore Magdalena geb. von Erdenfeld (18. Jh.) 89
- Göz, Elisabeth Martha geb. Lesin († 1734/35) 89
- Göz, Franz Regis (1737—?), Augsburger Kupferstecher u. Kunstverleger 92 f.
- Göz (Goez), Gottfried Bernhard (1708—1774), Maler u. Kupferstecher 88—93
- Göz, Sebastian, Klosterschmied in Welehrad (um 1700) 88
- Goldinger, Walter (* 1910), österr. Historiker 344
- Goll, Aloys, Uhrmacher in Kaaden (Mitte 19. Jh.) 134
- Goll, Jaroslav (1846—1910), tsched. Historiker 312
- Golling, Anton († 1797), Uhrmacher in Prag 111
- Gotterhalt, Zikmund († 1748), Uhrmacher in Prag 111 f.
- Gottsched, Johann Christoph (1700—1766), dt. Lit.-Prof., Kritiker u. Dramatiker 236
- Gottwald, Klement (1896—1953), tschechosl. Staatsmann 352
- Graff, Josef, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 112
- Graff, Thomas, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 112
- Gratzl, Jakob, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 112
- Graus, František (* 1921), tsched. Historiker 270, 292 f., 315 f., 319—321
- Greift-Mayer, Franz, Uhrmacher in Prag (um 1600) 112
- Grillparzer, Franz (1791—1872), österr. Dichter 238
- Groll, Ernst, Augsburger Künstler (17. Jh.) 95
- Gross, Philipp, Uhrmacher in Troppau (um 1840) 132
- Grosser, Otto (* 1873), Prof. f. Anatomie 261
- Grünberg, Karl (1861—1940), Historiker 328
- Grünbüchler, Franz, Kleinuhrmacher in Prag (18. Jh.) 112
- Grünwald, Jakob, Goldschmied (Mitte 18. Jh.) 103
- Gruner, Christian, Uhrmacher in Reichenberg (Anf. 18. Jh.) 130
- Gryphius, Andreas (1616—1664), Barockdichter 235
- Gübitz, Hans, Uhrmacher in Prag 112
- Günther, Anton (1783—1863), kath. Philosoph u. Theologe 234, 237, 239
- Günther, Johann Christian (1695—1723), dt. Dichter 235
- Gutthal, Adolf, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 112
- Gutthal, Ignaz, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 112
- Haas, Hans, Uhrmacher in Brünn (1755) 130
- Hácha, Emil (1872—1945), tsched. Staatspräsident (1938—1945) 360
- Haffsetter, Paul, Uhrmacher in Brünn (1742) 130
- Hainisch, Michael (1858—1940), österr. Politiker 184
- Hainl, Ignaz, Uhrmacher in Reichenberg (1834) 130
- Hainz, Ludwig, Uhrmacher in Prag (um 1850) 112
- Hajek, Wenzel, Uhrmacher in Petschky (1844) 134
- Halíř, Hans, Uhrmacher in Prag 112
- Hammel, Josef, Uhrmacher in Reichenberg (1844) 130
- Hammer, Anton, Uhrmacher in Brünn 131
- Hanák, Peter, ungar. Historiker 344—347
- Handel, Erasmus Frh. von (1860—1928), österr. Verwaltungsjurist 192 f.
- Hanka, Václav (1791—1861), tsched. Dichter u. Philologe 311 f.
- Hanslick, Eduard (1825—1904), Musikschriftsteller 247
- Hantschke, Josef, Uhrmacher in Teschen (1825) 134
- Hanzal, Josef (* 1921), tsched. Funktionär 319
- Hartmann, Nicolai (1882—1950), Philosoph 247

- Hartwig, Hans († 1815), Uhrmacher in Prag 112
- Haushofer, Albrecht (1903—1945), dt. Gelehrter u. Politiker 223
- Haushofer, Karl (1869—1946), dt. General u. Geopolitiker 214
- Hauter, Josef Heinrich, Augsburger Buchbinder (um 1780) 102
- Havlíček, Hans, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 112
- Havlíček-Borovský, Karel (1821—1856), tschech. Schriftsteller 176, 182, 239, 289
- Haym, Caspar, Uhrmacher in Prag (17. Jh.) 112
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770—1831), dt. Philosoph 229 f., 232 f., 241, 244, 249
- Hegerová, Věra, tschech. Historikerin 275
- Heidegger, Martin (* 1889), Existenzphilosoph 233, 254, 258
- Heiek, Franz, Uhrmacher in Brünn (1812) 131
- Heif, Hans, Kleinuhrmacher in Prag (18. Jh.) 112
- Heimbach, Philipp, Uhrmacher in Znaim (um 1810) 134
- Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (1564—1613) 381, 382 Anm. 23
- Heinrich von Freiberg (um 1300), Dichter 161
- Heinrich, Dominik, Uhrmacher in Prag (um 1780) 113
- Heinrich, Peter, Uhrmacher in Prag (um 1800) 113
- Heintz, Joseph (1564—1609), Maler 380 f.
- Helebrandt, Franz, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 113
- Henlein, Konrad (1898—1945), sudet. Politiker 216, 219—221, 225, 291, 304
- Hennig, Laurenz, Uhrmacher in Böhm.-Leipa (1. H. 19. Jh.) 134
- Henricus de Boemia, Steinmetz (um 1300) 102
- Herbart, Johann Friedrich (1776—1841), Philosoph u. Pädagoge 230, 232—234, 236, 241, 243—249
- Herder, Johann Gottfried (1744—1803), dt. Dichter 171 Anm. 30, 178, 229, 299, 309
- Hering, Ewald d. Ä. (1834—1918), Mediziner 258
- Hermuth, Uhrmacher in Prag 113
- Hertan, Josef, Uhrmacher in Brünn 131
- Hertan, Richard, Uhrmacher in Brünn 131
- Hesenthaler, Magnus († 1681), Theologe 76 f.
- Heß, Rudolf (* 1894), nat.-soz. Politiker 214
- Heterian, Fritz, Uhrmacher in Brünn 131
- Heydrich, Reinhard (1904—1942), nat.-soz. Polizeichef 355
- Heyek, Andreas, Uhrmacher in Brünn (1780) 131
- Heylaus, Karl, Uhrmacher in Brünn (1752) 131
- Hief, Hans († 1742), Kleinuhrmacher in Prag 113
- Hiff, Anton, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 113
- Hiff, Hans, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 113
- Hillebrand, Franz Joseph (1788—1871), Sinnespsychologe 255
- Himmeler, Heinrich (1900—1945), nat.-soz. Politiker 214
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Politiker u. Reichskanzler 206, 208—228, 303, 357, 360, 367, 370
- Hlinka, Andrej (1864—1938), slowak. Politiker 304, 362
- Hodža, Milan (1878—1944), slowak. Politiker, tschechosl. Minister 222, 224
- Höftele, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 113
- Höfler, Alois (1853—1922), österr. Philosoph u. Pädagoge 230 f., 256
- Hoekler, J., Uhrmacher in Prag 113
- Hönig, Josef, Uhrmacher in Reichenberg (um 1840) 130
- Hönnner, Hans Uhrmacher in Bechin (um 1742) 134 f.
- Hötzer, Jakob, Goldschmied aus Troppau (um 1670) 102
- Hofbauer, Klemens Maria (1751—1820), Redemptorist 237
- Hoffmann, Alois, Uhrmacher in Karlsbad (1844) 134
- Hoffmann, Isider, Uhrmacher in Brünn (1834) 131
- Hoffmann, Karl, Uhrmacher in Reichenberg (1834) 130
- Hohen-Aesten, Sergius Wiegand von, dt.-balt. NSDAP-Funktionär (1933) 223
- Hollar, Václav (1607—1677), Zeichner u. Radierer 334
- Hollhagen, Hans Jakob, Goldschmied (um 1650) 97 f.
- Hollhagen, Jakob, Goldschmied (um 1630) 97

- Hollhagen, Magdalena geb. Sailer (17. Jh.) 97
- Hollischka, Johann, Uhrmacher in Leitmeritz (1814) 134
- Hollmayer, Hans, Uhrmacher in Olmütz (um 1779) 133
- Hollub, Johann, Uhrmacher in Reichenberg (ab 1838) 130
- Holner, Michael, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 113 f.
- Holport, Regina geb. Strobl (Ende 16. Jh.) 99
- Holport, Wenzel, Goldschmied aus Prag (Ende 16. Jh.) 99
- Holzer, Johann (1709—1740), Maler 88
- Holzhamer, Johann Michael, Augsburger Leistenschneider (Anf. 18. Jh.) 102
- Hoover, Herbert Clark (* 1874), amerik. Staatsmann 200
- Hopkins, Harry Lloyd (1890—1946), amerik. Politiker 199, 201 f.
- Horn, Franz, Uhrmacher in Böhm.-Leipa (1814) 135
- Hossmann, Ludwig, Uhrmacher in Kaaden (1788) 135
- Hostinský, Otakar (1847—1910), tschech. Musikwissenschaftler u. Philosoph 244
- House, Edward Mandell (1856—1938), amerik. Politiker 201
- Hrabák, Josef (1833—1921), tschech. Montanist 336 f.
- Hrastzky, Adolf, Uhrmacher in Brünn (1842) 131
- Hroznata, Gründer d. Stiftes Tepl (1197) 33
- Huber, Anastasia geb. Reißer (18. Jh.) 93
- Huber, Balthasar (um 1735), Miniaturmaler 93
- Huber, Ignaz († 1694), Uhrmacher in Prag 114
- Huber, Matthäus, Uhrmacher in Prag (17. Jh.) 114
- Hürsch, Rosina geb. Weinold (Ende 16. Jh.) 100
- Hürsch, Zacharias, Organist (Ende 16. Jh.) 100
- Hüttel, Wenzel, Uhrmacher in Teschen (1814) 135
- Hugelmann, Karl Gottfried (1879—1959), Historiker 346
- Huggele, Johann, Augsburger Buchdrucker (18. Jh.) 102
- Hull, Cordell (1871—1955), amerik. Politiker 199—202, 205
- Humboldt, Wilhelm von (1767—1835), Sprachforscher u. Staatsmann 245
- Hume, David (1711—1776), engl. Philosoph 183
- Hurdálek, Josef František (1747—1833), Bischof v. Leitmeritz (1815—1822) 234, 249
- Hus, Johannes (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 170, 172
- Husa, Václav (* 1906), tschech. Historiker u. Archivar 300, 325, 330
- Husák, Gustav (* 1913), kommunist. Partei- u. Regierungsfunktionär 389
- Husák, V., tschech. Historiker 300
- Husserl, Edmund (1859—1938), österr. Philosoph 230, 233, 239, 241 f., 248 f., 254 f., 257
- Ibsen, Henrik (1828—1906), norweg. Dramatiker 166
- Isserle, Anton Jakob, Posamentierer (um 1740) 103
- Jablonický, Jozef (* 1933), tschech. Historiker 364
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1743—1819), philos. Schriftsteller 230
- Jäger, Anna geb. Fischer (um 1595) 104
- Jäger, Bonifaz, Augsburger Goldschmied (Ende 16. Jh.) 100
- Jäger, Georg (um 1595) 104
- Jändl, Maximilian, Goldschmied aus Prag (um 1765) 102
- Jaksch, Ignaz (1752—1824), Geistlicher u. Schulmann 239
- Jaksch, Wenzel (1896—1966), suddt. soz.-dem. Politiker 359
- Jamnitzer, Wenzel, Nürnberger Goldschmied (16. Jh.) 103
- Janáček, František (* 1930), tschech. Historiker 365
- Janáček, Leoš (1854—1928), tschech. Komponist 333
- Janeček, Oldřich, tschech. Historiker 326 f., 352 f.
- Janka, Friedrich (1878—1957), Verwaltungsbeamter 192 f.
- Jedl, Franz, Uhrmacher in Brüx (1834) 135
- Jerusalem, Wilhelm (1854—1923), österr. Philosoph u. Pädagoge 231, 257
- Jirásek, Alois (1851—1930), tschech. Schriftsteller 323, 327
- Jireček, Hermenegild (1827—1909), tdech. Rechtshistoriker 311 f.
- Jirsík, Johann Valerian (1798—1883), Bischof von Budweis (ab 1851) 239

- Joachim von Fiore († 1202), ital. Abt 166
 Jodl, Alfred (1890—1946), dt. General-
 oberst 260
 Jodl, Friedrich (1849—1914), Philosoph
 231, 260
 Johann, König v. Böhmen (1310—1346)
 281
 Johann, König v. Sachsen (1854—1873)
 285
 Johann Schweikhard von Kronberg, Erz-
 bischof u. Kurfürst v. Mainz (1604—
 1626) 377
 Johann Wilhelm, Kurfürst v. Pfalz-Neu-
 burg (1690—1716) 95
 Joja, Anna Margarete geb. Preegberger (17.
 Jh.) 93
 Joja, Hans Heinrich, Kartenmacher (um
 1675) 93
 Jonston, John (1603—1675), schottischer
 Naturforscher 75
 Joseph II., Kaiser (1765—1790) 89, 236 f.,
 282, 326, 330
 Judeich, Johann Friedrich (1828—1894),
 Forstwissenschaftler 285 f.
 Jung, Rudolf (1882—1945), suddt. Natio-
 nalsozialist 219
- Kaczerek, Josef, Uhrmacher in Brünn
 (1832) 131
 Kadlinsky, Felix (1613—1675), tsched.
 Schriftsteller 335
 Kádner, Otakar (* 1870), tsched. Pädagoge
 348
 Kafka, Bruno (1881—1931), dt.-böhm. Po-
 litiker 193
 Kafka, Franz (1883—1924), Dichter 260
 Kalivoda, Robert (* 1913), tsched. marx.
 Philosoph 291, 295, 297
 Kaltenbrunner, Hans († 1785), Uhrmacher
 in Prag 114
 Kaltenbrunner, Wenzel († 1742), Uhrma-
 cher in Prag 114
 Kammerer, L., Uhrmacher in Nikolsburg
 (um 1820) 135
 Kaňka, František Maximilian, tsched. Bau-
 meister (18. Jh.) 332, 378, 380
 Kann, Robert A. (* 1906), Historiker 341
 Kant, Immanuel (1724—1804), dt. Philo-
 soph 229 f., 239, 241—245, 250 f., 260
 Kapras, Jan Nep. (1847—1934), tsched.
 Philosoph u. Psychologe 244
 Kara Mustapha († 1683), türk. Großvezier
 96 f.
 Karatheodory, Pascha, türk. Diplomat (19.
 Jh.) 179
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 9 f., 58,
 280, 282, 295, 321
 Karl I. (1887—1922), Kaiser v. Österreich
 u. König v. Ungarn (1916—1918) 190
 Karl VII. Albrecht, Kaiser (1742—1745)
 89, 336
 Karl Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz (1777
 —1799) 93
 Kaschnitz v., österr. Gubernialrat (18. Jh.)
 285
 Kassner, Rudolf (1873—1959), philos.
 Schriftsteller 262
 Kastil, Alfred (1854—1950), österr. Phi-
 losoph 254 f., 260
 Katkov, Georg, russ. Philosoph 256
 Katzberger, Franz, Handwerker in Prag
 (Anf. 19. Jh.) 137
 Kauba, Anton, Uhrmacher in Prag (um
 1800) 114
 Kauba, Wenzel, Uhrmacher in Prag (1. H.
 19. Jh.) 114
 Kauer, Johann, Uhrmacher in Kaaden (um
 1800) 135
 Kavka, František (* 1920), tsched. Histo-
 riker 294—296, 318, 326, 331
 Kecher, Franz, Uhrmacher in Böhm.-Leipa
 (1. H. 19. Jh.) 135
 Kehr, Kurt, Forstwissenschaftler 284
 Keitel, Wilhelm (1882—1946), General-
 feldmarschall 227
 Kelsen, Hans (* 1881), österr. Staatsrechts-
 lehrer 261
 Kennedy, Joseph Patrick (* 1888), amerik.
 Politiker 205
 Kepler, Johannes (1571—1630), dt. Astro-
 nom u. Mathematiker 77, 85 f.
 Kerber, Josef, Uhrmacher in Karlsbad (um
 1800) 135
 Kettl, Josef († 1792), Uhrmacher in Prag
 114 f.
 Khindtner, Michael, Uhrmacher in Pilsen
 (Mitte 17. Jh.) 129
 Khreithmaier, Franz, Uhrmacher in Prag
 (Ende 17. Jh.) 115
 Kibitz, Josef, Uhrmacher in Pilsen (um
 1810) 129
 Kierkegaard, Sören (1813—1855), dän. Re-
 ligionsphilosoph 242 f., 246
 Kilian, Hans Caspar, Uhrmacher in Prag
 (18. Jh.) 115
 Kindermann, Ferdinand von (1740—1801),
 österr. Schulmann 236
 Klabouch, Jiří, tsched. Rechtshistoriker 330
 Kleiser, Simon, Uhrmacher in Reichenberg
 (um 1840) 130

- Klíma, Arnošt (* 1916), tschech. Historiker 327—331, 336 f.
- Klimešová, Libuše, tschech. Historikerin 352
- Knoll, Josef Leonhard (1775—1841), Historiker u. Schriftsteller 244
- Koch, Johann Georg, Uhrmacher in Brünn (1835) 131
- Koch, Walter, dt. Diplomat (um 1935) 215, 218, 220, 225
- Kočí, Josef (* 1922), tschech. Historiker 326 f.
- Köpke, dt. Diplomat (um 1930) 215
- Koerber, Ernest von (1850—1919), österr. Staatsmann 184, 190, 342
- Körner, Anton, Uhrmacher in Kaaden (um 1840) 135
- Körner, Karl, Uhrmacher in Kaaden (um 1840) 135
- Kolář, Anton, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 115
- Kolbenheyer, Erwin Guido (1878—1962), dt. Schriftsteller 261 f.
- Konvička, Hans, Uhrmacher in Dobruschka (um 1820) 135
- Kopernikus, Nikolaus (1473—1543), Domherr, Naturwissenschaftler 85 f.
- Korzen, Anton, Uhrmacher in Beraun († 1834) 135
- Korzinek, Alois, Augsburger Glaser (Anf. 19. Jh.) 100
- Korzinek, Josef (1766—1828), Glasermeister aus Neuern 100
- Korzinek, Theresia geb. Schwarz (Ende 18. Jh.) 100
- Koschuschek, Franz (Anf. 19. Jh.), Bildhauer 100
- Koschuschek, Maria Anna geb. Riedlinger (Ende 17. Jh.) 100
- Koschuschek, Wenzel, Bildhauer aus Mähren (um 1800) 100
- Kosík, Karel (* 1926), tschech. Philosoph 236
- Koss, Rudolf (1884—1929), österr. Historiker 310, 314
- Kossek, Josef (1780—1858), Uhrmacher in Prag 115
- Kostecký, Wenzel, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 115
- Kostka, Hans, Uhrmacher (um 1850) 133
- Kotting, Hans, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 115
- Kotting, Wenzel, Uhrmacher in Brünn (1847) 131
- Kottowský, Wenzel, Uhrmacher in Brünn (1838) 131
- Kozina s. Jan Sladký
- Kraitmayer, Franz († 1713), Uhrmacher in Prag 115
- Kraitmayer, Franz (1700—?), Uhrmacher in Prag 115 f.
- Kraitmayer, Sebastian, Uhrmacher in Prag (1. H. 18. Jh.) 116
- Krajňák, Oto (* 1911), tschech. Parteifunktionär 352 f.
- Kramář, Karel (1860—1937), tschech. Politiker, tschechosl. Ministerpräsident (1818/19) 183, 188
- Kramer, Karl († 1825), Uhrmacher in Prag 116
- Kramer, Karl (1800—1836), „Gerichtsschätzer“ von Uhren 116
- Kranner, Friedrich Laurenz, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 116
- Krantz, Josef († 1782), Uhrmacher in Prag 116
- Krasiński, Valerian Graf (1780—1855), poln. Panslawist 169 Anm. 24
- Kratzel, Jakob, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 116 f.
- Kraus, Arnošt (* 1895), tschech. Schriftsteller 337
- Kraus, Franz, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 117
- Kraus, Hans, Uhrmacher in Břewnow (um 1780) 135
- Kraus, Hans Martin, Uhrmacher in Prag (um 1800) 117
- Kraus, Josef († 1834), Uhrmacher in Prag 117
- Kraus, Oskar (1872—1942), Philosoph 230, 255 f., 259 f.
- Krause, Samuel Traugott, Goldschmied (18. Jh.) 98
- Krebs, Hans (1888—1947), suddt. Politiker 219
- Kremmer, Matthias, Uhrmacher in Brünn (1768) 131
- Křen, Jan, tschech. Historiker 352 f.
- Krenar, Jakob, Uhrmacher in Prag (um 1800) 117
- Kretschmayr, Heinrich (1870—1939), Historiker 330
- Krimbicher, Franz, Uhrmacher in Prag (um 1730) 117
- Križanić (1618—1683), kroat. Jesuit 168 Anm. 19
- Křížek, J., Uhrmacher in Brünn 131
- Krofta, Kamil (1876—1945), tschech. Historiker u. Politiker 314, 324 f., 327, 330, 334, 337

- Krombholz, Anton (1790—1869), kath. Geistl. u. Schulorganisator 239
- Krug, Wilhelm Traugott (1770—1842), Philosoph 245
- Kudlich, Hans (1823—1917), suddt. Politiker 301
- Küntel, Johann Wenzeslaus, Buchdrucker aus Prag (um 1730) 102
- Küntel, Susanne geb. Sturm (um 1730) 102
- Kugler, Andreas, Uhrmacher in Olmütz (um 1830) 133
- Kugler, Johann Georg Andreas, Silberarbeiter aus Prag (Anf. 18. Jh.) 98
- Kugler, Maria Elisabeth geb. Atzwanger (18. Jh.) 98
- Kuhlmann, Quirinus (1651—1689), Dichter u. religiös. Schwärmer 235
- Kuhn, Franz, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 117
- Kunigunde († 1285), Gemahlin Přemysl Ottokars II. 53
- Kupecký, Johann (1667—1740), Maler 333
- Kural, Václav (* 1928), tschech. Historiker 352 f., 363
- Kurz, Sebastian, Uhrmacher in Brünn (1772) 131
- Kutnar, František (* 1903), tschech. Historiker 330
- Kyrril (826/27—869), Slawenapostel 89, 172, 316
- Lacher, Georg Franz, Silberarbeiter (Anf. 18. Jh.) 99
- Lacher, Jodocus Elias († 1696), Silberarbeiter aus Böhm.-Krumau 99
- Lacher, Maria geb. Kron (Anf. 18. Jh.) 99
- Ladislau Heinrich, Markgraf v. Mähren (1197—1222) 88
- Laffs, Johannes, Uhrmacher in Saaz (um 1800) 135
- Lais (Leyß), Nikolaus, Goldschmied (um 1600) 99
- Lais, Susanne geb. Schönerer (um 1600) 99
- Landesperger, Sebastian, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 117
- Landgrebe, Ludwig (* 1902), Philosoph 257
- Landsberger, Ferdinand Wenzel († 1811), Uhrmacher in Prag 117 f.
- Lassalle, Ferdinand (1825—1864), dt. sozialist. Politiker 300
- Lauer, Johann, Schmied (um 1780) 103
- Laurentius de Montibus Kutensis, Goldschmied in Breslau (14. Jh.) 102
- Lautová, Ludmila, tschech. Literaturhistorikerin 319
- Laymann, Georg, Pergamentergeselle aus Böhmen (um 1670) 102
- Laymann, Sabina geb. Danckenmair (um 1670) 102
- Leal, Catharina geb. Romedi (18. Jh.) 98
- Leal, Franz Karl, Goldschmied (um 1770) 98
- Lebzelter, Christian, Uhrmacher in Brünn (1819) 131
- Leger, Louis (1843—1923), frz. Slawist 183
- Lehmann, Andreas, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 118
- Lehner, Franz († 1806), Uhrmacher in Prag 118
- Lehner, Hans Anton († 1852), Uhrmacher in Prag 118
- Lehotský, Matthias, Uhrmacher in Prag (um 1800) 118
- Leibniz, Gottfried Wilhelm Frh. von (1646—1716), Philosoph 87, 230 f., 233, 238 f., 243, 247
- Lentze, Hans (* 1909), Jurist 343 f.
- Leopold, Erzherzog, Bischof v. Passau u. Straßburg, Graf v. Tirol (1618—1632) 377
- Lessing, Gotthold Ephraim (1729—1781), Dichter, Kritiker u. Philosoph 236
- Leuthner, Abraham (Ende 17. Jh.), Baumeister 377
- Lichtenberger, Johannes (14. Jh.), Theologe 168
- Lichtenfels, Johann von, Philosoph 244
- Liebig, Christoph (1783—1874), Forstmann 285
- Liedtstein, Paul von (1513) 101
- Lier, Josef, Uhrmacher in Brünn (1815) 131
- Lindner, Gustav Adolf (1828—1887), Schulmann u. pädagog. Schriftsteller 245
- Lindworsky, Johannes, S. J. (1875—1939), Psychologe 261
- Lippert, Julius (1839—1909), Historiker 267, 277
- Lipsius, Justus (1547—1606), niederländ. Altphilologe 74
- Lipták, Lubomír (* 1930), tschech. Historiker 352 f.
- Litwinow, Maxim Maximowitsch (1876—1951), sowjet. Diplomat 209

- Lokota, Georg, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 118
- Long, Barbara, Uhrmacherwitwe in Pilsen (um 1694) 129
- Lorencz, Sebastian, Uhrmacher in Prag (1. H. 18. Jh.) 119
- Lorencz, Sebastian, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 119
- Lorenz, Werner (* 1891), SS-Obergruppenführer 214
- Losacher, Hans Michal († 1713), Uhrmacher in Prag 119
- Loschmidt, Joseph (1821—1895), österr. Physiker 259
- Losskij, Nikolaj (1870—1965), russ. Philosoph 256
- Lueger, Karl (1844—1910), österr. Politiker 216
- Lündner, Josef, Uhrmacher in Brünn (1788) 131
- Luhe, Karl, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 119
- Lukáš, Brüder, tschech. Dichter (um 1800) 335
- Lukawetzky, Johann, Uhrmacher in Brünn (1753) 131
- Luther, Martin (1483—1546), dt. Reformator 9 f., 76, 172
- Lutz, Karl, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 119
- Macek, Josef (* 1922), tschech. Historiker 338
- Mach, Ernst (1838—1916), Physiker u. Philosoph 231, 258 f., 261
- Mach, Wenzel († 1826), Uhrmacher in Prag 119
- Machiavelli, Niccolo (1469—1527), ital. Politiker u. Geschichtsschreiber 204
- Mackensen, August von (1849—1945), dt. Generalfeldmarschall 215
- Mader, Franz, Uhrmacher in Karlsbad (1844) 135
- Mästlin, Tübinger Professor 86
- Maler, Valentin, Goldschmied in Nürnberg (1569—1603) 103
- Malypetr, Jan (1873—1944), tschechosl. Ministerpräsident (1932/35) 226
- Manlich, Conrad († 1791), Historienmaler 95
- Manlich, Daniel (1625—1701), Goldschmied 95 Anm. 1
- Manlich, Euphrosine geb. Abrell (um 1700) 95
- Manlich, Heinrich (1625—1698), Goldschmied 94 f.
- Manlich, Heinrich (18. Jh.), Goldschmied 95
- Manlich, Jakob († 1651), Goldschmied 94
- Manlich, Johann Heinrich (1660—1718), Goldschmied 95
- Manlich, Sophie geb. Drentwett (17. Jh.) 94
- Mareš, František (* 1857), tschech. Naturphilosoph 259
- Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz I. 89, 235, 282, 324—326, 328, 336
- Markov, Josef (* 1890), tschech. Rechtshistoriker 319
- Marquart, Hans, Uhrmacher in Prag (um 1750) 119
- Marquart, Sebastian († 1676), Uhrmacher in Prag 119
- Marquat, Anton, Uhrmacher in Prag (um 1710) 119
- Marty, Anton (1847—1914), Philosoph 230, 233, 255, 260
- Marx, Karl (1818—1883), dt. Philosoph 310, 326, 329, 345
- Masák, Jan, Uhrmacher in Leitomischl (um 1800) 135
- Masaryk, Thomas Garrigue (1850—1937), tschech. Philosoph u. Politiker, Staatspräsident d. Tschechoslowakei 177, 182—184, 187, 226, 236, 259, 301, 304, 338
- Mastný, Vojtěch (* 1874), tschech. Diplomat 221, 225 Anm. 62
- Matthias, dt. Kaiser (1612—1619) 377
- Mauer, Hans, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 119
- Mauthner, Friedrich (1849—1923), Schriftsteller und Philosoph 231, 259
- Maximilian I., Kaiser (1493—1519) 100
- Maximilian II. Emanuel, Kurfürst v. Bayern (1679—1726) 95
- Mayer, Augustin, Uhrmacher in Brünn (1751) 131
- Mayer, Franz, Uhrmacher in Kremsier (um 1780) 135
- Mayer, Hans, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 119
- Mayer, Johannes, Uhrmacher in Brünn (1738) 131
- Mayer, Josef, Uhrmacher in Brünn (1770) 131
- Mayer, Josef, Uhrmacher in Reichenberg (um 1847) 130
- Mayer, Michael, Augsburger Goldschmied (um 1690) 95

- Mayer, Theodor (* 1883), Historiker 276, 310
- Mayr, Johann Bapt., Goldschmied aus Preßburg (um 1765) 99 f.
- Maystenberger, Jakob, Uhrmacher in Brünn (1808) 131
- Mederle, Christian, Augsburger Goldschmied (18. Jh.) 99
- Meinong, Alexius von (1853—1920), österr. Philosoph 230, 233, 241, 250, 254—256
- Meißner, Alfred von (1822—1885), österr. Schriftsteller 238
- Meißner, August Gottlieb (1753—1807), Schriftsteller 237
- Meister, Richard (1881—1964), österr. Pädagoge u. Altphilologe 260
- Melcer, Hans, Uhrmacher in Pilsen (um 1676) 129
- Melhard, Michael, Großuhrmacher in Prag (18. Jh.) 119
- Mendel, Johann Gregor (1822—1884), Augustiner u. Botaniker 231, 259
- Menhufer, Christof († 1697), Uhrmacher in Prag 119 f.
- Mésároš, Julius (* 1923), slowak. Historiker 347, 349
- Method, Slawenapostel, Erzbischof v. Sirmium (870—885) 89, 172, 316
- Metternich, Klemens Lothar Wenzel Fürst von (1773—1859), österr. Außenminister (1809), Staatskanzler (1821—1848) 243, 335
- Míča, František Václav (1694—1744), tsched. Komponist u. Sänger 333
- Michl, Georg, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 120
- Míka, Alois, tsched. Historiker 270, 281
- Mill, John Stuart (1806—1873), engl. Philosoph 260
- Miller jun., Uhrmacher in Prag (um 1830) 120
- Millfort, Wenzel, Großuhrmacher in Prag (18. Jh.) 120
- Mittelheimer, Franz, Uhrmacher in Brünn (1770) 131
- Mittelheimer, Michael, Uhrmacher in Brünn (1778) 131
- Mitterrer, Hans Nikolaus, Kleinuhrmacher in Prag (18. Jh.) 120
- Modestin, Josef (1739—1802), Sonnenuhrmacher 135
- Modestin, Thadeas Wenzel, Uhrmacher in Chrudim (Anf. 19. Jh.) 135
- Möhler, Christoph, Uhrmacher in Brügge (1814) 135
- Möz, Quirin, Uhrmacher in Prag (Mitte 18. Jh.) 120
- Mommsen, Hans, Historiker 341, 350
- Morgenthau, Henry (1891—1946), amerik. Politiker 202, 205—207
- Moy, Josef Anton, Augsburger Zeitungsverleger (um 1780) 102
- Moyses, Marcus († 1729), Uhrmacher in Prag 120
- Mühler, Hans, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 120
- Müller, Andreas, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 120
- Müller, Anna Elisabeth geb. Töpfer (um 1780) 104
- Müller, Anton, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 120 f.
- Müller, Johann (um 1780) 104
- Müller, Simeon, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 121
- Münhofer (Minhofer), Karl, Uhrmacher in Prag (Mitte 17. Jh.) 106, 121
- Mukařovský, Jan (* 1891), tsched. Literaturhistoriker 335
- Musil, Robert (1880—1942), österr. Schriftsteller 180
- Mussolini, Benito (1883—1945), ital. Staatsmann 206, 212, 216, 224
- Mysliveček, Josef (1737—1781), tsched. Komponist 333
- Náčovský, Karl, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 121
- Nahlovský, František (1807—1853), tsched. kath. Theologe 244
- Natorp, Paul (1854—1924), dt. Philosoph u. Sozialpädagoge 257
- Naujoks, Alfred, NS-Funktionär (1935) 226
- Němec, Josef, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 121
- Neuhaus, Katharina von, Äbtissin von Frauenthal (nach 1267) 53
- Neuhaus, Ludmilla von, Mitbegründerin d. Klosters Frauenthal (1267) 53
- Neuhaus, Uta von, Mitbegründerin des Klosters Frauenthal (1267) 53
- Neuhaus, Witigo von (13. Jh.), böhm. Adliger 53
- Neukam, Peter, Uhrmacher in Prag (um 1800) 121
- Neumann, Peter, Großuhrmacher in Prag (um 1690) 121
- Neurath, Konstantin von (1873—1956), dt. Politiker 213, 218, 220, 360

- Neuwaldt, Adam, Prager Hofgoldschmied (Ende 16. Jh.) 98
- Neuwaldt, Amos (1575—1634), Augsburger Goldschmied 97—99
- Neuwaldt, Anton (* 1586), Goldschmied 97 f.
- Neuwaldt, Barbara Dorothea geb. Pistorius (17. Jh.) 98
- Niederländer, Franz, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 121
- Niedermayer, Mathias, Uhrmacher in Brünn (1779) 131
- Nieman, Johann, Uhrmacher in Brünn (um 1800) 131
- Nietzsche, Friedrich (1844—1900), dt. Philosoph 229, 233
- Niggemann, Peter, Uhrmacher in Prag (Ende 17. Jh.) 121
- Nonnenbruch, Markus, Prager Hoftischler (um 1690) 103
- Noseck, Ignaz Karl, Buchdruckergeselle aus Prag (um 1790) 102
- Noseck, Maria Barbara geb. Gruber (um 1790) 102
- Novak, Josef, Uhrmacher in Kolin (um 1800) 135
- Novotný, Antonín (* 1904), Präsident d. Tschechosl. Republik (1957—1968) 383
- Novotný, Bernhard, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 121
- Novotný, Josef (* 1908), Regierungsfunktionär 352, 365
- Novotný, Václav (1869—1932), tschech. Historiker 312—314, 318
- Nový, Rostislav, tschech. Historiker 320
- Nowotny, Bernard, Uhrmacher in Melnik (1844) 135
- Nowotny, Josef, Uhrmacher in Schüttenhofen (1834) 136
- Nožička, Josef, tschech. Historiker 272, 275, 281, 284
- Obst, Anton († 1795), Uhrmacher in Prag 121
- Odložilík, Bohumil, tschech. Parteifunktionär 326
- Opitz, Martin (1597—1639), dt. Dichter 235
- Oswald, Thomas, Uhrmacher in Prag (um 1750) 121
- Otto IV. „mit dem Pfeil“, Markgraf v. Brandenburg (1266—1309) 58
- Otto, Ernst (1877—1959), dt. Pädagoge u. Sprachphilosoph 261
- Padover, Saul (* 1905), amerik. Historiker 326
- Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 176, 182, 188, 244, 309—312, 314, 323, 334
- Palla, Ignaz, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 121
- Palla, Wenzel, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 121
- Papen, Franz von (1879—1969), dt. Politiker 224 f.
- Paracelsus, Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493—1541), Arzt u. Alchemist 261
- Patzelt, Josef, Uhrmacher in Reichenberg (Anf. 19. Jh.) 130
- Paul, Jean eig. Friedrich Richter (1763—1825), dt. Dichter 233
- Pech, Josef, Uhrmacher in Böhm.-Budweis (1844) 136
- Pekář, Josef (1870—1937), tschech. Historiker 313 f., 324, 327 f., 337
- Pekárek, Bohumil, tschech. Historiker 352
- Pelikán, Wenzel, Handwerker in Prag (Anf. 19. Jh.) 137
- Pelikán, Wenzel Paul († 1814), Uhrmacher in Prag 122
- Perenhardt, Anton, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 122
- Pešina von Čechorod, Thomas (1629—1680), tschech. Geschichtsschreiber 334
- Pestalozzi, Johann Heinrich (1746—1827), schweiz. Pädagoge 232, 246
- Peter I. d. Große, Zar v. Rußland (1682—1725) 170
- Peter, J., Uhrmacher in Nikolsburg (um 1810) 136
- Petráň, Josef (* 1930), tschech. Historiker 325
- Petrus de Crescentiis (14. Jh.), Agronom u. Waldkenner 283
- Petz, Josef, Uhrmacher in Brünn (1788) 132
- Pfeifer, Josef, Uhrmacher in Prag (um 1850) 122
- Pfeiffer, Benedikt (1793—1834), Prämonstratenser 239
- Philipp II., König v. Spanien (1556—1598) 96
- Pikardt, Karl, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 122
- Pius V., Papst (1566—1572) 96
- Placht, Franz d. Ä. (1781—?), Uhrmacher in Niemes 136
- Placht, Franz d. J. (1816—1893), Uhrmacher in Niemes 136

- Platon (428/27—348/47 v. Chr.), griech. Philosoph 249 f.
- Plechanow, Georgij Walentinowitsch (1856—1918), russ. Politiker 345
- Plener, Ernst von (1841—1923), österr. Staatsmann 194
- Plesseg, Barbara geb. Baumann (Ende 18. Jh.) 102
- Plesseg, Ferd. Franz Christoph, Schriftengießer aus Böhmen (Ende 18. Jh.) 102
- Pleterl, Anton, Uhrmacher in Prag (1. H. 18. Jh.) 122
- Plicka, Karel (* 1894), tschech. Filmregisseur, Komponist, Kunstphotograf 333
- Plötderl, Paul Johann, Uhrmacher in Prag (1. H. 18. Jh.) 122
- Pözl, Otto (* 1877), Psychiater u. Neurologe 261
- Pokorny, Johann, Uhrmacher in Reichenberg (um 1844) 130
- Polišenský, Josef (* 1915), tschech. Historiker 327
- Pompe, Antonius, Uhrmacher in Prag (um 1780) 122
- Popper, Karl R. (* 1902), Philosoph 252
- Popper-Lynkeus, Josef (1838—1921), techn. Philosoph u. Sozialreformer 231
- Posel, Josef, Uhrmacher in Brünn (1762) 132
- Preißner, Philipp, Kammerdiener d. Grafen v. Reichenstein (18. Jh.) 97
- Přemysl Ottokar II., König v. Böhmen (1253—1278) 53, 58, 321
- Preßler, Max Robert (1815—1886), Forstmann 285 f.
- Příhonský, František (1787—1859), tschech. Philosoph 239
- Prokeš, Jaroslav (1895—1951), tschech. Historiker 330
- Püschl, Josef († 1814), Uhrmacher in Prag 122
- Puk, Ignatz, Uhrmacher in Brünn (1806) 132
- Purkinje, Johannes (1787—1869), tschech. Physiologe 259
- Rádl, Emanuel (1873—1944), Kulturphilosoph 259
- Radola, Josef, Uhrmacher in Olmütz (um 1810) 133
- Rajetzki, Martin, Uhrmacher in Brünn (1825) 132
- Ránki, György, ungar. Wirtschaftshistoriker 345, 347
- Rauch, Christoph, Uhrmacher in St. Georgenthal (Mitte 17. Jh.) 136
- Rauch, Nikolaus, Uhrmacher in St. Georgenthal (Mitte 17. Jh.) 136
- Rautenstrauch, Franz Stephan (1734—1785), Benediktinerabt u. josefin. Reformator 236
- Řebíček, Franz, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 123
- Redern, Christoph von (1591—1641), Adelliger 327
- Redlich, Josef (1869—1936), österr. Jurist u. Historiker 193, 195
- Reich, Emil (1864—1940), Philosoph u. Ästhetiker 231
- Reich, Matthias, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 122
- Reicherdt, Christian, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 122
- Reichner, Franz Gallus, Uhrmacher in Prag (um 1850) 122
- Reimer, tschech. Maler (18. Jh.) 333
- Reiner, Hans, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 122
- Reinhold, Karl Leonhard (1758—1823), österr. Philosoph 229 f.
- Reininger, Robert (1869—1955), österr. Philosoph 230
- Reisner, Franz, Uhrmacher in Prag (um 1800) 122
- Rembold, Leopold (1786—1847), österr. Philosoph 234, 237, 244
- Renner, Karl (1870—1950), österr. soz.-dem. Politiker 181, 188, 349
- Renner, Mathes, Kupferschmied (um 1745) 103
- Reuse, Franz, Uhrmacher in Grulich (um 1820) 136
- Reyffer, Christoph, Uhrmacher in Prag (Mitte 17. Jh.) 123
- Reythmayr, Alois, Augsburger Bürger (um 1795) 100
- Reythmayr, Josef, Augsburger Bürger (um 1790) 100
- Rezek, Antonín (1853—1909), tschech. Historiker 323
- Řezníček, Karl, Uhrmacher in Tschaslau (1824) 136
- Ribbentrop, Joachim von (1893—1946), dt. Außenminister (1938—1945) 212, 214
- Richter, Franz Xaver (1709—1789), böhm. Komponist 333
- Richter, Ludwig August, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 123
- Richter, Rudolf Anton, Uhrmacher in Wilschau (um 1850) 136

- Rieger, Bohuš (1857—1907), tschech. Historiker 330
- Rieger, František Ladislav (1818—1903), tschech. Politiker 182
- Rienzo, Cola di (1313—1354), päpstl. Notar u. röm. Volkstribun 10
- Rilke, Rainer Maria (1875—1926), dt. Dichter 262
- Rittich, Josef, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 123
- Ritinger, Anton, Uhrmacher in Böhm.-Budweis (1824) 136
- Rmazy (?), Josef, Uhrmacher in Brünn (1806) 132
- Rösler, Franz, Uhrmacher in Reichenberg (um 1836) 130
- Roosevelt, Anne Eleanor (* 1884) 202
- Roosevelt, Franklin Delano (1882—1945), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (ab 1933) 197—207, 357
- Roosevelt, Theodore (1858—1919), amerik. Politiker, Präsident d. USA (1901—1909) 203
- Rosa, Václav Jan (1620—1689), tschech. Jesuit u. Philologe 334
- Rosenauer, Josef (1739—1805), Ingenieur, Erbauer d. Schwarzenbergschen Holzschwemmkanals 275
- Rosenberg, Alfred (1893—1946), nat.-soz. Politiker 214, 224
- Roßmayer, Wolfgang, Goldschmied (um 1730) 93 f.
- Rotbletz, Johann, Augsburger Maler (1. H. 18. Jh.) 89
- Roučka, Bohuslav, tschech. Rechtshistoriker 319
- Rudolf II., Kaiser (1576—1612) 377
- Rudolf IV. d. Stifter (1339—1365), Herzog v. Österreich 280
- Rückert, Heinrich (1823—1875), Historiker u. Germanist 165
- Rufer, Hans, Uhrmacher in Prag (um 1850) 123
- Rundt, Matthias, Uhrmacher in Brünn (1787) 132
- Russell, Bertrand Earl of (* 1872), engl. Philosoph, Mathematiker u. Soziologe 253
- Růžička, Franz, Uhrmacher in Prag (um 1800) 123
- Rygler, Michael, Uhrmacher in Pilsen (um 1660) 129
- Šafařík, Pavel Josef (tschech.), Šafárik, Pavol Jozef (slow.) (1795—1861), tschechosl. Schriftsteller 309
- Sanitzer, Hans Jakob († 1726), Uhrmacher in Prag 123
- Sartor, Georg, „Hofuhrmacher“ (Mitte 17. Jh.) 123
- Sartor, Gottfried, Augsburger Meistersinger (um 1790) 100
- Sauer, August (1855—1926), Literaturhistoriker 258
- Säuerperger, Simeon, Uhrmacher in Prag (Mitte 18. Jh.) 123
- Sauwitz, Jakob, Uhrmacher in Prag 123
- Schamal, Franz, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 123
- Schauer, österr. Politiker (1917) 192
- Schauke, Josef, Uhrmacher in Brünn (1782) 132
- Schaur, Johann Josef, Kupferstecher (um 1730) 103
- Scheffler, Johannes = Angelus Silesius (1624—1677), Mystiker u. Dichter 235
- Scheler, Max (1874—1928), dt. Philosoph u. Soziologe 233
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1775—1854), dt. Philosoph 87, 230, 237, 244 f., 259
- Schiffler-Miller, Ignatius, Uhrmacher in Prag (Mitte 18. Jh.) 123
- Schiller, Friedrich von (1759—1805), dt. Dichter 229, 237, 241
- Schlansky (Schlanß, Schanski), Anton, Augsburger Buchdrucker (18. Jh.) 102
- Schlansky, Juliana geb. Gruber (18. Jh.) 102
- Schlegel Friedrich (1772—1829), dt. Philosoph 237
- Schleicher, Kurt von (1882—1934), dt. General 225
- Schlesinger, Ludwig (1838—1899), Historiker 329
- Schlesinger, Walter (1881—1961), Direktor d. „Bundes der Deutschen“ 310
- Schlick, Moritz (1882—1939), dt. Philosoph 258
- Schlüter, Otto (* 1872), Geograph 267
- Schmeisser, Wenzel, Uhrmacher in Prag 123
- Schmid, Ferdinand († 1826), Uhrmacher in Prag 123 f.
- Schmid, Heinrich Felix (* 1896), dt. Slavist u. Rechtshistoriker 316
- Schmid, Ignaz, Uhrmacher in Elbogen 136
- Schmidt, Hans, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 124
- Schmidt, Johann Nep. (1768—1854), Theologe 77

- Schmidt, Johann, Uhrmacher in Reichenberg (um 1846) 130
- Schmierer, Jerg, Kistler (um 1700) 102
- Schönerer, Georg Ritter von (1842—1921), österr. Politiker 216
- Schönfeld, Ferdinand Graf von (1750—1821) 106
- Schopenhauer, Arthur (1788—1860), dt. Philosoph 230, 242 f., 247
- Schreibelmajer, Josef, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 124
- Schreiblmajer, Simeon († 1791), Großuhrmacher in Prag 124
- Schreitmayer, Franz, Uhrmacher in Prag (Ende 17. Jh.) 124
- Schrenk, Alois Josef von (1802—1849), Fürstbischof v. Prag (ab 1838) 240
- Schrieth, Franz, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 124
- Schritter, Franz Xav., Großuhrmacher in Prag (18. Jh.) 124
- Schröbeck (Tschebik), Josef, Goldschmied aus Böhmen (18. Jh.) 99
- Schröbeck, Maria Anna Elisabeth geb. Betle (18. Jh.) 99
- Schrumpf & Sohn L., Uhrmacher in Brünn (um 1850) 132
- Schrumpf, Leopold, Uhrmacher in Brünn (1825) 132
- Schubert, Niklas, Augsburger Bürger (17. Jh.) 101
- Schuler, Alfred (1865—1923), Privatgelehrter 165 Anm. 9
- Schumpeter, Joseph Alois (1883—1950), Wirtschaftswissenschaftler u. Soziologe 261
- Schuschnigg, Kurt Edler von (* 1897), österr. Staatsmann 224
- Schwartz, Georg, Uhrmacher in Brünn (1785) 132
- Schwendfeld, Caspar (1563—1609), schles. Arzt u. Botaniker 268
- Sedelmayer, Georg, Goldschmied aus Augsburg (Anf. 18. Jh.) 103
- Sedláček, Augustin (1843—1926), tschech. Historiker 314
- Seibt, Ferdinand (* 1927), Historiker 321
- Seibt, Karl Heinrich (1735—1806), Pädagoge 236, 299
- Seidler von Feuchtenegg, Ernst (1862—1931), österr. Staatsmann 193 f.
- Seidler, Godfried, Uhrmacher in Prag (um 1780) 124
- Seidler, Gottfried, Uhrmacher in Böhm.-Leipa (1. H. 19. Jh.) 136
- Seidler, Mates, Uhrmacher in Beraun (um 1825) 136
- Sensenschmid, Johann, Buchdrucker aus Eger (15. Jh.) 102
- Seton-Watson, Robert William (1879—1949), engl. Historiker 323
- Seydelmann, Hans, Uhrmacher in Pilsen (um 1670) 129
- Singer, Hans, Uhrmacher in Pilsen (1756—1778) 129
- Skála ze Zhoře, Paul (1583—1639/40), tschech. Kirchenhistoriker 327, 334
- Škop, Anton, Uhrmacher in Chotzen (um 1840) 136
- Škréta, Carl (1610—1674), Maler 333
- Sladký, Jan gen. Kozina († 1695), Chodenführer 327
- Slánský, Rudolf (1901—1952), tschech. Parteifunktionär 368
- Slavík, Jan (* 1885), tschech. Historiker 314
- Slaviková-Veselá, tschech. Naturwissenschaftlerin 266
- Šmelhaus, Vratislav, tschech. Historiker 280
- Smetana, Augustin (1814—1851), Philosoph 234
- Smetana, Bedřich (1824—1884), tschech. Komponist 174 Anm. 38, 333
- Šmidke, slowak. Widerstandskämpfer 367
- Sobieslav II. († 1180), Herzog v. Böhmen (1173—1178) 320
- Sokrates (470—399 v. Chr.), griech. Philosoph 231
- Solov'jov, Vladimir Sergejevič (1853—1900), russ. Philosoph u. Dichter 167 f.
- Sommer, Josef, Uhrmacher in Jungbunzlau (1824) 136
- Sommer, Josef, Uhrmacher in Prag (1847) 124
- Sommer, Josef, Handwerker in Prag (Mitte 19. Jh.) 137
- Sonnenfels, Joseph Frh. von (1733—1817), österr. Kameralist u. Theaterschriftsteller 237
- Soratroj, Katharina geb. Korzinek (1815—1831) 100
- Sorg, Kolman, Goldschmied in Brünn (um 1570) 103
- Soustružník, Hans, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 124
- Spaczek, Anton, Uhrmacher in Pilsen (Anf. 19. Jh.) 129
- Spann, Othmar (1878—1950), österr. Sozialwissenschaftler u. Philosoph 261 f.

- Spencer, Herbert (1820—1903), engl. Philosoph 259
- Spengler, Oswald (1888—1936), Geschichtsphilosoph 164 f., 174
- Spiegel, Ludwig (1864—1926), suddt. Politiker 193
- Spinoza, Benedikt (1632—1677), niederländ. Philosoph 247, 261
- Spitra, Franz, Uhrmacher in Kolin (um 1800) 136
- Spurny, Alois, Uhrmacher in Brünn (1827) 132
- Spurný, Johann, Uhrmacher in Brünn (1808) 132
- Spurný, Josef, Uhrmacher in Brünn (1790) 132
- Spurný, Wenzel, Uhrmacher in Troppau (um 1810) 133
- Stadlberger, Johann Bernhard, Augsburger Buchdrucker (18. Jh.) 102
- Staff, Johann, Uhrmacher in Brünn (1824) 132
- Stalin, Josef Wissarionowitsch (1879—1953), sowjet. Staatsmann 200, 202, 207, 315, 326, 356 f., 370 f.
- Stamitz, Johann Wenzel Anton (1717—1757), dt.-böhm. Komponist u. Violinist 333
- Stanzel, Dominik, Uhrmacher in Brünn (1803) 132
- Stanzel, Johann, Uhrmacher in Brünn (1763) 132
- Stanzel, Karl, Uhrmacher in Brünn (1829) 132
- Štastný, O., Uhrmacher in Prag 124
- Štastný, V., Uhrmacher in Prag 124
- Stechanovský, Franz, Uhrmacher in Prag (2. H. 18. Jh.) 124
- Stefanides, Uhrmacher in Prag (1. H. 18. Jh.) 124 f.
- Steinacher, Hans (* 1896), Präsident des VDA 214
- Stelker, Benedikt, Uhrmacher in Brünn (1780) 132
- Stelzig, Andreas, aufständ. Bauer (18. Jh.) 327
- Štěpánek, Miroslav (* 1934), tschech. Archäologe 320
- Stepling, Josef (1716—1778), Jesuit, Mathematiker u. Philosoph 238
- Stifter, Adalbert (1805—1868), Dichter 232—234, 236, 238, 240, 246
- Still, Johann Jakob, Augsburger Bildhauer (um 1680) 103
- Stimson, Henry Lewis (1867—1950), amerik. Politiker 200, 202, 205
- Stöhr, Adolf (1855—1921), österr. Philosoph 261
- Storchenfeld, Hans († 1844), Uhrmacher in Prag 125
- Stránský, Paul (1582—1657), Schriftsteller 334
- Strasser, Otto (* 1897), dt. Politiker 226
- Stříbrný, Jiří (1880—1958), tschech. Politiker 304
- Strouhal, Ferdinand, Uhrmacher in Tabor (um 1810) 136
- Strunner, Ferdinand, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 125
- Stürgkh, Karl Reichsgraf (1859—1916), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1911—1916) 188, 190, 193
- Štulc, Václav Svatopluk (1814—1887), kath. Priester u. Dichter 239
- Stumpf, Carl (1848—1936), Philosoph 255, 258
- Štvrtecká, A., tschech. Historiker 352
- Suchý, Karl, Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 125
- Sudek, Josef (* 1896), tschech. Fotograf 333
- Süteck, Josef, Uhrmacher in Prag (2. H. 18. Jh.) 125
- Summerecker, Franz, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 125
- Šusta, Josef (1874—1945), tschech. Historiker 312—314, 318
- Sutter, Berthold (* 1923), Historiker 343
- Sutter, Christof, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 125
- Svoboda, Ludvík (* 1895), tschech. General 369
- Swatopluk, Fürst v. Großmähren (871—894) 89, 172
- Swieten, Gerard van (1700—1772), Arzt 236
- Sychrowský, Wenzel, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 125
- Taaffe, Eduard Graf von (1833—1895), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1879—1893) 180, 341, 348
- Taucha, Anton, Uhrmacher in Schönlinde (um 1820) 136
- Tausch, Alois, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 125
- Teis, Ignaz, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 125
- Temerich, Hans Georg, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 125
- Tessin, Nikodemus d. J. (1654—1728), schwed. Baumeister 377—379, 382

- Thaler, Josef, Uhrmacher in Brünn (1804) 132
- Thun, Leo Graf von (1811—1888), Statthalter in Böhmen (1848) 238, 245
- Tiso, Jozef (1887—1947), slowak. Politiker u. Staatspräsident (1939—1945) 361 f., 367
- Titta, Josef Wenzel (1863—1923), suddt. Politiker 192
- Toggenburg, Friedrich Graf (1866—1956), österr. Politiker 194
- Tomaschek, Hans, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 126
- Tomášek, Wenzel († 1827), Uhrmacher in Prag 126
- Tomek, Václav Vladivoj (1818—1905), tschech. Historiker 311 f., 323
- Trauttmansdorff, Adam Mattias Graf von (1617—1684), Statthalter v. Böhmen 129
- Trauttmansdorff, Graf (1936/37) 223
- Treffler, Hans I., Uhrmacher in Prag (1. H. 19. Jh.) 126
- Trefler, Hans II., Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 126
- Trefler, Josef (1771—?), Uhrmacher in Prag 126
- Trefler, Sebastian, Uhrmacher in Prag (Mitte 18. Jh.) 126
- Trěštlík, Dušan (* 1933), tschech. Historiker 320
- Tröger, Peter, Uhrmacher in Asch (um 1800) 136
- Tschaadajew, Peter Jakowlewitsch (1794—1856), russ. Geschichts- u. Religionsphilosoph 170
- Tschenek, Franz, Buchbinder aus Prag (Ende 18. Jh.) 102
- Tschenek, Maria Franziska geb. Hauter (Ende 18. Jh.) 102
- Tschirschky, österr. Diplomat (um 1910) 186 f.
- Tuček, Matthias Franz, Großuhrmacher in Prag (18. Jh.) 126
- Tuchatschewskij, Michail Nikolajewitsch (1893—1937), sowjet. General 224
- Türschmid, Adalbert, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 127
- Uhl, Josef, Uhrmacher in Prag (18. Jh.) 127
- Uhl, Sebastian, Uhrmacher in Prag (2. H. 18. Jh.) 127
- Ulbrich, Franz († 1849), Uhrmacher in Prag 127
- Unkrechtsberg, Eduard Ritter von (1790—1870), Astronom 132
- Urban, Karl (1865—1940), österr. Politiker 192 f.
- Urbánek, Rudolf (* 1887), tschech. Historiker 337
- Urfus, Valentin, tschech. Rechtshistoriker 319
- Ursinus (eig. Beer), Zacharias (1534—1583), reformierter Theologe 75
- Utitz, Emil (1883—1956), Kultur- u. Kunstphilosoph 255 f., 260
- Vaccani, Iacopo de, Baumeister (Anf. 17. Jh.) 377
- Vacek, František (1858—1940), tschech. Historiker 314
- Valter, Aegidius, Uhrmacher in Prag (2. H. 18. Jh.) 127
- Vaněček, Václav (* 1905), Rechtshistoriker 295, 314, 316—320, 330
- Veibyl, Johann, Wiener Goldschmied (17. Jh.) 95
- Veichter, Uhrmacher in Brünn (um 1780) 132
- Verhelst, Placidus, Zeichner 97
- Viehauser, Franz Josef, Augsburger Goldschmied (18. Jh.) 98
- Viererbl, Karl, suddt. NS-Politiker 226
- Vinařický, Karel Alois (1803—1869), tschech. Schriftsteller 239
- Vives, Juan Luis (1492—1540), span. Humanist, Philosoph u. Pädagoge 74
- Vlček, Jaroslav (1860—1930), tschech. Literaturhistoriker 335
- Vodráike, Josef, Uhrmacher in Kalivody (um 1840) 136
- Vogl, E. M., Uhrmacher in Prag 127
- Voigt, Adaukt (1733—1787), Geschichtsforscher, Numismatiker 299
- Vojslava, Mitgründerin d. Klosters Chotieschau (1197) 33
- Volkmaier, Heinrich, Augsburger Bürger (17. Jh.) 101
- Volkmann, Wilhelm Fridolin von (1821—1877), Philosoph u. Psychologe 247
- Volný, Jiří († 1745), tschech. Dichter 335
- Volný, Václav, tschech. Dichter (18. Jh.) 335
- Vries, Adriaen de (ca. 1560—1627), niederländ. Bronzebildner 381, 382 Anm. 23
- Wachter, Bernard, Uhrmacher in Brünn (1779) 132

- Wachter, Franz Xaver, Uhrmacher in Brünn (1769) 132
- Wachter, Johann Georg, Uhrmacher in Brünn (1744) 132
- Wachter, Josef, Uhrmacher in Prag (Ende 18. Jh.) 127
- Wagenpfeil, Peter, Uhrmacher in Tropau (um 1750) 133
- Wagka, Anton, Uhrmacher in Böhm.-Budweis (1814) 136
- Wagner, Richard (1813—1883), Komponist 247, 256
- Wahrmund, Ludwig (1860—1932), Kirchenrechtler 234
- Waldk, Ignaz († 1729), Uhrmacher in Prag 127
- Wallenstein, Albrecht von (1583—1634), Fürst, kaiserl. Feldherr 271
- Walter, Friedrich (* 1896), österr. Historiker 346
- Walter, Hans († 1851), Uhrmacher in Prag 127
- Wathele, Agidi, Uhrmacher in Prag (um 1730) 127
- Wegschichter, Franz, Uhrmacher in Brünn (1813) 132
- Weidner, Hans Benedikt, Kistler (Anf. 18. Jh.) 102
- Weidner, Johann Jakob David aus St. Joachimsthal (Ende 17. Jh.) 101 f.
- Weidner, Maria geb. Gschwindtner (17. Jh.) 102
- Weilhardt, Michael († 1802), Uhrmacher in Prag 127 f.
- Weinert, Josef, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 128
- Weishaubt, Franz, Uhrmacher in Prag (Mitte 18. Jh.) 128
- Weißhaupt, Anton, Uhrmacher in Karlsbad (1814) 136
- Weißhaupt, Mathes, Uhrmacher in Karlsbad (um 1840) 136
- Weißshepel, Sebastian, Olmützer Kürschnermeister (16. Jh.) 103
- Weizsäcker, Ernst Frh. von (1882—1951), dt. Diplomat 215
- Weller, Johann Georg, Augsburger Maler (1. H. 18. Jh.) 93
- Welles, Sumner (* 1892), amerik. Diplomat 200, 202
- Weltsch, Felix (* 1884), Bibliothekar, Philosoph 260
- Wenedikter, Hofrat (um 1917) 192
- Wenzel I., König v. Böhmen (1230—1253) 277
- Wenzel II., König v. Böhmen (1278—1305) 58, 271
- Wenzig, Josef (1807—1876), Schriftsteller, Schulmann u. Parlamentarier 238
- Werfel, Franz (1890—1945), Dichter 260
- Wertheugel, Josef, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 128
- Wetzel, Johann Anton, Augsburger Glaser (Anf. 19. Jh.) 100
- Wetzel, Johann Michael, Augsburger Glasermeister (18. Jh.) 100
- Wiberal, Matthias, Uhrmacher in Brünn (1799) 132
- Wieland, Christoph Martin (1733—1813), dt. Dichter 229
- Wild, Jakob, Augsburger Goldschmied (um 1640) 94
- Wilfarth, Wenzel, Uhrmacher in Prag 128
- Wilhelm II. (1859—1941), dt. Kaiser 203
- Willenbacher, Alois, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 128
- Willenbacher Josef († 1834), Uhrmacher in Josefstadt 136
- Willmann, Otto (1839—1920), kath. Pädagoge u. Philosoph 248
- Wilson, Hugh Robert (1885—1946), amerik. Botschafter 205
- Wilson, Thomas Woodrow (1856—1924), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (1913—1921) 198, 201, 203, 205
- Windt, Christian Johann, Uhrmacher in Prag (Anf. 18. Jh.) 128
- Winter, Eduard (* 1896), Historiker 241, 261, 329
- Witschel, Vinzenz, Uhrmacher in Prag (Mitte 19. Jh.) 128
- Witter, Christian, Uhrmacher in Prag (um 1680) 128
- Wittgenstein, Ludwig (1889—1951), Philosoph 232
- Wohack, Kaspar, Goldschmied aus Böhmen (um 1795) 99
- Wohack, Maria Josefa geb. Berchtold (um 1800) 99
- Wolff, Christian (1679—1754), dt. Philosoph 238
- Wollmann, Franz, Uhrmacher in Prag (Anf. 19. Jh.) 128
- Wundt, Wilhelm (1832—1920), Psychologe u. Philosoph 260
- Zahradník, Vinzenz (1790—1836), tsched. Philosoph u. Dichter 239
- Zanthier, H. D. v., dt. Kameralist (18. Jh.) 284

- Zeckel, Johann (†1728), Goldschmied 95—97
 Zeckel, Johann Karl, Goldschmied (um 1790) 97, 99
 Zeckel, Johann Karl Leonhard, Goldschmied (18. Jh.) 97
 Zeckel, Johann Michael, Goldschmied (18. Jh.) 97
 Zeckel, Maria geb. Sahler (um 1690) 95
 Zeckel, Maria Katharina geb. Siegl (18. Jh.) 97
 Zeckel, Maria Rosalia geb. Preißner (18. Jh.) 97
 Zeidler, Franz, Uhrmacher in Karlsbad (um 1840) 137
 Želízko, Augustin, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 128
 Želízko, Hans, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 128
 Želízko, Karl, Uhrmacher in Prag (19. Jh.) 129
 Zelnicins, Bartholomäus, Klosterhauptmann in Welehrad (um 1700) 89
 Zenker, Ernst Viktor (1865—1946), österr. Politiker u. Sozialphilosoph 231
 Zhaněl, Stanislav, tsched. Jurist 314
 Ziller, Tuiskon (1817—1882), Pädagoge u. Philosoph 246
 Zimmermann, Robert (1824—1898), Philosoph 239, 243, 245—248
 Zippe, Augustin (1747—1816), kath. Geistlicher u. Aufklärer 236
 Zirnich, Ignaz, Uhrmacher in Böhmen (1831) 132
 Zirnich, Libor, Uhrmacher in Brünn (1825) 132
 Zirník, Karl, Uhrmacher in Brünn (1803) 132
 Žižka von Trocnow, Jan (ca. 1370—1424), Hussitenführer 58, 170, 337
 Zutter, Zacharias Vital, Uhrmacher in Prag (um 1735) 129
 Zycha, Adolf (1871—1948), Rechtshistoriker 281

STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Adel, Adelsherrschaft 189, 307—322, 324, 328, 330, 332
 Agrarreform s. Bodenreform
 Alchemie 86 f.
 Alldeutscher Verband 301 f.
 Allslawischer Bund 174—176
 Altschechen 181 f.
 Amerika 323, (Nord-) 338, 342
 Antike 165
 Arbeiterbewegung 300 f.
 Arbeiterklasse, Arbeiterstand 184, 189, 195, 354
 Arbeitslosigkeit 304, 362
 Architektur 324, 332 f., 377—382
 Astrologie 86
 Astronomie 85, 87
 Aufklärung 235—237, 326
 Ausgleich, Ausgleichspolitik 183, 188, 190, 193, 195, 215, 340—351
 Außenhandel, tschechosl. 383, 389—392
 Austroslawismus 171 Anm. 30, 176
- Baden 203, 282
 Barock, Barockzeit 235, 324, 332, 379—382
 Bauernaufstände 298, 325, 327 f.
 Baukunst 332, 377—382
 Bayern 88, 141, 151 f., 203
 Bergbau 29 f., 299
 Biedermeier 236, 243
 Bienenzucht 277
 Bildhauerkunst 100, 103, 333
 Bildungsprogramm s. Erziehungsprogramm
 Bodenreform 186, 282, 366, 370
 Böhmerwald 266, 268, 270, 276
 Bolschewismus 224
 Bosnien 180, 185, 350
 Bourgeoisie, tschechische 301 f., 304, 358, 361, 366
 Brüdergemeinde 74, 236, 335
 Buchdruckerkunst 102
 Bürgertum 180, 189, 195, 304, 307, 310 f., 328, 341, 369
- Christentum 166, 168 f., 173
- Dänemark 203
 Dalmatien 348
- Demokratie, Demokratisierung 182 f., 203 f., 217, 349, 371
 Deutsche Fortschrittspartei 193
 Deutschland 169 Anm. 24, 197, 202 f., 206, 210 f., 213, 218, 222, 227, 275, 278, 284, 309 f., 358 f., 363, 365, 367
 Deutschtum 165 Anm. 7, 171 Anm. 31, 208, 214
 Diphthongierung 16 f.
 Dreißigjähriger Krieg 74 f., 105, 237, 324, 326 f., 331
- England 157, 220, 280, 323, 356 f.
 Erzgebirge 266
 Erziehung, Erziehungsprogramm 78 f., 83 f.
 Exilregierung, Londoner 197, 205, 207, 354, 358, 367
- Familiennamen 14, 19, 23, 25, 31 f., 45—53, 56 f., 66—69, 161
 Faschismus 177 Anm. 45, 358
 Feudalgesellschaft, Feudalherrschaft, Feudalismus, Feudalordnung 176, 310, 312, 315 f., 319
 Fiumaner Resolution 186
 Flurnamen 159—161
 Forstwesen, Forstwirtschaft 265—287
 Frankreich 203, 205, 218, 224, 322, 356 f.
 Französische Revolution 309
 Frühkapitalismus 329
 Fundamentalartikel 180
- Galizien 150, 185, 348
 Gegenreformation 235, 237, 336
 St. Germain, Vertrag von 304
 Germanisierung 171, 211, 228, 333, 348
 Geschichtsschreibung, -wissenschaft 288—372
 Glaserhandwerk, Glashüttenwesen, Glasindustrie 100, 299, 329
 Goldschmiedehandwerk, Goldschmiedekunst 93—100, 102 f.
 Gotik 332 f.
 Großbritannien 182, 204 f., 216
 Großmährisches Reich 89, 172, 319
- Handel 383, 385—392
 Hegelianismus 230, 360

- Herbartianismus 230, 236, 243—248
 Herkunftsnamen 28, 32, 50
 Herzegowina 180, 185, 350
 Hessen 282
 Heydrich-Attentat 355
 Historiographie s. Geschichtsschreibung
 Holzwirtschaft 271 f.
 Humanismus 9 f., 334
 Hussitenkriege 9, 28, 236, 281
 Hussitentum, Hussitismus 168, 170, 172 f.,
 297, 326, 335, 337
 Import, tschechosl. 389 f.
 Industrialisierung 184, 275, 332, 346, 348
 Industrie, Industriegesellschaft, Industrie-
 produktion 273 f., 329, 348 f., 366, 370,
 384, 388, 393
 Industrielle Revolution 273, 275, 292, 338
 Islam 173
 Italien 151

 Jagdwesen 277—280
 Jalta-Konferenz, Jalta, Abkommen von
 198, 201, 204, 357
 Japan 342, 345
 Jesuiten, Jesuitenorden 334 f., 378
 Josefinismus 329
 Jugoslawien 357
 Jungtschechen 182

 Kärnten 348
 Kanada 345
 Kanzleisprache, deutsche 9—30, 279
 Karpaten-Ukraine 358
 Kaschauer Programm 370 f.
 Katholizismus 170, 335, 362 f.
 Klassenkampf 291, 325 f.
 Kleine Entente 218, 223, 225
 Komintern 355
 Kommunismus 290
 Kommunistische Partei 302 f., 354, 366—
 368, 370 f.
 Kongreß, Berliner 179 f.
 Konsonantenschwächung, binnenhochdeut-
 sche 21, 24 f.
 Krain 348
 Krimkrieg 183
 Kunst, Kunsthandwerk 88—137, 332 f.

 Landesausbau, deutscher 12, 149, 267,
 292, 317
 Landwirtschaft 299, 328, 338
 Lautverschiebung, zweite 21, 24, 140
 Leibeigenschaft 328 f.
 Leninismus 176, 315
 Liberalismus 170, 181, 342 f.

 Literatur 333, 335—337
 Locarno-Pakt, Locarno-Verträge 215, 217,
 222
 Luthersprache 9
 Luthertum 236

 Madjarisierung 171
 Mährischer Ausgleich 193
 Malerei 88—93, 333
 Marxismus 176, 189, 203, 236, 291, 300,
 302, 315, 329, 345
 Mathematik 85, 87, 232, 241
 Meißen, Mark 148
 Merkantilismus 272
 Messianismus 166, 168, 176
 Minderheiten, Minderheitenfrage, Minder-
 heitenrechte 193, 214, 216, 221, 358
 Minderheitenpolitik, tschechische 303
 Morgenthauplan 202
 Münchner Abkommen 206—208
 Mundart 9—12, 15—18, 20—22, 24—30,
 140, 144, 147—149, 152 f., 155 f., 158
 Musik 100—102, 333
 Mystik 83

 Nationalismus, Nationalstaat 163, 167,
 177, 183, 188, 191, 196, 218, 290, 303,
 305, 307, 346, 349, 361 f.
 Nationalitäten, Nationalitätenfrage, Na-
 tionalitätenstaat 185, 192, 216, 218, 347
 Nationalitätenkampf, Nationalitätenstreit
 184, 348
 Nationalpolitik, tschechische 182, 343
 Nationalsozialismus 214, 218, 303
 Naturwissenschaften 83—87
 Neabsolutismus 180, 342
 Norddeutscher Bund 168
 Norwegen 357

 Oberpfalz 159
 Orgelbau 100—102
 Orthodoxie 163 f., 168—170, 173 f., 176 f.
 Ortsnamen 14, 17, 19, 22, 26, 141, 145 f.,
 150 f., 161
 Ostsiedlung, deutsche 10
 Ostwanderung, deutsche 292, 295

 Pädagogik 73, 78, 80, 83, 229, 245 f., 261
 Panslawismus 163—178
 Pansophie 75 f., 78, 80, 83, 87
 Partisanenkampf 355, 366 f.
 Personennamen 22, 146, 158
 Philosophie 74, 84—87, 229—264
 Physik 83 f., 86 f.
 Pietismus 73

- Polen 169, 170 Anm. 27, 172 Anm. 33 u.
 34, 173, 203, 219, 222, 277, 348, 357
 Polenfeldzug 357
 Pommern 148
 Potsdamer Abkommen 207
 Preußen 203
 Proletarisierung 186
 Protestantismus 234, 236
 Psychologie 231 f., 234, 245—247, 249—
 251, 253, 262
 Rechtswissenschaft 330
 Reformation 74, 82, 235, 298, 324
 Renaissance 332 f.
 Restauration, katholische 237, 239, 243
 Riesengebirge 268, 270, 275
 Rodung 279
 Romantik 159, 236, 241
 Rosenkreuzerbewegung 73
 Rote Armee 367
 Rufnamen 31, 69
 Rumänien 346, 367
 Rußland 165 Anm. 7, 168, 169 Anm. 24,
 170—177, 277, 342, 368
 Ruthenien 219

 Sachsen 203
 Schriftsprache 9 f., 15, 17, 20, 27, 147—149
 Schulpflicht, allgemeine 78
 Schulwesen 77, 79, 347 f.
 Schwaben 88
 Schweiz 152, 161
 Selbstbestimmungsrecht 186, 197, 203, 207,
 209, 212, 216, 228, 304
 Serbien 171, 311
 Siebenbürgen 140, 152, 156
 Skandinavien 148, 157
 Slawentum 165 Anm. 7, 169, 170 Anm.
 27, 171, 173—175, 177, 180, 182
 Slawisierung 170, 181
 Slowakei 140, 143, 150, 219, 333, 359,
 361—369
 Sowjetunion 197, 202—204, 212, 315,
 356 f., 366 f., 371, 389—391
 Sozialdemokraten, Sozialdemokratie 180—
 182, 190, 366 f.
 Sozialismus 300 f., 315, 370 f.
 Sozialpolitik, Sozialreform 182, 184
 Spanischer Bürgerkrieg 224
 Sprachenfrage, Sprachengesetze, Sprachen-
 streit 181, 191 f.
 Sprachforschung 9—30
 Sprachinseln 12, 18, 20, 22—28, 140 f.,
 147—151
 Sprachverordnungen, Badenische 343
 Staatsrecht, Böhmisches 183
 Städtewesen 293 f.
 Steiermark 348
 Sudetendeutsche Heimatfront (SdH) 219
 Sudetendeutsche Partei (SdP) 220 f., 303

 Taufnamen 31 f., 41—45, 56, 64—66, 69
 Textilindustrie 329
 Theologie 74, 80, 85, 87
 Thüringen 148, 156, 203
 Tirol 348
 Tschechentum 173
 Tschechoslowakische Republik, Erste 282,
 302—304, 358, 361, 366
 Zweite 361, 369
 Tuchmacherei 29 f.
 Türkei 169

 Uhrmacherkunst 105—137
 Ungarn 219, 341—351
 USA s. Vereinigte Staaten v. Amerika

 Vatikan 367
 Vereinigte Staaten von Amerika 197—199,
 203—207, 345
 Versailler Vertrag 198, 212 f., 218
 Vertreibung d. Sudetendeutschen 197, 203,
 206, 358
 Völkerbund 212, 216—218, 222
 Völkerwanderung, Völkerwanderungszeit
 145
 Volksdichtung, Volkspoesie 335—337
 Volkstum, Volkstumspolitik 210, 214 f., 226

 Wahlrecht, Wahlreform 180, 182, 184,
 189
 Walachei 346
 Warschauer Aufstand 367
 Weimarer Republik 214, 217 f.
 Weißen Berg, Schlacht am 236, 298 f.,
 324 f., 333, 337
 Weltkrieg, Erster 179, 184, 189, 229, 332,
 234, 260, 286, 350, 368
 Zweiter 140, 155, 176, 197, 199, 204,
 228, 234, 260, 274, 276, 323, 350
 Weltwirtschaftskrise 216, 304
 Wirtschaft, Wirtschaftsentwicklung, Wirt-
 schaftspolitik 304, 331, 345, 348, 383—393
 Wohnstättennamen 32, 50 f.
 Wortausgleich 26 f.
 Württemberg 203, 282

 Zunamen s. Familiennamen
 Zunft, Zunftordnung, Zunftwesen 88, 93,
 100, 106 f., 133, 137
 Zuwanderung, deutsche 292—294, 299